ZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN ALPEN-VEREINS 1926

(1926)
Vol. 57
E 10
TRAV
ER.
16130

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_KV-351-546

Zeitschrift des

Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Band 57

Jahrgang 1926

*

Blick in das Val Lasties (Sellagruppe) nach einer Originalradierung von Hans Figura

Mit Genehmigung des Verlages Fritz Mandel, Wien

Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Geleitet von Hanns Barth

Band 57

Jahrgang 1926

München 1926

Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Hergestellt durch F. Bruckmann A.G. in München. In Kommission für den Buchhandel bei der J. Lindauerschen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten

Buch- und Mattdruck,
sowie Herstellung der Klischees von F. Bruckmann A.G. in München
Papier der Scheufelenschen Papierfabrik in Oberlenningen

Inhaltsverzeichnis

Seite

1. Prof. Dr. R. v. Klebelsberg, Innsbruck: Bau und Bild der Südtiroler Dolomiten 1
2. Dr. Heinrich Handel-Mazzetti, Wien: Das Edelweiß und seine Herkunft ... 10
3. Max Rohrer, München: Hermann von Barth. Zur 50. Wiederkehr seines Todestages 23
4. Dr. Paul Tschurtschenthaler, Bozen-Gries: Das Bauernjahr im Sarntal 30
5. Dr. Hans Kiene, Bozen: Aus den Sarntaler Alpen 61
6. Dr. Max Ebeling, Frankfurt a. O.: Isländische Bergfahrten 95
7. Max Hegele, Stuttgart: Auf Segantinis Spuren 114
8. Dr. Eugen Allwein, München: Seltenes und Neues aus den Westalpen 134
9. Fritz Malcher, Baden bei Wien: Die Marmolata-Wacht im Winter 1915—1916 158
10. Ing. Eduard Pichl, Wien: Die Bergwelt um den Wolayer See und den Hochweißstein. Fortsetzung und Schluß aus der Zeitschrift 1925 170
11. Dr. Franz Rudovsky, Wien: Über die westliche Karnische Hauptkette 188
12. Alfred Queitsch, Zittau: Die Zittauer Hütte im Reichenspitzgebiet 209
13. Wilhelm Lehner, Regensburg: Bergfahrten auf der Reiteralpe 239
14. Robert Hüttig, Graz: Winter im Toten Gebirge 257
15. Hermann Einsele, München: Vom Leoganger Steinberg 267
16. Dr. Norbert Lichtenecker, Wien: Bau und Formenschatz des Loferer und des Leoganger Steinbergs 290

Bilder

1. Blick in das Val Lasties (Sellagruppe). Nach einer Originalradierung von Hans Figura, Wien. Autotypie von C. Angerer & Göschl, Wien ..... Titelbild
2. Langkofelgruppe und Seiseralm als Musterbild der Dolomitenlandschaft. Lichtbild von Lorenz Fränzl, Bozen 5
3. Die Geißlerspitzen von der Broglesalm als Musterbild des Dolomitenaufbaus. Lichtbild von Lorenz Fränzl, Bozen 5
4. Langkofelgruppe und Sella vom Pordoijoch. Lichtbild von Lorenz Fränzl, Bozen .. 6
5. Blick vom Pordoijoch über das obere Buchensteiner Tal (Araba) gegen Conturinesspitze. Lichtbild von Lorenz Fränzl, Bozen 6
6. Leontopodium nivale auf der Majella in den Abruzzen. Lichtbild von Dr. Heinrich Handel-Mazzetti, Wien 19
7. Leontopodium Souliei in einem Quellsumpf bei Hsiao-Dschungdien in NW-Yünnan, China. Lichtbild von Dr. Heinrich Handel-Mazzetti, Wien 19
8. Leontopodium Dedekensii (v.) und die immortellähnliche Anaphalis chlamydophylla. Lichtbild von Dr. Heinrich Handel-Mazzetti, Wien 20
9. Leontopodium Sinense (r.) und subulatum var. Bonatii. Lichtbild von Dr. Heinrich Handel-Mazzetti, Wien 20
10. Sarntalerin zu Pferd. Lichtbild von Hanns Barth, Wien 37
11. Bauerntypen aus dem Sarntale. Lichtbilder von J. F. Amonn, Bozen 38
12. Tatschspitze von der Sulzspitze aus. Lichtbild von Karl Felderer, Bozen 71
13. Durnholz. Lichtbild von Karl Felderer, Bozen 72
14. Übergang über den Breithamerkur-Jökull. Lichtbild von Dr. Max Ebeling, Frankfurt a. O. 105
15. Rechter Arm des Thoroddsengletschers. Lichtbild von Dr. Max Ebeling, Frankfurt a. O. 105

Seite

16. Thoroddsengletscher. Lichtbild von Dr. Max Ebeling, Frankfurt a. O. 106
17. Isländischer Bauernhof Nupsstathur. Lichtbild von Dr. Max Ebeling, Frankfurt a. O. 106
18. Blick vom Schafberg gegen den Piz Julier. Lichtbild von Max Hegele, Stuttgart. 123
19. Das Dreigestirn Bernina-Scerscen-Roseg von der Fuorcla Surlej. Lichtbild von Max Hegele, Stuttgart 123
20. Die Sciora von Soglio aus. Lichtbild von Max Hegele, Stuttgart 124
21. Die Landschaft der „Frühlingsweide" bei Maloja. Lichtbild von Max Hegele, Stuttgart 124
22. Alg. Noir de Pétéret und Dames Anglaises. Lichtbild von Dr. A. F. Gruenwald, Köln 141
23. Alg. Blanche de Pétéret (Nordostflanke), Lichtbild von Dr. A. F. Gruenwald, Köln. 141
24. Dent d'Hérens (Nordwand). Lichtbild von Prof. W. Paulcke, Karlsruhe 142
25. Breithorn (Nordwand). Lichtbild von L. Kröner, München 151
26. Der Montblanc. Brenvaflanke vom Brenva-Gletscher. Lichtbild von Adolf Frank, München 152
27. Marmolata (Südseite) von Contrin. Lichtbild aus der Kriegsbildersammlung des Kartographischen Instituts in Wien 161
28. Marmolata, Punta Rocca. Lichtbild aus der Kriegsbildersammlung des Kartographischen Instituts in Wien 161
29. Marmolata von Norden (Winter). Lichtbild aus der Kriegsbildersammlung des Kartographischen Instituts in Wien 162
30. Großer und Kleiner Kinigat. Lichtbild von Otto Schmitt, Wien 195
31. Auf der Luggauer Alm mit Torkaarspitze und Lummern. Lichtbild von Otto Schmitt, Wien 196
32. Monte Peralba-Nordwand. Lichtbild von Hilda Führing, Wien 196
33. Blick von der Rainbachscharte ins Rainbachkar. Lichtbild von Alfred Queitsch, Zittau 213
34. Südgipfel der Wildgerlosspitze vom Nordgipfel gesehen. Lichtbild von Alfred Queitsch, Zittau 213
35. Blick von der Richterspitze nach Süden. Lichtbild von Alfred Queitsch, Zittau 213
36. Blick von der Wildgerlosspitze auf Reichenspitze und Venedigergruppe. Lichtbild von Alfred Queitsch, Zittau 214
37. Knittelhorn, Grundübelhörner, Grundübelturm und Mühlsturzhorn vom Steinbergrücken. Lichtbild von Wilhelm Lehner, Regensburg 247
38. Traunsteiner Hütte, Blick auf Häuslhörner und Wagendrischlhorn. Lichtbild von Wilhelm Lehner, Regensburg 247
39. Reiteralpe vom Hintersee. Lichtbild von Wilhelm Lehner, Regensburg 248
40. Ausblick vom Wilden Kogel (Schönberg) gegen Loser und Dachstein. Lichtbild von Franz Lichtenberger, Linz 265
41. Tauplitzalm mit der Dachsteingruppe (links Koppenkarstein). Lichtbild von Gustav Tropper, Graz 266
42. Ausblick vom Lawinenstein auf Tragln und Traweng. Lichtbild von Gustav Tropper, Graz 266
43. Großes Dreizinthorn von der Reißensandscharte. Lichtbild von Hermann Einsele, München 275
44. Hochzint vom Melkerloch. Lichtbild von Hermann Einsele, München 276
45. Blick vom Nördl. Hundshörndl auf die Berchtesgadner Berge. Lichtbild von Hermann Einsele, München 276
46. Kuchelnieder. Lichtbild von Hermann Einsele, München 285
47. Großvenediger und Wildzacken vom Hochzint. Lichtbild von Hermann Einsele, München 286
48. Fahnenköpfl. Lichtbild von Hermann Einsele, München 286
49. Der Leoganger Steinberg von Nordost. Lichtbild von Dr. Norbert Lichtenecker, Wien 303
50. Oberes Lastal und Reifhörner vom Seehorn aus. Lichtbild von Dr. Norbert Lichtenecker, Wien 303

Seite

51. Der Leoganger Steinberg von Westen. Lichtbild von Dr. Norbert Lichtenecker, Wien ... 304
52. Der Loferer Steinberg von Südwesten. Lichtbild von Dr. Norbert Lichtenecker, Wien ... 304

Bilder im Text

1. Blüte von Leontopodium alpinum. Nach einer Zeichnung von Ing. Bruno Heß 11
2. Leontopodium Stoechas. Nach einer Zeichnung von Ing. Bruno Heß ... 21
3. Hermann von Barth. Nach einer Zeichnung von Ernst Platz ... 24
4. Marktbild aus Sarntal. Nach einer Zeichnung von H. Atzwanger ... 30
5. Dorfgasse in Sarnthein. Nach einer Zeichnung von H. Atzwanger ... 39
6. Bauernhaus in Astfeld. Nach einer Zeichnung von H. Atzwanger ... 60
7. Schema der östlichen Sarntaler Berge. Nach einer Zeichnung von Dr. Hans Kiene 62
8. Die zerschossene Wolayersee-Hütte. Nach einer Zeichnung von J. Streyc ... 170
9. Der Kriegssteig von der oberen Valentinalpe zum Eiskar. Nach einer Zeichnung von J. Streyc ... 174
10. Die „Platte" auf dem Weg Pichl–Nießner zur „Austriascharte". Nach einer Zeichnung von J. Streyc ... 177
11. „Akademikerhütte" am Wolayer See. Nach einer Zeichnung von J. Streyc ... 187
12. Obstanzer Wiese. Nach einer Zeichnung von Ing. Eduard Mayer ... 188
13. Auf der Frohn. Nach einer Zeichnung von Ing. Eduard Mayer ... 194
14. Winter auf der Heretalpe. Nach einer Zeichnung von Ing. Eduard Mayer ... 198
15. Die Obergailalpe mit Steinwand. Nach einer Zeichnung von Ing. Eduard Mayer 201
16. Die Roßkaarspitze (Wintermorgen). Nach einer Zeichnung von Ing. Eduard Mayer 203
17. Aus Obertilliach. Nach einer Zeichnung von Ing. Eduard Mayer ... 208
18. Eingang in das Rainbachtal. Nach einer Zeichnung von Georg Runge ... 209
19. Talschluß des Rainbachtals. Nach einer Zeichnung von Georg Runge ... 223
20. Eigenvergletscherung des Loferer und des Leoganger Steinbergs. Nach einer Zeichnung von Dr. Norbert Lichtenecker ... 301

Beilagen

1. Karte des Leoganger Steinbergs. Druck der Kartographischen Anstalt G. Freytag & Berndt A. G., Wien
2. Karte der Umgebung der Steinkar-, Reiterkar- und Porze-Hütte. Ausführung und Druck des Kartographischen, früher Militärgeograph. Institut, Wien

Bau und Bild der Südtiroler Dolomiten

Von Prof. Dr. R. v. Klebelsberg, Innsbruck

Südtirol und die Dolomiten — zwei eng verbundene Begriffe. Südtirol, dessen wir heute mehr denn je gedenken; die Dolomiten, die sein Wahrzeichen, sein Weltruf sind.

Aber auch noch für anderes, Größeres sind die Dolomiten ein Wahrzeichen, so schön, wie man es nicht leicht wieder findet: für geologische Vergangenheit.

In besonderer Klarheit liegt hier der geologische Bau zutage. Auch dem Fernerstehenden vermag das Bild eine Welt in Erinnerung zu bringen, von der man im gewöhnlichen Leben keine Ahnung hat, die Gedanken zurückzuführen in Zeiten und Verhältnisse, die jenseits aller Vorstellungen des Alltags liegen.

Die Dolomiten bauen sich auf auf der großen Südtiroler Porphyrplatte. In diese schneidet das Eisaktal ein, von Waidbruck bis unter Bozen hinab und, als eines seiner Seitentäler, die bekannte Eggentaler Klamm, durch die der Weg zum Karerpaß führt.

Der Porphyr ist ein vulkanisches Gestein, Lava, die in schmelzflüssigem Zustande aus dem Erdinnern durch die Kruste emporgedrungen ist, sich an der Oberfläche deckenförmig ausgebreitet und dann zum Gestein verfestigt hat. Doch war es nicht etwa ein einziger Lavaerguß, der die ganze Porphyrplatte lieferte. Sie ist zusammengesetzt aus einer ganzen Folge von Eruptionen, die nacheinander stattfanden und eine Lavadecke über die andere schlichteten. Und zwischen die einzelnen Lavadecken sind Schichten vulkanischer Tuffe geschaltet, die Sedimente der Aschenausstreuungen, welche die Eruptionen begleiteten.

Diese gewaltige Eruptionstätigkeit fällt in den letzten Abschnitt des Altertums der geologischen Erdgeschichte, in die Perm-Periode[1]). Das zeigen Reste von Pflanzen an, die man vereinzelt in den Porphyrtuffen gefunden hat, Pflanzen einer Gattung von Nadelhölzern (Walchia), die nur damals, in der Perm-Zeit, gelebt hat. Da es ausgesprochene Landpflanzenreste sind und anderseits noch nicht die Spur eines marinen Lebewesens in den Porphyrtuffen gefunden worden ist, kann man schließen, daß die Porphyreruptionen auf festem Lande oder zum mindesten in Landnähe stattgefunden haben — ein erster Hinweis auf die geographischen Verhältnisse in jenen frühen Zeiten.

Über die Porphyrplatte breitet sich ein auffallend roter Sandstein. Nach seinem Vorkommen im Grödner Tal wurde er der Grödner Sandstein genannt. Er sieht zum Teil den Porphyrtuffen ähnlich, ist aber nicht einfach sedimentierte Asche, sondern ein nachträgliches Aufarbeitungs-, Verwitterungsprodukt des Porphyrs und auch anderer, noch älterer Gesteine, wo solche an der Oberfläche lagen. Wind und Wasser wirkten zersetzend auf den Porphyr und die anderen Gesteine ein und trugen das abgewitterte, zerriebene Material zu Sandschichten zusammen. Die rote Farbe ist nicht nur etwa vom Porphyr übernommen, sondern auch Sandsteinen eigen, die aus der Aufarbeitung nicht roter Gesteine hervorgegangen sind, sie ist u. a. eine Eigentüm-

[1]) Geologische Perioden, vom Älteren zum Jüngeren: Kambrium, Silur, Devon, Karbon, Perm, Trias, Jura, Kreide, Tertiär, Quartär, letzteres begreift auch die geologische Gegenwart mit in sich.

lichkeit der Ablagerungen in Gegenden trockenen, heißen Klimas, den Wüsten der Gegenwart z. B. Zusammen mit dem Umstande, daß auch im Grödner Sandsteine noch nie andere Organismenreste als solche von Landpflanzen gefunden worden sind, wird darum die rote Farbe von manchen Forschern dahin gedeutet, daß der Grödner Sandstein eine Art Wüstenbildung, jedenfalls eine festländische Ablagerung, nach Art des deutschen Rotliegenden, sei. Auch das geologische Alter ist ein ähnliches wie das des Rotliegenden, permisch, nur etwas jünger, da ja auch schon die Porphyrplatte der Perm-Periode entstammt. Auf die Zeit der großen Eruptionen ist also eine solche der Sandsteinbildung gefolgt unter ähnlichen äußeren Bedingungen, auf festem Lande, vermutlich in warmem, trockenem Klima.

Über dem Grödner Sandstein erscheinen die Anzeichen eines neuen, tiefgreifenden Wechsels der Bildungsbedingungen. Es folgen ganz andere Gesteine. Schichten tonig-kalkigen Materials, mit stellenweise zahlreichen Versteinerungen. Ist schon Kalk im allgemeinen, in der Mehrzahl der Fälle, eine Bildung des Meeres, so erweisen erst recht die Versteinerungen die marine Natur dieser Schichten. Es sind die mineralisierten Hartteile, Schalen sicher mariner Tiere. Besonders bezeichnend und häufig sind Schneckenschalen mit trompetenförmig erweiterter Mündung, Bellerophon mit Namen, wonach diese Schichten Bellerophon-Schichten genannt wurden. In ihrem Verbande kommen dunkle, dichte Kalke vor, die beim Reiben oder Anschlagen, — beim Darüberhinwegschreiten mit Bergschuhen z. B. — einen eigentümlich brenzlichen Geruch geben, sog. Stinkkalke. Der Geruch kommt von dem Bitumen (Naphtha), das in dem Gestein enthalten ist, der umgesetzten Verwesungssubstanz der Weichteile jener Mengen von Schalentieren, von deren Hartteilen wir schon gesprochen haben. Gewöhnlich entweichen diese Verwesungsstoffe bei der Sedimentation, indem sie in flüssiger oder gasförmiger Lösung fortgeführt werden, wenn dies aber durch irgendwelche undurchlässige Bedeckung, mit Schlamm z. B., ganz oder teilweise verhindert worden ist, dann bleiben sie zurück und infiltrieren das Gestein. Anreicherungen solcher Verwesungsstoffe im großen sind die Erdöl-(Naphtha-)Lager.

Die Bellerophon-Schichten sind die ersten Ablagerungen des Meeres, als sich dieses nach der Zeit der Porphyr-Eruptionen und der Grödner Sandsteinbildung wieder über das Gebiet der Dolomiten ausgebreitet hatte. Es war schon früher, vor den Porphyr-Eruptionen, da, aber über diese frühere Zeit fehlen uns nähere Anhaltspunkte.

Im Zusammenhange mit dem Vordringen des Meeres gewinnt ein anderes Vorkommen in den Bellerophon-Schichten Bedeutung, indem es Licht auf die geographischen und klimatischen Verhältnisse wirft, unter denen sie sich gebildet haben: zwischen die normalen tonig-kalkigen Schichten sind dünne Lagen eines auffallenden, oft blendend weißen Gesteins geschaltet: Gips. Der Gips zeigt an, daß wir es mit einem küstennahen Meere zu tun haben, in dessen randlichen Buchten es unter der Einwirkung des schon für die vorangegangene Zeit vermuteten trockenen und warmen Klimas zur Verdampfung des Salzwassers und teilweisen Ausscheidung des Salzgehaltes kam — wie das in viel großartigerem Maßstabe aus den z. T. ungefähr gleichalten Zechsteinschichten Mitteldeutschlands bekannt ist. Im Permmeere der Südtiroler Dolomiten ist die Salzausscheidung nicht über jenes Salz hinausgekommen, das sich zuerst ausscheidet, das ist eben der Gips.

Die Bellerophon-Schichten vermitteln so von den festländischen Verhältnissen der früheren Permzeit zu jenen des Meeres der Triaszeit, in welchem der Großteil der übrigen Dolomitengesteine zur Bildung kam.

Zunächst leiten die Bellerophon-Schichten ohne scharfe Grenze über in die Schichten der Untertrias, die Werfner Schichten (nach Werfen im Salzburgischen). Es sind tonig-kalkige Schichten, Ablagerungen eines seichten Meeres, einer Flachsee, in die durch Flüsse vom Lande her viel Schlamm und Sand eingeschwemmt wurde, wo

anderseits aber auch schon die Kalkausscheidungen von Meeresorganismen eine Rolle spielten. Während im außeralpinen Mitteleuropa und auch in manchen Streifen des Alpengebietes um diese Zeit Bedingungen wiederkehrten, ähnlich denen der Rotliegendzeit und dort für weite Strecken der Buntsandstein zum Absatz kam, war hier Meer, ein zeitlicher und räumlicher Ausschnitt aus dem großen alten Mittelmeere, das sich vom heutigen Atlantischen Ozean über Südeuropa, Nordafrika und Südasien hinüber erstreckte in den pazifischen Meeresbereich, das große alte Mittelmeer, in welchem die Schichten aller der Gebirge zum Absatz kamen, die sich heute hier erheben, das also mit Recht die Wiege der Alpen und des ganzen Alpensystems genannt wird, vom Atlas und den Pyrenäen durch die Alpen, Karpathen, die Balkanhalbinsel nach Kleinasien und in den Kaukasus, weiter durch die iranischen Randgebirge in den Hindukusch und Himalaja und durch die burmanischen Ketten nach Hinterindien, bis in die ostaustralische Kordillere. Für diesen ganzen langgestreckten Breitengürtel der Alten Welt besteht eine Gemeinsamkeit der Sedimentation, die die Existenz einer alten zusammenhängenden Meeresverbindung an dieser Stelle erweist.

Die Werfner Schichten sind lagenweise sehr reich an Versteinerungen, ganze Schichtplatten werden bedeckt von schön skulpturierten Muschelschalen, so auffallend, daß auch der Bergsteiger sie bemerkt, der nicht danach sucht (am Weg von der Schlüterzur Regensburger Hütte z. B.). In unteren Abteilungen sind die Schichten graugrün, in oberen rötlich.

Das Meer, in dem die Werfner Schichten abgesetzt wurden, war so seicht, daß schon eine relativ geringe Verschiebung der Strandlinie genügte, um am Ende der Zeit dieser Schichtbildung fast das ganze Dolomitengebiet für kurze Frist wieder verlanden zu lassen. Als das Meer dann neuerdings vordrang, scheuerte die Brandungswelle den Boden ab und breitete die losgerissenen Gesteinsstücke zu einer dicken Geröllage weithin aus. So entstand das nächstfolgende, auf den Werfner Schichten liegende Element im Bau des Gebirges, ein Brandungskonglomerat, sog. Muschelkalk-Konglomerat, das aus fest verkitteten, abgerollten, großen und kleinen Stücken der älteren Gesteine besteht, die die Unterlage bilden, der Werfner Schichten, Bellerophon-Schichten und des Grödner Sandsteins. Diese Sedimente waren schon zum Gestein erhärtet und durch Krustenbewegungen in verschiedene Höhenlage gebracht, als die neuerliche Überflutung des vorübergehend verlandeten Meeresbodens eintrat.

Das Konglomerat nun aber bedeutet den Beginn einer langen ununterbrochenen Meeresbedeckung, die durch die ganze übrige Triaszeit hindurch anhielt. Gleich die nächste Gesteinsbildung zeigt schon, daß dabei das Meer wenigstens zeitweise frei blieb von Einschwemmungen vom Lande her, wie sie gegenüber den kalkigen Sedimenten des Meeres eine Verunreinigung bedeuten. Diese nächste Gesteinsstufe ist eine 50—80 *m* dicke Dolomitplatte, der sog. Mendeldolomit. Noch nicht die Hauptmasse des Dolomits, von dem unser ganzes Gebiet den Namen hat, sondern nur erst gleichsam eine Sockelplatte. Man sieht sie, wo die Einschnitte der Täler tief genug reichen, als schönes entlangziehendes Gesimse am Fuß der höheren Felsen vortreten. Der Gesteinsbeschaffenheit nach ist es schon richtiger Dolomit, d. h. Kalkstein, in welchem das Kalziumkarbonat zum Teil durch Magnesiumkarbonat (Magnesia oder Bittererde) ersetzt ist. Der Magnesiagehalt geht bis zu 50% des Gesteins[1]).

Woher das Magnesium im Dolomite kommt, ist ein altes geologisches Problem. Ähnliche Ansammlung von Magnesia hat man in tieferen Teilen von Korallriffen der Gegenwart beobachtet. Ein geringer, spurenweiser Magnesiumgehalt, der vermutlich

[1]) Der noch magnesiareichere (bis 75 %) Magnesit, jener wertvolle Rohstoff zur Herstellung feuerfester Tonwaren, findet sich im Dolomitengebiete nur ganz untergeordnet.

aus magnesiumhältigen Primär-Mineralen stammt, ist allenthalben im Meerwasser nachweisbar. Es scheint nun, daß dieser geringe Magnesiumgehalt des Meerwassers unter dem Einflusse organischer Verwesungsstoffe (Ammoniumkarbonat), wie sie ja gerade in Riffen in großen Mengen vorhanden sind, angereichert worden ist.

Die Beobachtungen an Korallriffen der Gegenwart sind um so einschlägiger, als auch der Kalkstein, aus dem der Dolomit hervorgegangen ist, nicht einfach ein kalkiges Sediment vorstellt, wie die Kalke der Werfner und Bellerophon-Schichten, entstanden durch Niederschlag kalkiger Substanz aus dem Meereswasser, sondern einen Riffkalk, nach Art der Korallriffe, gebildet durch Meeresorganismen, die im Leben aktiv gesteinsbildend wirken. Außer den Korallen sind auch die verschiedensten anderen Meerestiere und namentlich auch -pflanzen solche Riffbilder, wobei die Form der Riffe ganz verschieden sein kann, vom einfachen Bodenbelag bis zu hoch aufragenden, ringsum isolierten Erhebungen, den Riffen im engeren Sinne.

Der Mendeldolomit stellt zeitlich eine erste solche Riffbildung im Dolomitengebiete vor und zwar ein Riff, das sich ungefähr gleichmäßig für weite Erstreckung, fast im ganzen Dolomitengebiete, auf dem Meeresboden ausbreitete, eine sog. Riffplatte. Die Organismen, welche sie bildeten, waren wie auch beim höheren Dolomit mit in erster Linie kalkabsondernde Meeresalgen (Diploporen); man findet ihre kleinen geringelten Röhrchen nicht selten im Gestein. Mit ihnen zusammen aber lebten die verschiedensten Meerestiere, besonders Ammoniten und Schnecken, deren Hohlräume im Gestein oft noch deutlich zu erkennen sind.

Die Bedingungen der Riffbildung in den Meeren der Gegenwart, die wir ähnlich auch für die Riffe im Triasmeere der Dolomiten annehmen können, sind zweierlei. Fürs erste Reinheit des Meereswassers, es darf nicht durch Einschwemmungen vom Lande her oder sonstwie getrübt, verunreinigt sein, und dann ein warmes, wenigstens subtropisches Klima.

Zur Bildungszeit des Mendeldolomits nun herrschten die Bedingungen der Riffbildung gleichmäßig im ganzen Dolomitengebiete. Dann aber traten räumliche Verschiedenheiten ein. An manchen Stellen hielt die Riffbildung ununterbrochen oder nur mit geringfügiger Unterbrechung weiter an, an anderen Stellen setzte sie für lange Zeit aus.

An den ersteren Stellen wuchsen die Riffe in die Höhe, zu den tausend Meter hohen Dolomitstöcken, die geringe Unterbrechung prägte sich in der Ablagerung eines dünnen Schichtpakets unreiner, mit Kieselsäure imprägnierter Kalke zwischen dem Mendeldolomit und der darüber folgenden Hauptmasse des Dolomits aus. Das sind die sog. Buchensteiner Schichten — ihnen entspricht die schmale Terrasse auf dem Gesimse des Mendeldolomits, die man am Fuße der höheren Dolomitwände deutlich entlang ziehen sieht. Die Kieselsäure stammt von vulkanischen Eruptionen, welche damals mit ihren ersten Vorboten einzusetzen begannen und in der Folgezeit große Bedeutung erlangten, auch Aschenbestandteile nehmen an der Zusammensetzung der Buchensteiner Schichten teil. Oft trennt aber auch nur eine Fuge den höheren vom Mendeldolomit.

An den anderen Stellen, wo die Riffbildung für lange Zeit aussetzte, gewannen zur gleichen Zeit die vulkanischen Einflüsse die Oberhand; sie verdrängten die riffbauenden Organismen und übernahmen statt ihrer die Rolle der Gesteinsbildung. Ähnlich wie es auch aus Meeresprovinzen der Gegenwart bekannt ist, waren im Triasmeere des Dolomitengebietes nach Bildung des Mendeldolomits auf engem Raume nebeneinander ganz verschiedene Faktoren wirksam, hie riffbildende Organismen, hie vulkanische Kräfte. Und der Vulkanismus setzte neben die hochragenden hellen Riffkalkfelsen Ströme und Decken dunkler, fast schwarzer Lava und die begleitenden Aschenregen sedimentierten sich zu weitausgebreiteten mächtigen Tuffschichten.

Langkofelgruppe und Seiseralm als Musterbild der Dolomitenlandschaft. Von links nach rechts: Sellagruppe, Langkofel, Fünffingerspitze, Grohmannspitze, Innerkoflerturm, Zahnkofel, Plattkofel (Geolog. Erläuterung Seite 9).

Die Geißlerspitzen von der Broglesalm als Musterbild des Dolomitenaufbaus. Von links nach rechts: Furchetta, Saß Rigais, Mittagscharte, Odla, Vilnösserturm, Fermedatürme (Geolog. Erläuterung S. 9).

Langkofelgruppe und Sella vom Pordoijoch. Von links nach rechts: Plattkofel, Grohmannspitze, Fünffingerspitze, Langkofel, Sellajoch, Piz Chiavazzes, Piz Selva (Geolog. Erläuterung Seite 9).

Blick vom Pordoijoch über das obere Buchensteiner Tal (Araba) gegen Conturinesspitze (links), Croda del Becco (in der Öffnung des Lagacòitales), Fanisspitzen, Tofana (die drei hohen Gipfel rechts) (Geolog. Erläuterung Seite 9).

Sowohl das Eruptivmaterial wie auch die äußeren Verhältnisse der Eruption waren nun anders als beim Porphyr der Permperiode, die Lava kieselsäureärmer, nicht roter Porphyr mit Quarz, Feldspat und Glimmer als Hauptbestandteilen, sondern dunkles basaltähnliches Gestein mit Augit als vorherrschendem Gemengteil, sog. Melaphyr oder Augitporphyr. Und die Eruption erfolgte nun ganz gewiß nicht mehr auf festem Lande, sondern im Meere. Die Aschenregen sedimentierten sich, in wechselndem Grade mit kalkigem Material des Meeres vermischt, zu submarinen Tuffen, die Unmengen von Meerestieren unter sich begruben; die Schalen der Tiere sind in den Tuffen versteinert auf uns gekommen. Das sind die nach Örtlichkeiten des Dolomitengebietes benannten Wengener und Cassianer Schichten, die zu den berühmtesten Vorkommnissen ihrer Art zählen.

Der viele Augit aber — Augit ist ein Eisen-Magnesium-Silikat — stellt wahrscheinlich die Bezugsquelle für den Magnesiumgehalt des Meereswassers vor, aus dem das Magnesiumkarbonat des Dolomits herzuleiten ist.

Der Dolomit der hohen Riffe ist der „Schlerndolomit". Ein sehr festes, im frischen Bruche helles Gestein, das gewaltige, bis fast 1000 *m* hohe Felsen bildet, die an steilen Wänden gelbrot anwittern, an feuchten, überronnenen Stellen schwarz überkrustet sind. Nur in obersten Lagen nimmt das Gestein deutlichere Schichtung an, in seiner Hauptmasse ist es ungeschichtet, von unregelmäßigen Klüften durchzogen.

Der Schlerndolomit herrscht in westlichen Teilen der Südtiroler Dolomiten. Er baut außer dem Schlern und Rosengarten den Peitlerkofel, die Geißlerspitzen, die Langkofel- und den Großteil der Palagruppe auf. Im Latemar und an der Marmolata ist die Dolomitisierung unterblieben.

Das Nebeneinander ganz verschiedener Naturvorgänge und Wirkungen, der Gegensatz zwischen den schroffen, hochragenden Riffen auf der einen Seite, den flach ausgebreiteten dunklen Lavadecken und Tuffschichten auf der anderen, ist der springende Punkt der Dolomitengeologie, der auch die landschaftliche Eigenart des Gebirges bestimmt. Der Gegensatz ist sekundär noch verstärkt worden durch die Verschiedenheit der Verwitterung und Vegetation. Während die schroffen steilen Kalkfelsen fast steril sind, bilden die dunklen Laven und besonders die kalkdurchmischten, leicht verwitterbaren Tuffe einen außerordentlich fruchtbaren Boden, sie tragen auf ihrer Oberfläche den dichten üppiggrünen Rasenteppich der Almen — Seiser Alm, Aschkler Alm, Grödnerjoch, Sellajoch, Pralongia, Incisa usw. —, die auf engem Raume lebens- und wirkungsvoll mit den starren Dolomitfelsen kontrastieren.

Ein Gebiet, wo die dunklen vulkanischen Gesteine, Laven und Tuffe, fast ausschließlich herrschen, sind die Höhen beiderseits des oberen Buchenstein, von der Pralongia über den Col di Lana und die schwarzen Felsen des Padonkammes hinüber bis zum Fedajapaß.

An der Grenze beider Bildungsbereiche gegeneinander, des organischen und des vulkanischen, greifen die beiderseitigen Bildungen, ab- bezw. aufbiegend — die Rifflagen biegen herab, die Tuffschichten hinauf — wechselweise übereinander vor, je nachdem bald die einen, bald die anderen Bedingungen überwogen. An der Südseite der Roßzähne, vom Seiseralpenhaus aus, ist dieses verzahnungsweise Grenzverhältnis gut zu sehen.

Riffbildung auf der einen, vulkanische Ablagerungen auf der anderen Seite hielten durch einen langen Abschnitt der Triaszeit hindurch an. Dann erlosch die vulkanische Tätigkeit, noch lange vor dem Ende der Triaszeit, und die Riffbildung setzte fast im ganzen Dolomitengebiete vorübergehend aus. Küsteneinflüsse machten sich wieder geltend. Um diese Zeit kam annähernd gleichmäßig auf den Riffkalken wie den vulkanischen Böden ein Paket roter oder brauner, tonigkalkiger Schichten zum Absatz, die sog. Raibler Schichten (nach Raibl in Kärnten). Sie sind besonders schön und ver-

steinerungsreich auf der Höhe des Schlern entwickelt und haben von hier auch den Namen Schlernplateau-Schichten erhalten. In ihnen kommen Eisen- (Bohn-)erze vor, auf die alte Bergbaue in den Dolomiten begründet worden sind, z. B. jene von den Eisenöfen bei St. Cassian.

Die Raibler Schichten sind ein nur dünnes Schichtpaket, ihr Zeitraum währte vergleichsweise nicht lange. Dann änderten sich die Verhältnisse wieder und es begann eine neue Ära der Riffbildung, die durch den ganzen restlichen Abschnitt der Triaszeit hindurch anhielt. Die vulkanische Gegenwirkung aber fehlte jetzt, es kam zur Bildung weit ausgedehnter, viele Hunderte, stellenweise tausend Meter mächtiger Dolomitplatten. Das ist der Dachsteindolomit, nach dem Vergleich mit dem Kalk des Dachsteins so genannt.

Der Dachsteindolomit ist das Hauptgestein der ganzen östlichen Dolomiten. Er baut die Hauptmasse der Sella auf, die Kreuzkofelgruppe und fast die ganzen Ampezzaner Dolomiten. Erst in den Sextner Dolomiten kommt wieder der tiefere Schlerndolomit in größerem Ausmaße hervor. Die Dolomiten im ganzen beschreiben geologisch von Westen nach Osten eine Muldenform, an den Rändern herrschen die tieferen älteren, im Innern der Mulde die höheren jüngeren Schichten vor.

Der Dachsteindolomit unterscheidet sich im Blick aus der Ferne sehr auffällig vom Schlerndolomit durch die schöne gleichmäßige Schichtung, flache Bänderung der Felsen, die insbesondere bei Neuschnee wie eine feine Linierung weithin deutlich hervortritt, und durch hellere, bleiche oder aschgraue Anwitterungsfarbe. An Kühnheit der Felsformen gibt er dem Schlerndolomit nichts nach. Wohl ist bei diesem zufolge der Schichtungslosigkeit die Wandbildung noch praller, großartiger (Rosengartenspitze-Ostwand, Saß Rigais-Nordwand z. B.), für die Herausarbeitung bizarrer Einzelformen aber erweist sich der geschichtete Dolomit noch geeigneter. Gerade manche der berühmtesten „Türme" sind Dachsteindolomit, der Bergerturm in der Sellagruppe z. B., der Torre del Diavolo in den Cadinspitzen, auch der Campanile di Val Montanaja in den Cadorischen Alpen und die Guglia di Brenta liegen im entsprechenden Gestein. Und wo ähnliche schlanke Turmbildung auch im Schlerndolomit auftritt, sind es ausnahmsweise deutlich geschichtete Partien: bei den Türmen von Vajolet.

Wo der Dachstein- auf dem Schlerndolomit liegt, werden beide durch das Paket der Raibler Schichten voneinander getrennt. Dank ihres Tongehaltes halten diese das auf den Klüften des Dolomits in die Tiefe sinkende Wasser auf und veranlassen es zum Austreten an die Oberfläche, es kommt zu randlichem Unterwaschen, Nachbrechen und Zurückwittern des höheren (Dachstein-), über dem tieferen (Schlern-)Dolomit. Daher die schöne breite Terrassenbildung an der Grenze beider Dolomitmassen im Niveau der Raibler Schichten — die obere Terrasse der Sella ist eines der schönsten Beispiele dafür. In der Bedeckung durch die Raibler Schichten ist auch der so auffällige Formgegensatz des Schlern gegenüber dem Rosengarten begründet: dort schützen die Raibler Schichten den unter ihnen liegenden Dolomit wie ein Dach gegen die mechanische und chemische Erosion des von oben abrinnenden Wassers, hier sind sie zufolge höherer Lage schon abgetragen und der Dolomit in Zacken und Türme aufgelöst.

Mit dem Dachsteindolomit schließt die Reihe der Triasgesteine und die Zeit der Riffbildung ab, zugleich auch im großen ganzen die Schichtserie der Dolomiten überhaupt. Nur an wenigen und beschränkten Stellen liegen auf den Triasschichten noch Reste jüngerer Gesteine, solcher der beiden jüngeren Perioden des geologischen Mittelalters, der Jura- und Kreidezeit. Eine solche Stelle, die dadurch geologische Berühmtheit erlangt hat, ist das Puezplateau — wie große Ameisenhaufen sitzen hier, z. B. am Col della Sonè, dem Dolomitplateau die weichen tonigkalkigen Schichten der Kreideformation auf — andere Vorkommnisse sind auf der Sella und im

Fanes-Tofana-Gebiete bekannt. Überall geht ihre Erhaltung darauf zurück, daß die betreffenden Gebiete gegenüber ihrer Umgebung eingesenkt und die jüngeren Schichten dann durch Überschiebung oder Einfaltung gegen die Abtragung geschützt worden sind.

Auch diese Jura- und Kreide-Schichten sind Meeresablagerungen. Sie zeigen, daß die Meeresbedeckung wenigstens stellenweise noch bis in die Kreidezeit hinein angehalten hat. Von tertiärer Meeresbedeckung hingegen fehlt innerhalb des Dolomitengebietes bisher jede Spur, da scheint bereits das ganze Gebiet verlandet gewesen zu sein.

In die ältere Tertiär-, z. T. vielleicht schon, wie in anderen Abschnitten der Alpen, in die Kreidezeit fallen jene intensiven Krustenbewegungen, welche die Schichten aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht, gefaltet, verschoben und überschoben haben. Im Dolomitengebiete nun aber spielten dieselben eine auffällig geringere Rolle als in den meisten anderen Alpenabschnitten. Wohl waren auch hier gewaltige Druckkräfte am Werke, welche die weicheren, plastischeren Schichten, insbesondere die Werfner und Bellerophon-Schichten in Falten legten, emporwölbten, die starren Dolomitklötze verschoben, Hebungen und Senkungen auslösten, das grundsätzliche Bild aber, wie es schon im Gesteinsaufbau begründet ist, wurde nicht wesentlich gestört oder verändert. Auch der letzte große Meister der Natur, die Erosion, die spätestens schon von tertiären Zeiten an tätig war, hat sich bei aller Zergliederung, Verschärfung, Verfeinerung des Reliefs weitgehend der Vorlage angepaßt — das Grundprinzip des ursprünglichen Baues ist geltend geblieben durch alle späteren Ereignisse hindurch: der Gegensatz, der so wundervoll im Landschaftsbilde herrscht: die hohen Riffkalkfelsen, feurig leuchtend, bleich schimmernd oder düster dräuend, neben den weiten welligen goldgrünen Matten auf dem vulkanischen Grunde.

Bilder-Erläuterungen und -Hinweise (siehe S. 5 und 6)

Langkofelgruppe und Seiseralm. Die mächtigen Felsberge der Langkofelgruppe werden vom Schlerndolomit gebildet, der eine hier an 1000 *m* hoch gewachsene Riffkalkmasse vorstellt. Am Fuße rechts unter dem Langkofel ist in Form einer scharfen, etwas nach rechts geneigten Fuge die Untergrenze des Schlerndolomits sichtbar; in der Gipfelhöhe ist, wie letzte Reste von Raibler Schichten, auf der Grohmannspitze z. B., anzeigen, seine Obergrenze erreicht. Die Matten und Wälder am Fuße werden von den vulkanischen Laven und Tuffen getragen. Beiderlei Bildungen, Riffkalke einerseits, vulkanische Gesteine anderseits, sind großenteils gleichzeitig im Triasmeere entstanden. Dieses Nebeneinander gleichalter, aber ganz verschiedenartiger Bildungen auf engem Raume gibt heute noch den Grundzug der Dolomitenlandschaft. — Links im Hintergrunde ragt eben noch die Sellagruppe in das Bild herein mit der schönen Terrasse der Raibler Schichten zwischen Schlerndolomit unten, Dachsteindolomit oben.

Die Geißlerspitzen von der Broglesalm. Das Bild zeigt die Schichtfolge vom Quarzporphyr bis an die Obergrenze des Schlerndolomits. Die Almhütten im Vordergrunde liegen auf dem Grödner Sandstein, der unmittelbaren Bedeckung des Quarzporphyrs. Die schön geschichteten, nach rechts (Südost) geneigten Schrofen am Fuße der Furchetta und des Saß Rigais sind zu untersten Teilen Bellerophon-, zu mittleren und oberen Teilen Werfner Schichten; die obersten etwas weniger deutlich geschichteten Lagen enthalten das Muschelkalkkonglomerat. Mit scharfer Untergrenze setzt dann am Saß Rigais der Mendeldolomit ein, d. i. die im Bilde ungefähr 6 *mm* hohe untere Lage der festen massigen Wandfelsen. Ein schmales, beschneites Gesimse, entstanden durch Auswitterung der Buchensteiner Schichten, trennt diesen unteren Dolomit von der darüber folgenden Hauptmasse des Dolomits, dem Schlerndolomit. Weiter rechts, unter der Mittagsscharte vorbei, ist alles, was unter dem Schlerndolomit liegt, mit den hohen Halden verschüttet, dann aber, unter den höchsten der Fermedatürme, treten die Buchensteiner Schichten und der darunter liegende Mendeldolomit wieder deutlich in Erscheinung.

Langkofelgruppe und Sella vom Pordoijoch. Gegenstück (Südseite) zum ersten Bild. Das enge Nebeneinander und der schroffe Gegensatz von Riffkalk und Dolomit kennzeichnen auch die Landschaft an der Südseite der Langkofelgruppe. Rechts, an der Sella, die schöne, breite Terrasse der Raibler Schichten, über ihnen letzte Reste des Dachsteindolomits, unter ihnen die hohen Wände, Schlerndolomit.

Blick vom Pordoijoch über das obere Buchensteiner Tal. Die weitgedehnten Matten im Mittelgrunde werden von den vulkanischen Triasgesteinen getragen (der gleichgebaute Rücken rechts führt zum Col di Lana vor). Die Felsberge im Hintergrunde bestehen aus flachgeschichtetem Dachsteindolomit, mit dem an der Croda del Becco und an den drei Tofanagipfeln auch noch Jura- und Kreideschichten verfaltet sind.

Titelbild. Auf den ersten Blick tritt die Zweiteilung der mächtigen Dolomitmasse hervor, welche die Sellagruppe aufbaut: ein breites, beschneites Band, die Terrasse der Raibler Schichten, trennt den unteren, ungeschichteten Schlerndolomit von dem oberen, flachgeschichteten Dachsteindolomit, welcher dann auf seiner Höhe das Sellaplateau trägt (links sichtbar, besser auf dem Bilde Z. 1900, S. 344). In der Photographie (vgl. Z. 1900, S. 360) würde die feine Schichtung des Dachsteindolomits noch sehr viel deutlicher hervortreten. — Auf dem Sellaplateau folgen, an der Boespitze z. B. (vgl. Z. 1899, S. 393) über dem Dachsteindolomit auch noch Jurakalke (die horizontal geschichteten Wandpartien über den Schutt- und Firnhalden) und Kreideschichten (am Schrofenhange darüber), welche unter einer den Gipfel bildenden, aufgeschobenen Kappe von Dachsteindolomit (Gipfelfelsen) gegen Abtragung geschützt erhalten geblieben sind. Eingefaltete Kreideschichten zeigt auch Fig. 1, Z. 1904, S. 381.

Das Edelweiß und seine Herkunft

Von Dr. Heinr. Handel-Mazzetti, Wien

Nicht nur die Freude hat es in den Alpen gehen, uns zu gemeinsamem Erleben und Staunen zu führen, sondern auch die Naturgeschichte hat vermocht, daß das Edelweiß so recht auf die Alpenflora. Die Alpen sprechen an den Ort, wird es bekannt und bekannt, bindet es allerwärts seine Orte, so ist es Kennzeichen, daß es mancher Gegenden der Bedeutung entsprechende, alle Orte macht es selbst Bemerkenswertes und hat es auch heute noch seinen Namen bekommen. Nur so mehrere fremde Sprachen Übergangen (1). Dieser Name weist zum erstenmal im Jahre 1784 auf Salz im Salzburg erwähnt, aber schon vor die Pflanze in Alpen im 17. Jahrhundert, unter dem Namen „Leontopodium“ und gleichzeitig dem finden man Hilfe den lateinischen Namen Leontopodium“. Der Name auch in verschiedenartigster Name gewonnen (2), es gibt heute auf verschiedene Namen für Alpe, wie heute noch in Salzburg „Bundschuhblume“ und es, in Adlig gebraucht, mit Bauern und Hirten gegen Kopfweh genommen wird“.

Aber ist nun der Grund für seine Bedeutung? Nicht es nicht genug, Alpenpflanzen, die mit ihrer Farbenpracht, ihren abenteuerlichen Blumenformen und ihren herrlichen Düften dem Edelweiß unübertroffen gegenüberstehen, die ebenso schwierig zu erreichen sind, denn das Edelweiß ist so bescheiden, daß es fast übersehen wird, und dem Schönen z. B. wird es gewählt? Der andere Umstand hat gilt es mehr, nun der Art des Edelweißes eben. Das ist in einem Übergangsgebiet zwischen Tiefe und Höhe, ohne mit anderen Farben zu wetteifern, mit Maß eine. Das ist ein weißer Stern, weiß wichtig wenden Strauß, ein Symbol. Der sind unsere am Blumenmoos, im Schnee, in den Felsen oder anderen Erscheinungsformen gar nicht wiederzusehen wurde. Nur aber in weißen Flocken hoch hervorragt und sonst so wertvolle große Schönheit und Auffindung.

Nun aber wollen wir einigem wissenswertem über die Verwandtschaft und Herkunft des Edelweißes nachgehen, und da will ich Ihr uns weiter Leben. Da muß auch nicht so weit in der Botanik eingegangen sein, nur kurz wiederholen. Seit der Form des Edelweißes wird gleich seine Stelle (3). Seine Familie hat nicht Schmetterlingsblüten, sondern Korbblüten. Korbblüten sind die artenreichste Blumenfamilie, die am Ende der Stengels gebildet stehen, wissen. Diese des Edelweiß ist am formenreichsten, gehören zur Familie der Cichoriaceen. Die Köpfe mehrere gleichförmige Blüten in der Mitte des Stengels, wenn die Blüten geöffnet sind und gelb, später braun. Schaufeln, wie oben gebildet. Jeder Blüte sind 5 von einer großen Länge, haarförmigen Fortsätzchen umgeben und schützt von einer Menge Kelch Schuppen, die auch verschiedenen Bau zeigen. Die Blumenblätter der äußeren Blüten sind Strahl sind länger, schmaler, oder kürzer ausgebildet, so daß Form noch in vier mit Lupe Zipfel gebildet. Die Blüten sind von Staub, der am Staub von einem Faden abstehenden Blatt umgeben ist, aber keine Samenfäden, hat also weder die Blüten noch Früchte nun. Dann stehen Blüten in Blüten, und die Art Blumenfeld jedes Strahles zusammen, das Ganze ist viel breiter, gleichen

1) Vgl. Staub in Verhandl. Zoolog.-Bot. Gesellsch. Wien, XXXVIII, S. 33.
2) Vgl. Rosenfeld, Das Edelweiß, Wien, 1910.
3) Vgl. Kerner in Jahrb. d. Vereins z. Pflege Naturw. 17

trichterförmig, in fünf ansehnliche Zipfel gespalten, und umschließt nebst einem Griffel fünf Staubgefäße, deren Fäden frei, die Staubbeutel aber zu einer Röhre verwachsen sind; der Griffel ist aber kürzer, dick und stumpf, ohne Narben, aber dafür mit Haaren versehen, welche den Blütenstaub, wenn er sich streckt, herausbürsten; ihre Fruchtknoten enthalten keine Samenanlagen, und daher sind sie als männliche Blüten zu bezeichnen. Die Früchte und Fruchtknoten sind bei unserem Edelweiß meist etwas borstig behaart, selten ganz kahl. Der Kelch ist bei den Korbblütlern als „Pappus" ausgebildet, beim Edelweiß in der Form eines Kranzes von Haaren, die an den weiblichen Blüten dünn und sägezähnig sind, an den männlichen aber oberwärts keulenartig verdickt. Dies ist die Regel, es kommt aber auch vor, daß er an beiderlei Blüten gleich gestaltet ist, nämlich auch an den weiblichen Blüten keulenartig, oder bei beiderlei Blüten dicker borstenförmig und sparrig — stacheldrahtartig gezähnt. Ebenso wie der Pappus veränderlich ist, ist auch der Formenreichtum der Einzelblüten mit den beiden geschilderten Typen nicht erschöpft. Es gibt vor allem noch gelegentlich Honigblüten, das sind weibliche Blüten, die aber wesentlich breiter sind, mit besonders großem Drüsenring, der viel Honig ausscheidet, und Zwitterblüten mit wohlausgebildetem Griffel, Samenanlage und Staubgefäßen. Andere Formen sind noch seltener und müssen hier unerwähnt bleiben[1]). Auf der Honigausscheidung beruht der sehr deutliche süße Duft der Edelweißblüten. Trotz dieses und trotz des prächtigen „Schauapparates", den der glänzend weiße Stern bildet, wird das Edelweiß, soviel beobachtet wurde, von Insekten nur wenig besucht. Der in der Mitte des Sternes stehende Blütenkorb öffnet sich zuerst, dann die ihn in größerer oder geringerer Zahl umgebenden; nur selten verkümmern diese. In jedem Korbe aber öffnen sich zuerst die weiblichen Blüten am Rande, es strecken sich die gelblichen Griffel heraus, auf ihre Narben gelangende Pollenkörner treiben Schläuche hinab in die Samenanlage, die dadurch befruchtet wird, dann verwelken die Griffel, werden schlaff und schwarz, und jetzt erst öffnen sich auch die Mittelblüten, die Röhre der gelben Staubbeutel tritt heraus und der Blütenstaub wird entleert, kann aber jetzt weibliche Blüten nur mehr in einem anderen Korbe oder an einem ganz anderen Stengel befruchten. So ist die in der Natur schädliche Selbstbefruchtung (Inzucht) vermieden.

weibliche männliche

Blüte von Leontopodium alpinum (7 fach vergrößert).

[1]) Wer sich für mehr Einzelheiten des Blütenbaues interessiert, findet solche in der Monatsschrift des Schweizer Alpenklub „Die Alpen" I, S. 106—114 (1925), in dem Aufsatz von Beauverd, „Une plante mal connue: l'Edelweiss", der mir gerade bei Abgabe meiner Handschrift zu Gesicht kam. Dort sind auch einige der asiatischen Arten mit richtiger Bezeichnung sehr gut abgebildet. Die Angaben über die Konstanz der Geschlechterverteilung bei diesen sind jedoch durchaus irrig; auch zwischen Leontopodium alpinum und nivale besteht darin kein Unterschied. Die dort eingezeichnete Verbreitung des Leontopodium alpinum in Asien beruht darauf, daß der Verfasser asiatische Arten ihm als Varietäten unterordnet, was unpraktisch und wissenschaftlich mindestens sehr anfechtbar ist; auf die nächsten Verwandten unserer Art bezogen, ist sie übrigens unvollständig und teilweise unrichtig.

Der wichtigste Unterschied der Edelweißgattung (Leontopodium) gegenüber den Ruhrkräutern (Gnaphalium), denen sie früher zugerechnet wurde, und deren einige wenige Arten ebenfalls sternförmig angehäufte Deckblätter haben, liegt darin, daß bei dieser Gattung alle Blüten fruchtbar sind, jene in der Mitte der Körbe also nicht männlich, sondern zwitterig. Die Deckblätter sind aber bei den Ruhrkräutern immer genau so behaart wie die Stengelblätter, also oberseits kahler als unterseits, bei den Edelweißarten aber mit Ausnahme des Leontopodium Forrestianum, das überhaupt gewissermaßen eine Mittelstellung zwischen den beiden Gattungen einnimmt, und L. Giraldii umgekehrt oberseits dichter und weißer behaart als unterseits. Sonst hat das Edelweiß nur noch mit einer anderen Gattung Verwandtschaft, mit den Katzenpfötchen (Antennaria), die nebst den zwei wohlbekannten mitteleuropäischen und der einen nordischen Art besonders in Nordamerika sehr zahlreich vertreten sind. Bei diesen Pflanzen sind die Pappushaare der männlichen Blüten nicht keulenförmig aufgeblasen, sondern zu einer Fläche verbreitert; ein Stern von Deckblättern kommt niemals zustande, er fehlt aber auch, wie wir sehen werden, bei Edelweißarten mitunter ganz.

Jeder Bergsteiger weiß, wie veränderlich unser Edelweiß, Leontopodium alpinum, äußerlich, in Größe und Behaarung, ist, daß es bald nur einen Zentimeter, bald nahezu einen halben Meter Höhe erreicht, daß es schöne und schäbige Edelweißsterne gibt, und daß diese mitunter, besonders in der Kultur, aufgelöst erscheinen, daß es in niedrigen und schattigen Lagen vergrünt und die Blätter breiter werden. Immer aber sind die Haare weiß, und auch an den kahlsten Stücken gibt es stellenweise, besonders am Blattrand, noch weißen Filz, der gerne zu Flocken zusammentritt. Und noch etwas müssen wir zum Unterschiede von anderen Arten festhalten, so nebensächlich es auch erscheinen mag: es ist ein Bewohner von Felsen, Matten und festem, steinigem Boden, niemals aber beweglichen Gehängeschuttes, und demgemäß bildet es niemals dünne und ausläuferähnliche oder dicke und verholzte niederliegende oder kriechende nackte Wurzelstockteile aus, sondern, wenn auch Rasen mit 50 Blütenstengeln vorkommen, so sind sie immer dicht, aber weich, gehen nicht in die Breite, und die Wurzelhälse sind, wenn sie auch einige Zentimeter Länge erreichen können, immer mit Blattscheiden bedeckt. Verschiedene Formen des L. alpinum, wie es schon geschehen ist, mit eigenen Namen zu belegen, liegt keine Notwendigkeit vor.

Über die Ursachen der lückenhaften Verbreitung des Edelweißes in unseren Alpen wissen wir blutwenig. Es beansprucht wohl einen gewissen Kalkgehalt des Bodens. Wo es im Urgebirge oder über Granit vorkommt, da zeichnen sich seine Standorte immer durch einen größeren Pflanzenreichtum vor der Umgebung aus, andererseits aber fehlt es in großen Teilen der Kalkalpen ganz, so wurde zwischen dem Solstein bei Zirl und dem Stanserjoch bei Schwaz nur einmal ein Stück auf dem Walderkamm bei Hall gefunden, und im ganzen Kaisergebirge fehlt es. Im Lungau ist es, wie mir Prof. Vierhapper mitteilt, entschieden häufiger auf den freilich nicht kalkfreien Schiefergebirgen als auf den Kalkgebirgen, und Dr. Lichtenecker fand es auf Dachsteinkalk immer in der Riffazies, nicht aber, wo er gebankt ist. Wenn einmal untersucht sein wird, was für einer mineralischen Zusammensetzung des Bodens es bedarf oder was für eine es verträgt, wieviel Licht es empfangen muß und darf, bei welchen Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnissen es gedeiht, und wir dazu noch berücksichtigen, wie es die Alpen und ihre einzelnen Teile erreicht und besiedelt hat, dann werden wir seine jetzige Verbreitung verstehen, aber heute sind wir davon noch weit entfernt. Jedenfalls ist es in den Südalpen viel häufiger als in den nördlichen und steigt dort tiefer herab. Standorte in 1000 *m* Seehöhe sind bei uns Ausnahmen, seine eigentliche Höhenstufe liegt zwischen 1800 und 2800 *m*, aber schon auf den waldfreien Kuppen des Trnovaner Waldes gedeiht es in 1000

bis 1490 *m* angeblich in Massen. Bei Ardon im Wallis wächst es auf Sumpfwiesen mit anderen Alpenpflanzen in 450 *m* Höhe. Aber auch sein höchster Standort liegt in dem durch Kontinentalklima ausgezeichneten Wallis in 3400 *m*; es gehört keineswegs zu den am höchsten steigenden Blütenpflanzen, in Bayern steigt es sogar nicht über 2270 *m*. In den Pyrenäen, wo es sehr verbreitet ist, soll es ebenfalls schon niedrige Berghänge bewohnen. Dann findet es sich in den ganzen Karpathen und dem Bihar-Gebirge, besonders in der Buchenwaldzone, nicht aber auf den überragenden Kuppen und steigt häufig bis 900 und 700 *m* herab. Den tiefsten Standort hat es an Kalkfelsen am Isonzo-Ufer bei Sta. Lucia nur 220 *m* über dem Meere. Auf der Balkanhalbinsel ist es ziemlich selten in Kroatien, Bosnien und der Herzegowina, wo ich es wieder in einer lawinenerfüllten Schlucht in kaum 500 *m* Höhe am Nordhang der Čabulja fand, hinab bis zum Drjen und zur alten Grenze zwischen Serbien und dem Sandschak Novibasar, dann im Balkangebirge.

Weiter südlich, auf dem Šljeb bei Ipek und auf dem Pirin-Dagh gibt es nun noch ein Edelweiß, das mit unserem nicht zu verwechseln ist, besonders, wenn es in hohen Lagen wächst. So kommt es auch in den Abruzzen vor vom Monte Vittorio bis zur Majella. Aber auch die Stücke aus nur 1800 *m* Höhe auf dem Pirin-Dagh haben dickere, beiderseits gleichmäßig dick aschgrau wollige Blätter und breite, vorne mitunter sogar verbreiterte und immer abgerundete Deckblätter, die nicht über doppelt so lang als die Blütenkörbe werden, bilden breite Rasen mit vielen unfruchtbaren Blattbüscheln und nicht über 12 *cm* langen Blütenstengeln, so daß sie wahrscheinlich ohne Übergang zu L. alpinum dastehen. So leicht und sicher noch über 150 Jahre altes Herbarmaterial durch Aufkochen der Blüten und anderer Teile auf die kleinsten Merkmale hin untersucht werden kann und so unbegründet es daher ist, solche „Pflanzenleichen", wie es oft geschieht, mit Verachtung zu behandeln, so schwer ist es oft, daran die an der lebenden Pflanze hervorstechendsten zu beurteilen. So machten die vielen Herbarexemplare aus den Abruzzen, die ich gesehen hatte, wohl immer einen anderen Eindruck als die alpinen, aber die Unterschiede zu erfassen und klar darzulegen, war mir noch nicht möglich. Darüber, daß im Kleinen keine bestehen, war ich mir klar, und so blieb mir nichts übrig, als im Sommer 1924 eine Reise auf die Majella, den zweithöchsten Berg der Abruzzen, zu unternehmen, wo dieses Leontopodium nivale von 2350 bis 2790 *m* massenhaft wächst, und dort konnte ich die folgenden Unterschiede feststellen: die Blätter sind dicker, immer breit — niemals schmäler als 3 : 20 *mm* —, zusammengefaltet, beiderseits gleichmäßig dick aschgrau wollig und die Wolle tritt niemals zu Flocken zusammen. Die Stengel werden nicht über 6 *cm* hoch. Die Deckblätter sind breit, höchstens zweimal so lang als die Blütenkörbe, vorne breit abgerundet, wohl etwas mehr als die Laubblätter, aber niemals so weiß wie alpinum, filzig und bilden einen Stern von nicht mehr als 3 *cm* Durchmesser. Unter Einbeziehung der größeren Pflanzen von der unteren Verbreitungsgrenze am Pirin-Dagh in diese Art bleiben allerdings nur die schon oben angegebenen Unterschiede.

Von den Karpathen und dem Balkan müssen wir sehr weit gehen, um wieder Edelweiß zu finden. Der ganze Orient, der Kaukasus, der Ural und der ganze Norden hat keines. Erst im östlichen Afghanistan, in Turkestan, dem Altai und der anliegenden sibirischen Ebene, nach Nordwest bis Atschinsk, gibt es wieder Edelweiß, und von dort ist die Gattung bis Japan und Kamtschatka verbreitet, und da wollen wir zunächst sehen, welches unserem am ähnlichsten ist. Da streiten sich drei Pflanzen um den Rang; jede will ihm in der einen oder anderen Merkmalgruppe am nächsten sein.

Leontopodium linearifolium, das in Nordchina zwischen dem oberen Mekong, dem Schara-Goldschin, Tatsienlu, Peking und dem Hsingan-Gebirge sehr verbreitet ist und von dem ich die fünf Stücke, die mir aus Kamtschatka vorliegen, vorläufig nicht

trennen kann, ist mit unserem Edelweiß jedenfalls am leichtesten zu verwechseln. Der schön weiße Filz besonders im oberen Teil der Pflanze ist derselbe, aber gewöhnlich ist diese Art zweihäusig, d. h. die einen Exemplare tragen nur männliche, die anderen nur weibliche Blüten, während, wie wir gesehen haben, bei L. alpinum solche beiderlei Art in jedem Blütenkorb vereint sind („Heterogamie"). Solche zweihäusige Pflanzen sind also sofort zu unterscheiden, aber daneben kommen — allerdings viel seltener — auch heterogame vor. Daß die europäischen Edelweiße ausnahmslos heterogam sind, alle jene asiatischen aber, von denen einigermaßen reichliches Material untersucht werden konnte, sowohl heterogam als zweihäusig vorkommen, macht die ganze Gattung besonders merkwürdig. Solche heterogame Exemplare von L. linearifolium also sind daran zu erkennen, daß mindestens die Stengelblätter, meist aber auch die Grundblätter genau lineal, durchwegs von gleicher Breite, sind und mit gleichbreitem Grunde sitzen, während bei L. alpinum, wenn die Blätter ausnahmsweise nicht lanzettlich oder zungenförmig, sondern ebenfalls lineal sind, wenigstens die unteren mit verschmälertem Grunde sitzen oder über ihm eine Verschmälerung zeigen. Dann hat jenes eine Fähigkeit, die diesem fehlt, nämlich offenbar als Schuttpflanze zu wachsen und sich dieser Lebensweise durch ausläuferähnliche dünne Wurzelstockäste anzupassen, die bis zu 30 *cm* lang werden können. In der Kultur allerdings wird auch unser Edelweiß mitunter zweihäusig und verwischen sich auch die Unterschiede in den Blättern; das ist aber eine Degenerationserscheinung und kein Grund, die im wilden Zustande sicher immer gut unterscheidbaren Arten nicht getrennt zu halten.

In der Behaarung näher dem L. nivale, im Wuchs aber meist dem L. alpinum, steht eine vom Altai durch ganz Turkestan bis Afghanistan, durch den Himalaja bis Sikkim und in Tibet bis ungefähr zum Meridian von Lhasa verbreitete und häufige Art, das Leontopodium leontopodinum, das auch L. ochroleucum genannt wurde. Wenn der Filz seines Sternes ganz besonders dick ist, hat er eine deutlich gelbe, mitunter ansehnlich goldgelbe Farbe. Meist aber ist er locker und grau, mehr wollig, auf der Ober- und Unterseite der Blätter gleich reichlich oder spärlich. Die Sterne sind nie so schön wie an gleich üppig entwickelten Exemplaren von L. alpinum, mit dem es die Blattform gemeinsam hat. Schöner weiß und überhaupt ansehnlicher sind die Sterne des strafferen, in den übrigen Teilen aber ebenfalls grau spinnwebig- oder mehr seidig-filzigen Leontopodium campestre. Es reicht nach Süden bis Kerija und vielleicht bis zum Indusknie, findet sich in Turkestan weniger verbreitet und nur in tieferen Lagen als die letzte Art, mit der es mitunter durch Zwischenformen verbunden ist, und wird in der westlichen und nördlichen Mongolei und nördlich des Altai besonders häufig, erreicht dort die Nordwestgrenze der Gattung, sodann geht es über Irkutsk bis Nertschinsk. Es bewohnt Steppen und Wiesen, wie es scheint, nicht selten auch an feuchten Orten. Im nördlichen und östlichen Teil seines Verbreitungsgebietes, von Minussinsk und der nördlichsten Mongolei nach Norden, bzw. Osten, wächst es gemeinsam mit Leontopodium Palibinianum, von dem es nicht ganz scharf geschieden ist, doch sind die Zwischenformen viel seltener und wahrscheinlich durch Kreuzung entstanden. Während bei L. campestre die Deckblätter schmal und unterseits kaum kahler, die Blütenkörbe klein und die unteren Blätter stielartig verschmälert sind, hat dieses zum Grunde verbreiterte, unterseits grünliche Deckblätter, größere Blütenkörbe, die einen auffallend dicken, sehr oft aber auch aufgelösten Stern bilden, und lanzettliche, unten wenig verschmälerte Blätter. Es ist das am weitesten nach Norden vordringende Edelweiß. Während es westlich von Irkutsk, soweit bekannt, nur mit dem letzten zusammen vorkommt, dringt es von dort aus nach Nordosten bis Jakutsk, also über den 62. Breitegrad, an den sibirischen Kältepol vor; im Amurgebiet ist es außerordentlich häufig und wurde noch an der Meeresküste etwas unter dem 45. Parallel-

kreis gefunden. Man findet es unter dem Namen L. Sibiricum oft in Gärten gepflanzt, selbst in den Alpen, es kreuzt sich wohl auch leicht mit L. alpinum, und dann wird die Grenze anscheinend verwischt. Ihm ähnelt eine andere Art, deren Verbreitungsgebiet die Gebirge des nördlichen China und der nordöstlichen Mongolei von Urga und dem Kulun-Buir-Gebiet bis zum Bohwa-schan westlich von Peking und zum Abfall des Nan-schan sind, die ganze Provinz Schanhsi einschließend, Leontopodium Smithianum. Seine Behaarung ist stets weniger wollig, vielmehr fein und anliegend, die Deckblätter sind oft nur wenige, ob sehr groß oder ganz klein, immer breit lineal ohne Verbreiterung nach unten und beiderseits in gleicher Weise filzig, durch die langen, aufrechten, beblätterten Sprosse, die nicht zur Blüte kommen, nähert es sich dem folgenden vielleicht sogar so sehr, daß von einer scharfen Grenze nicht mehr gesprochen werden kann und doch entfernt sich gerade dieses vom Edelweiß so weit, daß man es auch schon zu Antennaria gestellt hatte. Die unsinnige Namenkombination Leontopodium leontopodioides hat dafür Geltung. Teilweise wächst es gemeinsam mit L. Palibinianum, nämlich von Irkutsk bis Blagowjeschtschensk, nach Süden geht es aber viel weiter, zum Kuku-nor, Tsinling-schan, Tsingtau und durch Korea wahrscheinlich bis auf die Insel Kiusiu. In Blattform und Behaarung gleicht es diesem; die wenigen kleinen Deckblätter bilden aber an nicht mehr ganz jungen Blütenständen, die außerdem sehr oft aufgelöst sind, kaum mehr einen Stern.

Mit L. Palibinianum zweifellos am nächsten verwandt, aber durch den ausgesprochen weißen Filz der Deckblätter und der Blattunterseite, der gegen die beinahe kahle Blattoberseite sehr absticht, ihm nicht ganz ähnlich ist das japanische Leontopodium discolor, im Südteil von Sachalin und im nördlichen Hondo und kürzlich auch auf dem Festland gegenüber gefunden.

Eine merkwürdige Pflanze, die aber wohl auch hier ihre Verwandtschaft hat, ein Bewohner der Küstenfelsen der südlichsten der Kurileninseln, Schikotan, und dürrer Hügel bei Ajan am Ochotskischen Meerbusen, ist Leontopodium Kurilense. Es bildet dichte, dick grauweiß filzige Polster mit kräftigen, aber nicht hohen Blütenstengeln und hat am oberen Teile des Stengels unter dem Filz verborgen gestielte Drüsen, wie sie sonst nur bei ganz fernstehenden Arten vorkommen.

Mit dieser Art haben wir uns von unserem Edelweiß schon ziemlich weit entfernt, und wir müssen wieder zu L. leontopodinum zurückkehren, um den Faden nach einer anderen Richtung zu verfolgen. Hat dieses noch genau denselben Wuchs wie L. alpinum, so bedarf es doch nur eines kleinen Schrittes, einer Verfestigung und Verholzung der Polster und einer Verschlechterung seiner ohnedies nicht sehr schönen Sterne dadurch, daß die kleinen Deckblätter aufrecht bleiben und nicht abstehen, und es kommen Formen zustande, die schon außerhalb seiner Variationsweite liegen. Daß dieser Schritt allmählich geschehen ist, zeigt sich daran, daß es hier und da Exemplare gibt, über deren Zuweisung zu L. leontopodinum oder Leontopodium nanum, das jenen Typus darstellt, man in Zweifel kommen kann. L. nanum ist eine sehr veränderliche Pflanze, von Kaschgar über Nordwest-Tibet und von Kischtwar über das Tschomolungma-Gebiet und Sikkim verbreitet bis zum Kuku-nor und in die chinesische Provinz Kansu. Seine Rasen nehmen oft dadurch bedeutenden Umfang an, daß der Wurzelstock dicke oder dünne, holzige, nackte, nach allen Seiten sternförmig niedergestreckte Äste bis zu 20 *cm* Länge treibt, an deren Enden dann Blattbüschel und Blütenstengel entspringen. Andererseits aber bildet es besonders in sehr hohen Lagen auf Torfboden niedrige Rasen, deren Blütenkörbe nur einzeln zwischen den Blättern der Rosette sitzen. An diese schließen sich nun wieder zwei Arten mit schön weißem Filz an, Leontopodium brachyactis, mit genau derselben Veränderlichkeit des Wurzelstockes, vielen kurzen, aufrechten, beblätterten Zweiglein, die nicht zur Blüte kommen, und immer mehr oder weniger ausgebildetem Stern, das im nordwestlichen Himalaja

von Garhwal an bis zum Kuram-Tal im östlichen Afghanistan anscheinend niedrigere, besonders trockenere Lagen bewohnt und auch einen Standort bei Margelan in Russisch-Turkestan hat, und das zarte Leontopodium pusillum, mit zierlichem Stern und fadendünnen, jedenfalls Schutt durchziehenden Wurzelstockästen, das einmal in Sikkim, mehrfach in Mittel-Tibet und in großen Mengen am Tosun-nor gefunden wurde.

Am wenigsten edelweißartig sieht jene Polsterpflanze aus, die von Hooker seinerzeit als Antennaria muscoides beschrieben wurde und ein kleines Verbreitungsgebiet in Sikkim und dem angrenzenden Tibet besitzt, wo sie von der Mount-Everest-Expedition gefunden wurde. Sie erinnert an die neuseeländischen Haastien, die — von viel größeren Ausmaßen allerdings — liegende Schafe vortäuschen können, und ich habe sie deshalb, da Hookers Name in der Gattung schon vergeben ist, Leontopodium haastioides genannt. Die Polster werden 10 *cm* breit, die spatelförmigen Blätter aber nicht über 5 *mm* lang, und die einzelnen kleinen Blütenkörbe sind schon ganz ohne Deckblätter zwischen die obersten Blätter der kurzen, säulenförmigen Stämmchen eingesenkt, so daß von Sternen gar keine Spur mehr vorhanden ist.

Eine der merkwürdigsten Edelweißarten, wohl noch am ehesten mit L. nanum vergleichbar, ist Leontopodium roseum, das erst im Jahre 1922 in tiefen Lagen der Trockentäler des westlichen Setschwan am Ostabfall des tibetischen Hochlandes entdeckt wurde. Aschgrau behaart, mit breiten, spatelförmigen Blättern und dicken, aber schlaffen Stengeln, die oft mehrere, zu einem Schirm angeordnete Sterne tragen, mit Deckblättern, die viel kleiner und schmäler sind als Grund- und Stengelblätter, und schön rosa gefärbten Blüten, Pappus und meist auch Hüllschuppen erinnert es recht sehr an unser Katzenpfötchen, Antennaria dioica.

Wegen des dunkel, und zwar hier schwärzlichbraun, gefärbten Pappus läßt sich Leontopodium Giraldii mit ihm vergleichen, das auf dem Taipei-schan, dem höchsten Gipfel der Tsinling-schan-Kette häufig sein soll, aber anscheinend nur in drei Exemplaren gesammelt wurde. Seine Blätter und Deckblätter sind sehr lang und spitz, diese genau so wie jene oberseits dünner als unterseits weiß filzig, in ebenso geringer Zahl vorhanden wie die Blütenkörbe und bilden einen zwar sehr großen, aber armen Stern; einzelne Grundblätter erinnern aber auch an L. roseum.

Nun kommen wir wieder zu einer Reihe von Arten mit auffallend silbrigem Filz, die dem L. alpinum recht ähnlich sind. Da ist zunächst im ganzen Himalaja mit Ausnahme des nordwestlichsten Teiles und nach China bis Lidjiang („Likiang") im nordwestlichen Yünnan verbreitet ein Hochgebirgs-Edelweiß mit zungenförmigen, vorne oft etwas verbreiterten Deckblättern von gleicher Größe wie die Grundblätter, niedrige Rasen anscheinend nur auf Urgestein bildend, Leontopodium Himalayanum. Ihm am ähnlichsten sieht eine offenbar seltene Hochgebirgspflanze des nördlichen Japan, Leontopodium Fauriei; seine Deckblätter sind viel kleiner als die Grundblätter und gleichmäßig lineal, unterseits dicht silberig, oberseits locker grau seidigfilzig und die Rasen sind durch aufrechte Wurzelstockäste oft tiefer.

Während diese beiden Arten den Blattgrund noch nicht verbreitert haben, sehen wir ihn beim zarten Leontopodium Souliei schwach, aber deutlich verbreitert und besonders lang silberwollig. Es ist die einzige Art, bei der man von einer Andeutung von Ausläufern sprechen kann: einzelne Triebe legen sich nieder, ohne allerdings einzuwurzeln, und treiben erst am Ende die Blattrosette. Es steht in sehr naher Beziehung zu L. linearifolium und findet sich auf Waldwiesen und in Gebüschen der Gebirge vom nördlichen Setschwan bis ins nordwestliche Yünnan. Hier habe ich es öfter als ausgesprochene Sumpfpflanze wachsen gesehen. Viel ausgesprochener noch ist die Verbreiterung des Blattgrundes bei Leontopodium calocephalum. Besonders die oberen Stengelblätter und auch die Deckblätter bilden gegen den Grund zu eine nahezu kahnförmige kahlere Scheide; vorne sind sie lang und scharf

zugespitzt. Der Stern ist regelmäßig, hat mitunter 12 *cm* Durchmesser und macht es, da auch der Stengel 56 *cm* Länge erreichen kann, zu einer der ansehnlichsten Edelweißarten. Es ist vom südlichen Kansu bis zum Burchan-Budda-Gebirge und beinahe ins mittlere Yünnan verbreitet und bewohnt Gebüsche und Wiesen von 2700 bis 4250 *m*. Auch dieses bildet eine sogar durch schmälere und stärker filzige Blätter unterschiedene Varietät (uliginosum) aus, die eine echte Sumpfpflanze ist; sie bedeckt ansehnliche Flächen quelliger Wiesen zwischen 2500 und 3300 *m* Höhe und läßt sie von ferne wie etwa von Wollgras weiß erscheinen.

Nun müssen wir nochmals zurückkehren, denn die richtige Aneinanderreihung von Pflanzen- oder Tierarten nach ihrer Verwandtschaft ergibt niemals eine einfache Reihe, sondern einen Baum — eben einen Stammbaum — mit nach allen Seiten gehenden Ästen, zum gelbköpfigen L. leontopodinum und dem, wie schon gesagt, nahe verwandten L. nanum, das wieder in der Blattform und oft im Wuchs der zierlichsten aller Edelweiß-Arten am ähnlichsten ist, dem im Himalaja vom südwestlichsten Kaschmir bis Sikkim auf Moränen und ähnlichen Stellen in sehr hohen Lagen einheimischen Leontopodium monocephalum. Einen zarten kleinen schwefelgelben Stern bilden seine krauswolligen Deckblätter um oft nur einen einzigen Blütenkorb, der mitunter ohne Stengel in der Rosette aus kleinen spatelförmigen, weißfilzigen Blättern sitzt, selten aber auch um mehrere, auf dünnem Stengel bis zu 12 *cm* emporgehobene. Mit fadendünnen Wurzelstockästchen in großer Zahl durchsetzt es offenbar feinen Schutt und bildet lockere Rasen. Es steht in sehr engem Zusammenhang mit einer anderen viel häufigeren und weiter verbreiteten, aber auch noch viel veränderlicheren Art, dem Leontopodium Jacotianum. Im Himalaja beginnt dieses im Westen ebenfalls im Quellgebiet des Ganges, nach Osten geht es aber über Ober-Birma bis nach Yünnan zum Dsang-schan bei Dali; dann hat es zwei Standorte, die wohl nicht so isoliert sein werden, wie es heute erscheint, auf dem Wa-schan im mittleren und am Bei-ho im nördlichen Setschwan. Seine Sterne sind immer weiß, aber beinahe alles andere an ihm ist veränderlich. Es ist nämlich befähigt, sowohl mit langen, dünnen, aber festen Ästen jedenfalls gröberen Schutt zu durchziehen und dann so weitläufige Rasen zu bilden, daß sich in Herbarien meist nur einzelne Stücke daraus finden, als auch an Felsen in Polstern zu wachsen, deren Stämmchen mit vertrockneten breiten Blättern recht dicht besetzt sind (var. cespitosum), schließlich an ausgesprochen feuchten Stellen, Gebüschrändern, Bachläufen, Lawinenstrichen herabzusteigen. Hier stellt es dann die var. minus dar, ohne diesem Namen, unter dem sie früher einer anderen Art zugerechnet wurde, gerecht zu werden, denn ohne verlängerte Rhizomteile bildet sie wohl die größten Edelweißrasen mitunter aus 100 Blütenstengeln von 27 *cm* Länge. Als var. paradoxum ist schließlich eine Form aus Sikkim und Tibet beschrieben, die nicht die glatte Behaarung der anderen hat, sondern über und über mehr wolliges Haarkleid. Solche Veränderlichkeit darf uns bei einer Pflanze von solcher Anpassungsfähigkeit nicht wundern; denken wir nur daran, was für kleine, dicke Polster das bekannte rundblättrige Täschelkraut (Thlaspi rotundifolium) unserer Kalkalpen auf Felsen und anderem festem Boden bildet und wie es ein andermal mit über spannenlangen Wurzelstockästen groben, blockigen Schutt durchzieht.

Ebenfalls zierlich, aber weniger ansehnlich als L. monocephalum ist Leontopodium muscoides. Es steht allerdings dem Jacotianum näher, doch sind seine Blätter und Deckblätter immer schmallineal, und diese in ihrer großen Anzahl lassen eben den Stern so zierlich erscheinen. Bald werden sie allerdings kahler und dann werden die dichten Polster von mitunter 20 *cm* Durchmesser unansehnlich, unserem Gnaphalium supinum nicht unähnlich. Seine Heimat ist ebenfalls der fernste Nordwesten der Provinz Yünnan und zwar die Hochgebirgsstufe. Fernab von dort finden wir wieder eine nahe

Verwandte dieser Arten, nämlich Leontopodium microphyllum auf dem Hochgebirge der Insel Taiwan (Formosa). Es bildet ebenfalls dicht, aber breiter, beblätterte Polster, die Stengelblätter sind größer, wollig-filzig, und auch im Pappus zeigt es Unterschiede.

Schon eingangs wurde Leontopodium Forrestianum gekennzeichnet, das auch durch den in beiderlei Blüten gleich — haarförmig — ausgebildeten Pappus mit den Ruhrkräutern übereinstimmt. Im übrigen ähnelt es am meisten den zuletzt genannten Arten. Ich entdeckte es im Jahre 1916 neben L. Jacotianum var. minus an Gebüschrändern in der Mekong-Salwin-Scheidekette, 5 Jahre später fand es Forrest in höherer Lage in der angrenzenden tibetischen Provinz Tsarong gegen den Irrawadi zu. Es bildet eine eigene Untergattung: Paragnaphalium und hätte als erstes angeführt werden sollen, doch mußten wir ja von unserem L. alpinum ausgehen.

Eine ganz andere Gruppe von Edelweißarten, die Sektion Nobilia, hat das Schwergewicht in China, nur eine daraus reicht sporadisch bis in den westlichen Himalaja. Sie umfaßt sehr verschiedene Pflanzen, die meisten mit verholzenden, andere mit reichdrüsigen oder mit nadelförmigen oder am Grund geöhrten oder beiderseits sehr lang zugespitzten Blättern dicht besetzten Stengeln, wieder andere mit oft zu Ästen austreibenden Knospen in den Blattachseln, was alles der bisher behandelten Sektion Alpina fremd ist. Untereinander aber haben sie vielfach enge Beziehungen.

Leontopodium Wilsonii, nach einem verdienten Erforscher der chinesischen Flora benannt, Leontopodium Tataricum und Leontopodium Hallaisanense weichen noch am wenigsten ab. Das erste ist eine Seltenheit in den Gebirgen des westlichen Setschwan mit dünnen, lang zugespitzten Blättern, das zweite, nur von der Küste südlich der Amurmündung bekannt, hat spatelförmig-lanzettliche Blätter und stärker verholzende Stengel und das dritte, auf der Insel Quelpert einheimische, kurze, nur grau spinnwebhaarige Blätter.

Leontopodium Japonicum wird, wie die beiden folgenden Arten, 70 *cm* hoch, hat große, dünne, lanzettliche oder eilanzettliche Blätter, aber sehr kleine Blütenkörbe, die in meist reichästigen Scheindolden stehen und mehrere wenig ansehnliche Sterne mit spitzlichen Deckblättern bilden. Nur die kahlere Varietät orogenes der nebelreichen japanischen Hochgebirge ist in Wuchs und Stern gedrungen. In den Trockentälern des Tsinling-schan wächst die Varietät xerogenes, die oberwärts dicker und weiß filzig ist und abgerundete Deckblätter hat, im südlichen Schanhsi und dem angrenzenden Honan die Varietät microcephalum mit kleinen, schmäleren, steiferen Blättern und mit Blütenkörben, die kaum über 2 *mm* lang und 3 *mm* breit sind. Das große Verbreitungsgebiet in Mittel-China hing mit jenem im mittleren Japan gewiß ehemals zusammen, die Verbindung wurde nicht nur durch den Meereseinbruch, sondern auch durch die Zerstörung des ursprünglichen Pflanzenwuchses in der heute so viel wie restlos kultivierten ostchinesischen Ebene unterbrochen. Leontopodium Sinense ist ganz weiß filzig, nur auf der Oberseite der Blätter schwächer. Diese sind dick, lang und schmal, stumpf und sitzen mit schmal geöhrtem Grunde. Es kommt einfach mit großem Stern und verzweigt mit mehreren kleinen vor. Im südlichen Setschwan, in ganz Yünnan bis zum Wendekreis und bis in die Provinz Guidschou („Kweitschou") ist es häufig in Steppen, Heidewiesen, trockenen Gebüschen und Kiefernwäldern von 1500 bis 3400 *m*. Ihm sehr nahe steht Leontopodium Stoechas, ein regelrechter Halbstrauch vom Wuchs des Mittelmeerlavendels, mitunter mit 10 blühenden Ästen, im Aussehen die merkwürdigste Art der Gattung, obwohl ein durchgreifender Unterschied von dem letzten nur in den kürzeren Blättern und ihrem verschmälerten Grunde liegt. Es findet sich auf dürren Hügeln niedriger Lagen nördlich von dem Gebiete jener Art.

Das größte Edelweiß ist Leontopodium artemisiifolium. Sein bis meterhoher Stengel und die Oberseiten der oft 8 *cm* langen und 12 *mm* breiten, unten wie auch bei den folgenden weißfilzigen Blätter sind wie beim nächsten mit hellen Drüsenhaaren dicht besetzt. Der Stern ist beinahe immer aufgelöst und an seiner Stelle

Leontopodium nivale auf der Majella in den Abruzzen, 2400 *m*.

Leontopodium Souliei in einem Quellsumpf bei Hsiao-Dschungdien in NW-Yünnan, China, 3400 *m*. Primula vittata (r.) und Poissonii (rückw.), Euphrasia Regelii, Pedicularis longiflora und Juncus allioides (v.).

Leontopodium Dedekensii (v.) und die immortellenähnliche Anaphalis chlamydophylla in der Heide wiese auf dem Schotterboden eines eiszeitlichen Seebeckens am Ostfuße des Yülung-schan (Hauptgipfel Satseto, 5450 *m*, im Hintergrunde) bei Lidjiang in NW-Yünnan, China, 3100 *m*. Kiefernwald auf dem weniger durchlässigen Boden der Umrahmung.

Leontopodium Sinense (r.) und subulatum var. Bonatii am abgerissenen Wegrand am Fuße des Lung-dschu-schan bei Huili in SW-Setschwan, China, 2600 *m*. Mitte Hypericum Hookerianum, darunter Saxifraga filicaulis.

eine oft 12 *cm* breite Doldentraube, die aber immer von ansehnlichen Deckblättern eingefaßt ist. Diese Art geht vom nördlichen bis zum südwestlichen Setschwan und dem westlichen Guidschou von 3300 *m* herab bis in tiefe dumpf-feuchte Flußtäler mit üppigem subtropischem Pflanzenwuchs in nur 1300 *m* Höhe, in eine Umgebung, die mit europäischen Verhältnissen überhaupt nicht mehr vergleichbar ist, wo hohe Steppengräser und wilde Zuckerrohrarten ihre Begleiter sind. Ihm nicht unähnlich, aber niedriger, mit dichtstehenden herzförmig-stengelumfassenden Blättern und ansehnlichen, einfachen Sternen auf den zahlreichen, unverzweigten Stengeln, ist Leontopodium Stracheyi, aus Kumaon im westlichen Himalaja, von Lhasa und anderen Stellen Süd-Tibets, dem nordwestlichsten Yünnan, Tatsienlu und Sungpan als Gebirgspflanze bekannt.

Leontopodium Stoechas
($^1/_5$ natürl. Größe)

Ganz anders als an diesen Arten und der folgenden sind die Drüsen des Leontopodium haplophylloides, einer nur um Sungpan im nördlichen Setschwan und im angrenzenden Kansu auf dem Datunggebirge und gegen das Kuku-nor verbreiteten Art. Sie stehen auf der Unterseite der schmallanzettlichen Blätter und überragen mit ihren schwarzen Köpfchen den aschgrauen Filz. Von ihnen jedenfalls hat die Pflanze den von ihren Sammlern vermerkten starken Zitronenduft. Die zahlreichen dünnen, aber straffen, dicht beblätterten, teils blühenden teils unfruchtbaren Stengel sind auch bezeichnend und geben ihm eine Ähnlichkeit mit L. Tataricum, mit dem es vielleicht auch verwandt ist. Leontopodium Franchetii wieder hat denselben Wuchs, aber seine Blätter sind durch die zurückgerollten Ränder beinahe nadelförmig; es ist von Tatsienlu bis Dschungdien und Lidjiang im nordwestlichen Yünnan verbreitet und auf Waldwiesen oft häufig.

Dieselbe Beblätterung hat Leontopodium subulatum, aber keine Drüsen und einen anderen Wuchs. Es bildet breite, lockere Rasen mit vielen kurzen Stämmchen nebst den Blütenstengeln, und jene enden in dichte Büschel aus ungezählten nadelförmigen wolligen Blättern. Es ist ein häufiger Bewohner der Steppen des trockenen Hochlandes von Yünnan, die 2100 bis über 3000 *m* hoch liegen und samt den sie durchsetzenden, teilweise macchienartigen Gebüschen der Vegetation unserer Mittelmeerküste vergleichbar sind, und findet sich noch bei Tatsienlu. Eine merkwürdige Mißbildung zeigte ein außergewöhnlich üppiges Exemplar der Varietät Bonatii, die in höheren und feuchteren Lagen wohnt und breitere, flachere Blätter hat; der große endständige Stern, der aus 27 Blütenkörben bestand, war von einer ganzen Dolde viel kleinerer umgeben und in allen Blattachseln den ganzen Stengel entlang entsprangen noch kurz gestielte kleine Sterne. Nur wenig von ihm verschieden, kräftiger und weniger dicht mit flacheren, starreren Blättern besetzt, ist Leontopodium Andersonii, jenes Edelweiß, welches südlich von diesem bis in die Tropen hinabgeht, bis ungefähr um 20° in den oberen Schan-Staaten Hinterindiens und in Tonkin.

Schließlich steht recht isoliert in dieser Gruppe, aber in manchen Formen dem L. Sinense nicht unähnlich, das vielgestaltige, und weit, nämlich von Kuku-nor und Sungpan über ganz Yünnan bis zum Wendekreis, nach Oberbirma und Guidschou in Heidewiesen häufige Leontopodium Dedekensii da. Immer grauwollig, mit verbreitertem, geöhrt oder herzförmig stengelumfassendem Grunde der dünnen, aufrechten Blätter,

deren untere viel breiter und dichter sind, bildet es in ihren Achseln Knospen aus, die, wenn in milden Wintern in Yünnan das Pflanzenleben keineswegs unterbrochen wird, zu 10 *cm* langen, mit linealen Blättern sehr dicht besetzten Sprossen austreiben. Bastarde mit L. Sinense entstehen nicht selten, wo beide Arten zusammen vorkommen.

Damit ist der Artenreichtum der Edelweißgattungen erschöpft. Ihr ähnliche Pflanzen mit ebenso schönen Sternen gibt es noch in Neuseeland, aber ihr Blütenbau ist ein ganz anderer, sie gehören zur Gattung Leucogenes. Noch verwunderlicher ist es, daß man die Anaphalis Javanica, die Stuckertella-Arten der Anden, die Saussurea tridactyla, diese als „tibetanisches" Edelweiß nicht selten bezeichnet findet. Sie alle haben nicht mehr als den weißen Filz mit dem Edelweiß gemein.

Sehen wir also, daß unser Edelweiß nur ein vereinzelter, abgetrennter Ausläufer einer in Asien in 36 Arten gegliederten Gattung ist, daß es zweifellos dort seine Urheimat hat, so müssen wir uns nun fragen, wie, auf welchem Wege, wann und in welcher Form es nach Europa eingewandert ist. Daß es durch Vorderasien seinen Weg genommen hätte, erscheint ausgeschlossen, denn es wäre vollkommen unerklärlich, warum es dort ausgestorben wäre. Nirgends würde es besser hineinpassen als in die Flora der vorderasiatischen Hochgebirge, unter denen ja besonders der Kaukasus noch sehr viele unserer Alpenpflanzen beherbergt. Es hat diese sicher nie besiedelt, sondern es gehört zu dem nur spärlich vertretenen altaisch-alpinen Element unserer Flora, für das wir die Einwanderungsstraße im Norden suchen müssen. Zur Eiszeit, als am Rande des Inlandeises alpine Klimaverhältnisse herrschten, gab es eine Zone gleichartigen Klimas vom Altai bis zu den Alpen, und in dieser ist das Edelweiß gewandert. Das war aber noch nicht unser heutiges L. alpinum, das ja in Asien gar nicht vorkommt, sondern das L. leontopodinum des Altai oder eine Form, die ihm zunächst stand, also eine dem L. nivale mindestens ähnlichere als dem L. alpinum. Daß das nordöstliche L. linearifolium dem unseren so ähnlich sieht, kommt sicher von analoger Entwicklung, aber nicht von altem Zusammenhang. So ist das südeuropäische Edelweiß zuerst vom Norden nach den Alpen gekommen, hat sie schon in einer der ersten Eiszeiten erreicht, sie in der folgenden Interglazialzeit besiedelt, wurde aber durch die nächstfolgende Eiszeit wieder gründlich nach dem Süden verdrängt, wo es sich bis heute erhalten hat. Mit dem Eintritt oder dem Abnehmen einer weiteren Interglazialzeit verbreitete es sich wieder von dort aus und nahm dabei die heutige Gestalt unseres L. alpinum an. Es waren wohl schon ausschließlich heterogame Pflanzen, wie sie unter L. leontopodinum ja auch heute noch vorkommen, die von Asien nach Europa kamen, hier konstant wurden und nur unter unnatürlichen Lebensbedingungen einen Rückschlag zu ihren Vorfahren zeigen. Das sind nicht rein theoretische Spekulationen, sondern die einzig möglichen logischen Schlüsse aus den festgestellten Tatsachen.

Gerade die zweite der gepriesensten Alpenpflanzengattungen, die Alpenrosen, haben denselben Weg genommen. Die Gruppe, der unsere beiden Arten angehören, ist im Himalaja schwach, in Westchina sehr reich vertreten, doch ist sie im Norden nicht, wie das Edelweiß ausgestorben, sondern im Rhododendron Lapponicum erhalten geblieben, und die Pflanze der siebenbürgischen Karpathen hat als Rh. myrtifolium eine eigene Gestalt angenommen. Alles in allem sind aber auch diese drei mitteleuropäischen Alpenrosen, zu denen dann noch die zwei süd- bzw. osteuropäischen aus einer anderen, älteren Gruppe kommen, nur ein sehr schwacher Abglanz der ungefähr 700 asiatischen Arten, so auch die mit Recht so geschätzten ungefähr 30 Primeln der Alpen an Schönheit sogar noch sehr zurückstehende Vertreter der in Asien gegen 400 Arten umfassenden Gattung, wie ja schließlich ganz Europa nur ein kleiner Anhang des großen Asien ist.

Hermann von Barth

Zur 50. Wiederkehr seines Todestages

Von Max Rohrer, München

Am 7. Dezember 1926 sind fünfzig Jahre verflossen, seit der in portugiesischen Diensten stehende 31jährige Geologe Hermann Freiherr von Barth-Harmating in schwerem Tropenfieber zu San Paolo di Loanda ein trauriges Ende gefunden hat. Als verwegener Bergsteiger, als geographischer Erforscher und turistischer Erschließer des Karwendelgebirges, als einzigartiger alpiner Schriftsteller, als Verfasser von wissenschaftlichen Abhandlungen aller Art und eines Buches über Ostafrika hatte er sich einen ehrenvollen Namen gemacht, bevor er, zum Forscherberufe entschlossen, nach Angola gezogen war. Der leidenschaftliche Rhythmus seines Wesens, sein Drang, sich bei jeder Gelegenheit eine würdige Aufgabe zu stellen, mit Ungestüm und Ausschließlichkeit ihrer Lösung zuzustreben, hatte ihn schon unterwegs veranlaßt, nebenbei rasch die Capverdischen Inseln San Jago und San Antao zu vermessen (zu welchem Zwecke er etwa zwei Dutzend Gipfel erstieg) und der portugiesischen Regierung eine wesentlich verbesserte Karte zuzustellen; er veranlaßte ihn, kaum in Angola angekommen, einen selbständigen Vorstoß in das Innere des Landes zu unternehmen. Das ungewohnte Klima aber und daraus folgende Erkrankung, im Verein mit dem ungünstigen Verhalten der Eingeborenen, zwangen Barth zu einer „vorläufigen" Rückkehr, aus welcher leider sehr bald eine dauernde wurde, da ihm die Genesung versagt blieb. Umsonst versuchte der deutsche Forschungsreisende Pogge ihn zur Teilnahme an der Heimkehr zu bewegen, er blieb, um möglichst bald Größeres zu leisten — und starb gemäß dem Leitsatze seines Lebens: „Sieg oder Tod!"

Immer hat dieser Mann aus dem Vollen gelebt, nach dem Ganzen gestrebt, nie hat es ihm genügt, „Auch Einer" zu sein, er war immer „Einer". Jedes Ziel wurde in raschem Ansturm ohne Bedenken genommen, jede erfüllte Aufgabe ließ er hinter sich als abgetan, um eine neue mit gleicher Inbrunst zu ergreifen. Der Jüngling ist Korpsstudent, wird rasch zum erstklassigen Schläger, ein Anführer bei Zechgelagen und allerhand tollen Streichen, ein eigenwilliger Reformer — aber sobald die Aktivzeit wie ein voller Becher mit hastigen Zügen geleert ist, wird das Korpsstudententum auch ein für allemal beiseite gestellt. Väterlicher Wunsch leitet ihn in die juristische Laufbahn. Er liebt diesen Beruf nicht, aber — wenn schon, denn schon! — er erwirbt sich Lob beim Studium und in der Praxis. Sobald er jedoch beschließt, sich künftig den Naturwissenschaften zuzuwenden, da wirft er sich mit einem Eifer auf dieses weite und vielseitige Gebiet, daß er nach kurzer Zeit schon Werke der Geologie, Zoologie, Physik, Astronomie, Meteorologie usw. in selbständigen und zum Teil weit ausholenden Zeitschriften-Referaten zu besprechen vermag. Nebenbei frißt er mehrere fremde Sprachen förmlich in sich hinein, so daß er bald Übersetzungen aus dem Russischen veröffentlichen kann. Wie die ersten Hochräder in Deutschland auftauchen, wird er zu einem Radfahrer, der Parforce-Leistungen vollbringt — ohne Rücksicht auf polizeiliche Mahnungen und Strafen — und die Brauchbarkeit des Fahrrades in der Praxis, z. B. für Landbriefträger, erprobt und verficht. Riesige Schriftbündel schreibt er in unglaublich kurzer Tag- und Nachtarbeit zusammen, zwei stattliche Bücher entstehen

Hermann von Barth

neben dem Studium in wenig Monaten. Er nimmt sich kaum Zeit zur Doktorprüfung: dann stürmt er als Afrikaforscher los.

Mit der gleichen fast fabelhaften Energie, in derselben Eile vollzieht sich vorher seine bergsteigerische Entwicklung: beginnt mit Geringem, steigt im Laufe weniger Jahre zur Höchstleistung empor — und wird als vollendete Episode abgetan. Fünf Jahreszahlen und vier Gebietsnamen umschließen sein Bergsteigerleben: 1868 — Berchtesgadener Alpen, 1869 — Allgäu, 1870 — Karwendel, 1871 — Wetterstein; die letzte Alpenreise, durch alle vier Gebiete zugleich, beschließt dann 1873 sein alpines

Erleben und Forschen. Die 5 Jahreszahlen deuten aber nicht nur Hermann v. Barths Betätigung in verschiedenen Berggruppen an, sondern zugleich 5 unter sich wesentlich verschiedene Stufen seiner Entwicklung.

Als der 23jährige am 1. Mai 1868 nach Berchtesgaden kam, um dort Rechtspraktikanten-Dienste zu leisten, hatte er außer dem Wendelstein noch keinen Gipfel betreten. Nun sieht er die Kalkalpen-Berge in unmittelbarer Nähe vor sich, fühlt den Drang, sie zu besteigen, und hört gleichzeitig von der Gefährlichkeit solchen Unterfangens, von der Unersteiglichkeit vieler Zinnen, und von der grundsätzlichen Unentbehrlichkeit eines einheimischen Führers. Nach Ablauf des ersten Monats hat er schon 13 Gipfel bestiegen. Sobald der Schnee völlig gewichen ist, geht er an schwierigere und an unersteiglich genannte Berge. Anfangs nimmt er etliche Male einen einheimischen Führer mit sich — aber nachdem der Ruf ungeheurer Schwierigkeit oder gar der Unmöglichkeit des Besteigens bei mehreren Gipfeln widerlegt ist, steckt Barth sich das feste Ziel: auch die Entbehrlichkeit eines Führers durch sein Beispiel zu erweisen. Als Alleingänger stellt er sich nun eine Aufgabe nach der andern. Der ehrgeizige Plan gelingt, und der Unersättliche fordert noch mehr von sich selber. Er will nicht nur einzelne besonders lockende Gipfel, sondern das ganze Gebiet der Berchtesgadener Alpen in allen Einzelgruppen kennenlernen, indem er alle bedeutenderen Spitzen aufsucht — gleichviel ob schon bestiegen oder nicht — und will durch Abfassung eines „Wegweisers" auch andere veranlassen, ohne Führer das Gebirge zu besuchen. Von Berchtesgaden nach Traunstein versetzt, arbeitet er mit gleichem Eifer an dieser Aufgabe weiter, und da er im Dezember 1868 nach München zurückkehrt, hat er alle Gebiete des Berchtesgadener Landes mit Ausnahme des (erst 1873 besuchten) Hagengebirges kennengelernt und 70 Gipfel bestiegen, darunter 10, die bisher unbetreten waren.

Als er nun aber an die Niederschrift seines „Wegweisers" ging, war sein Plan schon lange wieder weitergereift: nicht nur für die Besucher des Berchtesgadener Landes, sondern für die der gesamten „Voralpen" (wie er die Nördlichen Kalkalpen bezeichnete) wollte er nun Führer liefern. Rasch schrieb er in München den ersten Teil „Wegweiser durch die Voralpen, Gruppe zwischen Salzach und Saalach (Berchtesgaden). Nach eigenen Erfahrungen von Hermann Frhr. v. Barth". Einen Verleger fand er nicht; aber er ließ sich nicht abschrecken, in seinem Werk fortzufahren. Von München nach Sonthofen versetzt, machte er sich sofort an neue Bergfahrten und bestieg im Laufe des Sommers 44 Gipfel, davon 3 als erster Besucher. Barth vervollkommnete im Allgäu seine alpine Technik, gewöhnte sich vor allem an den Gebrauch der Steigeisen, die ihm künftig neben dem stets verwendeten langen Bergstock im schwierigen Felsgelände dienten. Das schriftliche Ergebnis dieses Sommers war der „Wegweiser durch die Voralpen. Gruppe zwischen Bregenzer Ache und Lech. — Allgäu. — Nach eigenen Erfahrungen von Frhr. v. Barth". Dieses Werk wurde in Autographie verbreitet, von Lampart in Augsburg vertrieben und außerdem in verschiedenen Gaststätten des Allgäus zum Gebrauche der Touristen aufgelegt. Die Zentralbibliothek unseres Alpenvereins besitzt — neben einer von Hugo v. Barth angefertigten Reinschrift des „Berchtesgadener Wegweisers" auch ein wohlerhaltenes Exemplar dieses Allgäuer Hektogramms.

Erwähnt sei, daß Barth in jenem Sommer der neugegründeten Sektion Augsburg des Deutschen Alpenvereins (später auch der Sektion München) beigetreten ist. Er war 1869 Schriftführer der Augsburger Sektion und hat bei der ersten Generalversammlung des Alpenvereins in München als Schriftführer gewirkt. (Sein Protokoll bewahrt die Sektion München unseres Vereins.) Sowohl in Augsburg wie in München hat er vor seinen Sektionsgenossen wiederholt Vorträge gehalten.

War Barth in den Berchtesgadener Alpen zum Bergsteiger und führerlosen Felsgeher geworden, und hatte er dort den Plan empfangen, selbständigen Touristen

unsere Nördlichen Kalkalpen zu erschließen; hatte er im Allgäu seine Bergsteigertechnik vervollkommnet, und seinen „Wegweiser" mit vermehrter Sachlichkeit — ohne die Einflechtung persönlicher Erlebnisse — fortgeführt, so wurde er 1870 im Karwendel zum großen Entdecker und Forscher und zugleich zum alles wagenden einsamen Meister des Felsgehens. Hier hatte er ein Gebiet gefunden, in dem er wirklich noch ins Volle scheiben konnte; und im Sinne des Alpenvereins-Programmes: „Die Kenntnis der Alpen Deutschlands und Österreichs zu erweitern und zu verbreitern", löste Hermann v. Barth nun die Aufgabe, das vielgestaltige Bild dieses Gebirges mit allen Ketten und Gipfeln (von denen mancher noch keinen Namen trug oder doch sehr wechselnd bezeichnet wurde) zu klären und gleichzeitig die Anstiegslinien auf sie alle ausfindig zu machen und für Nachfolger zu beschreiben. Etwa 90 Gipfel hat der Einsame hier betreten, darunter 13, die er nach seiner eigenen, sehr vorsichtigen Meinung als erster betreten, viele andere auch, die höchstens ein Hirt oder Jäger vor ihm bestiegen hatte, — und dies trotz zeitweise recht ungünstigen Wetters, trotz des Widerstrebens der Jagdbeamten, trotz der großen Entfernung geeigneter Stützpunkte, trotz aller Mängel seiner Ausrüstung, zu der jetzt als wichtige Hilfsmittel Klinometer und Kompaß, Skizzenbuch und Zeichenstift gekommen waren. Nach Ablauf dieses Sommers hatte er die Geheimnisse eines fast unbekannten großen Gebirges entschleiert. Ein Manuskript von 950 halbbrüchig, aber sehr eng beschriebenen Quartseiten war das schriftliche Ergebnis seines Siegeszuges. Eine Drucklegung dieses Ungeheuers von topographisch-turistischer Monographie kam nicht zustande, die Urschrift bewahrt die Sektion München unseres Vereins.

Hermann von Barth hat es tief enttäuscht, daß er in der Bergsteigerwelt nicht annähernd die nötige Subskribentenzahl gewinnen konnte für die „Beschreibung einer Gruppe von 4 gewaltigen Gebirgskämmen, einen zuverlässigen Führer auf 80 in ihren Annalen nicht verzeichnete Kalkzinnen". Barth hatte vorgehabt, 1871 die nicht minder unbekannten Lechtaler Alpen in gleicher Weise wie das Karwendel zu durchforschen und zu beschreiben — aber die Gleichgültigkeit der Bergsteiger gegenüber seinem Wirken veranlaßte ihn nun, statt eines unbekannten Kalkalpen-Gebietes gerade das bekannteste vorzunehmen: den Wetterstein. Wollt ihr nichts Neues von mir, so will ich mir Neues holen in eurem eigenen Gebiete! — war der für Barth sehr bezeichnende Gedankengang. Und er machte sich daran — „ohne anderen Grund und Fug, als das eigene Vergnügen, die eigene Leidenschaft" —, die verrufensten Gipfel der Zugspitz-Nachbarschaft unter seinen Fuß zu zwingen. So fallen Dreitorspitze, Plattspitzen, Hochblassen, Öfelekopf — und die Schilderung der Dreitorspitzfahrt im Jahrgang 1872 unserer Alpenvereins-Zeitschrift erregt jetzt das Aufsehen, das er für sein Riesenmanuskript über das Karwendel vergebens erwartet hatte. Barth konnte aber nicht aus sich heraus: er wollte im Wetterstein nur Bergsteiger sein, nur „Gipfelstürmer"; aber im folgenden Winter füllt er 587 halbbeschriebene Quartseiten mit einer Wetterstein-Monographie an. Auch dieses Manuskript ruht ungedruckt im Archiv der Sektion München.

Man kann bei Hermann v. Barth die Leistungen des Bergsteigers von den schriftstellerischen nicht trennen, denn neben der Freude an der Bergnatur und am Gipfelsieg führte ihn ja vom ersten Jahre an auch die Absicht, die Orographie der einzelnen Alpengruppen zu klären, die Besteigbarkeit und Ersteigungslinien der einzelnen Gipfel für nachfolgende Alpinisten festzustellen. Die Wirkung seiner Taten aber blieb mit der Brachlegung seiner Niederschriften zunächst fast vollkommen aus. Solange die Bergsteigerwelt nicht von selbst auf die Nördlichen Kalkalpen aufmerksam wurde, solange es für sie in den Zentralalpen immer noch neue Probleme zu lösen gab, und auf den Dreitausendern mit jeder Besteigung noch Ruhm zu holen war, ließ sie sich nicht von einem Einzelnen zu anderen Zielen mit niedrigeren, weniger „imposanten" Gip-

feln locken. Und als schließlich doch Einige und nach ihnen bald Mehrere anfingen, Barths ureigenstes Forschungsgebiet, das Karwendel, zu bereisen, da wußte fast niemand mehr von jenem zu München in privater Hand ruhenden dicken Manuskripte, in dem so viele Wege beschrieben waren, die nun als neue ein zweites Mal entdeckt wurden (und die wenigen, die um das Werk wußten, machten merkwürdig geringen Gebrauch davon). Die touristische Erschließung wurde langsam vollendet, die Forschung schritt über Barths mühsam erworbene Erkenntnisse hinaus, die Vermessung wurde durchgeführt — und so wurden die Aufzeichnungen Barths sachlich allmählich überholt, ehe sie an die Öffentlichkeit traten. Die Handschriften sind unbenützt in der Stille von sachlich wertvollen zu historisch merkwürdigen Dokumenten geworden.

Barth selbst wollte sich einer solchen Entwicklung nicht ohne weiteres fügen. Als er in seiner wissenschaftlichen Ausbildung weiter fortgeschritten war, faßte er den Plan, auf Grund der vorhandenen sowie neu zu sammelnder Unterlagen in Gemeinschaft mit Anton Waltenberger ein einheitliches orographisches Werk über die „Kalkalpen zwischen Fernpaß und Achensee" mit Karten und Zeichnungen zu schaffen. Er ist nicht mehr dazu gekommen. Und auch Waltenberger hat die Aufgabe nur teilweise gelöst: in seiner „Orographie des Wetterstein-Gebirges und der Mieminger Kette" (Augsburg 1882), die neben Barths „Anstiegslinien" noch ein Vorwort brachte, das dieser aus Angola sandte.

Aber vor der verhängnisvollen Afrikareise war es Barth doch noch beschieden, als alpiner Schriftsteller einen Erfolg zu erringen: der Verleger Eduard Amthor in Gera, Herausgeber des „Alpenfreundes", war durch drei in der ZAV. erschienene Aufsätze Barths — namentlich den vielbesprochenen über die Dreitorspitze — auf den Verfasser aufmerksam geworden, und erfuhr nun von dem großzügigen Plane der im Manuskript liegenden „Wegweiser". Er fand aber, daß die höchst sachliche Art dieser Handschriften viel zu trocken sei, um einen größeren Leserkreis gewinnen zu können, und regte deshalb anfangs 1873 den Verfasser zu einem Buche über die Nördlichen Kalkalpen an, in welchem Barth die orographischen und touristischen Ergebnisse seiner Forschungen mit der Schilderung seiner persönlichen Erlebnisse verknüpfen und so eine fesselndere Form der Darstellung erreichen sollte. Nicht gerne ging der damals ganz wissenschaftlich Eingestellte an die Ausführung dieses Vorschlages. Als er dann aber sein Ja gesagt hatte, warf er sich mit dem ihm eigentümlichen Eifer auf die Sache. Er verwendete die Sommermonate des Jahres zu einer neuen Alpenreise, um die Ergebnisse seiner früheren Fahrten nachzuprüfen, Skizzen, Profile und Berganſichten zu zeichnen, und Lücken in seiner Kenntnis (Mieminger, Arnspitzen, Hagengebirge) auszufüllen. In rascher Folge schrieb er dann die 28 umfangreichen, in sich abgeschlossenen Kapitel des großen Werkes „Aus den Nördlichen Kalkalpen. Ersteigungen und Erlebnisse in den Gebirgen Berchtesgadens, des Allgäu, des Inntales, des Isarquellengebietes und des Wetterstein. Mit erläuternden Beiträgen zur Orographie und Hypsometrie der Nördlichen Kalkalpen", das 1874 bei Amthor erschien. Dieses Buch ist Hermann v. Barths großartiges Vermächtnis an die deutschen Bergsteiger geworden, eines der eigenartigsten und bedeutendsten Werke des alpinen Schrifttums, das jetzt und immer zum eisernen Bestande dieser Literaturgattung gehört. Was Barth mit seinen Wegweisern vergeblich angestrebt hatte, das erreichte er nach und nach durch sein Kalkalpen-Buch: die Berge der deutsch-österreichischen Grenze fanden großenteils durch seine Mitwirkung doch allmählich die Beachtung, die er ihnen erringen wollte. Darüber hinaus aber weckte das Buch in einem jüngeren Geschlecht volles Verständnis für die oft geschmähte Art von Bergsteigerei, die Hermann v. Barth betrieben hatte, und stärkte den Willen zu selbständigem Wandern und Steigen im Gebirge. Die Wegweiser-Handschriften verstaubten, ihr Verfasser wurde begraben im fernen Lande — sein Kalkalpen-Buch aber wurde von bergbegeisterten

jungen Menschen wie ein Evangelium gelesen, aus dem ein Einziger, ein unentwegter Vorläufer mit tausend Zungen predigte: Selbst sehen! Selbst handeln! Und nur mutig heran an die Berge — unmöglich ist nichts! Zwanzig Jahre hat es freilich gedauert, bis seine Art, zu Berge zu gehen, wirklich als das Ideal erkannt wurde, bis die Krafft, Lammer, Purtscheller, Zsigmondy, Winkler, Enzensperger usw. die Bahn brachen, für die Hermann v. Barth die erste Bresche geschlagen hatte.

Neben dem großen Kalkalpen-Werk hat Barth noch eine Reihe von gleichwertigen Aufsätzen geschaffen, die 1873—75 im „Alpenfreund" erschienen sind. Nicht minder fesselnd sind die kürzeren, mehr belletristisch gehaltenen Arbeiten im Jahrgang 1873 des „Auslandes", für das er auch viele wissenschaftliche Beiträge und die wertvollen Briefe von seiner „Angolafahrt" schrieb.

Den würdigen Schlußstrich unter seine alpinen Schriften setzte Barth noch kurz vor seiner Abreise nach Afrika. In mehreren Abschnitten des Klöden-Köppenschen Sammelwerkes „Unser deutsches Volk" (1. Band, erst 1887 in Leipzig erschienen) breitet er noch einmal seine gesamte Kenntnis der deutschen Alpen vor uns aus. Leider sind mit dem Buche selbst auch Barths vortreffliche Beiträge in vollkommene Vergessenheit geraten. Denn das ist das Seltsame: sosehr Hermann v. Barth auch heute noch gerühmt wird, und obwohl er durch ein Denkmal im Karwendel, durch die Benennung eines Unterkunftshauses in der Hornbachkette als „Hermann-von-Barth-Hütte", durch die Taufe eines kühnen Karwendelgipfels als „Barthspitze" und durch die Bewahrung seines Namens in mehreren „Barth-Wegen" geehrt ist — so hat man sich bis heute um seine literarische Hinterlassenschaft doch nur sehr wenig gekümmert! Daß seine „Wegweiser" nachträglich nicht mehr gedruckt wurden, ist begreiflich; daß sein großes kompilatorisches Werk über Ostafrika den riesigen Fortschritten der Afrikakenntnis zum Opfer fiel, kann man ebenfalls verstehen; daß aber seine zerstreuten Zeitschriftenaufsätze — trotzdem sich unter ihnen Meisterwerke ersten Ranges befinden — nie gesammelt wurden, seine Beiträge zum Klödenschen Buche völlig in Vergessenheit geraten konnten, daß niemand die „Angolafahrt" neu gedruckt hat, ja, daß sogar das große, herrliche Kalkalpen-Werk seit Jahrzehnten vom Büchermarkt verschwunden und gegenwärtig nur andeutungsweise in ein paar kleinen gekürzten Auswahlbändchen auf dem Markte ist, das sind Tatsachen, die zum Staunen zwingen. Die Leser unserer Zeitschrift werden es daher gewiß begrüßen, daß sich endlich der Alpenfreund-Verlag in München angeschickt hat, zum 50. Todestage die „Gesammelten Werke" Hermann von Barths in würdiger Ausgabe herauszubringen. Die Herausgeber (Carl Bünsch und der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes) haben darinnen sämtliche Zeitschriften-Artikel mit den 28 Abhandlungen des Kalkalpen-Werkes und den Beiträgen zu dem Klödenschen Buche, sowie einzelnen Abschnitten der „Wegweiser" vereinigt. Es wurden ferner verschiedene wissenschaftliche Arbeiten, ein Auszug aus dem Ostafrika-Buche, die „Angolafahrt" und eine Briefauswahl aufgenommen und eine ausführliche Schilderung von Barths Leben und Wirken — teilweise nach unbenützten Quellen — angefügt. Viele, meist unveröffentlichte Zeichnungen Barths, vermischt mit anderen zeitgenössischen Bildern, unterstützen das Wort. Der Hinweis auf dieses Werk mag dem Mitherausgeber hier gestattet sein, da es die einzige Möglichkeit bietet, heute die Barthschen Schriften kennenzulernen, und da alle Gedächtnisaufsätze nur leeres Stroh dräschen und Barth eine hingegangene historische Persönlichkeit bliebe, wenn sein Werk nicht endlich der Vergessenheit entrissen wäre und ihn den Lebenden wieder lebendig machen könnte.

Durften in den gesammelten Werken auch Stichproben aus jenen Barthschen Schriften nicht ganz fehlen, die heute nur noch geschichtlichen Reiz aufweisen, so hat doch der überwiegende Teil des Inhaltes noch einen vollen, warmen Puls. Die Aufsätze des Kalkalpen-Werkes und die verwandten kleineren Arbeiten sind nicht nur lebendige

Schilderungen der Barthschen Ersteigungen, sondern der betreffenden Berge und ihrer Umwelt zugleich; sie sind einzigartige Meisterwerke des alpinen Schrifttums, die in ihrer Besonderheit bis heute nicht erreicht worden sind. Wer nach „Spannung" giert, muß freilich nach anderen Büchern greifen; wem es aber des Abenteuers genug ist, mitzuerleben, wie ein aufrechter einsamer Bergsteiger selbständig nach den Geheimnissen einer Alpengruppe, einer Gipfelgestalt forscht, einen Weg ausspürt nach den höchsten Zinnen, mühsam alle Hindernisse bezwingt, die sich ihm entgegenstellen, durch kluges Ausnützen von rasch erkannten Schwächen sich emporringt, endlich die einsame Hochwarte erreicht, klärenden Einblick gewinnt in ihren Umkreis — wem dies reizvoller erscheint als die Aufregungen einer leichtsinnig herbeigeführten Katastrophe — dem bietet Barth eine klassische Lektüre. Wohl gerät auch er in ungewöhnliche und gefährliche Lagen und schildert sie mit größter Anschaulichkeit; aber er arbeitet nie auf eine einzelne besondere Episode hin, um mit ihrer kunstvollen Ausmalung den Leser zu bezwingen, vielmehr reiht er mit gleichmäßiger Ausführlichkeit und Sachlichkeit einen Abschnitt der Fahrt an den anderen, bis ihre Summe die Lösung eines klar bestimmten Zieles ergibt; aber gerade so erlebt der Leser die Bergfahrt wie ein eigenes gegenwärtiges Unternehmen.

Nicht durch besondere Künste der Sprache und des Aufbaues wirken die Barthschen Aufsätze, sondern nur durch ihre vollkommene Sachlichkeit. Das einzige Geheimnis des Barthschen Stiles ist die Wahrhaftigkeit. So rasch und selbständig wie sich Barth zur Meisterschaft als Bergsteiger entwickelt hat, so wird er auch zum Schriftsteller. Er schreibt in seinen „Wegweisern" Sätze ohne jeden Rhythmus, ohne Durchsichtigkeit, meist mehrfach ineinander geschachtelt und beinahe endlos lang. Der Abschied von den juristischen Aktenbündeln, die ausgiebige Lektüre wissenschaftlicher Werke und die Beschäftigung mit fremden Sprachen mögen dazu beigetragen haben, seinen Stil im Laufe weniger Jahre zu klären und zu veredeln. Weich und geschmeidig ist er freilich nie geworden, aber er bekam Klang und Farbe, und eine aus der Tiefe wirkende Schwungkraft beseelt in seinen reifen Werken den Hinfluß der Sätze. Das Kennwort „männlich" trifft den Stil und die Sprache der Barthschen Werke so gut wie ihren Inhalt. Hermann v. Barth weiß eine zu durchsteigende Felswand so genau zu beschreiben, daß der Leser sie vor sich zu sehen meint und beinahe mit ihm klettern möchte; er weiß Stimmungen der Seele und der Landschaft zu schildern, so lebendig wie ein Dichter — aber mit den nüchternsten und einfachsten Worten. Die geradezu andächtige Sachlichkeit des Verfassers ist so groß und vollkommen, daß sie unwillkürlich auch den Leser erfaßt und in den Bann der geschilderten Tatsachen zwingt. Darum wirken die Barthschen Aufsätze auch heute noch lebendig, obwohl ihr Stoff schon lange der Geschichte angehört. Ihren Hauptwert freilich haben und behalten sie doch als Urkunden einer Persönlichkeit, die gleich kühn und stark im Wollen wie im Vollbringen, die unbedingte Bewunderung des Lesers wachruft. So wird Barth in der Bergsteigerwelt fortleben als einer ihrer eigenartigsten und größten Schriftsteller und als das Musterbild eines Bergsteigers, der nur auf sich gestellt und nur sich selbst vertrauend, den geliebten Bergen genaht ist und ihnen ihre Geheimnisse entrissen hat, kraftvoll und stolz — und in innerster Demut vor ihrer Größe.

Marktbild aus Sarntal von H. Atzwanger

Das Bauernjahr im Sarntal

Von Dr. Paul Tschurtschenthaler, Bozen-Gries

Die folgenden Aufzeichnungen sind vom Verfasser während seines sechsjährigen Aufenthaltes im Sarntal selbst gesammelt worden. Besonders wurden darin die Angaben des Josef Meßner, Haberle, eines echten Sarnerbauern alten Schlages, dem ich sehr zu Dank verpflichtet bin, benützt.

Wie man aus den nachfolgenden Zeilen ersehen wird, die durchaus nicht das ganze Material erschöpfen, haben wir es mit einer Bevölkerung zu tun, die an Eigenartigkeit von Brauch und Sitte kaum von einer anderen Gegend unseres Landes übertroffen wird. Dazu hängt diesen Bräuchen das noch Echte, Ländliche und Urwüchsige an. Andere deuten wieder auf uralte Einrichtungen, die kaum anderswo noch erhalten sind. Die Abgeschlossenheit des Tales, besonders in früheren Zeiten, der rein bäuerliche Charakter der Bevölkerung ergeben auf diesem Boden eine Konservierung der Zustände, die selbst unsere rasch ummodelnde Zeit nicht ganz zu beseitigen vermochte. Breschen sind freilich auch hier gelegt, und zwar ganz bedeutende, und diese werden von Jahr zu Jahr mehr erweitert, je mehr sich der Verkehr zwischen Tal und Stadt verbessert. Der gute Kenner des Tales weiß aber, daß eine Grenze auch hier einmal eintreten wird.

Vorliegenden Aufschreibungen liegt die Schilderung der Zustände von ungefähr 1880—1890 hauptsächlich vor Augen. Änderungen, die seither eingetreten sind, wurden soviel als möglich berücksichtigt, soweit sie den Blicken offenbar werden. Denn tiefer greifende Veränderungen gehen im Innern eines Volkes vor sich und entziehen sich dem gewöhnlichen Beobachter. Es mag darüber geklagt werden, daß der gute Volkscharakter immer mehr schwindet, dabei wird aber übersehen, daß der Volks-

charakter aus hundert Quellen vom modernen Leben gespeist wird, und durchaus nicht jene unbedingte Selbständigkeit darstellt, wie viele meinen, die nur von der Stadt aus das Land betrachten. Rückschläge des Kulturlebens überhaupt äußern sich daher auch im Bauernleben. Paradiesische Unschuld und Einfalt gibt es auch hier nicht und hat es nie gegeben. Wohl aber hat es Zeiten gegeben, wo die Leidenschaften im Menschen durch strenge Sitte und Brauch in ordentlichem Zaum gehalten wurden, besser wie durch Gesetze. Aus diesem Grunde ist die Lockerung in Sitte und Brauch zu bedauern.

Man kann im Sarntal nach Äußerem und Charakteranlage drei Gebiete unterscheiden: das äußere Tal von Halbweg bis Aberstückl-Rabenstein, zweitens Pens mit Weissenbach, drittens Reinswald-Durnholz. Der Penser ist im Äußeren größer und grobknochiger als der vordere Sarntaler, der dafür körperlich einen gedrungenen, kraftvollen und schönen Typus darstellt. Der Durnholzer-Reinswalder ist schmächtiger, unterscheidet sich aber hauptsächlich durch die Charakteranlage von den Bewohnern des vorderen Tales. Während dieser nämlich vorherrschend Verstandesmensch ist, was sich in seiner Eignung zum Handel und in der Neigung zum Spott bemerkbar macht, tritt beim Reinswalder insbesondere eine gewisse Gemütsanlage hervor, die sie weicher, gefälliger und gutmütiger macht. Dabei sei erinnert, daß Reinswald früher zur Pfarre Villanders gehörte und auch von dieser Seite her besiedelt worden sein muß. Durnholz und Pens gehörten in früheren Zeiten zum Seelsorgesprengel Stilfes bei Sterzing, auch ein Zeichen dafür, daß die Besiedelung dieses Teiles von dort aus geschehen ist. Das uralte Bergwerk zu Rabenstein ist auf die Bildung der Bevölkerung jedenfalls auch nicht ohne Einfluß geblieben, und man sagt der dortigen Bevölkerung Hang zur Streitsucht nach. Der Penser selbst zeichnet sich durch Ernst, Geradheit und Schaffungsdrang aus; man läßt ihn den intelligentesten Teil der Bevölkerung sein. Wie überall in solch abgelegenen Orten greift der Ernst manchmal in eine Art trübsinnigen Wesens über.

Bekanntlich wurde die Theorie verfochten, daß die Sarner Nachkommen der alten Goten sein sollen. Die dafür aufgebrachten Beweise können jedoch nicht als stichhaltig angesehen werden. Eine gewisse Wahrheit dürfte aber doch dahinter stecken, nur werden vielleicht weniger die Goten, als ein nordgermanisches Volk überhaupt dabei in Frage kommen. Einen Wink dafür geben die Hofnamen, die vielfach und in größerem Ausmaß wie in anderen Gegenden auf altgermanische Personennamen zurückgehen. (Tarneller: Hofnamen des Burggrafenamtes usw., II. Bd., Wien 1911). Eine Klärung dieser Frage ist aber noch nie erfolgt.

1. Arbeitszeiten

An den Werktagen wurde der Tag ordentlich ausgenützt. Das Heumähen und Roggenschneiden wurde früher um 2—3 Uhr früh begonnen, jetzt um 4 Uhr.

Das Dreschen wurde nach der Herbstbestellung der Felder begonnen, und es wurde durchaus mit Drischeln (Dreschflegeln) gedroschen, während jetzt fast ausschließlich nur mehr Dreschmaschinen verwendet werden, so daß die jüngeren Leute gar nicht mehr dreschen können.

Beim Heumähen gab es früher insoweit ein besseres Mittagessen, als gesottener Speck in großen Stücken aufgetragen wurde. Sonst gab es Speck nur noch beim Kornschneiden, in den letzten Fastnachttagen, und in den Weihnachtsfeiertagen.

Beim Roggenschneiden gab es ein Schnittermahl. Zum Frühstück wurde aufgetragen: Suppe mit geselchten Würsten; zu Mittag: Nudel- oder saure Suppe, Speck und Fleisch, Knödel und Kraut (Rübenkraut), kleine Krapfen mit Honigbrühe (aus zerlassener Butter, Honig und „genuiten" Mohn), Kücheln, d. h. Brotschnitten, welche in Teig eingetaucht und aus Schmalz herausgebacken wurden.

Jetzt setzt man auch Gugelhupf vor. Zur Marende bekamen die Schnitter das gleiche; das Abendessen war das gewöhnliche: Suppe mit Brotbrocken und abgerahmte Milch.

Wenn jemand beim Garbenbinden dem Schnitter nicht nachkam, so hieß man dies „dem Bär nacharbeiten". Er mußte dann den Spott der übrigen aushalten. Das gleiche war beim Heumähen der Fall, wenn die Recherin hinter dem Mäher zurückblieb.

Die gewöhnlichen Mahlzeiten: Vormeß (Frühstück) um 6 Uhr: Brennsuppe und Habermus, jetzt meist Mus aus Türkenmehl, in der Pfanne aufgetragen und mit Butter übergossen. Die Pfanne kommt auf einen Pfannknecht aus Holz, den sich der Bauer selbst macht. Bei Suppen und Mus gibt es keine Teller, jeder löffelt aus der Schüssel oder Pfanne. Früher waren als Suppenschüssel glasierte Tonschüsseln allgemein in Verwendung, jetzt oft auch Blechschüsseln.

„Neuner" gab es früher keines; jetzt wird Milch und Brot gegeben.

Das Mittagmahl ist im Sommer um 10 Uhr, im Winter um 11 Uhr. Am Dienstag und Donnerstag gibt es Knödel mit Rübenkraut, dazu „Strüzln", Erbsen oder Bohnen. Montag ist roggener „Riebl", am Mittwoch „Nocken" (Wasserspatzen), gebackene „Strauben", frische Strüzlen (Brot im Ofenloch gebacken) oder Küchle. Freitag: gesottene Krapfen und solche in Schmalz geröstet und mit „Buanmehl" (Saubohnen) oder Kloazen (getrocknete Birnen; man nimmt dazu die „molen" Grumetbirnen). Samstag: Brennsuppe und Milchnocken. Am Sonntag: gleich wie am Donnerstag, nur manchmal Fleisch.

Die Marende ist um 3 Uhr, es gibt Brennsuppe und Milch. Das „Nachtmahl" ist im Winter um 5—6 Uhr, im Sommer um 9 Uhr: Brennsuppe, Milch und harte Brotbrocken.

Im Sommer gibt es jetzt zu Mittag immer Fleisch und Speck. Die Knödel sind „plentene" (aus Schwarzplenten) oder „roggene", im Sommer zur Marende auch „weizene" oder Strauben. Sind zu wenig Knödel, so macht die Bäuerin zur Marende „Bachmus" (Schmarrn). Zur Herbstzeit werden jetzt zu Mittag roggene Knödel mit Fisolen, diese mit Schmalz übergossen, verabreicht; statt der Fisolen gibt es manchmal auch frische Milch. In der Früh gibt es: Suppe, Mus und „Küblmilch" (Abfluß vom Butterschlagen; sie gilt als vorzügliches Gesundheitsmittel). Abends jetzt meist Kartoffel zur Brennsuppe.

Beim Rübeneinschneiden im Herbst gibt es das sogenannte „Krautmahlele", eine bessere Marende. An diesem Tage gab es auch „Krautblattler".

Beim Brotbacken (3—4mal im Jahr) gibt es Ofenstrüzln und Ofenkrapfen, die mitgebacken wurden und von denen alle Hausgenossen einige nebst „gebiesten" Butter (Schlagsahne) erhalten. Auch die Nachbarn bekommen das sog. „Kostbrot" (Brotlaiben, Ofenstrüzln und Ofenkrapfen). Der übriggebliebene Teig beim Brotbacken wird zusammengekratzt, mit Kloazen und „genuiten" Fisolen (Fisolenmehl) nebst etwas Zucker vermengt und ohne „Höfel" (Hefe) herausgebacken.

Am Allerheiligenabend, am Weihnachtsabend und am Abend vor „Hochunserfrauentag" (Mariä Himmelfahrt) gab es früher kein Frühstück. Es wurde nur ein bißchen Suppe gekocht und aufgetragen, jedoch von den Leuten nicht angerührt.

An den Bauernfeiertagen, ebenso an den Sonntagen wurde zur Marende nicht gekocht. Es gab nur Milch und Brot.

In den Vigilfasttagen bestand das Frühstück nur aus Brennsuppe. Am Cyprianskirchtag, früher der eigentliche Kirchtag, an dem auch die Dienstboten aufgedingt wurden, und am Fastnachtsonntag (Bauernsonntag) wurde zu Mittag Knödel, Kraut, Speck, Fleisch und Gugelhupf aufgetragen. An diesen zwei Tagen kam auch Wein auf den Tisch des Sarnerbauern und die Leute konnten trinken, wie viel sie wollten. Man saß dann auch oft bis gegen früh beisammen. Trotzdem war Trunkenheit an

diesen Tagen eine Seltenheit und der Vater des jetzigen Haberlebauern in Rungg erklärte, daß er noch nie in seinem Haus einen betrunken gesehen habe. Die Leute haben allerdings „toll" reden angefangen und meistens kamen zu später Stunde die Geschichten von „Ungeheuern und Hexen" zur Sprache.

Außer an diesen zwei Tagen kam nur noch beim sog. „Sommertrunk" und am Osterbeichttag Wein auf den Sarnertisch. Jetzt ist auch das anders, und gar manche Bauern haben heute ein Faß Wein im Keller stehen. Man muß aber sagen, daß der Sarnerbauer kein Wirtshaussitzer ist. An Sonntagen gehen viele Bauern stundenweit in die Kirche und kehren wieder heim, ohne irgendwo eingekehrt zu sein. So hat man vom reichen Dörflerbauern gesagt, daß er jahraus, jahrein kein Wirtshaus innen gesehen hat.

Der „Sommertrunk" mit Weingabe fand in jedem Bauernhause statt, wenn alle Feldfrüchte unter Dach waren. Befand sich kein Wein zu Hause, so wurde dafür am Stephanstag solcher vorgestellt. Der Sommertrunk ist aber unterblieben, wenn streitsüchtige Dienstboten im Hause waren. Das war das einzige Disziplinarrecht des Bauern gegen seine Dienstboten. Im übrigen war er durch alten Brauch und Sitte völlig eingeengt, so daß er aus eigenem Willen nichts ändern konnte. Denn der Dienstbote betrachtet als sein Recht und im Dienstvertrage stillschweigend eingeschlossen, was die Volkssitte vorschrieb.

Besondere Festessen gab es am Weihnachtstag zu Mittag: als Voressen saure Suppe oder Nudelsuppe mit geselchten Würsten, „Butter" (Schlagsahne) mit süßen „Krapflen" und Weihnachtszelten mit Ziweben und Pignoli oder eine Schichte in Butter abgerösteter Mohn darin — dafür kam manchmal auch Guglhupf —, Knödel mit Kraut, Speck und Fleisch, „Saugrind" (Schweinskopf), schweinerne Rippen und Schinken; schweinernes Bratl mit beigelegten Kartoffeln, „Küchlen" und Krapfen, süßer Speck (Speck in Honigsulze gekocht); endlich als Mehlspeisen: Äpfelküchlein, gebackene „Gringelen" (kugelförmiges Gebäck) mit Mohn und Butter übergossen, „Geric", d. i. geblattelter Teig, durch das „Blattlradl" mehrfach geteilt und dann gebacken. Dies gilt als besonderer Leckerbissen zum Naschen.

Das gleiche Festmahl wiederholt sich am Stephanstag, Neujahr und Dreikönig. Allerdings so reichlich wie am Weihnachtstag wurde an keinem Tage getafelt. In einem richtigen Bauernhause wurde am Weihnachtstage soviel gekocht, daß man 3 bis 4 Tage noch nachzuessen hatte.

Das Mahl am Stephanstag heißt „Die Martinsgans". Wie es zu diesem Namen kam, konnte ich nicht aufklären. Denn Gansbraten, wie überhaupt Geflügel, kennen die Bauern nicht und der Martinstag gilt sonst nur als kleiner Festtag.

Am Ostersonntag gab es: Saure- oder Nudelsuppe, Knödel mit Sauerkraut, Speck und Fleisch. Das gleiche Mahl war am Pfingstsonntag.

Am Vorabend von Ostern und Pfingsten gab es abends Küchlen, Krapflen, auch Strauben, und am Pfingstabend auch „Grungeln" (kugelförmiges Gebäck fast in der Größe von Knödeln). Beim Grungleſſen war die sonst strenge Dienstbotenordnung bei Tisch, von der noch die Rede sein wird, aufgehoben und konnte jeder als erster in die Schüssel greifen, was auch mit allem Nachdruck geschah. Es wurde beim Auftragen der Grungeln sogar das Licht ausgelöscht und in der Dunkelheit nach den Grungeln gehascht. Grungeln dienen den Mädchen als Liebesgaben für ihre Liebhaber, ebenso wie die Ostereier.

Am Allerheiligentag, an dem es kein Frühstück gab, wurde mittags Mus mit Mohn bestreut („ingmachts Muas"), Küchlen und Krapflen, „Blattler" und Strauben aufgetragen. Marende gab es keine. Abends kamen gebackene Strüzlen oder Ofenstrüzlen an diesem Tage auf den Tisch.

Die Ofenstrüzlen und Ofenkrapfen werden wie Brot gebacken. Plattler nennt der

Sarner platte, runde Formen aus Weizenteig, in Schmalz herausgebacken. Krapflen nennt er halbrundes Gebäck aus Roggenteig mit Fülle (Kloazen, Mohn, auch süßgemachte „Puan" = Saubohnen). Küchlen sind kleine, halbrunde Formen aus Weizenteig, ebenfalls mit Fülle; sind diese in der Mitte geteilt und nicht gefüllt, nennt man sie „Schweizerhosen". Krapflen und Küchlen werden natürlich ebenfalls aus Schmalz herausgebacken.

Hingegen kennt der Sarner keinen Käse. Solcher wird nur ab und zu von den Hirten auf den Almen gemacht. Auch „Schotten" (Topfen) gibt es selten. Er wurde in Höfen verwendet, in denen zu wenig Getreide wächst, um die Kost zu „strecken". In solchen Orten wird Brennsuppe mit Brotbrocken, „Kahwasser" (Käsewasser) mit Schotten aufgetragen. Solche Orte gibt es natürlich in einem Hochtale viele, wo überhaupt zwei Drittelteil des verbrauchten Getreides eingeführt werden müssen.

Im Herbst wird manchmal „Holersalz" auf den Tisch gestellt. Der Saft der ausgedrückten Holunderbeeren wird mit Schotten gesotten und so in einer Schüssel wie Suppe als „Nachrichte" statt Milch auf den Tisch gestellt.

Wenn jemand während des Essens eintritt, grüßt er: „Gott segens enk".

2. Dienstboten

Unter den Dienstboten gibt es sowohl, was Arbeitsleistung als auch Ansehen im Hause anbetrifft, eine genaue Rangordnung, die am besten an der Sitzreihe am Stubentische sichtbar wird. Hier sitzen rechts vom Bauern die Knechte, voran der Großknecht, dann der zweite Knecht, der dritte und vierte, wenn solche sind (früher bei zahlreichen Bauern, heute nur bei ganz wenigen: Dick, Fichter, Platzmann, Niederhaus, Haberle, Hamler, Huber, Heiß, Liepert u. a.), Fütterer und Geißbub. Links vom Bauern sitzt die Bäuerin, dann die Große Dirne, die zweite Dirne, die dritte oder „Kuchele" (auch nur bei größeren Bauern); als letzte saß die „Hennegitsch". Heute wird wegen hoher Löhne und des großen Aufwandes an Dienstboten soviel als möglich gespart und mit der Hälfte gegen frühere Zeiten gearbeitet. Früher waren beim Platzmann 7 Knechte und 5 Mägde, heute im ganzen nicht mehr als 5 Dienstboten zusammen. Dafür werden bei den Sommerarbeiten Taglöhner aufgedingt, so daß sich dann der Stubentisch für einige Wochen wieder vervollständigt.

In obiger Reihenfolge begann auch das Essen.

Wenn der Großknecht vom Essen aufhört, müssen auch die anderen Dienstboten aufhören. Gute Knechte aßen daher so lange, bis alle genug haben konnten. War aber der Großknecht ein „damischer" Mensch, so hörte er bald auf, damit die andern auch nicht genug essen können. Nur die Großdirne war von diesem Zwang ausgenommen, und konnte essen, solange sie wollte. Und einmal im Jahre, bei den „Pfingstgrungeln", wie schon erwähnt, war die Eßordnung ganz aufgelöst und konnte jeder als erster in die Schüssel fahren und aufhören, wann er wollte.

Teller gab es früher und gibt es noch heute in den meisten Häusern nur bei Speck und Fleisch und nur Holzteller, die im Tale selbst gemacht wurden. Noch heute gibt es in Trienbach, Durnholz, wo noch zahlreich die Zirbelbäume wachsen, solche Schüsseldreher.

Bei Speck und Fleisch nahm der Bauer ein Stück heraus, schneidet für sich einen Brocken herunter und gibt ihn dann dem Großknecht, welcher desgleichen tut und das Stück wieder dem zweiten Knecht gibt usw. Das wiederholt sich dreimal.

Den Löffel hat jeder Dienstbote selbst. Früher waren auch diese häufig aus Holz geschnitzt und zierlich ausgeschnitten, jetzt sind es gekaufte Blechlöffel, bei den älteren Dienstboten von altertümlich runder Gestalt.

Manchmal kommt es vor, daß junge, starke Burschen sich als „Gaiser" verdingen. In diesem Falle muß natürlich der Lohn gehörig hoch sein, dafür muß aber der „Gaiser" auch Knechtdienste machen.

Ein Großknecht hatte 10 fl. Jahreslohn, 2 Paar neue Schuhe, 2 Paar Schuhe zum Flicken, 2 Ellen Loden mit 1 Knäuel Bauernfaden (selbstgesponnenen Faden), 2 Pfund Schafwolle und 2—3 Pfaiden (Hemden).

Die Schuhe wurden vom Dorfschuster in der „Stear" (Störe) beim Bauern gemacht.

Der Lohn wurde um Lichtmeß ausbezahlt. Dabei erhielt der Großknecht noch etwa 1 Kilogramm Schuhschmiere, bestehend aus „Speckschmalz" (Schweinefette) und Unschlitt, ferners 1 Knäuel Bauernfaden und 1 Kerze, die zu Lichtmeß in der Kirche geweiht worden war.

Selbstverständlich gibt es bei der Lohnauszahlung manchmal auch eine Rechnungserledigung in Worten, bei welcher der richtige, beißende Sarnerwitz zum Vorschein kommt.

So sagte ein Knecht zum Bauern: „Gelt, vergelt's Gott für die Haggedorne und vergelt's Gott für die Boasldoare!" (Haggedornen = Rosendornen; Boasl = Berberitzen). Der Bauer hatte nämlich so grobe Hemden machen lassen, daß sie am Leib stachen wie Dornen.

Der zweite Knecht bekam 8 fl., sonst das gleiche wie der Großknecht, außerdem noch 2 „Lidärmel" (Ärmel aus Loden für den Unterarm, welche bei den Holzarbeiten samt einer Joppe getragen wurden, die nur offene Oberärmel hatte, ein höchst merkwürdiges und altertümliches Kleidungsstück).

Ein Fütterer bekam gleich viel Lohn, wie der erste oder zweite Knecht, je nach der Arbeitsleistung.

Eine Große Dirne hatte 5 fl., 1 Paar neue Schuhe und 1 Paar alte zum Flicken, 8—10 Ellen „Zuigl" („schloffer gewirkter" Loden, d. h. leichter gewoben), 2 Paar weiße Sommerärmel, 2 Hemden oder dafür 2 Leintücher, wenn eine aufs Heiraten dachte (man hieß dies „Nahtergewand"), 1—2 Pfund Wolle oder dafür ½—1 Elle Loden und, wenn sie noch Eltern hatte, die versorgungsbedürftig waren, alle Samstag 1 Strüzl und Milch.

Eine Kleine Dirne bekam 3—4 fl. und etwas weniger vom anderen Zeug.

Diese Löhne entsprechen allerdings alten Kalendervermerken aus dem Jahre 1820.

Im Jahre 1658 wird als Lohn für einen Bauknecht bestimmt: 12 fl. Jahreslohn, 5 Paar Schuhe, ein harbenes und ein rupfenes „Hemat", und ein paar lederne Handschuhe. Die andern Knechte erhalten: 9 fl. und 4 Paar Schuhe, ein „miterer Oxenpueb" 6 fl., 3 Paar Schuhe, im übrigen alle wie der „Pauknecht".

Eine „Vieh- oder Hausdirn" erhielt damals 4 fl., einen „rupfen Kitl", ein „Hemat", 4 Schuhe und ein Paar „Läterlinge" (wohl lederne Handschuhe, wie die Knechte); eine „mitere Dirn" erhielt 3 fl., sonst gleich. Im ganzen und großen blieben auch die vorgeschilderten Verhältnisse bis vor 30—40 Jahren. Die Kriegszeit und die Nachkriegszeit haben freilich große Änderungen geschaffen. In der Zeit nach dem Kriege schnellten die Löhne von einigen 400—600 österr. Kronen plötzlich auf 1700 bis 2000 Lire (Kronen und Lire damals im Verhältnis von 1 : 0.60) beim Knecht und von 200—300 Kronen auf 800—1000 Lire bei der Großen Dirne in einem Jahre. Das war am Cyprianstag (Tag, an dem die Dienstboten aufgedingt werden) 1919. Der bestbezahlte Knecht beim Meßnerbauern in Aberstückl erhielt sogar 3000 Lire. Anfangs war damit etwas wie eine soziale Frage geschaffen und das Verhältnis zwischen Bauern und Dienstboten schien in Brüche zu gehen und einer neuen Form, einer streng rechtlichen, unter Ausschaltung aller patriarchalischen Verhältnisse zu weichen. Im ersten Nachkriegsjahr hatten die Bauern noch viel Geld und konnten die Zahlungen auch leisten. Im zweiten Jahre zeigte sich aber, daß die Dienstboten ihre Forderungen doch überspannt hatten. Der Reichtum der Bauern floß zu einem großen Teile in die Taschen der Dienstboten ab, denn eine Lohnauszahlung von 9000 bis 12000 Lire und mehr kann ein Hof nicht lange aushalten. Die Verhältnisse haben

Sarner platte, runde Formen aus Weizenteig, in Schmalz herausgebacken. Krapflen nennt er halbrundes Gebäck aus Roggenteig mit Fülle (Kloazen, Mohn, auch süßgemachte „Puan" = Saubohnen). Küchlen sind kleine, halbrunde Formen aus Weizenteig, ebenfalls mit Fülle; sind diese in der Mitte geteilt und nicht gefüllt, nennt man sie „Schweizerhosen". Krapflen und Küchlen werden natürlich ebenfalls aus Schmalz herausgebacken.

Hingegen kennt der Sarner keinen Käse. Solcher wird nur ab und zu von den Hirten auf den Almen gemacht. Auch „Schotten" (Topfen) gibt es selten. Er wurde in Höfen verwendet, in denen zu wenig Getreide wächst, um die Kost zu „strecken". In solchen Orten wird Brennsuppe mit Brotbrocken, „Kahwasser" (Käsewasser) mit Schotten aufgetragen. Solche Orte gibt es natürlich in einem Hochtale viele, wo überhaupt zwei Drittelteil des verbrauchten Getreides eingeführt werden müssen.

Im Herbst wird manchmal „Holersalz" auf den Tisch gestellt. Der Saft der ausgedrückten Holunderbeeren wird mit Schotten gesotten und so in einer Schüssel wie Suppe als „Nachrichte" statt Milch auf den Tisch gestellt.

Wenn jemand während des Essens eintritt, grüßt er: „Gott segens enk".

2. Dienstboten

Unter den Dienstboten gibt es sowohl, was Arbeitsleistung als auch Ansehen im Hause anbetrifft, eine genaue Rangordnung, die am besten an der Sitzreihe am Stubentische sichtbar wird. Hier sitzen rechts vom Bauern die Knechte, voran der Großknecht, dann der zweite Knecht, der dritte und vierte, wenn solche sind (früher bei zahlreichen Bauern, heute nur bei ganz wenigen: Dick, Fichter, Platzmann, Niederhaus, Haberle, Hamler, Huber, Heiß, Liepert u. a.), Fütterer und Geißbub. Links vom Bauern sitzt die Bäuerin, dann die Große Dirne, die zweite Dirne, die dritte oder „Kuchele" (auch nur bei größeren Bauern); als letzte saß die „Hennegitsch". Heute wird wegen hoher Löhne und des großen Aufwandes an Dienstboten soviel als möglich gespart und mit der Hälfte gegen frühere Zeiten gearbeitet. Früher waren beim Platzmann 7 Knechte und 5 Mägde, heute im ganzen nicht mehr als 5 Dienstboten zusammen. Dafür werden bei den Sommerarbeiten Taglöhner aufgedingt, so daß sich dann der Stubentisch für einige Wochen wieder vervollständigt.

In obiger Reihenfolge begann auch das Essen.

Wenn der Großknecht vom Essen aufhört, müssen auch die anderen Dienstboten aufhören. Gute Knechte aßen daher so lange, bis alle genug haben konnten. War aber der Großknecht ein „damischer" Mensch, so hörte er bald auf, damit die andern auch nicht genug essen können. Nur die Großdirne war von diesem Zwang ausgenommen, und konnte essen, solange sie wollte. Und einmal im Jahre, bei den „Pfingstgrungeln", wie schon erwähnt, war die Eßordnung ganz aufgelöst und konnte jeder als erster in die Schüssel fahren und aufhören, wann er wollte.

Teller gab es früher und gibt es noch heute in den meisten Häusern nur bei Speck und Fleisch und nur Holzteller, die im Tale selbst gemacht wurden. Noch heute gibt es in Trienbach, Durnholz, wo noch zahlreich die Zirbelbäume wachsen, solche Schüsseldreher.

Bei Speck und Fleisch nahm der Bauer ein Stück heraus, schneidet für sich einen Brocken herunter und gibt ihn dann dem Großknecht, welcher desgleichen tut und das Stück wieder dem zweiten Knecht gibt usw. Das wiederholt sich dreimal.

Den Löffel hat jeder Dienstbote selbst. Früher waren auch diese häufig aus Holz geschnitzt und zierlich ausgeschnitten, jetzt sind es gekaufte Blechlöffel, bei den älteren Dienstboten von altertümlich runder Gestalt.

Manchmal kommt es vor, daß junge, starke Burschen sich als „Gaiser" verdingen. In diesem Falle muß natürlich der Lohn gehörig hoch sein, dafür muß aber der „Gaiser" auch Knechtdienste machen.

Ein Großknecht hatte 10 fl. Jahreslohn, 2 Paar neue Schuhe, 2 Paar Schuhe zum Flicken, 2 Ellen Loden mit 1 Knäuel Bauernfaden (selbstgesponnenen Faden), 2 Pfund Schafwolle und 2—3 Pfaiden (Hemden).

Die Schuhe wurden vom Dorfschuster in der „Stear" (Störe) beim Bauern gemacht.

Der Lohn wurde um Lichtmeß ausbezahlt. Dabei erhielt der Großknecht noch etwa 1 Kilogramm Schuhschmiere, bestehend aus „Speckschmalz" (Schweinefette) und Unschlitt, ferners 1 Knäuel Bauernfaden und 1 Kerze, die zu Lichtmeß in der Kirche geweiht worden war.

Selbstverständlich gibt es bei der Lohnauszahlung manchmal auch eine Rechnungserledigung in Worten, bei welcher der richtige, beißende Sarnerwitz zum Vorschein kommt.

So sagte ein Knecht zum Bauern: „Gelt, vergelt's Gott für die Haggedorne und vergelt's Gott für die Boasldoare!" (Haggedornen = Rosendornen; Boasl = Verberitzen). Der Bauer hatte nämlich so grobe Hemden machen lassen, daß sie am Leib stachen wie Dornen.

Der zweite Knecht bekam 8 fl., sonst das gleiche wie der Großknecht, außerdem noch 2 „Lidärmel" (Ärmel aus Loden für den Unterarm, welche bei den Holzarbeiten samt einer Joppe getragen wurden, die nur offene Oberärmel hatte, ein höchst merkwürdiges und altertümliches Kleidungsstück).

Ein Fütterer bekam gleich viel Lohn, wie der erste oder zweite Knecht, je nach der Arbeitsleistung.

Eine Große Dirne hatte 5 fl., 1 Paar neue Schuhe und 1 Paar alte zum Flicken, 8—10 Ellen „Zuigl" („schloffer gewirkter" Loden, d. h. leichter gewoben), 2 Paar weiße Sommerärmel, 2 Hemden oder dafür 2 Leintücher, wenn eine aufs Heiraten dachte (man hieß dies „Nahtergewand"), 1—2 Pfund Wolle oder dafür ½—1 Elle Loden und, wenn sie noch Eltern hatte, die versorgungsbedürftig waren, alle Samstag 1 Strüzl und Milch.

Eine Kleine Dirne bekam 3—4 fl. und etwas weniger vom anderen Zeug.

Diese Löhne entsprechen allerdings alten Kalendervermerken aus dem Jahre 1820.

Im Jahre 1658 wird als Lohn für einen Bauknecht bestimmt: 12 fl. Jahreslohn, 5 Paar Schuhe, ein harbenes und ein rupfenes „Hemat", und ein paar lederne Handschuhe. Die andern Knechte erhalten: 9 fl. und 4 Paar Schuhe, ein „miterer Oxenpueb" 6 fl., 3 Paar Schuhe, im übrigen alle wie der „Pauknecht".

Eine „Vieh- oder Hausdirn" erhielt damals 4 fl., einen „rupfen Kitl", ein „Hemat", 4 Schuhe und ein Paar „Läterlinge" (wohl lederne Handschuhe, wie die Knechte); eine „mitere Dirn" erhielt 3 fl., sonst gleich. Im ganzen und großen blieben auch die vorgeschilderten Verhältnisse bis vor 30—40 Jahren. Die Kriegszeit und die Nachkriegszeit haben freilich große Änderungen geschaffen. In der Zeit nach dem Kriege schnellten die Löhne von einigen 400—600 österr. Kronen plötzlich auf 1700 bis 2000 Lire (Kronen und Lire damals im Verhältnis von 1 : 0.60) beim Knecht und von 200—300 Kronen auf 800—1000 Lire bei der Großen Dirne in einem Jahre. Das war am Cyprianstag (Tag, an dem die Dienstboten aufgedingt werden) 1919. Der bestbezahlte Knecht beim Meßnerbauern in Aberstückl erhielt sogar 3000 Lire. Anfangs war damit etwas wie eine soziale Frage geschaffen und das Verhältnis zwischen Bauern und Dienstboten schien in Brüche zu gehen und einer neuen Form, einer streng rechtlichen, unter Ausschaltung aller patriarchalischen Verhältnisse zu weichen. Im ersten Nachkriegsjahr hatten die Bauern noch viel Geld und konnten die Zahlungen auch leisten. Im zweiten Jahre zeigte sich aber, daß die Dienstboten ihre Forderungen doch überspannt hatten. Der Reichtum der Bauern floß zu einem großen Teile in die Taschen der Dienstboten ab, denn eine Lohnauszahlung von 9000 bis 12000 Lire und mehr kann ein Hof nicht lange aushalten. Die Verhältnisse haben

sich inzwischen auch festgelegt, im allgemeinen aber zugunsten der Dienstboten verändert. Die Dienstbotenfrage ist für den Bauern heute eine sehr drückende. Im allgemeinen gilt als Grundlage für die Lohnberechnung der Preis der Kühe. „Ein Knecht kostet dem Bauern eine Kuh", ist der Spruch.

Die Naturalleistungen haben sich einige Zeit in Leistungen von Lebensmitteln umgesetzt: Schmalz, Mohn, Korn und dergl., sind aber im allgemeinen wieder die alten geworden.

Der Großknecht und der Fütterer hatte auf den meisten Höfen auch das Recht, ein Schaf zu wintern.

Am Cyprianstag (Sonntag nach Dreikönigen, wie schon erwähnt ein Hauptfeiertag im Sarntal) wurden die Dienstboten aufgedingt. Nach der alten Ehehafttaiding (Dorfordnung) war es unter Strafe verboten, mit Dienstboten an einem andern Tage abzuhandeln. Schon in der Gemeindeordnung vom Jahre 1658 war es verboten, Dienstboten vor Weihnachten zu dingen. (Tirol. Weisth. IV, 263 ff.) Im allgemeinen ist es bei diesem Brauch auch geblieben. Der Handel spielt sich auf dem Kirchplatz oder in den Gasthäusern ab. Denn an diesem Tage strömt das ganze dienstbare Volk in das Dorf und läßt sich sehen. Der Handel beginnt mit der Anfrage des Bauern und wenn er ein geneigtes Ohr findet, so werden Lohnverhältnisse und dergl. festgestellt. Dann geben sich Bauer und Knecht die Hand und zur Befestigung des Dienstvertrages wird nach altem Brauche eine „Ahre" (Angeld) gegeben. Dienstboten, welche an diesem Tage keinen Platz finden, nimmt man nicht mehr gerne; sie gelten als minderwertig.

Am Cyprianskirchtag muß der Bauer aber auch mit den Dienstboten des alten Jahres ins Gasthaus gehen und ihnen ein Mittagessen zahlen, das in Speckfuppe besteht. Den Speck liefert der Bauer selbst und einer der Knechte muß ihn ins Wirtshaus tragen.

Abends werden auf gleiche Weise die neugedungenen Dienstboten bewirtet, nur daß statt Speck meist Fleisch und Strüzlen verabreicht werden und der Tag reichlich, selten aber übermäßig, mit Wein begossen wird.

Für derartige Bewirtungen hat jeder Bauer sein Stammgasthaus. In früheren Zeiten stand der „Färberwirt" als Stammgasthaus in hohen Ehren. Wer es betritt, erhält auch heute noch Eindruck des Uraltertümlichen und in der Tat sind hier die Verhältnisse geblieben wie vor alter Zeit.

Am Lichtmeßtage werden, wie schon gesagt, die Dienstboten bezahlt. Am Blasiustag (3. Februar) haben die Dienstboten frei, am nächsten Tag ist „Flickwerktag", an dem noch die Habseligkeiten ausgebessert und zusammengerichtet werden, und am 5. Februar ist dann „Schlenggltag", Umziehtag für die Dienstboten. Daß es an diesem Tage, ähnlich wie am Auszahltag, nicht immer ohne Verdruß abgeht, kann man sich denken, und verraten die Reime:

Bäurin: Heut ist Agathentag,
Fahrt a niader (jeder) schmutzige Schurz ab.
Dirn: Ja, ja, heunt hoaßt's halt wandern
Va oander Hur zur andern.

„Hur" hat im Sarntal durchaus nicht die Bedeutung einer sittlich schlechten Person, sondern ist als ein nicht gerade freundlicher, derber Ausdruck (ähnlich wie „'s Mensch" im Unterinntal, oder „Pfott" im Burggrafenamt) anzusehen. Daher auch folgende köstlich-derbe Erzählung: Ein Bischof war einmal zur Visitation im Tale und sollte nun in einer Sänfte übers Joch nach Passeier getragen werden. Am Wege wurde einer der Träger müde und rief den Mitgenossen zu: „Stöllt's einmal die Hur nieder."

Am Schlenggltag gehen die Knechte und Dirnen mittags vom Hofe fort. Die

Sarntalerin zu Pferd.

Bauerntypen aus dem Sarntale

Knechte führen sich die „Truhen" (fahrende Habe, welche in einer Truhe verpackt ist) selbst und der Bauer stellt das Pferd dazu. Für die Mägde holen die Knechte vom neuen Hof die Truhe ab. Auf einem solchen Schlitten mit der Mägdehabe ist neben der schönbemalten Truhe, die jeder Dienstbote hat, auch ein Schaff zu sehen, das jede Magd zum Waschen für sich und für die Knechte selbst mitbringen muß. Außerdem ist auch eine schöne Hutschachtel und der Feiertagskittel, damit er nicht zerdrückt wird, obenauf. Der Knecht bekommt für diesen Freundschaftsdienst einen „Buschen" (Blumenstrauß), den ihm die Magd auf den Hut steckt, und etwas Branntwein zu trinken. Manche Burschen haben an diesem Tage 2 bis 3 solche Flittersträuße am Hut, und da keine der Mägde zurückbleiben will, nehmen sich dann die Burschen aus wie „Leaslbuben".

Dorfgasse in Sarnthein von H. Atzwanger

Jetzt wird der ganze Nachmittag dazu verwendet, um im Wirtshaus zu tanzen, was in alter Zeit ganz fehlte, wo man vielleicht ein Gläschen Wein wagte und dann zum neuen Bauern zog.

Jetzt stehen vor dem „Hirsch" und vor den Wirtshäusern in Astfeld, den Haupttreffpunkten der Schlenggleute, immer ganze Reihen von Truhenfuhren, während aus der Gaststube die Töne der Ziehharmonika klingen, und drinnen Kopf an Kopf herumwogt. Es ist der einzige Tag, an dem im Tale eine übermütige Lebensluft durchschlägt.

Zum Abendessen mußten früher und sollen auch heute die Dienstboten beim neuen Bauern eintreffen. Früher, oder wenn sie rechtzeitig kommen, auch heute noch, bekommen die Dirnen von der neuen Bäurin eine Marende, bestehend in einem Bratl, jetzt aber meist in Kaffee und Backwerk.

Zum Abendessen bekommen die neuen Dienstboten: Knödel, Speck und Fleisch mit Sauerkraut, „ingenagte" Krapfer (Mohnkrapfen), Strüzlen, Strauben, Plattler und Wein, also gleich alle Herrlichkeiten, um gut zu beginnen.

Der Große Knecht hat nach Lichtmeß Holz aufzuhacken, während die andern Knechte sägen. Die Kunst der Knechte offenbart sich beim Aufstapeln des Holzes an der Hauswand, das schön geschlichtet und ebenmäßig abschließend sein muß.

Auch bei den übrigen Arbeiten, Mähen, Kornschneiden, geht der Große Knecht den andern voraus. Er setzt in der Frühe als erster die Sense ins Gras, nach einigen Schnitten folgt der zweite Knecht, eine Sensenlänge darunter der dritte usw. Hinter den Mähern werfen die Dirnen, voran die Große Dirne, die Grasschwaden mit dem Rechen auseinander, damit es schön ausgebreitet in der Sonne zu liegen kommt. Beim „Heuaufnehmen" (Einführen des Heues) hat der Große Knecht die Aufgabe, das Heufuder zu machen, was insoferne heikel ist, als das Fuder sehr gleichmäßig auf

beiden Seiten gerichtet werden muß, weil sonst das Fuhrwerk beim Einführen leicht umstürzen kann. Das Einführen des Heufuders in den Stadl besorgt meist der Bauer selbst, manchmal auch der Geißbub. Die übrigen Knechte nehmen auf, d. h. stechen das von den Leuten vorher in lange Zeilen zusammengerechte Heu auf die Heugabel und werfen es auf das Fuder.

Ähnlich ist die Arbeit beim Kornschnitt. Auch hier geht der Große Knecht beim Schneiden voran, neben ihm folgen die anderen Knechte, während die Dirnen Garben binden und Schober aufstellen. Alles das verlangt eine gewisse Handfertigkeit und ist nicht so einfach, wie sich's Leute, die nur Sonntags beim Spaziergang die Felder sehen, vorstellen. Beim Garbeneinführen trägt die Große Dirne die „Hocker" (Garben) herbei, die Knechte reichen sie auf das Fuhrwerk und der Große Knecht schlichtet sie kunstgerecht zum Fuder, eine Arbeit, die noch heikler ist, als das Heufudermachen. Zum Schluß wird der Wiesbaum auf das Fuder gelegt und festgewindet (auch natürlich beim Heufuder) und das Fuhrwerk kann fortgefahren werden. Das besorgt wieder gewöhnlich der Bauer selbst. An diesen Tagen müssen alle am Hofe mithelfen. Die Dienstboten, die nicht am Felde arbeiten, haben im Stadl die Garben aufzuschichten.

Vom „Bär nacharbeiten" und von den Sommermahlzeiten war schon die Rede.

Beim „Bauen" des Ackers führt der Bauer selbst oder sonst der Große Knecht den Pflug. Es wird und wurde im Sarntal immer mit Wendepflug gearbeitet. Voraus sind ein Paar Ochsen eingespannt, die der Fütterer führt, dann kommen ein Paar Pferde, gelenkt vom Geißbuben, der früher bei keinem Sarnerbauern fehlte. War kein Geißbub da, so vertrat dessen Stelle die dritte Dirne. Im übrigen hatte der Große Knecht bei den ersten Frühjahrsarbeiten den Mist aufzulegen. Das Mistführen ist die erste Arbeit am Felde und geschieht schon bald nach Lichtmeß mit Schlitten. Während des „Bauens" (Pflügens) arbeiten die übrigen Dienstboten im Walde, um das Brennholz zu hacken und zu entrinden, sowie um Streu zu machen. Auch wird um diese Zeit „gezäunt", d. h. die Zäune ausgebessert, die im Sarntal viele Kilometer Länge ausmachen und noch vielfach in alter Form gemacht werden.

Im Winter wird von den Weibern in der Stube noch fleißig gesponnen, vor dem Kriege hauptsächlich Wolle, die zu Jankern, Strümpfen, sowie für den Loden und Zuigl verwendet werden. Die Sarnerwolle gilt als brüchig und ist daher nicht von besonderer Güte, obwohl die Schafzucht noch ziemlich betrieben wird. Heute wird auch vielfach wieder Flachs gesponnen.

Die Küchenarbeiten besorgt die Bäurin selbst. Diese geht auch beim Heumachen und Kornschnitt aufs Feld, die einzige Zeit, wo auch sie zu Feldarbeiten herangezogen wird. Sonst besorgt sie noch den Garten und den Hennstall. Das Eiergeld, ebenso wie das Schmalzgeld, gehören ihr. Sie hat auch, wenigstens früher, die Leinwand zu bleichen.

Das Aufräumen in den Dienstbotenkammern besorgen die Dirnen, welche auch den Knechten die Wäsche zu waschen haben. Die Ausstattung einer Dienstbotenkammer ist sehr einfach: entweder eine einspännige oder zweispännige Bettstatt, aus Bohlen grob gezimmert, davor die Gewandtruhe, jetzt manchmal ein Koffer oder ein Gewandkasten. Das Bett besteht aus Strohsack, Leintücher oben und unten, Kopfpolster und Überbett. Auf einem Stuhl oder Balken steht die Abwaschschüssel, wenn diese nicht etwa der Brunnen bildet.

Abends wird nach dem Nachtmahl ein gemeinschaftlicher Rosenkranz gebetet und dann schlafen gegangen. Das Weihbrunnkrügl bei der Türe fehlt nirgends, und vor dem Schlafgehen greift jeder hinein und besprengt sich mit Weihwasser.

Vor und nach jedem Essen wird ein Vaterunser und beim Betläuten früh, mittag und abends wird der „Englische Gruß" gebetet.

Wenn die Leute in den Wald gehen, bekommen sie in den sog. „Waldkübel" Milch und in einem anderen hölzernen Gefäß („Bundel") einen „Riebl" mit.

Zur Osterbeicht wird hofweise gegangen, wie später ausgeführt wird. Auch an diesem Tage führt der Bauer seine Dienstboten in sein Stammgasthaus, wo sie Milchsuppe und Strüzln erhalten. Milch und Strüzln stellt der Bauer bei. Der Großknecht trägt den Zegger (Korb) mit den Strüzln, die Großdirn die Milch. Das Mittagessen war zu Hause, an diesem Tage oft erst um 3—4 Uhr nachmittag, je nach der Entfernung von der Kirche. Das Mittagessen bestand in Fastenknödl, Kücheln und Krapfen, Stockfisch, Gugelhupf, angeschmalzte Bretzen, welche Speise während der ganzen Fastenzeit an den Knödeltagen üblich war, und „Butter" (Schlagsahne; der Sarner unterscheidet „Butter" = Schlagsahne; Butterschmalz = Butter; gekochtes Schmalz = Schmalz). Auch Wein wurde an diesem Tage verabreicht. Aber nur für eine Stunde. Der richtige Ehehalte ließ an diesem Tage aber die Weinflasche unberührt.

Außer am Osterbeichttag und Lichtmeßtag führt der Bauer seine Ehehalten auch noch an jedem Monatsonntag im Sommer, d. i. vom Mai bis Oktober, ferners am Hochunserfrauentag und Mariä Geburt ins Stammgasthaus, wo sie Specksuppe und Brot erhalten. Speck und Brot liefert der Bauer, den Zegger trägt der Großknecht. Für das Kochen gibt der Bauer dem Wirt jährlich ein Fuder „Knittel" (kleinstämmiges Brennholz).

Zu Weihnachten bekommen die Dienstboten je 7 Weihnachtsbrote (gewöhnliche Bauernbrotlaiben) und ein Stück Wurst, welche sie nach Hause tragen konnten. Manche Dienstboten, besonders „Klemmer" (Geizige) verkauften diese Sachen an alte Weiber, welche schon gierig darauf warteten.

Zu Allerheiligen bekommen die Dienstboten je 13 Krapfen, zu Ostern je 13 Eier, zu Pfingsten 13 Grungeln, lauter Gaben, die auf uralt germanischen Opferkult zurückgehen. Die Eier und Grungeln wurden den Buben von den Mädchen beim Fensterlen als Liebesgaben verabreicht. Brachte ein Mädchen keine Ostereier und Grungeln an, so konnte sie beim Kirchgange am Georgitage, der alle Jahre zur Schloßkapelle auf Schloß Reinegg stattfand, den Spott hören: „Hast du die Eier zum Jörgele (Georg) getragen?" —

Das Verhältnis zwischen Bauersleuten und Dienstboten ist ein patriarchalisches, und beruht auf gleich und gleich. Die Söhne der besten Bauern gehen als Knechte, oder, wenn sie im Hause bleiben, werden sie vom Vater so gehalten wie Knechte, die Töchter wie Mägde. Im allgemeinen herrscht gutes Einvernehmen, und Lohnklagen, sowie Streitsachen zwischen Bauern und Dienstboten kommen selten vor. Das beruht einerseits darauf, daß jedermann Pflichten und Rechte, die ihm alter Brauch genau vorschreibt, kennt, daß die Leute in ihrer Übung aufwachsen und groß werden, daher darin beinahe etwas Unumstößliches sehen, und daß er beiden Teilen genug Vorteile bringt. Übrigens ist das Leben auf allen Höfen derart gleichartig, daß jeder sich überall mehr oder weniger zu Hause fühlen kann. Dieses sozialfamiliäre Verhältnis bringt eine gewisse Zufriedenheit in das Leben, aber auch eine gewisse Gleichheit. Der Knecht geht ebenso aufrecht und selbstbewußt einher, wie der Bauer selbst, und im Wirtshaus setzt sich der Bauer zum Knecht, wie zu einem Gleichberechtigten. Nur eines bedingt sich der Bauer als Besitzer und als Steuerzahler aus: daß er in seinem Hause frei schaffen und walten kann, und daß ihm auch die öffentlichen Angelegenheiten vorbehalten bleiben.

Dieses Grundgebäude zu erschüttern, ist auch der modernen Zeit und selbst den Nachkriegsverhältnissen nicht gelungen, wenn auch Lockerungen sichtbar geworden sind.

Als Schaffer im Hause ordnet auch der Bauer selbst die Arbeiten an, was allabendlich nach dem Nachtmahl geschieht.

3. Kirchliche Feiertage

Wir beginnen mit der Adventzeit. Es ist die Ruhezeit im Bauernhause. Die Mägde spinnen, die Knechte hacken Holz, da und dort gibt es etwas zu flicken und zu bessern. Das Vieh muß auch versorgt und das Heu vom Berge geliefert werden. Aber die Arbeitszeit ist kurz und in der Stube sammeln sich beim Scheine eines bescheidenen Öllichtes auch die Nachbarn, man beginnt ein Spielele oder tauscht Erlebnisse aus. Es ist auch die Zeit, wo heute noch unheimliche Geschichten von Geistern und Unholden, wandelnden Verstorbenen und dergl. die Runde gehen. Wer darüber die Nase rümpft, der war nie einen ganzen Winter einsam und auf sich angewiesen in einem Bergdorfe oder auf einem Berghofe, nur von der großen, gewaltigen, mit Lawinen und Unglück dräuenden Alpennatur unmittelbar umgeben.

In dieser Zeit wird auch im Sarntal, wie sonst im Lande „geschlachtigt", wenn es nicht später um Dreikönig herum geschieht. Der Bauer mästet dafür auf dem Hofe ein Schwein, ist er ein größerer Besitzer, auch mehrere, besonders bei dem heutigen großen Speckverbrauch am Hofe. Das Schwein wird geschlachtet, die Speckseiten abgelöst, die übrigen Teile aufgehackt, und alles zusammen in einen „Zuber" gelegt und mit Pfeffer und Salz bestreut. Man nennt das „einsuren", und das Fleisch, das einige Zeit so gelegen, „Surfleisch". Im Sarntal läßt man es jedoch ausnehmend kurz in der „Sur", was zur Folge hat, daß das Gesalchte und auch der Speck im Sommer gerne „verwehrt", schlecht oder wenigstens ranzig wird.

Nach 10—14 Tagen „Sur" wird es in den Rauch gehängt und gesalcht. Gewöhnlich wird mit dem Schwein auch ein viertel oder ganzes Rind, je nach der Größe des Hofes, gesurt und gesalcht. Das Rindfleisch wird teilweise auch verwurstet und die Würste ebenfalls gesalcht. Sie dienen als Knödelwürste, sind aber grob.

Der Sarnerspeck gilt in der Bozner Gegend als besondere Spezialität; er verdient auch den Ruf, wenn der Bauer ihn gut zu behandeln weiß, was aber nicht immer der Fall ist.

Welche Rolle Speck und Fleisch (Selchfleisch) im Leben des Sarners jetzt spielen, ist schon früher gezeigt worden.

Zur Adventzeit gehen die Leute auch fleißig in die „Goldenen Ämter". Da diese sehr früh sind, geschieht der Kirchgang unter Beleuchtung. Dazu wurden mit dem Spanmesser aus trockenem, geradefaserigem Fichtenholz eigene „Kanteln" herausgeschnitten, in Büscheln gebunden und angezündet. Jetzt dienen auch vielfach Laternen zur Beleuchtung. Man sieht dann zur Winterszeit von allen Bergen wandelnde Lichter nahen, was einen anheimelnden Eindruck macht, wie überhaupt diese Zeit in einem Bergorte voll sinniger Eindrücke ist. Auch dem einfachen, ungekünstelten Bergmenschen geht es zu Gemüte, wenn er unter dem glitzernden Wintersternhimmel durch Wald und Schnee den Gang zur Kirche macht. Es ist auch ein unbeschreibliches Gefühl, wenn man dies selbst einmal erlebt hat.

Kinder pflegen auch hier, wie überall, wo Berge sind, den Rodelsport. Diese Kinderrodel sind sehr einfach: zwei Bretter als Querwände, ein Sitzbrett, das unter einen Stab gespannt wird, eiserne „Kufen" daran, und das Ding ist fertig. Wird die Rodel grün oder rot bemalt, so erweckt dies schon den Neid ärmerer Kameraden. Von den Buben, auch von Mädchen wird die Rodel als Transportmittel in die Schule verwendet. Damit kürzt man sich freilich sehr den Weg, und am Heimweg schleppt man sie am Rücken mit, was auch für einen Sarnerbuben keine besondere Last bedeutet.

Jeden „Pfinztag" (Donnerstag) im Advent gehen die „Klöckler" um. Dieser Brauch war einmal ziemlich allgemein in unserem Lande, ist aber jetzt meist ausgestorben. Im Sarntal steht er aber noch heute in voller Blüte, obwohl ihm auch hier die neuere Zeit nicht hold war und selbst die Gemeinde vor einigen Jahren als lästigen Bettel den Brauch verbieten wollte. Es gehen 5—6 Leute; zwei sind „Zuselleute", ein Mann und ein Weib (verkleideter Bursch), beide in Strohgewand gehüllt, das Wei-

bele mit Strohkittel und einer Schelle auf der Zipfelkappe. Diese mußte den „Ansinger" stören, Raubhändel anfangen und zu den Fenstern hinaufsteigen. Weiters ist ein „Vorsinger", der das Klöcklied vorsingt, oder eigentlich singend rezitiert. Er ist gewöhnlich etwas verstellt durch einen alten Wettermantel, in den er sich hüllt. Der „Spielmann" geht mit der Mund- oder Ziehharmonika mit und spielt auf. Er begleitet auch das sogenannte Dank- oder Schlußlied. Der „Lottersackträger" steckt die Geschenke, Speck, Wurst oder Brot, welche ihnen in jedem Hause verabreicht werden, in seinen Sack. Diese Geschenke werden unter den Mitwirkenden zum Schlusse verteilt. Eine weitere Person ist der „Abdanker", welcher die Aufgabe hat, die Spottreime, welche ihnen oft vor dem Hause zugerufen werden, entsprechend zu erwidern, wozu natürlich eine große Schlagfertigkeit gehört. Meist ist bei der „Kutte" auch ein zweiter Sänger, der dem Vorsinger sekundieren muß.

Die Klöckler melden ihr Nahen durch das Tuten mit einem Bockhorn und durch das Musizieren an. Vor der Haustüre stellen sie sich auf und der Vorsinger oder die zwei Sänger singen nun das Klöcklied. Der Sang klingt wohl etwas rauh, besonders, wenn die Burschen schon lange herumlaufen und schon einige Male gesungen haben. Nach dem Klöcklied folgt das Danklied. Beide sind schon mehrmals veröffentlicht worden, da dies aber in Tagesblättern geschah, die heute schwer aufzutreiben sind, werden sie auch hier beigesetzt.

Klöcklerlied.

Heunt ist bei uns eine heilige Klöckelsnacht,
Lei wos geschach,[1])
Derweil uns die Zeit vorhonden schun ist,
Gott hat üns a Gebetlein vom Himmel gesondt
Der Erzengel Gabriel, der hots üns genannt.
Er grüßt zua Maria, der Jungfrau rein,
Sie soll uns gebären a kloans Kindelein.

Jatz keman wir ummi zu der anderten[2]) Klöckalsnacht,
Lei wos geschach, derweil uns die Zeit vorhonden schon ist,
Johannes der Täufer ist üns bekonnt,
Er taufet wohl an dem großen Jordan,
Lei greaßrers a kloaners, lei wos zu ihm kam.
Jatz hat er getauft den wahr'n Gottes Sohn,
Denselbigen hat er getaufet iatz schun.

Jatz kemman mir ummi zu der dritten Klöckalsnacht,
Lei wos geschach, derweil uns die Zeit vorhanden schun ist,
Herr Jesu Christ ist er uns genonnt,
Der für üns am Kreuz gestorben schon ist.

Jatz kemman miar ummi zu der letzten Nacht,
Lei wos geschach, derweil üns die Zeit vorhonden schon ist.
Die liaben Altväter, die waren so froh —
Die lagen schon dort bei 4000 Jahr.
Joa, dos ist wahr.
Heraus, heraus ihr lieben Altväter aus der höllischen Pein —
Ein hellichter Stern geat über das Haus,
Eine eahrsame Hausmuater geaht in und geaht aus

[1]) Lei s. v. w. „nur". — Zu ergänzen „(hört) nur was geschah!"
[2]) „Zu der andern" s. v. w. zu der zweiten Klöckelsnacht.

Jatz hearn mir schun die Schlüsselar klingen
Jatz wird man üns bald eine Bratewurst bringen,
Und seis a Bratewurst, oder seis a Stuck Speck,
So gian holt mir Klöckler mit Freuden a wöck.
Jeatz hot man üns eahrsame Erleuchting schun geb'n,
Gott laßt, je länger das Jahr, je länger die Frist,
Derweil es Gottes hl. Wille schon ist.

Jatz wünschn miar das Glück wohl eini ins Haus,
Das Unglück hoch oben beim Fenster hinaus.
Jatz wünschn miar das Glück wohl eini in Stoll
Inni zum Viechl und süscht überoll.
Jatz wünschn miar dos Glück wohl außi aufs Feld,
Wohl inni zum Getroadla, wohl inni zum Geld.
Wos wünschn mir in Hausvoter?
An guldenen Tisch, an olle viar Eggeler[1]) an gebrotenen Fisch.

Was wünschn miar in die Mitte hinein?
A guldenes Kandele voll roaten Wein,
Und dazua die Hausmuatter, schenket ihn ein.
Was wünschn miar der Hausmuatter on?
A guldene Stiag'n,
Af jeden kloan Stapfele
A Kind in der Wiag'n.
Was wünsch'n miar der Hausmuatter on?
An guldenen Wog'n, daß sie konn recht fröhlich in Himml aufi forn.
In den Himmel, in den Himmel, auf den heachsten Thron;
Hört nur die Engelar, sie trompeten iatz schon.

Jatz nehmen miar Urlaub von der huirigen Haustür,
Des lieben Gotteskreuzleir, schreibn miar hoach ob'n.
Jatz schreibn mirs ins aui auf a salvagrüans Blatt
Und wünsch'n enk allen a glückselige guete Nacht,
A glückselige guete Nacht und a glückseliges nuis Jahr
Und wos wir enk wünsch'n, soll werden Alls wohr!

Nach dem „Abdanken" wurden die Klöckler ins Haus gelassen, und bekamen Speck, Wurst und Brot, auch etwas Schnaps oder Wein zum Mitnehmen. Als erstes kam das Zuselweibele in die Stube, dann das Zuselmanndl, hinter ihnen der Spielmann und die übrigen. Das Zuselmanndl tanzt zuerst mit seinem Weibele und dann mit der Großdirn und jagt darauf sein Weibele davon; die Zuselleute müssen überhaupt die Unterhaltung besorgen.

Was von den Gaben nicht gegessen wird, packt man in den Lottersack und zieht mit Musik und Hornblasen ab.

Früher wurde, ehe man das Haus betrat, auch „angesungen". Einer sang aus dem Hause nämlich Spottreime, die der Abdanker ebenso derb erwiderte, was oft zu Beleidigungen führte. Diese wurden aber nicht an Ort und Stelle, auch nicht während der heiligen Rauchnächtezeit ausgetragen, sondern auf den Cyprianskirchtag aufgespart und vor der Cyprianskirche ausgerauft. Dieser Brauch ist insoweit merkwürdig, weil er die heilige Scheu des Volkes vor Störung des Friedens zur Zeit der Rauchnächte kennzeichnet.

[1]) Ecken.

Übrigens herrscht heute noch unter dem Volke der Glauben, daß auf den Äckern, über die die Klöckler gehen, das Korn gut gedeiht.

In diesen Klöckeltagen regt und lebt es über allen Bergen in den Nächten, und diese sind bis zur frühen Morgenstunde mit Musik und Horntuten erfüllt.

Der Nikolaus brachte über Nacht den Kindern heimlich einige Äpfel, Nussen, Kastanien oder ein Tüchl, welche Sachen in bereitgestellte und auf dem Fensterbrett stehende Hüte gelegt werden.

Der Christbaum ist im Tale bei den Bauern auch heute noch unbekannt.

Eine Weihnachtskrippe ist seit alters in der Stube des Pfarrmesners, die von der Jugend immer umlagert ist. Sie nimmt einen großen Teil der Stube ein, die Figuren sind aus Wachs, wenigstens Kopf und Hände, und die Hirten in Sarnerkostüme gekleidet, etwa 20—25 *cm* hoch. Es sind originelle Gestalten darunter, und die ganze Krippe ist das Werk des Vaters des jetzigen Mesners, der sich gerne im Winter mit solchen Dingen beschäftigte. Die Krippe ist ganz kunstlos und primitiv, spricht aber in dieser Urwüchsigkeit gerade am besten zum Volke.

Weihnachtslieder wurden früher bei den „Goldenen Ämtern" gesungen, leider hat kirchlicher Puritanismus hier allzu gründlich aufgeräumt, was um so mehr beklagt werden muß, als damit eine der tiefsinnigsten Volksliederquellen verstopft wurde.

In der heiligen Nacht geht jung und alt, was vom Hause abkommen kann, zum mitternächtlichen Amt. Nur ein Haushüter bleibt daheim.

Der Weihnachtstag geht ruhig vorüber. Ein echter Bauer geht an diesem Tage, ebensowenig wie am Ostersonntag ins Wirtshaus. Man bleibt zu Hause und freut sich des Mahles, des reichlichsten im ganzen Jahre.

Am Stephanitag wird nach dem Nachtmahl zu „plötern" gegangen, d. h. man ging heimgarten und freute sich an Musik und Tanz. An diesem Tage findet auch die Salz- und Wasserweihe statt. Von jedem Hause trägt jemand auf dem Kirchgang eine Kandl mit und in einem Sackl oder Sacktüchl eine gewisse Menge Salz. Da die Salzweihe erst nach dem Gottesdienste stattfindet, lagern nun diese Säckchen und Bündel friedlich in Haufen vor der Kirchtüre bis zum Augenblick, in dem sie abgeholt werden.

Der Neujahrstag spielt im Bauernleben keine besondere Rolle; ebensowenig Silvester, der nur einen kleinen Feiertag als Tag eines Viehpatrons bildet.

Am „Königabend" (Dreikönigabend) wird das ganze Haus und der Stadl ausgeräuchert. Dabei geht einer mit einem Licht voraus, jemand trägt in einer Pfanne glimmende Kohlen, auf die Weihrauch und Paternpulver (geweihte, in Pulver übergegangene Kräuter, welche die Kapuziner beim Schmalzsammeln verteilen) gestreut werden und ein dritter, gewöhnlich der Bauer selbst, hat das Weihbrunnkrüglein, dessen Inhalt er mit einem Wedel überall hinsprengt. Was sonst noch im Hause ist, geht betend hinterher. So wird jeder Raum im Hause, Stall und Stadl durchgegangen. Bei der Rückkunft in die Stube stellen sich die Dienstboten in der Mitte derselben auf, während der Bauer dreimal um sie herumgeht und sie anräuchert. Hierauf schreibt der Bauer an jede Türe die bekannten Buchstaben: C + M + B (Anfangsbuchstaben der drei Könige) und die Jahreszahl dazu, darnach wird das Nachtmahl aufgestellt. Die beim Räuchern verwendete Kohle wird am Königstag vom Geißbuben auf die Äcker gestreut.

In früheren Zeiten wurde nach dem Räuchern auch ein „liegender, sitzender und stehender Rosenkranz" gebetet.

Am Sonntag nach Dreikönig ist Cyprianskirchtag. An diesem Tage findet der Hauptgottesdienst im schönen, alten Cyprianskirchlein, das über der Brücke liegt, statt. Dieses Kirchlein soll nach Volksmeinung die alte Pfarrkirche sein. Es sollen in alter Zeit im äußeren Tale drei Pfarreien bestanden haben: in der Ficht, in St. Cy-

prian und in Nordheim. Nach dem Gottesdienst in der Cyprianskirche wurden die Streithändel von den Klöcklnächten ausgerauft, was heute nicht mehr der Fall ist.

Es ist auch der Tag, wie schon erwähnt, an dem die Dienstboten aufgedingt werden.

Am Vorabend vor Lichtmeß werden die „Hußausküchler" für die schlenggelnden (ausziehenden) Dienstboten aufgetragen. Diese essen aber nur die ausziehenden, nicht aber die bleibenden Dienstboten, und auch nicht der Bauer.

Am Lichtmeßtag zünden die Kirchenbesucher in ihren Betstühlen Lichter an und lassen sie während des ganzen Gottesdienstes brennen. An diesem Tage ist Zahltag für die Dienstboten.

Am Blasiustag gehen die Leute sich „blasigen lassen". Der hl. Blasius ist der Patron für alle Halskrankheiten. Im Widum werden an diesem Tage die Kirchenstühle versteigert, soweit sie noch frei sind, d. h. soweit sie nicht mit den einzelnen Höfen verbunden sind. Letztere Art von Kirchenstühlen gehen dann beim Erwerb des Hofes durch Kauf oder Erbschaft ohne weiteres auch auf den neuen Besitzer über. Immerhin gibt es noch zahlreiche Sitze, die nicht in festen Händen sind und jährlich zur Versteigerung kommen. Die Preise, die dafür gezahlt werden, sind ganz bedeutende, denn in der Kirche ohne Sitz zu sein, ist fast ein beschämendes Zeichen.

Manche Prozeßakte am Gerichte könnten darüber Auskunft geben und auch über die Hartnäckigkeit, mit der diese Rechtsverhältnisse verfolgt werden. Mit Eifersucht wird aber auch auf die Freihaltung dieser Sitze gesehen, und wehe dem, der sich einzudrängen sucht. Davon könnten wohl auch Sommergäste, die ahnungslos einen Kirchenstuhl einnahmen, erzählen. Bei der Versteigerung beteiligen sich aber nicht nur Bauern, sondern auch Knechte und einfache Mägde. Der Preis richtet sich nach der Beliebtheit oder nach dem Ansehen, den die betreffende Stelle in der Kirche hat. Die meistbezahlten sind die Sitze bei der Kanzel.

Die Fastnacht geht ohne großen Lärm vorbei. Vor 50—60 Jahren kannte man noch keine Tanzunterhaltungen um diese Zeit. Jetzt tanzt das junge Volk an Sonntagen da und dort in einem Gasthaus, auch finden die überall üblichen Vereinsunterhaltungen statt, die aber kein besonderes Gepräge haben, und vom Bauernvolk selbst kaum besucht werden.

Eine dem Sarntale eigentümliche Unterhaltung sind die Bretzelspiele an allen Pfinztagen (Donnerstagen) in der Faste. An diesem Tage wird während der ganzen Fastenzeit ein feierliches Amt mit zwei Beimessen gehalten, wozu die Bevölkerung zahlreich herbeiströmt. An den Nachmittagen wurde dann in allen Gasthäusern um Fastenbretzen mit Karten gespielt, die jeder Wirt in Massen bereit hält. Bei manchen guten Spielern häuften sich die Bretzen so, daß große Körbe zur Aufnahme derselben herbeigeschleppt wurden. Die Gewinner reihen sich nach Schluß der Spiele die Bretzen an eine Schnur, werfen sie über die Schultern und gehen so nach Hause. Die Kartenspiele sind Laub- und Herzbieten und Perlaggen.

In die Fasten fallen auch die Beichttage. Jeder Riedl (Gemeinde-Fraktion) hat einen Beichttag, an dem die Bewohner aller Höfe dieses Riedls gemeinschaftlich zur Beichte gehen. Am ersten Tag (immer am Montag) gehen die Leute von Vormeswald und Windlahn, am 2. Tag Steet und Riedelsberg, am 3. Putzen, am 4. Ottenbach und Glern, am 5. Essenberg, Kandelsberg und Gebrack, am 6. Astfeld und Nordheim. 6 Tage hintereinander sieht man die Leute von einem Riedl scharenweise zur Kirche eilen. Die Leute von den entfernteren Höfen müssen dabei schon um 2 oder 3 Uhr aufstehen. Früher sah man um diese Zeit auch Leute schon vor der Kirche warten, bis die Kirchtüre aufgesperrt wurde. Der Bauer geht mit Bäurin, Kinder und Dienstboten — nur eine Person bleibt zu Hause, die an einem anderen Tage beichten geht — gemeinsam in die Kirche. Dort angekommen, ging man zur Beicht, dann zur „Speisung", hierauf führte der Bauer seine Leute in das Stammgasthaus, wo ihnen ein

Essen gegeben wurde, wie schon früher erwähnt worden ist. Nach dem Essen war Kirchenbesuch in allen Kirchen und Kapellen. In der Totengruft wurde der große Herrgott geküßt, in der Pfarrkirche betete man vor jedem Altar 5, vor dem Hauptaltar 7 Vaterunser. Nach dem Kirchenbesuch ging man nach Hause zum gemeinschaftlichen Mittagessen.

Zu dieser Osterbeicht, die heute noch in geschilderter Weise stattfindet, kommen die Leute vom Heisbauern hinter Aberstückl bis Windlahn zur Pfarrkirche nach Sarnthein. Die Reinswalder, Durnholzer und Penser beichten in ähnlicher Weise im eigenen Ort.

Es ist von den Leuten kein geringes Opfer, den weiten Weg von einigen Stunden (vom Plankl oder Heis zur Pfarre sind es 4 Stunden) nüchtern zurückzulegen. Dabei kommen die Leute erst um 3 oder 4 Uhr zum Mittagessen.

Am Osterbeichttag ruht natürlich die Arbeit wie an einem Festtag, und alle gehen auch in Festtracht zur Kirche. Die Männer tragen an diesem Tage besonders ausgestattete Hemden, die an der Brust mit Spitzen besetzt sind. Solche Hemden werden nur noch zur Hochzeit vom Bräutigam und zu Fronleichnam von den Himmeltragern getragen.

Am Palmsonntag werden die „Palmbuschen" geweiht. Diese bestehen aus Weidenkätzchen und Eppich (Efeu), welche zu einem Strauß gebunden und auf eine Stange gesteckt werden. Diese Stangen tragen die Buben zur Pfarrkirche. Von dort geht die Prozession zur Cyprianskirche, wo die Weihe stattfindet. Die Palmbuschen werden dann nach Hause getragen und vor diesem auf den Gartenzaun gesetzt. Die Kätzchen werden krankem Vieh eingegeben, und die Zweige bei gefährlichen Gewittern in das Herdfeuer geworfen.

Am Palmsonntag wurde früher in Sarnthein ein bekanntes Passionsspiel gegeben, von dem eine Abschrift noch im Bozner Museum erhalten ist. Heute hat die Bevölkerung kaum mehr eine Erinnerung daran.

Schon am Palmsonntag sieht man bei den Krämern gefärbte Ostereier: blau, rot, grün. Die Farben werden gekauft, früher färbte man sie im Hause selbst. Die Buben unterhalten sich auf allen Plätzen mit Eierspielen. Dazu gehört vorzüglich das „Hekken": einer hält ein Ei so in der Hand, daß nur ein schmales Stück davon zwischen Daumen und Zeigefinger durchschaut. Ein Zweiter sucht nun dieses Stück Ei mit einer Münze zu treffen. Gelingt ihm dies, so gehört das Ei ihm, sonst aber muß er die Münze lassen.

Diese Ostereier dienen auch den Mädchen als Geschenke an ihre Liebhaber.

Der Gründonnerstag und Karfreitag sind Feiertage. Man geht an diesen Tagen in die „Rumpplmetten", die nachmittags abgehalten werden. An diesen Tagen schweigen auch die Glocken bis zur Auferstehung, dafür geht die „Ratsch" im Turm, und die Buben laufen mit ihren Klappern durch die Gassen.

Am Ostersonntag wird weißes Brot zur Weihe getragen und dieses mittags gegessen. An diesem Tag ist wieder großes Mahl im Hause, außerdem erhält jeder Dienstbote 13 Eier (nicht gefärbte!) und jedes „Tötenkind" (Patenkind) 3 Eier, ein weißes Brot in Hasenform für Buben und als Hennen für Mädchen. An diesem Tag tragen die Weiber das erstemal Sommertracht.

Am Georgitag ist große Prozession zum Schloß, wo in der Kapelle ein Amt gehalten wird. Im Schloßhof steht ein Tisch mit dem hl. Georg (leider wurde die mittelalterliche Figur vor Jahren vom Schloßeigentümer verkauft) und ein paar Schüsseln, in welche die Leute ihre Opferkreuzer werfen.

In der Bittwoche im Mai wird auch „mit Kreuz" gegangen (Bittgänge), und zwar gehen die von Sarnthein am 1. Tag nach St. Valentin (Genterberg), am 2. nach Nordheim, am 3. Tag zum Cyprianskirchl.

Ist besonders große Not an den Feldfrüchten infolge Trockenheit u. dgl. eingetre-

ten, so zieht man zum Johanniskofl, einem Kirchlein hoch über der Schlucht der Talfer in sehr romantischer Lage. Dabei wird schon im ersten Morgengrau aufgebrochen, am Johanniskofl wird eine Andacht gehalten, und zur Kirche nach Wangen gezogen, wo der dortige Pfarrer eine Messe liest und dafür 10 Kreuzer bekommt. An dieser Wallfahrt dürfen sich nur Männer beteiligen.

Am Veitstag wird das Vieh auf die Alm getrieben. Im Sarntal kommt nur das Jungvieh und die Ochsen, sowie das „Kuntervieh" (Schafe und Ziegen) auf die Alm. Das meiste Vieh kommt auf die Gemeinde- bzw. Genossenschaftsalm. Die größte ist die „Schartenalpe" auf der Sarnerscharte, ein wegen der Gewitter sehr gefürchteter Platz. Die meisten Bauern haben auf derselben „Grasrechte", d. h. dürfen eine bestimmte Anzahl Vieh (für Rindvieh auch Pferde) auftreiben. Auf dieser Alm kommen 200—300 Stücke zusammen. Stall gibt es keinen, das Vieh bleibt daher im ganzen Sommer im Freien. Schlimm ist es, wenn Schneewetter im Hochgebirge eintritt. Für diesen Fall bestehen „Schneefluchtrechte" in den nächstgelegenen Wäldern.

Eine weitere große Alpe ist die „Großalpe" in Durnholz, die den ganzen Talhintergrund umfaßt. Größere Bauern (Platzmann, Rohrer, Prei, Haberle u. a.) haben Eigentumsalmen. Auf diesen wird teilweise auch etwas Milchwirtschaft getrieben, was sonst auf den Almen im Sarntal eben wegen Mangel an Kühen nicht der Fall ist.

Die höchsten Almen, besonders gegen Passeier, und in „Tschamin", auch am Genterberg sind Schafalmen. Hier gehen große Rudel von Schafen und ihr Blöken, sowie das Rufen und Peitschen der Hirten widerhallt von allen Bergen. Die Schafe gedeihen vorzüglich und werden dick und fett. Die Wolle wird viel zu Kleidungsstücken (gesponnen zu Joppen und Strümpfen, gewoben zu Loden und Zuigl) verwendet, gilt aber als mindergut. Es ist der Stolz eines jeden kleinen Buben, ein oder mehrere Schafe zu besitzen, die er im Herbst auf das „Kälbermarktl" nach Sarnthein treibt und verhandelt, was mit großem Geschick und mit Sachkenntnis geschieht. Der Erlös wird wieder zur Neuzucht verwendet, und auf diese Weise lernt der Bauernbub nicht nur sparen, sondern auch die Handelschaft. Das Auge wird schon früh geübt und lernt das Gute vom Schlechten unterscheiden.

Hinter Reinswald im „Gedrum" sind große Flächen Bergwiesen, deren Heu vorzüglich geschätzt wird. Sagt doch der Bauer: „Ein Hut voll Bergheu ist gleich gut wie ein Tragkorb Talheu." Im Sommer, um Lorenzi, wird dann mit der ganzen Familie auf die Bergwiese gezogen und einige Tage oder noch länger geblieben, das Gras gemäht, und in die Heudillen eingetragen, was in großen Leintüchern und mittels Furgeln geschieht. Das Leben spielt sich dabei höchst einfach ab. Geschlafen wird auf dem Heu, in einer Kochhütte wird früh, mittags und abends gekocht (Riebl oder Plenten) und bei schönem Wetter vor der Hütte gespeist. Es ist eine Zeit, auf die sich alt und jung wie auf eine Sommerfrische freut.

Währenddem findet im Tal die Heumahd und der Kornschnitt statt. Feiertage gibt es im Sommer nur um Fronleichnam, Peter und Paul, Portiunkula und Hochunserfrauentag.

Die Fronleichnamsprozession geht im Dorf herum. Altäre sind beim Gänsbacher, beim Mair am Graf, beim Platzmann und am Gries. Im übrigen spielt sich die Prozession wie überall ab, mit Musik, Schützen, Fackelträgern und großen Fahnen. Selten anderswo mag die Farbenwirkung, besonders bei den Mädchen- und Weibergruppen so einheitlich und schön sein wie hier, hauptsächlich bewirkt durch die bunten Halstücher und die farbigen Schürzen. Die Schulmädchen sind wie eine Gruppe von Schmetterlingen. Leider greift auch hier das weißstädtische Gewand immer mehr um sich, während die alte Fronleichnamstracht der Mädchen nur weiße Schürzen kannte. Der „Himmel" wird vom Vorsteher und den ersten Gemeinderäten getragen, wobei eine uralte Tracht mit Tschogglhut, Wams und Spitzenhemd als besondere Festtracht dient.

Der ganze Gemeinderat, früher auch die Gerichtsherren, fanden sich auf Grund einer alten Stiftung nach der Prozession im Pfarrhof zu einem Festessen ein.

Bei dem Übergang über die Dorfbrücke wurde bei der Fronleichnamsprozession der Bachsegen vorgenommen.

Am Portiunkulasonntag ist großer Ablaßtag.

Am Hochunserfrauentag werden Kräuter und zwar Petersilbüsche geweiht und diese zu Mittag als Spinat gegessen.

Wenn der Spätherbst heranrückt und die Feldarbeit zu Ende ist, so sieht man alle Tage Wallfahrer in kleineren Gruppen das Tal hinauswandern. Mit dem Rosenkranz in der Hand, unter dem Arm eine „Ombrelle", in einem Schneuztüchlein oder Handkorb Speck, Brot und Bachmus zum Essen, sieht man sie daherwandern. Das Reiseziel ist Weißenstein. Die Durnholzer ziehen auch zum Latzfonserkreuz, einer über 2000 *m* gelegenen Wallfahrtskirche mit herrlicher Rundsicht und einem altverehrten Kruzifix. Der Penser aber geht über das Joch zur „Trensermutter".

Am Allerheiligentage nachmittags ist Armseelumgang im Friedhof. Die Gräber sind an diesem Tage wie anderswo hergerichtet: Moos, die Beere der Ebereesche, Bauernastern bilden den Schmuck, und bei jedem Grabe brennen einige Lichter. Die Weiber gehen an diesem Tage schwarz. Der Umgang im Friedhof wiederholt sich am Allerseeltag in der Frühe.

Am Allerheiligentag werden die Tötenkinder beschenkt. Sie bekommen vom Töt einen Brotzopf, früher mit einem alten Silberzwanzger, später mit einem Silbergulden besteckt, ferners Kastanien und Äpfel. Das Verhältnis zwischen Töt und Kind ist ein ziemlich enges. Vielfach wird er auch von den Eltern des Kindes zu Rate gezogen, und fallen die Eltern weg, nimmt der Töt häufig das Kind zu sich in Pflege. Die Sitte erfordert auch öfteren Besuch beim Töt, und beim Tode eines solchen bekommt das Kind fast immer eine größere oder kleinere Geldsumme als Vermächtnis. Mit 12 Jahren ist Auszahlung des Kindes. Ist es ein Bub, erhält er ein Schaf, das Mädchen eine Henne; jetzt wohl meist Geld.

Der allgemeine Kirchtag spielt im Sarntal eine kleine Rolle. Der eigentliche Kirchtag mit Festessen ist der Cyprianskirchtag. Außerdem hat jede Kirche ihren eigenen Kirchtag: Nordheim und Astfeld am 2. Maisonntag; Aberstückl: Sonntag nach Jakobi; Reinswald: Sonntag vor Schutzengelfest; Durnholz: Sonntag nach Maria Himmelfahrt. Diese Kirchtage werden mit einem besseren Essen gefeiert, wozu auch die Verwandten kommen. In Durnholz, Aberstückl und Pens wird an diesem Tag in jedem Hause ein Schaf abgestochen. Außerdem gibt es Wein und „Butter" (Schlagsahne), die wie Milch in einer Schüssel ohne Zugabe aufgetragen wird.

In Aberstückl gilt auch der Ulrichstag als kleiner Kirchtag; mittags kommt hier zum gewöhnlichen Essen „Butter" dazu. Auch gehen an diesem Tag die Leute von Sarnthein „mit Kreuz" nach Aberstückl.

In Sarnthein gibt es auch den sogenannten Samerkirchtag, in Erinnerung an das alte Samergewerbe, das blühte, als nur der Saumweg über das Marterloch und Rafenstein das Tal mit Bozen verband. Er ist am Schutzengelsonntag und wurde mit Scheibenschießen und Bestkegeln gefeiert. Große Bedeutung hat er heute nicht mehr und von ihm gilt der Spruch: „Wer sich umtut, erhält drei Suppen."

Am allgemeinen Kirchtag gehen die Burschen mit „Buschen" (Sträußen aus gemachten Blumen) am Hute herum. Das hat folgende Bewandtnis. Bei der Heuarbeit wird von den Mägden das Heu mit Rechen zusammengehäuft und ein Knecht nimmt es auf die Gabel, und wirft es auf den Heuwagen. Dieses Aufnehmen heißt „tschatschen". Die Mägde versprechen dem Knecht, wenn er gut aufnimmt, was eine Erleichterung für sie ist, einen „Kirchtagbuschen", und lösen dieses Versprechen am Kirchtag ein.

Als kleine oder Bauernfeiertage werden noch allgemein durch Ruhen der Arbeit gehalten: der Nachmittag am Montag nach Cypriansſonntag, Fabian und Sebaſtian, Pauli Bekehrung, Anton Abt (17. Jänner), Blaſius, Valentin, Petri Stuhlfeier (Peter Langestag), Matthias, Faſtnachtdienstag, Aſchermittwoch, Gründonnerstag und Karfreitag, Georgi (24. April, Zahlungstermin), Markus (25. April), Philipp und Jakob (1. Mai), Kreuz Erfindung (3. Mai), Schafmarkt am 18. Mai, Pfingſtdienstag, Veit (15. Juni), Johannistag (24. Juni), Vigil (26. Juni), Mariä Heimſuchung (2. Juli); Margaret (12. Juli), Maria Magdalena (22. Juli), Joggestag (Jakobi, 25. Juli), da und dort auch Annatag (26. Juli), Lorenzi (10. Auguſt), Bartlmä (14. September), Hl. Kreuztag (19. Sept.), Matthias (24. Sept.), Micheli (29. Sept.), Lukas (18. Okt.), Simon und Juda (Markttag, 28. Okt.), Allerſeeltag, Martini (11. Nov., Zahlungstermin), Kathreine (25. Nov.), Andreas (30. Nov.), Nikolaus (6. Dez.), Thomas (21. Dez.), Johannistag und Unſchuldige Kindertag (27. und 28. Dez.), Silveſter.

Dieſe Feiertage, ſoweit ſie in die Winterszeit fallen, werden noch allgemein gehalten, ebenſo der Schafmarkt am 18. Mai; die andern werden nur ſelten mehr beachtet, und werden dann von den Dienſtboten im Vertrag aufgenommen. Früher wurde auch ſchon am Vorabend um 4 Uhr Feierabend gehalten.

Zur Nachtzeit geht im Dorf Sarnthein ein Wächter um, der früher folgendes Lied ſang:

Herrn und Frauen laßt euch ſagen:
Der Hammer im Turm hat 10 Uhr (11 Uhr uſw.) g'ſchlagen.
Helf uns Gott und unſere liebe Frau,
Die unbefleckte Jungfrau!
10 Uhr (11 Uhr uſw.) g'ſchlagen.

4. Geburt, Taufe, Hochzeit und Tod

Die vier markanteſten Augenblicke des Menſchenlebens ſind ebenfalls von mancherlei Bräuchen und Anſchauungen, die ſie weihen und erhöhen, begleitet.

Bald nach Geburt wird das Kind zur Taufe getragen. Das iſt oft ein weiter Weg und im Winter bei Sturm und Schnee ſchon gar, ſo daß der junge Sarnerſproß ſchon frühzeitig zeigen muß, ob er dem harten Leben gewachſen iſt. In jedem Hauſe befindet ſich ein „Taufzeug": ſchöne Windeln (Fatſchen), ein Häubchen und ein Taufbett, das mit Bändern und Spitzen feſtlich ausgeſtattet iſt. Bei ledigen Kindern ſind die Bänder blau, ſonſt rot. Das Kind wird von der Großen Dirne zur Taufe getragen und wird dabei vom Vater, dem Paten oder der Patin, und der Hebamme begleitet. Vor der Kirchtüre beginnt die erſte Taufzeremonie und da gibt es kein Wanken, mag es noch ſo ſtürmen, wie ich ſelbſt geſehen habe.

Bei Buben macht ein Nachbar „Töt" und er tritt damit in das Verhältnis der „Gevatterſchaft", bei Mädeln tut es eine Nachbarbäurin.

Der Bub erhält, wenn es der erſte iſt, den Namen des Vaters, manchmal auch des „Töt"; ebenſo wird es bei Mädeln gehalten. Jedoch hat in jedem Falle die Mutter das Recht, den Namen des Kindes zu beſtimmen.

Nach der Taufe geht man in das Gaſthaus, wo ein kleiner Taufſchmaus ſtattfindet, der gewöhnlich beſteht in Suppe (jetzt Milzſuppe), Knödel mit Speck, Fleiſch und Sauerkraut, Braten, warmem Wein, rotem und weißem Wein, endlich Gugelhupf. Der Täufling ruht inzwiſchen auf der Ofenbank und wartet mehr oder weniger geduldig, bis er wieder zu ſeiner Mutter kommt. Übrigens läßt man ſich auch durch noch ſo dringendes Aufbegehren des kleinen Feſtgaſtes nicht aus der Ruhe bringen.

Nach dem Wochenbett darf die Mutter niemals allein aus dem Hauſe gehen, und muß ſich auch zum Ausſegnen von jemand begleiten laſſen. Es gehen Anſchauungen

von Wechselbalg und anderm Unheil um, wenn das nicht eingehalten wird. Bald nach dem Wochenbett geht daher die Wöchnerin in den Widum und läßt sich aussegnen, worauf sie in die Kirche geführt wird. Gefallene Mädchen warten den Sonntag ab und knien sich beim nachmittägigen Segen vor der Kirchentüre nieder, worauf sie auch wieder die Kirche betreten können.

Früher wurde einige Zeit nach dem Aussegnen an einem Sonntag die ganze Gevatterschaft (Gevatter, sein Weib und seine Kinder) vom Vater des Täuflings ins Haus geladen und das „Tötenmahl" aufgetragen. Die Speisefolge, „Richten" genannt, war die gleiche wie am Weihnachtstag. Das hat, wie gesagt, jetzt ganz aufgehört.

Als Taufgeschenk erhielt das Kind früher einen alten Frauentaler, später ein Fünfkronenstück. Dies Taufgeld wird in eigenem schönem Schmuckbüchschen aufbewahrt.

Wie überall bei uns sind heute bei Buben die häufigsten Namen: Josef (Sepp), Johann (Hansl), Anton (Tonl), Alois (Luis) und Jakob (Joggl); bei Mädchen: Marie (Moidl), Anna (Nann), Katherina (Kathl) und Klara.

Die Erziehung der Kinder ist eine höchst einfache. Sie werden sich sehr viel selbst überlassen, weil die Leute sonst Arbeit haben, und wehleidig werden sie auch nicht behandelt. Was aufkommt, kommt auf und wird ein tüchtiges Geschlecht, und die „armen Hascher", die es nicht vermögen, werden kleine Engeln, dir direkt in den Himmel kommen. So wird durch das harte Leben selbst eine gewisse Zuchtauswahl getrieben, nicht zum Nachteil der Bevölkerung, die natürlich in einem rauhen Hochtale sich nur mit kräftigem Nachwuchs erhalten kann. Im übrigen sind die Sarner große Kinderfreunde und ihre Nachkommenschaft ist auch sehr zahlreich. Dazu werden in den meisten Häusern noch Pflegekinder gehalten, entweder ledige oder Säuglinge aus der Stadt, die hier eine vortreffliche Wartung finden.

Später werden die Kinder zur Arbeit verhalten und müssen überall angreifen, was auch ein Erziehungsprinzip ist. Dadurch werden sie frühzeitig in ihren Beruf eingeführt, und es ist keine Seltenheit, daß ein kleiner Sarnerbub eine ganze Herde Schafe zu Markt bringt und dort mit Geschick verhandelt. Natürlich hat das auch seine Schattenseite, und erzeugt gerne allzu materielle, auf Geld und Gewinn gerichtete Gesinnung, sowie frühzeitige Verschmitztheit.

Das Verhältnis der Geschlechter bietet das gleiche Bild wie auch sonst in unseren Bergorten. Man lernt sich auf Kirchgängen oder bei der Feldarbeit kennen, das weitere spielt sich beim „Fensterln" ab, was übrigens, wenn sonst Ordnung im Hause ist, ganz harmlose, ländlich derbe Liebesszenen sind. Mit Heirat hat das vorläufig auch gar nichts zu tun. Diese spielt sich schon mehr geschäftsmäßig ab.

Gegen sittliche Verfehlungen jeder Art ist der Sarntaler sehr nachsichtig. Auch gefallene Mädchen fallen nicht in öffentliche Ungnade, und der natürliche Vater des Kindes weigert sich sehr selten, seinen Vaterpflichten nachzukommen. In dieser Richtung ist ein gewisse Ehrenhaftigkeit überall bemerkbar, im Unterschied zum Stadtleben, wo sich gegenüber diesen Pflichten meist ein empörender Eigennutz zeigt.

Hochzeit

Ist ein Bursch Anwärter auf einen Hof, so bekommt er bald da, bald dort ins Ohr geflüstert, daß der oder jener Bauer eine passende Tochter für ihn habe. Nun ist's seine Sache, die Wahl zu treffen. Ist er so weit, so frägt er den Vater des Mädels, und wenn er genehm ist, bekommt er bald Antwort, er soll einmal an den Hof kommen. Dort trifft er Mutter und Tochter, die natürlich schon unterrichtet sind, und die förmliche Brautwerbung beginnt. Erfolgt das Jawort des Mädls, so setzt man sich zu Tisch und macht „Handschlag". Die Heiratsbedingungen, Mitgift (eheliches Zubringen) werden festgesetzt, der Zeitpunkt der Hochzeit bestimmt, die Heiratsahre (ge-

wöhnlich Goldstücke) der Braut ausgezahlt, und dann geben sich die Brautleute die Hand. Darauf folgt ein kleines Mahl und die Sache ist abgemacht.

Beim Gang in den Widum findet wieder ein Mahl statt, bei dem die Brautleute und die zwei Trauzeugen (jetzt nur mehr die Brautleute allein) teilnehmen. Bei der letzten Verkündigung zahlt der Vater des Bräutigams der Braut ein Frühstück und Mittagmahl. Letzteres war gleich wie ein Taufmahl. Am Tage nach der Verkündigung ist Hochzeit. Vorher wird die Truhe geführt. Die Brauttruhe führt der Bräutigam selbst mit aufgeziertem Pferd und zwar am Samstag vor dem letzten Verkündigungstag. Die Braut fährt auch mit und nimmt an diesem Tage von allen Nachbarn Abschied. Beim Truhenführen wird geschossen und Klausen gemacht.

Der Hochzeitszug findet meist in aller Frühe statt, um nicht allzusehr von Klausenmachern belästigt zu werden. Früher wurde nämlich (und bei größeren Hochzeiten auch heute) der Hochzeitszug von Spaßvögeln aufgehalten, bis man ein gewisses Lösegeld entrichtet hatte. Auch fand schon auf dem Gang in die Kirche das Brautstehlen statt.

Nach dem Kirchgang ging man ins Gasthaus, wo ein Mahl stattfand. Die Einladung zur Hochzeit erfolgte durch die Brautleute selbst. Das Mahl wird vom Bräutigam bezahlt, eine Gegengabe ist nicht gebräuchlich.

Die Braut wird mit Fuhrwerk vom Hause abgeholt. Sie hatte dabei eine gewisse Brauttracht, nämlich den sogenannten „Gallonenkittel", ein schönes Spitzengoller und bunt ausgenähte Brautschuhe. Auch die Haartracht war eine besondere, und dazu trug sie, wenn sie noch Jungfrau war, einen Kranz, sonst einen Hut.

Die Braut nimmt in die Ehe ein Bett, zwei Leintücher, sowie ihr Gewand und die Wäsche mit. Das übrige stellt alles der Bräutigam bei. Von diesem erhält die Braut nun die Ahre, oder es wird um den halben Hof „gehandelt", d. h. daß ihr die Hälfte Hof verschrieben wird.

In der Gemeindeordnung vom Jahre 1658[1]) wird den kleineren Leuten verboten, mehr als 12 Personen zu einem Hochzeitsmahle zu laden, und auch den reicheren Leuten werden die großen Mahle eingeschränkt. Im übrigen wird im Jahre 1713 das viele Schießen bei Hochzeiten verboten. Der Bräutigam hat das Abschießen von „Freudenschüssen" anzumelden, was aber offenbar nicht recht eingehalten wurde, weil es immer wieder zu Klagen führte. Dem Mesner hat der Bräutigam eine Taxe von 6 kr. zu zahlen, außer er ladet ihn zum Hochzeitsmahle, in welchem Falle der Mesner nichts zu fordern hat.

Über seine Werbung erzählte mir ein alter Bauer folgendes:

„Ich war schon etwa 30 Jahre alt, und da begann mir bald dieser, bald jener in die Ohren zu sagen: ‚In der Dick (Dickhof) wäre eine für dich!' oder: ‚Geh' zum Rübner!' — Der alte Fütterer meines Vaters, eine grundehrliche Seele, sagte mir aber eines Abends: ‚Du mußt dich beim O. umschauen.' Das hörte ich nun auch von andern, und die Geschichte ging mir endlich im Kopf herum. Am Sonntag vor Weihnachten traf ich nun den alten O.-Bauern nach dem Kirchgang; ich ging zu ihm hin und zwischen uns entspann sich folgendes Gespräch:

‚Vater, tät's mir Eure Tochter lassen?' — ‚Da misch ich mich nicht ein. Mußt mit dem Madl reden.' — ‚Wär aber nicht fein, wenn's Madl ja sagen tät, und der Vater nicht.' — ‚Ich werde schon reden mit ihr. Am nächsten Sonntag kriegst Antwort.'

So gingen wir auseinander. Am Weihnachtstag sah ich den alten O. wieder auf dem Kirchplatz. Er tat aber nichts dergleichen, ich auch nicht. — Am Stephanstag stand ich wieder am Kirchplatz, als ich sah, daß der alte O. in meiner Nähe stehen blieb. Ich merkte den Wink, ging hinzu und er eröffnete mir: ‚Das Madl will schon, wenn du den Hof nicht zu teuer kriegst. Kannst sie diese Woche dabeim treffen.'

---

[1]) Tirol. Weisth. IV, 263 ff.

Ist mir recht, dachte ich, ließ mir aber wohl Zeit. Endlich fragte mich mein Vater, ob ich nicht hingehe. ‚Morgen gehe ich', sagte ich. Darauf zog er mich in seine Kammer, legte mir eine Reihe Napoleondore vor und fragte, wieviel ich brauche. Ich meinte, 10—12 Stück seien genug. Ich erhielt 12 Stück. Am nächsten Tage schlenderte ich anscheinend gleichgültig das Tal einwärts. Ich hatte die wunderlichsten Gedanken und gar keine rechte Freude mehr. Das ganze Heiraten kam mir als recht überflüssig vor. Öfters war ich schon daran umzukehren, sogar als ich schon hinter der Haustüre stand, gab es mir einen Riß und ich wollte schon fliehen. Endlich hatte ich die Schnalle zur Stubentüre ergriffen und öffnete. In der Stube saß die Mutter und spann, links und rechts saßen Mädeln, die aber noch klein waren. Schon dachte ich mir: da bist irre gegangen, als ich hinter dem Ofen sitzend noch ein erwachsenes Mädchen entdeckte. Das war die Gesuchte. Ich hatte sie noch nie gesehen, und auch nie gesprochen. Sie lächelte g'schämig. Die Mutter machte nun die Kinder hinausgehen, und wir setzten uns zusammen an den Tisch. Ich fragte, ob sie mich nicht zum Heiraten möge. Sie sagte: ja! bis wann soll's denn sein? — Bis Lichtmeß, sagte ich. Bis selm, meinte sie, ging's nicht. ‚Leicht geht's', warf das Mütterle gleich ein, was mich bsunder freute.

Damit war die Geschichte auch abgemacht, ich gab ihr die 12 Napoleondore, dann bekam ich etwas zum Essen und Trinken und abends war ich wieder zu Hause.

Am Sonntag vor Lichtmeß wurde die Truhe geführt, wobei mir die Braut in einemfort davonlief, um den Nachbarn Lebewohl zu sagen, und um Lichtmeß war Hochzeit."

Tod und Begräbnis

Gleich nach dem Sterben werden 5 Vaterunser gebetet, dann wird aufgebahrt. Die Leichen werden mit offenem Gesichte in ein Leintuch eingenäht und auf die Stubenbank gelegt. Auf die Leiche kommen zwei Sträußchen und daneben wird eine Schale mit Weihbrunn gestellt. Während der Nacht wird von einer Hausperson Totenwache gehalten.

Zum Begräbnis wird durch Personen, besonders Weiber, die daraus ein Gewerbe machen (die „Kirchenheißerinnen"), eingeladen. Diese erhielten in jedem Hause ein Brot oder ein Stück Speck, außerdem von den Trauerleuten selbst Geld, und zwar für jede geladene Person 8 Kreuzer.

Eingeladen werden alle „Gfruindeten" (Blutsverwandten) bis zum vierten Grad. Der alte Kirchenansager Garber Franz hat immer gesagt: „after (nach) dem vierten Grad gibt's keine Freundschaft". Diese alten Kirchenheißer- und heißerinnen waren aber auch ganze Dorfgenealogen und wußten die Verwandtschaftszusammenhänge der ganzen Talbevölkerung auswendig. Außer den Verwandten wird den Paten und Nachbarn angesagt.

Jetzt werden Leichen vor dem Begräbnis in Särge gelegt. In früherer Zeit wurden Männer wie Weiber, letztere mit zugebundenem Kittel, auf zwei Stangen zum Friedhof getragen.

Nach dem Ansagen legen die Verwandten „Klagegewand" an (schwarze Brusttücher und Schürzen).

Bei Kindern wird der Sarg mit einem Tuch aus weißem Leinen und roten Stikkereien darauf umhüllt. Auch Nelken und bunte Bänder werden darauf genäht.

Bei Jünglingen gehen die Ledigen mit Blumen auf den Hüten mit. Auch die Sargträger haben in diesem Fall große Sträuße (im Winter aus Blumen und Flittergold) auf dem Hute. Diese haben auch die alte Bubentracht an. Das gleiche gilt bei Jungfrauen. Bei Männern und Weibern gehen die Leute im Feiertagsgewande, die Verwandten in Klagetracht mit. Alle tragen brennende Kerzen.

Das Grab wird in Sarnthein von den eigenen Leuten des Verstorbenen aufgegraben; in Pens, Durnholz und Reinswald machen es die Totengräber.

Nach dem Begräbnis geht man zu den Seelenmessen in die Kirche, und hernach ist ein Totenmahl, aber ein ganz einfaches, im Gasthaus.

Für Eltern wird ein Jahr lang „geklagt", für Geschwisterte zwei Sonntage nach dem Begräbnis.

Zur Abhandlung vor Gericht kommen alle Leute ebenfalls in Klagetracht.

Spottnamen

Die Reinswalder werden „Ballner" genannt (Ballen-Heublumen); die Durnholzer heißen „Sprockner" (Sprocken ist der gröbere Teil vom Streu) und man sagt ihnen nach, daß sie furchtbar neugierig seien, wenn sie irgendwo hinkommen. Von den Pensern sagen die äußeren Sarntaler, daß sie faul, schön und stolz seien.

Anhang

1. Charakter der Sarntaler

Die Sarntaler sind ein echtes Bergbauernvolk mit allen guten Eigenschaften eines solchen: Genügsamkeit, Arbeitsamkeit und Religiosität. In letzterer Beziehung hängt der Sarner an allen kirchlichen Gebräuchen, und den Geistlichen ehrt und schätzt er hoch. Der Einstand eines Pfarrers, eine Primiz werden im Sarntal zu ganzen Festtagen. Eine gute Eigenschaft ist auch ihre Nüchternheit. Es gibt viele Bauern, die jahraus, jahrein kein Wirtshaus besuchen. Betrunkene sind überhaupt selten. Dazu kommt noch eine außergewöhnliche Freude an Kindern. An solchen sieht der Sarntaler nie genug, und hat er selbst nicht viele oder sind sie schon alle groß, so kommt ein Pflegekind, oft auch mehrere in sein Haus. Tüchtigkeit als Viehkenner und Händler wird ihnen auch nachgerühmt. So hat es der Sarner zu einem gewissen Wohlstande gebracht, obwohl die Natur rauh ist und nur bei zäher und unverdrossener Arbeit ihre Gaben hergibt. Mit Ackerbau gibt er sich nicht viel ab, seine Hauptfreude sind die Pferde und auch die Schafe, deren Zucht er sich insbesondere in früheren Zeiten widmete, wo eine Anzahl von 3—4000 Schafen auf den Sarneralpen geweidet hat.

Dagegen ist der Sarner wenig gesellig, in Gesellschaften auch zu Spott und beißendem Hohn geneigt, den er vortrefflich und mit großer Schlagfertigkeit handhabt. Überhaupt ist er mehr abwehrender, verschlossener Natur und daher auch wenig liebenswürdig. In der Stadt Bozen gilt er als ein derber, urwüchsiger Mensch, was er auch schon in seiner äußeren Erscheinung bezeugt. Es gehen unzählige Redensarten und Späße in dieser Richtung die Runde, und ich möchte hier nur an die bekannte Gestalt eines Sarnertoni erinnern. Als Händler muß man ihm auch Verschmitztheit in größerem oder kleinerem Maße zubilligen, im öffentlichen Leben ist er höherer Ideen bar, deshalb unzuverlässig, vom momentanen Vorteil beeinflußt, mit einem Wort auch ein Viehhändler in der Politik, der frägt, was gibst du mir. Das hat man ihnen sehr verargt, aber der Fehler liegt wohl in der allzu hohen Meinung, die man von der Reife des Volkes für öffentliche Angelegenheiten im allgemeinen hat.

Nimmt man noch hinzu, daß sein Auftreten ohne Zweifel von einem ganz natürlichen Takte bestimmt wird, was ihm etwas Nobles gibt, so ist der Sarner, nicht wie er nicht ungerne im Scherze verzerrt, oder wie er auch verhätschelt wird, sondern wie er in Wirklichkeit ist, hiemit im allgemeinen gezeichnet.

2. Rechtsaltertümer

Seit jeher hatte Sarntal sein eigenes Gericht, das ursprünglich landesfürstlich, später zum Landgericht wurde und genau den Umfang der Gemeinde Sarntal umfaßte. Im Jahre 1923 wurde es von der italienischen Regierung aufgehoben und an die Prätur Bozen angeschlossen.

Nach alter Volksmeinung bestand in alter Zeit auch eine Gerichtsstätte beim Heis in Muls, beim Stofner in Ottenbach und beim Morgenstätter in Riedlsberg. Tatsächlich hatte der Heisbauer in Aberstückl die Stelle eines Gerichtsanwalts inne, wie auch bei ihm eine Art Taiding alle Jahre abgehalten wurde. Merkwürdig ist, daß die Grenze zwischen Pfarre Sarnthein und Pens (auch Fraktionsgrenze) zwischen Wohn- und Futterhaus beim Heis durchläuft, so daß die Heisleute nach dem vier Stunden entfernten Sarnthein zur Taufe und zur Osterbeicht gehen, auch dort begraben werden.

Auch der Morgenstätter bekleidete die Stelle eines Gerichtsanwaltes, was etwa der eines Notars im eingeschränkten Sinne entspricht. In Urkunden des 18. Jahrhunderts wird ihm sogar der Titel Richter beigelegt. Eine Flur beim Morgenstätter heißt Malbrunn, ein Name, der offenbar mit Mal = Gerichtsstätte zusammenhängt, und auf eine uralte Dingstätte deutet. Als erster Richter von Sarntal tritt uns entgegen im Jahre 1289 Gerold „judex in Sarentino".

Der Sitz des Gerichtes war bis zum 17. Jahrhundert die Burg Reinegg, wo heute noch im Turm die Gefängnisse zu sehen sind. Auch die Folterwerkzeuge, wie Fußschragen und Daumenschrauben sind dort noch zu sehen. Bemerkenswert in einem dieser Gemache sind die Zeichnungen, Bilder, Sprüche und Namenszüge, die ehemals Gefangene hier anbrachten. Ich habe mir folgende Sprüche und Zeichen notiert:

1. Wappen:

AMRIAS

2. 15 — 04
G · W · V · E · M
Josefus
Gasteiger. —

3. Hersch

4. Ih Luchas Urüsöder
der herumgehende Schuster
genannt
Bin heunte als den 3 ten April
Das drittemal hier gewesen
151(?)
(Jahrzahl, letzte Ziffer unleserlich.)

5. Gedenke Mensch an die fünf letzten
Dingen
Da wirst ir ewiglich nit sündigen.

6.

7. Manig hät lib getrunkhen
Als . . .

8. Moriz Widner A. 1658.

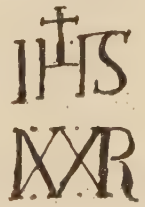
9. In Gottes Rat
mein Vertrauen. amen. —

10. Dionyss Ein (?) 1659
Zu Gott wis trifft.

11.

1670 Rastfax.

12.



Gottes steigt mein Hant bestand

13.

14. In disn Turm
ist der Johannes
Grueber geböst
Im Jahre 1781.

15. Darauß wirth erfolgen jedemeniglich
Ain gueter Bescheid. 1670.
Und Gott bitn umb seine göttliche Gnad
derweil Gott All vermag. —

16. Unschulttig herein Und schultig hinas
das Macht der Chaz scheinen Puggel aus.
Joseph Abertögger 1761.

17. Zeichnung: ein Fisch
(darunter): Jakob Grueber. —

18.
oriz Widner.

19. Gedult ybernimt als.
C · W · M · C
Last uns mit gedult
übertragen Lust u. Leid.

Das Gericht im Sarntal war im 16. Jahrhundert Schauplatz zweier denkwürdiger Prozesse, die noch heute in der Erinnerung des Volkes fortleben und schon öfters in der Literatur behandelt worden sind[1]).

Der eine betrifft die als Hexe im Jahre 1510 verbrannte Barbara Bachlerin von Windlahn, von der heute noch unter dem Namen „Bachler Zottl" Zaubergeschichten umgehen. Bei ihrem Verhöre gab sie unter anderm an: „Sie, die Pachlerin, die Rainerin und die Margareth haben (dann) die „Stieleler" (Stiele) gesalbt und seien gefahren mit dem Teufel voran zu den ‚steinernen Mandln' (eine Bergkuppe und berüchtigter Hexenplatz). Nachdem sie dort mehrere Leute aus Meran, Mais, Hafling usw. getroffen, fährt sie fort: ‚Letztere (eine gewisse Margareth) habe ein Kind mit sich gebracht und gesagt, es sei ihr Kind — — — und erklärten, sie wollen es essen, was dann auch geschehen sei, indem das Kind gebraten worden sei, dazu sei auch Brot und Käse — — — von allen miteinander gegessen worden'. Also die reinste Walpurgisszene. Weiter gesteht die Bachlerin verschiedene Wettermachereien, Verzauberung von Tieren, Verhexen der Milch und dergl., eine wahre Fundgrube für die Geschichte des Aberglaubens, aber es ist auch ein entsetzliches Zeugnis dafür, daß nicht nur körperliche, sondern auch geistige Epidemien die Menschheit von Zeit zu Zeit heimsuchen.

Der zweite Fall betrifft Erhard Irscher, Besitzer am Irscherhofe, hinter Sarnthein, der im Jahre 1533 als Anhänger der Wiedertäufersekte mit dem Schwerte hingerichtet wurde.

Denkwürdig ist auch eine Rechnungslegung des Richters Balthasar Katzelocher aus den Jahren 1566—72[2]). Aus ihnen geht hervor, daß als Torturen angewendet wurden: Peitschenhiebe, Daumen-, Finger-, Arm-, Fuß-, Kopf- und Bauchschraube, Folterbank. Als Strafe wurde angewendet das Rädern gegen Mörder, Brandstifter, Straßen- und Kirchenräuber, Tod mit dem Schwert und das Verbrennen. Dem Rädermacher wurden für ein solches Rad 36 kr. bezahlt.

Der Richtplatz war am Kreuzweg zwischen Ottenbach und Nordheim. Dem Richter saßen bis 12 Gerichtsgeschworene zur Seite, außerdem hatte er einen Fronboten. Der „Züchtiger" (Scharfrichter) kam von Meran. Er erhielt 4 fl. 48 kr. und die Zehrung, sein Weib an „Trinkgeld" 12 kr.

[1]) Neuestens von N. Rabensteiner im „Tiroler" 1918 vom 14. und 25. Juni.
[2]) N. Rabensteiner, Malefizeinnahmen und Ausgaben der Gerichtsherrschaft Sarntal 1566 bis 1572, „Tiroler" vom 9. Juli 1918.

Einem Dieb wurde das rechte Ohr abgeschnitten und dieser durchgepeitscht.

In der Zeit von 1566—1572 wurden zwei wegen Mord ans Rad geflochten. Eine große Delinquentenziffer bilden die „Garknechte" (herumziehende Soldaten).

Die Ausgaben im Jahre 1570 betragen 33 fl. 13 kr.

Die Dingstätte für die Gerichtssitzungen war die sogenannte „Schranne", d. h. der Platz zwischen der Talferbrücke und der Gasse, die zum Kirchplatze führt. Noch heute wird dieser Platz „Schranne" genannt.

Die Auskündigungen geschehen am Sonntag nach dem Hauptgottesdienst durch den Gerichtsdiener vom sogen. „Botenstein" aus (jetzt beim Brunnen des Schweizerwirtes).

Im Jahre 1917 entdeckte ich in dem Kornkasten eines Bauern ein komplettes altes Gerichtsarchiv. Der Vater des Bauern hatte es bei der Räumung der Kellerburg, bei der es als überflüssig in einen Keller geworfen wurde, zu sich genommen und dort in tadelloser Ordnung aufbewahrt.

Die Dorfangelegenheiten lagen in der Hand zweier Dorfmeister, die alle Jahre bei der Ehehafttaiding neu gewählt wurden. Auch ein Steuereintreiber wurde bei dieser Gelegenheit gewählt.

Die Ehehafttaiding fand alle Jahre am Montag vor Fronleichnam statt, und dauerte drei Tage. Vorsitzender war der Landrichter. Die Gemeinde stellte zu diesem Taiding, bei dem ursprünglich jedenfalls alle Gemeindefreien teilnahmen, 17 Ausschußmänner. Bis 1848 war der Taiding im Amtsgebäude, hernach, da der Landrichter nicht mehr teilnahm, im Pfarrhaus. Dort wurden die Männer auch verköstet. Bei der Ehehafttaiding wurde auch die alte Gemeindeordnung verlesen. Eine solche aus dem Jahre 1658 ist noch erhalten[1]). Ihr Inhalt bildet hauptsächlich gemeindepolizeiliche Vorschriften. Eine solche war auch aus dem Jahre 1276 vorhanden, ist aber jetzt nicht auffindbar[2]). Auch eine Art Gewerbeordnung ist in diese Gemeindeordnung aufgenommen worden. Demnach gab es im Jahre 1658 im Sarntal neben den bekannteren Handwerkern, als Schneider, Schuster, Gerber, Maurer, Schmied, Zimmerleute, Rädermacher auch Weber, Strohdecker, Strickenmacher und Sämer. Weber, die auf die „Stear" (Stör) gehen, gibt es noch heute, ebenso Strickenmacher. Diese knüpfen und drehen jene ledernen Stricke, welche die Bauern für ihre Holzfuhren, für Heuwägen und dergl. benutzen und die beinahe unverwüstlich sind. Auch ein alter Strohdecker lebt noch, mit dem aber das Gewerbe wahrscheinlich aussterben wird, worauf auch die höchst malerischen Strohdächer, die heute immer mehr verschwinden, dem Untergang geweiht sein werden.

Die Sämer waren so zahlreich, daß sie einen eigenen Kirchtag abhalten konnten. Zum Samen wurden die vorzüglichen Haflingerpferde benützt, denen ein Tragsattel aufgeschnallt wurde. Der Wein kam in sog. „Lagln" herein, das sind flache, dem Sattel angepaßte Fässer. Noch heute heißt die Brücke über den Runggenerbach die Samerbrücke. Demnach müßte ein alter Saumweg über Putzen gegangen sein.

Einen eigenartigen Gewerbebetrieb bilden auch die Schüsseldrechsler, die sich mit Herstellung von Holzschüsseln und der eigenartigen Schmalznäpfe abgeben. Sie erscheinen schon im Jahre 1658, wo ihnen verboten wird, die schönsten Zirbelbäume für sich zu beanspruchen. Es muß daher dieses Gewerbe damals geradezu eine Blütezeit gehabt haben.

Einen anderen, eigenartigen Gewerbezweig bilden die „Fatschenmacher", die sich mit Herstellung von „Fatschen" (Leibbinden) und Hosenkraxen aus Leder abgeben. Heute ist dieses Gewerbe auf eine einzige Familie beschränkt. Das Leder wird schwarz

[1]) Gemeindearchiv im Sarntal; samt Nachträgen auch in „Tirol. Weisthümern" IV, 263 ff.
[2]) S. Arz und Neeb: „Der deutsche Anteil der Diözese Trient", 1881, S. 100.

gefärbt, gewachst, daß es glänzend wird, hierauf mit Punzen in verschiedenen Formen (Sterne, Punkte und dergl.) bedruckt, und endlich mit Federkielarbeiten geschmückt.

Auch eine Wege- und Brückenordnung, die übrigens heute noch genau eingehalten wird, existiert noch aus dem Jahre 1658.

Eine besondere Ehehafttaiding fand in Pens statt, die ähnlich verlief wie jene in Sarnthein[1]). Bei dieser finden wir als verbotene „Wörn" (Waffen) angeführt: Bleikugeln, Wurfseil, Tenglhämmer, Stilet und Terzerol.

Heute wird der Taiding noch eingehalten, in dem jetzt 24 Ausschußmänner teilnehmen, er besteht aber nur mehr in einem Mahle. Für 17 Männer zahlt der Dekan, für 8 die Gemeinde. Rechtliche Bedeutung haben diese Taidinge keine mehr. Ihre Hauptaufgabe ist die Bestellung der vier Himmelträger zur Fronleichnamsprozession.

Die Gesellpriester (Kooperatoren) haben das Recht, im Frühjahre Eier, im Herbste Korn zu sammeln.

Auch der Mesner darf jedes Jahr fürs „Wetterläuten" Korn einsammeln.

Die Privatrechtsverhältnisse zeigen naturgemäß wenig Eigenheiten.

Der Bauer kümmert sich um den Landbau und die Viehwirtschaft, ordnet auch die Arbeiten an, das Hauswesen selbst führt beinahe unabhängig die Bäurin. Dieser gehört auch der Erlös aus Butter und Eier, allenfalls auch vom Geflügel.

Die Erziehung der Kinder ist eine sehr einfache. Der Bauer beschränkt sie völlig auf die ländlichen Arbeiten, das übrige muß das Beispiel der Eltern geben. Der älteste Sohn bleibt gewöhnlich zu Hause, die andern treten in Dienst als Knechte, wenn sie nicht daheim bleiben können oder wollen. Der Familiensinn ist aber sehr rege.

Neben die Verwandtschaft, die sich bis zum vierten Grade auch im privaten Leben geltend macht, tritt die Patenschaft, jedoch nur die des Taufpaten. Er hat auch sein Wort bei Bestimmung über das Kind mitzusprechen, meist wird er auch als Vormund bei Wegfall des Vaters bestimmt. Geschenke zu Ostern und Allerheiligen festigt die Bande, meist werden den Patenkindern auch Legate ausgesetzt.

Eheverträge, in denen dem andern Eheteil schon bei Lebzeiten die Hälfte des Hofes vermacht wird, als Bedingung der Heirat, kommen häufig vor. Andere Ehepakten kennt man nicht. Das Verhältnis in der Ehe ist durchaus ein geordnetes. Ehezerwürfnisse sind selten, und wo solche vorkommen, werden sie von der Geistlichkeit als ihre Domäne betrachtet.

Testamente kommen häufiger vor, als man bei einer bäuerlichen Bevölkerung vermuten möchte. Das Recht der Hofübernahme durch den ältesten Sohn wird durchaus gewahrt, und ist von alters her so geübt worden. Die Rücksichtnahme auf die weichenden Kinder ist dann meist nicht besonders groß. Der Bestand des Hofes ist die Hauptsache. Allerdings hat diese Institution neben der vorzüglichen sozialen Seite auch die Schattenseite, daß die Erbkapitalien sich im Laufe der Generationen am Hofe als Hypotheken anhäufen und beim Bargeldmangel selten zur Auszahlung kommen, so daß der Hof immer mehr verschuldet. Von Zeit zu Zeit treten dann immer Hofkrisen ein. Lehrreich waren die Kriegsjahre. In den Händen der Bauern häuften sich große Kapitalien, die nun zur Abzahlung der Hypotheken verwendet wurden. Fast ausnahmslos waren nach dem Kriege die Höfe schuldenfrei. Heute ist schon wieder Verschuldung eingetreten, und tritt immer mehr auf.

Der altdeutsche „Mannesteil" wird allgemein noch heute gewahrt: die Söhne erben das Leibgewand und dergl. vom Vater. Ebenso die Töchter jenes der Mutter.

In Verträgen spielt das Angeld (Ahre) eine große Rolle. Ohne solches kein vollgültiger Handel. Dies gilt auch vom Dienstbotenvertrag, der übrigens schon behandelt wurde.

[1]) „Tirol. Weisthümer": a. a. O. S. 282.

Allgemein wird der Gläubiger „Gelter" genannt von mhd. „geltaere" (s. J. Grimm: Rechtsaltertümer II, 142). Der Vormund heißt „Gerhab".

Die Gemeinde hat Waldungen, aber nicht große. Die meisten sind heute Privatbesitz. Aus den Gemeindewaldungen bezieht jeder Dorfeinwohner, soweit er nicht selbst Wald hat, eine gewisse Holzmenge, die ihm ausgezeigt wird und die er selbst zu schlagen hat. In diesen Wäldern hat die Ziegenherde des Dorfes das Recht des „Blumbesuches". Alle Jahre wird ein Gemeindehirte für die Ziegenherde bezogen. Um 6 Uhr früh treibt er aus, was er mit seinem Horn ankündet. Die Wälder sind nicht in gutem Zustande, da seit Jahrhunderten immer „geschneitelt" wurde, d. h. es wurden bis zum Wipfel hin von den Lärchbäumen die Äste abgenommen, und als Streu verwendet. Dadurch entstand die Markfäule, von der wenig Bäume frei sind.

Für die Aufsicht in Wald und Weide wird alljährlich der Waldmeister aufgestellt, für jene in den Gemeindealmen der Alpmeister. Jeder Hof hat in den Gemeindealmen das Recht zum Auftrieb einer gewissen Viehanzahl (auch Pferden). Er kann, wenn er seine Anzahl nicht erreicht, auch „Lehnvieh" aufnehmen, d. h. fremdes Vieh gegen Entrichtung eines gewissen Betrages, „Agret" genannt. Auch „Schneefluchtrechte", wie schon erwähnt, gibt es. Die Hirten in den Alpen, besonders in Pens, haben das Recht, Heu zusammenzutun, das sie dann im Winter mit Schlitten abführen. Es ist sehr gesucht und teuer bezahlt.

Wenn nach Simon und Juda (Ende Oktober) einem Schafhirten nach der Schafteilung noch Schafe in den Händen bleiben, so gehören sie ihm.

Diebstähle von Almschafen kommen vor. Im übrigen sind Diebstähle selten; das Volk ist in dieser Richtung gut und redlich. Auch Raufereien und Stechereien sind jetzt Seltenheiten, waren aber früher häufig. Wilddiebstahl gilt auch im Sarntal nicht als entehrend. Eine etwas dunkle Seite sind die Sittlichkeitsvergehen, die manchmal vorkommen, eine Folge der geringen Möglichkeit, zu heiraten.

Der Bauer verficht im allgemeinen seinen Standpunkt mit Geschick und Zähigkeit, wenn er sich auch im Irrgarten moderner Rechte, die ja meist aus römischrechtlicher Wurzel entsprossen sind, nicht zurechtfindet.

3. Zum Volksglauben

Zum Volksglauben möchte ich hier nur einige markante Einzelheiten geben.

Zwei größere Bauern in Reinswald waren wegen einer Grenze in Streit geraten, der sehr hartnäckig vor Gericht geführt wurde. Umsonst bemühte sich der Richter, den kostspieligen Streit beizulegen, denn der eine der Streitteile brachte folgendes vor: Er sei vor einiger Zeit beim Brückenwirt gesessen und habe etwas zu sich genommen. Da sei die Türe aufgegangen und herein schritt leibhaftig und wahrhaftig der alte Nachbar, den sie einige Monate vorher begraben hatten. Er habe sich zu ihm gesetzt und habe ihm gesagt: „Du, daß du's weißt, das Stückl unter dem Rain habe ich mir mit Unrecht zugeeignet. Das kannst wieder haben." Damit ging er wieder fort und blieb verschwunden.

Dieses Ereignis wurde unter Beweis gestellt, wie eine andere Tatsache, und auch von der Gegenpartei so ernst genommen, daß diese erklärte, sie wolle der armen Seele des Vaters eine Messe lesen lassen, damit sie Ruhe bekomme.

Eine andere Merkwürdigkeit bildet das Weihen der Tabakspfeifen. In Sarnthein lebte ein alter Geistlicher, Guggenberg mit Namen, zu dem die Bauern ihre neuen Pfeifen brachten, damit er sie weihe.

In Außerpens steht das Kirchlein von St. Johann, von dem die Sage geht, daß ein alter Zauberer ein furchtbares Gewitter gemacht habe. Als aber die Glocke von St. Johann ertönte, rief er aus: „Jetzt hat mir diese „Schalle" (Glocke) das ganze Wetter verdorben", und er mußte mit seinem Wetter wieder abziehen. Die Erde

um diese Kirche wird genommen und als Heilmittel gegen Krankheiten, zu Hause verwendet.

Vom Winklhof am Fußberg, gleich hinter Astfeld, erzählt man, daß hier im Sarntal das erste Getreide gepflanzt worden sei. Dort werde auch das letzte wachsen, und dann werde die Welt untergehen.

4. Einige Dialektausdrücke

Kind wird die Tochter im Hause geheißen, auch wenn sie schon erwachsen und groß ist. Der Sarner sagt: „Das hat mir das Kind erzählt" und will sagen, das hat mir die Tochter erzählt.

Loset: halbe Tagschichte. „Das Feuer muß ein Loset lang brennen."

lied: in Hemdärmeln. „Er ist lied gewesen" = in Hemdärmeln gewesen.

Letzl: ein Letzl = ein wenig. Ein Letzl Licht.

Bünle: Vorlaube im Hause.

Welt: Erde; „die ‚Wielischer' (Maulwürfe) graben in die Welt hinein."

Rotz: glatte Eisfläche. „Es hat einen Rotz heute auf der Straße."

Rant: Spaß: „ich mach lei Rant."

scheippen: fallen „Er ist derscheippet", zu Tode gefallen.

pos: freilich, allerdings. „Ist pos recht."

Agret: Weidegeld fürs Vieh auf der Alm.

Rennen: Eisen rennen = zusammenschweißen. Die Schmiede hatten früher altes Eisen in Büschel gebunden (Büschleisen), das dann „gerennt" wurde.

Zuig: leichter Lodenstoff.

geriffen, statt gereift. „Das Korn ist gut geriffen." Auch bei raufen „er hat geriffen" (gerauft).

moaßn: schwer arbeiten. „Er muß auch moaßn."

Schlag: Keller (s. Heyl, Volkssagen S. 230).

Antlas: Sonntagsmesse vor dem Hauptamt.

froadig: traurig. „Er ist ganz froadi."

Bauernhaus in Astfeld von H. Atzwanger

Aus den Sarntaler Alpen

Von Dr. Hans Kiene, Bozen

Allgemeines

Das „Herz von Tirol" hat man diese Berge mit Recht genannt. Eingebettet zwischen den Eisgefilden der Ötztaler-, Stubaier und Zillertaler Alpen, zwischen den romantischen, vielbesuchten Dolomiten und den Etschbuchtgebirgen, umspült von Eisack, Etsch und Passer, geographisch also im Zentrum der alten gefürsteten Grafschaft gelegen, haben sie schon den alten Purtscheller zur Werbung begeistert: „Wer Tirol mit einem Blick überschauen will, der besteige diese Höhen!"

Durch den Frieden von St. Germain ist Tirol in zwei Teile zerrissen worden. Das Herz fiel mit dem südlichen Teile zum Königreich Italien, als Distrikt Hochetsch (Alto Adige) zur Provinz Trient (Venezia Tridentina). Ein urdeutsches Kind wurde wider seinen Willen von seiner Mutter getrennt — es ist der harte, unerforschliche, unabwendbare Weg des Schicksals, der ein Volk ebenso wie oft den einzelnen dorthin führt, wohin er es sich niemals träumen ließ; eine Fügung der Geschichte, welche Schuldlose trifft; ein Kapitel des großen deutschen Leids, mit dem der Weltkrieg endete. Urdeutsche Begriffe stehen wie isolierte Klippen im Banne fremder Herrschaft, fremder Mentalität: Ingo und Ingraban bändigten auf den Almen am Iffinger ihre blondmähnigen Rosse; Leuthold von Säben sang auf seinem stolzen Fels ob Klausen seine Lieder und Leiche; die treuen Schildhofer kamen als Leibwacht in die Burg ihrer deutschen Fürsten; Andreas Hofer wurde aus einem unbekannten Passeirer Straßenwirt der Held großer Zeit; in der Sachsenklemme lebt die Erinnerung traurigen deutschen Zwiespalts, da Brüder von Brüdern erschlagen wurden. Das stolze Runkelstein träumt über schäumendem Wildbach von den goldnen Tagen der Vintler, der kühne Greifenstein von den wilden Kämpfen der Starkenburger, Neuhaus von Margareta Maultasch, der Fürstin mit der starken Hand und dem offnen Herzen. Der Rebensaft von Terlan und Sankt Magdalena hat jahrhundertelang deutschen Frohsinn geweckt und zu deutschen Liedern begeistert. Und im Sarntal, der Hauptader dieses Herzens von Tirol, hausen deutsche Sippen uralten gotischen Geblüts, Vorbilder erschütternder, urdeutscher Kunst, wie Meister Egger-Lienz sie schafft. Über all diesen deutschen Begriffen halten deutsche Berge ewige Wacht.

Von ihnen will ich hier erzählen, als Bergsteiger den Bergsteigern. Keine Sensationen von Eisgraten und herben Felswänden, keine gefahrvollen Abenteuer von Gletscherbrüchen und senkrechten Kaminen. Nein, von einsamen, stillen Tagen in jenen bescheidenen Bergen will ich erzählen, von den weltentlegenen Gründen ihrer Hochtäler, von den kleinen, blauen Seen, die dort in schweigender Wildnis das Blaublau südlichen Himmels spiegeln und wohl auch von manchem Gipfel, der, fern dem Strome ehrgeizige Ziele verfolgender Alpenfahrer, still und stolz gegen die Wolken ragt.

Das Gebiet der Sarntaler Alpen ist jener Teil der Ost-Zentralalpen, der am weitesten gegen Süden reicht. Die Linie Meran—Etsch—Bozen—Eisack—Brixen—Rienz scheidet ihn vom Gürtel der Südlichen Kalkalpen; die Linie Meran—Passeier—Jaufenpaß—Jaufental von den Ötztalern und Stubaiern, die Linie Brixen—Eisack—Sterzing von den Zillertalern. Herzförmig ist also auch das Äußere des „Herzens

von Tirol"; der Gebirgsstrich zieht im Hufeisenbogen um das Talsystem der Talfer und ihrer Quellbäche. Eine markante Trennung in Ost- und Westhälfte ergibt die Linie Bozen—Sarntal—Astfeld—Pens—Penser Joch—Sterzing. Die Osthälfte ist reicher gegliedert und infolgedessen von größerem landschaftlichen Reiz, die Westhälfte trägt die höheren und markanteren Gipfel, ist demnach touristisch bedeutungsvoller. Oft werden die Sarntaler Alpen geographisch den Ötztaler Alpen beigezählt. Touristisch jedoch sind sie, weil völlig verschiedenen Charakters, als selbständige, isolierte Gruppe zu behandeln. Der Grundzug der Ötztaler, Höhenentwicklung und Gletscher, fehlt ihnen ganz.

Der Ritten

Dieser Name gebührt dem gegen Südwest in den Winkel zwischen Eisack und Talfer vorgeschobenen, geräumigen Plateau, das die idyllischen Bozner Sommerfrischen Oberbozen und Klobenstein als Ausflugsziele von Tausenden von Fremden trägt. Die berühmten Rebenhänge von Sankt Peter auf Karnol, Sankt Magdalena, Sankt Justina und Leitach bilden seinen gegen das Weichbild der Stadt Bozen selbst hin mählich verlaufenden Fuß, während es sowohl gegen Talfer als auch gegen den Eisack hin in meist steilen, zerrissenen Porphyrwänden abfällt, im Tale des letzteren zwischen Atzwang und Waidbruck die enge Schlucht des „Kuntersweges" formend. Die Begrenzung gegen die eigentlichen Sarntaler Berge hin bildet die Linie Puntschen (Weiler, ½ St. südl. Sarnthein)—Rettenbachgraben—Gasteigersattel—Thinnebachgraben—Klausen, damit auch den Kulminationspunkt, das wegen seiner Aussicht und als Schiberg hochgeschätzte und vielbesuchte Rittnerhorn, 2275 *m*, das wie eine zweite, kleinere Terrasse auf der Plateaufläche sitzt, mit einschließend.

Der Ritten hat seine eigene Poesie und seinen eigenen Poeten: den leider allzufrüh dahingegangenen Hans von Hoffenstal. In unvergleichlichen Bildern hat dieser seine heimatliche Landschaft geschildert, mit der Liebe und Begeisterung des echten Naturfreundes die Stimmungen in Worte gegossen, welche über diesem einzigen Flecken Erde weben. Lärchwiesen, voll von Enzian und Himmelschlüsseln, träumen versonnt in der Umarmung dunkler Wälder, traute, freundliche Ansitze in behäbigem Biedermeierstil leuchten zwischen uralten Linden. Drüben das markante Profil des Schlern und die zackigen Grate der Westdolomiten aus saftigem Almfuß ragend, und weiter draußen die Firnkämme der Gletscher. Weitgespannt wölbt sich dem freien Blicke das Firmament im leuchtenden Blau, und die hohen Wolken in ihm tragen wie blanke Schilde unendliche Sonne über dieses gesegnete Land. Da saß der Poet Hans von Hoffenstal einsam in seinem Heim in Maria Himmelfahrt, den Keim todbringender Krankheit in der so lebensfreudigen Brust, und belauschte die Melodien des Jahres, die über seinem Berg ertönten. Mit glühender Feder schrieb er vom Frühling, der, leisen Schritts vom Süden kommend, blutrote Erika und schlohweiße Schlehen in den gilben Mantel der Hänge webt, der ahndevoll aus erwachenden Wäldern klingt im frohlockenden Vogelsang und im brünstigen Schlag der Nachtigallen. Schrieb vom Sommer, der mit schwerer Sonnenpracht auf duftenden Wiesen und schmachtenden Wäldern schimmernd liegt, vom Herbst, der traut und müde die Farben lieblicher Vergängnis an die Landschaft verschwendet. Leiser, ferner Töne voll rinnt der Tag dann in den Abend, in die lauen, langen Abende, da die Dolomitfelsen drüben im rötesten Sonnengolde verglühen.

An solchen Tagen saß Hans von Hoffenstal auf dem Söller seines Landhauses und schrieb seine letzten Rittnergeschichten; Geschichten voll von trunkner Wehmut und stillen, verklärten Duldens, durchzogen von der heißen Leidenschaft gequälter Menschenseelen, deren Seufzer und Gebete, deren Lust und Leid zum Hymnus der Pracht und des Todes werden. Vollgesogen mit Glut und Farben, jeder einzelne ein hehres Gottesopfer auf des Jahres prunkvoll geschmücktem Altar an der Etsch und im Gebirge, gebettet zwischen klare, kühle Sternennächte, glitten die Herbsttage in die glitzernde Trauer des Winters.

Der Ritten hatte Hans von Hoffenstal zum Dichter gemacht; auf ihm, für ihn lebte er, auf ihm starb er. Draußen wütete der große Krieg. Hier in seiner großen, kleinen Welt, in der Heimat, die ihm alles gab und der er sein ganzes Schaffen schenkte, schloß ein Poet still und müde seine Lider.

Dem Bergsteiger allerdings, dem bietet der Ritten wenig; für den ist er bloß eine große Aussichtswarte, von der aus man alles sieht, aber nirgends hinkommt. Nur das

Rittnerhorn mit seinen nach allen Seiten hin schönen Schiabfahrten ist dem Bergsteiger eine von Bozen aus leichte, landschaftlich und sportlich gleich lohnende Tagestur. Und dennoch triffst du, besonders in den Zwischensaisonen, manchen sonst turistisch ehrgeizigen Naturfreund dort oben. Er hält sich aber nicht an die geebneten Wege, die wie absichtslos zu komfortablen Gaststätten hinleiten, er kriecht nicht mit der Zahnradbahn herauf. Er sucht sich und geht seine eignen stillen, einsamen Steiglein durch den Hang, oft weglos durchs Eichgestrüpp oder über Halden, die ihm ihr erstes Lenzlächeln und ihre traute Herbsttrauer zuflüstern. Er klettert durch das ausgewaschne Porphyrbett schäumender Wildbäche, haut sich durchs Dickicht üppig wuchernder Lianen in schwülen Schluchtgründen, dreht mühsam seinen Pfad durchs Labyrinth bizarrer Erdpyramiden und durch märchenhaft verwachsenen Hochwald, ferne den Siedlungen, weitab von den lärmenden Menschen. Nur bei der abendlichen Heimkehr, da weiß er gut, welcher Bauer unten auf der Leite den besten Tropfen schänkt. Da triffst du ihn dann in sangesfrohem Kreise in dämmrigen, getäfelten Stuben, durch deren enge Fensterrahmen der glühende Rosengarten in funkelnde Weingläser fällt; und da erzählt er dir von wundersamen Intimitäten der Natur, die er auf seinen einsamen Pfaden belauschte, und wie er da und dort in Kleinem und Kleinstem das große Werden und Vergehen, dies alte, ewig neue Schauspiel des Jahres, beobachten durfte.

Manch landschaftliches Juwel enthält der Ritten, zu dem der breite Strom seiner internationalen Besucher noch nicht den Weg gefunden; ich nenne nur das liebliche Dörflein Oberinn, den romantischen kleinen Stielersee, die Idyllen von Antlas und Penzl — und wie viele, kleine, wundersame Weglein, die kreuz und quer durchziehen und süße kleine Arbeiten der Natur für den hüten, der sie zu finden versteht!

Die Mehrzahl aber nimmt des Rittens Schönheiten nach bequemer Bahnfahrt und auf bequemen Wegen entgegen: Maria Himmelfahrt, die Menz-Gloriette, Maria Schnee, den Geierhof, den Wolfsgrubensee, Signaterkopf, Wallnereck, Lichtenstern mit seiner hübschen Waldschenke, Kematen, Klobenstein, Lengmoos, die Föhnpromenade; Ausflügler mit größeren Ambitionen finden wohl auch den Weg nach Wangen, Unterinn und nach dem weltentlegenen Gießmann, ins Geprack, nach Bad Süß und Pemmern, machen die schöne Wanderung nach Bad Dreikirchen hinüber und verschiedene An- und Abstiege auf der Seite des Eisack- und Sarntales. Der ständige Begleiter ist der wunderbare Blick auf die prächtig entrollte Front der Westdolomiten vom Latemar bis zum Peitlerkofl und auf die Firnfelder der Brenta, der Presanella und des Ortler, die über der scharfkantigen Mendelmauer gleißen.

Rittnerhornfahrten

Immer und allemal das gleiche: ein Wald von Schiern um das kleine Häuschen der Rittnerbahn auf dem Waltherplatz, ein Drängen am Schalter, ein Puffen und Rempeln beim Einsteigen und ein Streit um die Sitzgelegenheiten. Dann pfaucht der stattliche elektrische Wagen durch die verschlafne Stadt hinaus. In Zwölfmalgreien, wo die Zahnschiene beginnt, steigen noch einige Nachzügler zu. Dann kriecht der gläserne Glühwurm ratternd durch das Morgengrauen hinan zum Magdalenahügel, in langer Geraden den Hang weiter bis zum Maurereck hinauf, wo er in die Senke des Katzenbachgrabens einbiegt. Bleiern liegt die scharfgesägte Rosengartenkontur in den matten Farbstreifen des kommenden Lichts. Jäh steigt die dunkle Latemarmasse über dem Eggental empor. Tausend Lichter aus dem Dunste unten künden den Kreis der erwachenden Stadt. Gespenstisch huschen die Profile der Weinpergeln vorbei, schlafende Gehöfte, vor denen ein Köter bellt, krüppelhafte Feigenbäume an steilen Rainmauern,

Eichstauden und Bildstöcke. Eisig schimmert der Plattenweg nach Oberbozen neben dem Bahnkörper. Das hellerleuchtete Transformatorenhaus, der dunkle Tunnel — Kiefernwälder, brüchiges Geschröf, Abgründe mit Konglomeratflanken, werdende Erdpyramiden. Von Minute zu Minute wird es heller. Schon leuchten hohe Wolken, die Sonne empfangen. Wiesen und Felder beginnen, zwischen denen entlaubte Baumreihen stehen; verschneite Zäune; die ersten Häuser. Maria Himmelfahrt. Der Motorwagen wird abgekuppelt. Mit Adhäsion geht es weiter, flott, sausend. Die behäbigen Patriziersommerfrischen fliegen vorbei, die luftigen Villen von Maria Schnee. Ein kurzer Blick auf die Nordseite hinüber, wo schon die Schneeflächen der Ortler- und Meraner Berge in heller Frühsonne leuchten. Oberbozen. Es ist ganz helle geworden. Stahlblau glänzt der Himmel. Wieder verschneiter Wald, weiße Wiesen. Eine Handvoll Häuser kauert still in einer Mulde, ein Kirchlein: Wolfsgruben. Dahin und dorthin drehen die Kurven der Bahn den Blick. Hellgelb glüht die Stirn der Mendel. Fern drunten zwischen Rosengarten und Latemar ragt der jähe Zahn des Cimon della Pala aus unsichtbarem Sockel. Über Tannenspitzen wölbt sich der Rücken des Schlern, hart stehen Santner- und Euringerspitze in orangnem Lichtflusse. Ein schweigendes Walddefilee, Villen von hohen Büheln: Lichtenstern, Rappersbichel; dann Gefälle, Wiesmulden und Waldränder unter glitzernder Schneedecke, ein Viadukt: Klobenstein ist erreicht. Wohl hat die italienische Verwaltung diesen Örtlichkeiten italienische Namen gegeben: L'Assunta, Soprabolzano, Fossalupara, Stella Renon, Colcorvara, Colalbo; aber sie stehen nur im Orario. Auch für den Italiener ist Klobenstein Klobenstein geblieben und wohl kaum einer, der ihn nicht nur aus dem Orario kennt, heißt den Ritten Renòn.

Die Schier werden geschultert, der Schnee knirscht eisig und steif unter den Tritten. Schweigend geht's hinan über hartgefrornen Weg, ohne viel Worte. In langen Zügen füllen sich die Lungen mit reiner, kalter Morgenluft. Leuchtend in der Sonne stehen die Dolomithäupter drüben. Über den Wipfeln des Waldes flimmert es, gleißende Reflexe stehen auf den großen weißen Flächen der tiefverschneiten Wiesen und Anger im Wald. Bald wird die Sonne auch bei uns sein. Einige haben schon die Schier angeschnallt; andre ziehen sie nach, lassen sie geschultert und streifen mit den langen Spitzen in die den Weg überragenden Fichtenzweige, aus denen es flimmernd niederstäubt mit leisem Rauschen.

Ein einsames Gehöft steht auf kleiner Wiese in einer Waldmulde: Pemmern, der letzte Hof. Über ihm nach einem dichtbestandnen Steilstück Waldes beginnt die Alm. Man darf beim alten Pemmerer nicht vorbeigehn. Er hat eine warme getäfelte Stube, die allerdings meist sehr schlecht gelüftet ist, und schenkt einen guten Tropfen. Die Mutter bereitet einem Eier, die ausgiebig im Butter schwimmen, draußen auf dem offnen Herde unter hoher, kohlschwarzer Rußhaube. Es sitzt sich gut am Eichentische in der Kruzifixecke oder auf den Bänken um den behäbigen Ofen. Die Bilder eines Mädchens und eines Bübleins hängen über der Tür: es sind die Opfer eines räuberischen Überfalles und Meuchelmords, dessen Schauplatz der entlegene Hof im Jahre 1922 gewesen ist.

Nach ausgiebiger Rast und Stärkung geht es weiter. Bald ist über steilen Hohlweg der obere Waldrand erreicht. In Serpentinen geht's den Hang hinan, längs der breiten, latschenbestandnen Flanke des „Hundes", eines Ausläufers des eigentlichen Rittnerhornmassivs. Eine einsame, isoliert stehende Kapelle auf dem höchsten Punkt der Almschulter, mehr ein Bildstock: die Schönkapelle. Von ihrer Kuppe aus fallen die Hänge und Gräben gegen Oberinn ab, und einer von den Hängen, der sog. Roßwagen, ist als Abfahrtsstrecke nach Pemmern stets dann vorzuziehen, wenn der waldfreie Osthang der Rittneralpe verweht oder schon ausgeapert ist. Auf dem Plateau der Schönkapelle findet Ende August alljährlich der große Bartlmämarkt statt,

auf welchem Kühe, Ochsen, Pferde, Esel, Schafe und Ziegen vor dem Abtrieb gehandelt werden. Die zusammengetriebenen Herden, die Bauern in den verschiedenen Trachten der umliegenden Täler, die lebhaft gestikulierend Abschlüsse machen und ihre Gäule vorreiten, bieten ein ungemein fesselndes Bild echten Südtiroler Volkstums.

Von der freien Schön aus liegt das Berggebiet zwischen Monte Baldo und Weißkugel zum ersten Male dem Blick entrollt da. Ein wenig höher oben läuft die Aufstiegsspur näher dem Gehänge des „Hundes" zu nach rechts, Norden, und man erblickt bereits die ebenmäßig sanft geneigte Schneekuppe des Rittnerhorngipfels mit dem aufgesetzten schwarzen Pünktchen, dem Rittnerhornhaus vormals des Österreichischen Touristenklubs. Wir queren den Hang entlang der Waldgrenze, zwischen im Schnee vergrabenem Latschengestrüpp und knorrigen, von Schneebärten starrenden Zirmen durch. In den Schnee gesteckte Äste markieren die Spur, von 15—20 Schritt je ein Paar, gerade in der richtigen Distanz, um auch bei dichtestem Nebel dem Schifahrer den richtigen, geraden Weg zum Ziele zu weisen: zum Unterhornhaus. Der Hüttenwirt Valazza, selbst ein geübter Schifahrer, hat diese fürsorgliche Markierung gemacht. In einer halben Stunde von der Schön aus stehen wir vor der schmucken Hütte. Frohes Hundegebell begrüßt uns, zuvorkommende Hände lösen unsren Fuß aus den starr gewordnen Riemen der Bindungen.

Wieviel schöne Bergtage, wieviel prächtige, gemütliche Abende haben wir nicht alljährlich in Valazzas netter Hütte verbracht. Valazza ist ein Tausendkünstler; einer, der alles kann und alles selber macht. Er ist sein eigener Baumeister und Zimmermann, Anstreicher und Schlosser, er malt und schreibt, er ist Bergführer, Jäger und Gastwirt. Alle Stuben seines Hauses sind von selbstgemalten Landschaftsbildern voll; sie sind zwar oft mehr als naiv in Auffassung, Zeichnung und Kolorit, diese Bilder, aber sie verraten doch, wie man es gerade unter Leuten, denen die Berge Existenz bedeuten, am seltensten findet, den aufrichtigen, idealen Naturfreund. Das ganze Jahr lang, Winter und Sommer, sitzt Valazza da heroben auf seiner einsamen Höh', oft wochenlang allein in Schneestürmen und Nebel. Er kennt sein Rittnerhorn wie kein zweiter; und dennoch hat auch er den Weg zu seiner Hütte nachts zwischen Schnee und Nebelschwaden oft nicht gefunden und ist bis zum Morgengrauen in weißer Unendlichkeit herumgeirrt. Leider wird dieser gute Rittnerhornvater das Unterhornhaus, dieses prächtige Refugium der Schifahrer, nicht mehr weiterführen. Er baut sich eigenhändig ein schmuckes Wirtshäuslein unten auf der sogenannten „Tann", auf dem Rücken zwischen Pemmern und Bad Süß, auf wunderschönem Aussichtspunkte; damit geht einer seiner Wünsche, im Winter wenigstens doch näher den Menschen zu sein, in Erfüllung. Auch tiefer unten wird das Heim Valazzas ein gemütliches und gernbesuchtes Standquartier der Rittner Schifahrer bleiben und wir alle wünschen ihm zu seinem Avancement nach abwärts ein aufrichtig gemeintes Blühen und Gedeihen.

Wer jemals das ideale Gefälle des Rittnerhorngipfels mit flinkem Schikiel durch zischenden Pulverschnee durchschnitten, der kehrt wieder. Droben beim Schutzhaus, da steht sich's wie auf dem Knauf eines unendlich großen, blanken Schildes, der in der Sonne leuchtet mit weißer Wölbung. Eine unermeßliche Rundsicht nach allen Seiten hin. Und genußreiche Abfahrten, sei es zurück nach Klobenstein, sei es hinüber zum Villanderer, über den Gasteigersattel hinunter nach Villanders oder über den „Toten" ins Sarntal. An schönen Wintersonntagen wimmelt es auf der Gipfelkuppe, besonders auf dem lohnenden Hang zum Unterhorner hinab, von Bozner Schifahrern. Alle Jahre werden mehrere Rennen auf der Strecke Horn—Klobenstein abgehalten (Rekordzeit 47 Min.).

Ist man in der Lage, schon am Vortage bis zum Unterhorner vorzuwandern und dort zu nächtigen, so ist es wohl das lohnendste, am Morgen früh aufzubrechen und

nach Überschreitung des Rittnerhorns die weite, wellige Fläche der Villanderer Alpe zu besuchen und von dort über den Gasteigersattel nach Villanders, einem schmucken Dörflein über Klausen, abzufahren. Auch kann der Talschluß des berüchtigten Thinnebaches, der am 9. August 1922 seine Geschiebe auf die unglückliche Stadt Klausen warf, umgangen und die Fahrt zur Klausner Hütte fortgesetzt werden. Über herrliche Hänge durch schütteren alten Zirmwald und mit beständiger Aussicht auf die Grödner Dolomiten geht die Fahrt durch meist guten Schnee bis zu den Höfen. Apere Plätzchen vor den tief eingemummten Almhütten laden zu Sonnenbad-Schlemmereien ein, zu süßem Träumen zwischen Blau und Weiß, zum Genusse des südlichen Winters, der wohltuende Wärme und unendliche Sonne mit den Reizen des Pulverschnees und der winterlichen Landschaft verbindet. Das ist Südtirol, das Land, wo man oben noch Schi fährt, wenn unten die Pfirsiche blühen.

Unzählige Male haben wir unsre Doppelspur durch die Fläche der Rittneralmen gezogen. Im Glanze klarer, wolkenloser Sonnentage ward das Rittnerhorn unser, in der kristallnen Pracht stahlheller Morgen und in der Rotglut funkelnder Abende. In schimmerndem Nebel, im diffusen Zwielichte des Schneesturms ward es unser. Im ersten Oktoberschnee ebenso wie im faulen, schweren Papp des beginnenden Maien. Prächtige Tage voll freudiger Bergfreiheit hat es uns geschenkt, Tage voll des Genusses und der Erholung in Gottes herrlicher Natur, im unberührten Paradiese verschneiter Hochalmen und einsamer Wälder, die weihevoll die Märchen der Weihnacht erzählten.

Na — und im Sommer? Ja doch, im Sommer, da war ich auch einmal oben, ein einziges Mal in meinem Leben, das sich am Fuße des Rittnerhorns, zum größten Teile wenigstens, abgespielt hat. Warum? Die Antwort ist nicht schwer: So genußreich das Horn als Schiberg im Winter ist, so langweilig ist es im Sommer. Trockene, mißfärbig verbrannte Grasflächen, kein Wasser, wenig Flora. Nichts als Aussicht — Aussicht auf reizvolle, pikante, die Kletterlust aufstachelnde Dolomiten. Auf der großen Rittner Aussichtsterrasse, von der aus man alles sieht und nirgends hinkommt, steht das Horn als erhöhtes Salettchen. Die Jugend und die aktiven Bergsteiger aber sitzen nicht an schönen Sommertagen im Salettchen und schauen dorthin, wo sie gern sein möchten; die ziehen es vor, dort zu sein; ihr Berg ist der, der Bewegung fordert und nicht Beschaulichkeit, so schön sie auch sei. Darum ist das Horn auch dem Bergsteiger ein ausgesprochenes Winterziel.

Das Sarntal und die Sarner

Die Abflüsse der Gletscher, der winterlichen Schneefelder, der zahllosen Quellen auf den Almen und in den Wäldern vereinigen sich zu Bächen, stürmen aus vielen Seitengräben hinaus ins Haupttal, durch dieses als Fluß weiter in den noch größeren Fluß, den Eisack, in den Etschstrom, in die blaue Adria; sie wühlen sich durchs Gebirge in mächtigen Kaskaden, als tosende Wildbäche durch die engen Schluchten der Porphyrzone, eh sie den ruhigen Lauf der Etsch gewinnen, die in breitem, wohlreguliertem Bett ihr Haupttal durchströmt, unerhörte Fruchtbarkeit an ihren Ufern sammelnd.

„Romantisch" nennt man üblicherweise diese Porphyrschluchten Südtirols. Hoch türmen sich zu beiden Seiten die eigenartig gestuften Felswände; von Efeu umklammerte Bastionen, bizarre Zacken und pittoreske Höhlen wechseln mit Vorsprüngen, auf denen mit letzter Wurzelkraft Baum und Strauch krampfhaft sich festhalten. Hoch droben im Ausschnitt des blauen Himmels webt die Sonne ihre Strahlen um abenteuerliche Felskonturen, tief unten in ewigem Schatten tobt die weiße Gischt gefessel-

ter Fluten, die sich überstürzend talaus drängen. Zwischen Steilwand und Wildbach windet sich das staubige Band einer schmalen Fahrstraße, oft kunstfertig in den Fels selbst gehauen, oft durch kühne Untermauerung gestützt. Waghalsige Brückenbogen spannen sich über die rauschenden, schäumenden Wogen. Draußen, am Eingang der Schlucht, ragen Burgruinen und Schlösser im Zinnenkranz altersgrauer Mauern von hohem, stolzem Fels. So sind sie mehr oder weniger alle gleich, die Südtiroler Täler, gleich „romantisch". Die Schlucht des Sarntals gilt nach der berühmten des Eggentals als die schönste, sicher aber als die längste.

Und deshalb ist es eine große Wohltat, daß man sie mit dem Autobus durcheilen kann; denn: romantisch, das wäre schon recht; aber die Straße ist hart, der Staub ist knöcheltief, die Hitze im Hochsommer einfach erdrückend in diesen Schluchten. Abgespannt nach vielstündigem Marsche erreichte man früher das innere Tal mit seiner langersehnten Kühle und mit dem Anblicke der Berge, denen man zueilte. Halbtot schon beim Beginn der Tur. Jetzt ist das Gott sei Dank anders. Der Krieg hat da dem Bergsteiger gegenüber wohltätig gewirkt; er hat gezeigt, daß ein Auto auch steile und schlechte Talstraßen zu bewältigen imstande ist und hat dahin ausgewirkt, daß das vorher bestandene Autoverbot für die meisten dieser Straßen aufgehoben wurde, denn auch die Talbauern haben den Vorteil rascherer Verbindung mit der Außenwelt schätzen und würdigen gelernt und sind meist selbst auch die eifrigsten Frequentanten der staatlich konzessionierten Postautolinien geworden. Früher war das mühselige Fußwandern durch diese schwülen, staubigen Schluchten eine Qual, jetzt ist es, besonders wenn man ein offenes, gutgefedertes Auto erwischt, ein Genuß. Die Sarntaler Linie ist in puncto Automaterial im Vergleich zu den Dolomitlinien allerdings stiefmütterlich bedacht.

In rasch wechselnden Bildern fliegen des Sarntals charakteristische Züge vorüber, Minute um Minute wechselt die Szenerie, deren Anblick man sich früher durch endlose Straßentreterei schweißbedeckt und staubgeplagt erkaufen mußte. Runkelstein, die prunkende Vintlerburg, trotzt von hochmütigem Fels. Schloß Ried mit dem übertrieben dicken Turm sperrt das Tal. Die Fingellerbrücke greift in kühnem Bogen aufs andre Ufer. Der Fingeller Wasserfall schäumt über rote ausgewaschne Felsstufen. Oben brütet das zerfallende Gemäuer des Fingellerschlössels wie ein Schwalbennest auf buschüberwuchertem Bühel. Bald schließen sich die Wände, bald öffnen sie sich, geben Blicke frei durch die Breschen steiler Seitengräben auf Waldhänge, Wiesleiten und weißleuchtende Gehöfte. In zahllosen Windungen entrollt sich Kilometer um Kilometer. Das Wirtshaus Sarnertoni fliegt vorbei, auf dem ein origineller Kauz ein Menschenalter lang seine Gäste durch Grobheit und heitere Schnurren unterhielt. Der Macknerkessel weitet sich mit himmelhohen Wänden; mit jähen Pfeilern, auf sonnigem Wiesenhaupt das Leuchten eines lieblichen Kirchleins ins schattige Tal werfend, schießt der gewaltige Bau des Johanneskofels senkrecht empor, mit imponierenden Fallinien und Überhängen. Ein Gedanke gehört meinem Jugendfreunde Dr. Erich von Ferrari, der vor Jahren tot am Fuß dieser Felswand gefunden wurde. Gurgelnde Kaskaden im Bach; ein Stück kühner Straßenführung im ausgekerbten Fels; ein Steiglein, das in schwindligem Zickzack durch morsche Steilen hinanzieht; sprühende, springende Wasserfäden von den Flanken; und da hängen verwitterte Bäume von hohem Grat, dort zieht eine Lammer, rot wie geronnenes Blut, hoch empor ins Eingeweide des Gebirges. Allmählich treten die beengenden Felswände zurück, die Steilheit der Straße läßt nach; ein kühlerer Luftzug haucht von waldigen Kämmen. Die Porphyrzone ist überwunden. Saftiggrüne Wiesen beginnen, die Straße und Bachlauf zu säumen; Sägen, Mühlen arbeiten am Wasser; der Wald tritt bis an die Wehrsteine. Ab und zu ein Hof am Wege, Hundegebell und kreischend Hühnervolk. Der Weiler Bunschen; der Marterbach, Tanzbach, Rettenbach. Klobige, trotzige

Berghöfe, die einen mit ihren kleinen Fenstern fast ebenso verschlossen und mißtrauisch angucken wie die Menschen, die einem begegnen, liegen im Mittelpunkte ihrer wohlbebauten Äcker und Wiesen wie kleine Königreiche auf ihren steilen Ecken am Waldessaum. Dahinter steilt sich die graue Stirnwand der Sarnerscharte über Lammern empor, welche den Fächer ihrer Schuttströme bis tief in den Wald hinunterstrecken. Der Blick talein trifft den behäbigen Almrücken des Genterbergs, der sich zwischen die Taläste von Durnholz und Pens schiebt. In der immer breiter werdenden Ausbuchtung des Tales erscheint nun das stattliche Dorf Sarnthein, der Hauptort des Tales, bis 1923 Sitz eines Bezirksgerichtes (Prätur). Lieblich und ruhig ist die Landschaft, die sensationellen Linien der über dem Wald jäh aufschießenden Felsen, wie in den Dolomiten drüben, fehlen, keine charakteristische Bergform gibt dem Bilde den hier gewohnten Abschluß im Hintergrunde.

Malerisch wirkt das Dorf selbst mit seinen alten „herrischen, ernsten Häusern und krummlinigen Gassen, mit seiner dominierenden Kirche, mit den nahen, guterhaltnen Zwingburgen der Sarntheiner Grafen, Reineck und Kranzelstein. Malerischer noch, wenn Sonntags früh, nach dem Hochamte, Kirchenplatz und Gassen sich mit Männlein und Weiblein in origineller Tracht beleben.

Die Sarner als Menschenschlag, ihre Tracht, ihre Sprache, ihr Charakter und ihre Sitten sind wohl die urwüchsigste Bodenständigkeit, die man sich selbst in Tirol vorstellen kann.

Die Rassenforschung glaubt es hier mit den Nachkommen der in Italien zugrunde gegangenen Ostgoten zu tun zu haben, deren Reste sich in dieses Tal zurückzogen und es besiedelten, sich trotz nunmehr tausendjähriger Inzucht erhalten konnten. Daß die Sarner ein andrer Menschenschlag seien als jener der benachbarten Täler, das erkennt man gleich schon an ihrem charakteristischen Äußern: hohe, hagere, trockene Gestalten mit scharfgeschnittnen Gesichtern und Adlernasen. Allerdings findet man unter ihnen auch vielfach Rundschädel und schwarzes Kraushaar, weit auseinanderliegende Augen und den Hang zur Fettleibigkeit, Merkmale rätoromanischen Einschlags. Aus dem Sarntal hat sich Meister Egger-Lienz seine Modelle geholt, dort fand er die besten Repräsentanten trotzigen, selbstherrlichen Bauerntums, nüchternen Ernst in Tracht und Wesen, scholleentwachsene Monumentalgestalten.

Man pflegt die Sarner als die rasseedelsten Bergbauern des Etschgaues zu nehmen, da man in ihnen am konzentriertesten alle Charaktereigenschaften des Tiroler Bergbauern vereint findet: Roheit und beißenden Mutterwitz, Bosheit und kindliche Naivität, Derbheit und fanatische Frömmigkeit, einen unüberwindlichen Konservativismus neben leichtsinnigem Opportunismus, wenn es sich um materiellen Gewinn handelt, schroffe Ablehnung alles Fremden, Städtischen, Unnahbarkeit neben stolzer Betonung der eignen Herkunft in Tracht und Sprache, Hochmut und höhnisches Mißtrauen, einen Egoismus, wie er eben nur bei jenen Bergbauern vorkommen kann, die einen harten Kampf mit der Natur und den modernen Wirtschaftsverhältnissen zur Erhaltung ihrer freien Existenz auf eigner Scholle führen müssen. Kein Schwerarbeiter kann sich mit ihm messen; aber dennoch ist der Ertrag der Felder zu gering, um eine Familie davon erhalten zu können; daher ist der Sarner Viehhändler und Viehzüchter geworden, infolge seiner Intelligenz ein guter Kaufmann. Das Vorhandensein eines ausgeprägten Wirklichkeitssinnes erkennt man daraus, daß er Musik und Gesang gar nicht liebt, ebenso nicht den Tanz. Seine Vergnügungen sind Kartenspiele um hohes Geld und Hänseln. Die beste Eigenschaft der Sarner ist ihre Liebe zur Heimat. Der Sarner wandert selten aus, mag es ihm noch so schlecht gehen; er trägt mit Stolz seine Tracht auf allen Märkten in weitentlegenen Städten und läßt sich lieber als Hinterwäldler verspotten als sich anzupassen. Er kennt keine andre Umgangsform mit Menschen, wer immer sie auch seien, als diejenige, die im Sarntal zu

Hause ist; Offenheit und leutseliges Entgegenkommen fehlen ihm ganz. Er lehnt das Geben ab, aber auch das Nehmen; es gibt im Sarntale keine Bettler.

Zwar hat Beda Weber von den Sarnern seinerzeit geschrieben: „Von den deutschen Etschländern sind sie aufs schärfste geschieden; Fröhlichkeit, Offenherzigkeit, unverwüstliche Ehrlichkeit, eine gewisse Grazie des Betragens und die Heiterkeit eines freudeglänzenden Gesichts sind ihre hervorragendsten Charakterzüge", doch sind zur Offenbarung derselben wohl spezielle Gelegenheiten Voraussetzung. Fröhlich ist der Sarner wohl nur dann, wenn er sich auf Kosten eines andern unterhalten kann, offenherzig nur dann, wenn er einem andern, Schwächeren, einige grobe Wahrheiten ins Gesicht sagen kann, unverwüstlich ehrlich dann, wenn es nicht anders geht, und die Heiterkeit eines freudeglänzenden Gesichts zeigt er wohl nur dann, wenn er einen guten Handel gemacht hat oder wenn ihm ein witziger, boshafter Streich gelungen ist. Beda Webers Kritik stammt allerdings aus einer Zeit, die in ihrer Entdeckermanie alles originell fand, aus einer Zeit, da die Gegensätze zwischen Stadt und Land erst akut zu werden begannen, und Tirol und seine Bewohner nach der Schablone des heiligen Landes der biedern Bergbauern, die einen Andreas Hofer hervorgebracht, beurteilt wurden. Die süße Schablone des Defreggerschen Kostümfestes ist nirgends unpassender angewendet als bei Beurteilung des derbsten und selbständigsten Schlages der Etschländer Bauern, bei den Sarnern.

Weit davon entfernt, die Sarntaler Goten ob ihrer oft hemmenden Eigenschaften zu tadeln, möchte ich sogar die Behauptung aufstellen, daß gerade diese Eigenschaften es sind, die den Sarner zu dem machen, was er ist: zu diesem Repräsentanten eines freien, fleißigen, selbstbewußten, reinrassigen deutschen Bauerntums innerhalb Italiens Grenzen, eines Bauerntums, wie es notwendig ist, um auf Jahrhunderte hinaus dem Lande den deutschen Charakter seiner Vorzeit zu sichern. So tief eingewurzelt sind in diesen Menschen die Liebe zur Scholle, das Heilighalten alter Traditionen und das Selbstbewußtsein der eigenen Rassequalität, daß keine Gefahr besteht, eine gewaltsame oder kluge Politik könne aus diesen urdeutschen Bergbauern charakterlose Bastarde mit romanischer Mentalität und Muttersprache machen.

Erzählt der Etschländer Städter einen zynischen, gepfefferten Bauernwitz, bringt er eine Bauernanekdote, die an eindeutiger Derbheit nichts zu wünschen übrigläßt — er ahmt die Sarner Mundart nach, die harten, rollenden, gotischen âr, die langsame, überlegte Sprechweise. Das ist kein Zufall. Auch bei ihren engeren Landsleuten gelten die Sarner als die intelligentesten, schlagfertigsten und witzigsten Köpfe, mit denen nicht gut Kirschen essen ist, die sich nichts gefallen lassen. In trefflichen Schlagern führt der Sarner seinen Gegner, ohne Ansehen der Person, ab. Einige Fälle, die die Öffentlichkeit beschäftigten, seien hier als Beispiele angeführt: Ein Bauer aus dem hintersten Tale nahm den Bezirksrichter von Sarnthein glatt bei den Ohren, weil er ihn an einem Werktage zur Verhandlung vorgeladen hatte, zu der der Bauer vier Wegstunden hin und vier zurück machen mußte. Wegen tätlicher Beleidigung einer Amtsperson zum Kreisgerichte in Bozen vorgeladen, gab der Angeklagte seine Tat zu und entschuldigte sie mit den Worten: „Wo nimmst denn du (zum Senatsvorsitzenden!) den Esel, wenn er keine Halfter anhat?" — Der Pfarrer von Sarnthein predigte sonntags gegen das unsittliche Treiben auf der Alm anläßlich der Mahd; ein Kirchenbesucher, dem dies nicht gefiel, rief zur Kanzel hinauf: „Und wenn der Herr Pfarrer weniger Gigger (Hähne) fressen tät, dann tät er auch weniger krähen!" Natürlich wanderte der Rufer wegen Religionsstörung ins Loch, was ihn jedoch im Ansehen seiner Landsleute nur hob. — Eine Erzherzogin besuchte den wegen seiner Originalität weitbekannten Sarnertoni — Wirt an der Talferstraße. Die Dame trug ein sehr ausgeschnittenes Kleid, denn es war Sommer und heiß, unterhielt sich mit dem Toni einige Zeit, genoß auch einiges und wollte ihm beim Abschied fünf Kronen

Tatschspitze von der Sulzspitze aus.

Durnholz.

Trinkgeld geben. Er wies dieselben zurück mit den Worten: „Behalt dir dein Geld und kauf dir dafür lieber ein Fürtig (Vortuch)!“ — Diese Proben mögen genügen, um darzutun, daß der Sarnerwitz ebenso derb ist wie die Sarner Kost, bei der gepöckeltes Schweinefleisch, Knödel, Kraut und Roggenbrot die erste Rolle spielen.

Eine gute halbe Stunde hinter Sarnthein, in Astfeld, teilt sich das Tal in zwei lange Äste, welche, durch den Alpkamm des Genterberges voneinander getrennt, gegen Norden streichen. Der westlichste Ast, durch welchen der Talferbach strömt, ist das Penser Tal, der östliche das Durnholzer Tal.

Zwar ist der aus dem Durnholzer Tal kommende Bach der stärkere, allein nach geographischer Gepflogenheit trägt der längste Quellbach den Namen des Flusses weiter; hier die das Penser Tal durchfliegende Talfer, welche sich in Asten, eine halbe Stunde hinter Pens, aus zwei Quellbächen entwickelt: aus der eigentlichen Talfer, welche am Ostfuße des Sarntaler Weißhorns entspringt, und aus dem Traminbache, der aus dem Hochkar westlich des Tagewaldhorns geboren wird.

Das Penser Tal ist breiter und weniger steil als das Durnholzer Tal, infolgedessen auch dichter besiedelt. Bis Rabenstein, dessen uraltes Bergwerk Flußspat, Blei und Silber liefert, ist die Straße sogar schlecht und recht mit Automobilen fahrbar; seitdem jedoch die Lieferung der Bergwerksausbeute bis Astfeld mittels Seilbahn geschieht, sinkt sie wieder zum gewöhnlichen Talweg herab, der über Weißenbach, 1323 *m*, Pens, 1459 *m*, und Asten, 1513 *m*, an den breiten Sattel des Penser Jochs, 2215 *m*, stößt, welches den Übergang nach Sterzing vermittelt, und im Falle seines Ausbaues eine wertvolle Kommunikation zwischen Brenner und Bozen bieten könnte.

Das Durnholzer Tal zieht sich von Astfeld durch liebliche Gegend 2½ Stunden lang hinein zum Durnholzer See, wohl der reizvollsten Örtlichkeit in den ganzen Sarntaler Alpen. Beide Hauptorte der Gabeltäler, Pens und Durnholz, verbindet der schmale Einschnitt des Durnholzer Jöchls, 2264 *m*, miteinander in 2—3 Stunden.

Schalders — Königsanger — Radlsee

Im Vorsommer des Jahres 1924 fuhr eine lustige Gesellschaft von vier Köpfen im Einspänner aus der Bischofstadt Brixen gegen Vahrn. Zu beiden Seiten der Straße duftete das frischgemähte Heu in langen Zeilen, die Akazien standen in Blüte. Es war ein lauter Abend unter dem blauen Kuppelgewölbe eines echten Südtiroler Himmels und die Vorgipfel der Zillertaler glänzten in später Sonne. Allenthalben von den Wiesflächen zog das Mähervolk mit Sensen und Rechen durch den wohlverdienten Feierabend heimwärts, um hochbeladne Heufudern gruppiert, singend, Frohsinn und Zufriedenheit auf den gebräunten Gesichtern. Nur draußen bei Neustift in einer Wiese arbeitete noch eine Gruppe von Klosterfrauen, zog emsig, fast hastig ihre Rechen durch die schimmernden Haufen frischgemähten Grases. Ein schönes Bild: — die hohen blauen Schürzen und weißen Hauben inmitten des frischen Grüns, die gemessenen, klugen Bewegungen, welche Feldarbeiter in jahrelanger Erfahrung und Übung sich gewinnen, inmitten der stimmungsvollen Abendruhe ringsum in der Landschaft. Und wir als einzige Müßiggänger unter den müdgewordnen Menschen fuhren dem Vergnügen eines Bergfeiertags entgegen.

Bald steigt die Straße. Aus dem Blätterdach mächtiger Edelkastanien, Nußbäume und Linden gucken Giebel, helle Häuserstirnen, Erker und Türmchen. Das ist Vahrn, 671 *m*, weitverstreut über den Hang, lieblich, idyllisch, die langweilige Sommerfrische für ganz junge und ganz alte Menschen, denen Beschaulichkeit zum Hauptgenuß des Daseins geworden ist. Aus einem Blättermeer grüßt von ihrem Hügel die Ruine Salern am Eingang des Schalderer Tales.

Wir nehmen im Gärtchen des altmodischen Gasthofes „Waldsacker" unsere „Marende", eh wir über die „Promenade", am schäumenden Bach entlang, ins Schalderer Tal einsteigen. Eine Waldtrift von idyllischer Schönheit; hohe, dunkle Tannen über moosversunkner Einsamkeit, sprühende, rauschende Kaskaden in feuchtem Uferbett, Farren, Klematis und kindischer Hasenklee zwischen knorrigem Aderwerk der Baumwurzeln und halb im Humus versunknen Blöcken. Weiter drinnen mündet die „Promenade", gegen Ende nur mehr ein durch das Rutschterrain roter Lahnen tastendes Steiglein, in die Talstraße, die weiß und staubig sich durch Waldesdunkel und dämmernde Wiesraine windet. Thymian und Minzen duften von ihrem Saum. Über graue Zäune gucken die weißen Schirme und die gelben Köpfe der Wiesenblumen. Wir kommen an einer Säge vorbei, die Feierabend gemacht hat und den würzigen Duft frischen Lärchenschnitts ausatmet. Steiler und plattiger wird der Weg; enger treten die Talflanken aneinander. Von hohem Waldesrande zwinkert ein frühes, einsames Licht. Und dann taucht plötzlich eine stattliche Häuserfront vor uns auf, Altanen, die zwischen blühenden Hollunderbüschen hocken, Kieswege und plätschernde Brunnen: das Bad Schalders, 1108 *m*. Es ist ein altes, renommiertes Tiroler Bauernbadl mit alkalischem Säuerling, von der einheimischen Bevölkerung, besonders von den Überetschern, viel besucht. Die Gepflogenheit, einen Teil der Sommerfrische in einem solchen „Badl" zu verbringen, herrscht auch heute noch unverändert an; denn so eine Kur, Nichtstun bei guter Kost und gutem Wein in guter Luft, ist äußerst zuträglich, besonders wenn man in Betracht zieht, daß die „Badlwochen" für den größten Teil der bäuerlichen Bevölkerung die einzige Gelegenheit im Jahre bieten, sich einmal gründlich körperlich zu reinigen, was bei dem Mangel an Badeeinrichtungen in den Südtiroler Wohnhäusern und bei dem herrschenden Vorurteil gegen das Freibad entschieden für die Mehrzahl eine gesunde Tätigkeit und natürliche Erleichterungen bedeutet.

Es sitzt sich gemütlich in den getäfelten Stuben solcher Bauernbadeln, und in patriarchalischer Weise nehmen einen die Wirtsleute unter ihre Fittiche. Die ersehnten Forellen allerdings, nach denen uns schon stets, als wir den frischen Gebirgsbach entlang wanderten, das Wasser im Munde zusammenlief, erhielten wir nicht, dafür aber blendende, knusperige Wiener Schnitzeln und einen ausgezeichneten Überetscher Wein, der uns mit richtiggehender Bettschwere die Zimmer im neuen Badehaus drüben beziehen hieß.

Noch in der Morgendämmerung brachen wir auf. Schweigend tappten wir talein über die vereisten Platten des Weges, ziemlich unkundig des Weges. Nur die Hauptrichtung kannten wir und hatten wir durch Anfrage bei dem überraschend ortsunkundigen Badlpersonal so halbwegs feststellen können: „Nach etwa einer halben Stund vom Weg links ab und glei gach aufi!" Der Effekt war, daß wir uns, kaum den Bach übersetzt, inmitten einer regelrechten Eiswüste befanden. Ein steil herabfallender Seitenbach, der Nockbach, war hier aus seinen problematischen Ufern getreten und hatte sich über den Hang fächerförmig ergossen, war zu blauem, glashartem und schlüpfrigem Eis erstarrt in der noch herrschenden Kälte der Lenznacht. Es war keine leichte Arbeit, darüber weg bis hinauf an den steilen Waldrand zu gelangen, vor welchem ein dunkler Diagonalstrich in der Finsternis den Steig mehr vermuten als erkennen ließ.

Unser Ziel war zunächst die Ochsenalpe, 1840 *m*, und die Schrüttenseen, 1960 *m*, von deren Romantik wir schon manches gehört hatten. Das kleine Büchlein der ehem. Sektion Brixen des D. u. Ö. Alpenvereins „Verzeichnis der Wegmarkierungen im Arbeitsgebiete der Sektion Brixen" mit seiner Übersichtskarte, ein in seiner Art ganz mustergültiges, mit der Nummernmarkierung in der Natur korrespondierendes Büchlein und, wie die Nummernmarkierung selbst, das verdienstvolle, müh-

same Werk der Brixner Sektionsleitung, vor allem Dr. von Klebelsbergs, hatte uns zwar im Schalderer Bad unten bei Lampenlicht theoretische Aufklärungen zuteil werden lassen, hier im Terrain jedoch bei Dunkelheit und Glatteis war es weniger einfach, zu erfassen, ob man auf dem richtigen Weg zu den Schrüttenseen sei oder nicht. In mehr oder weniger mit Berginstinkt durchsetztem tastendem Intellekt hieben wir einen sehr steilen Waldweg an, der uns wenigstens Hoffnung machte, schnell über die Waldgrenze emporzukommen und von freier Warte aus den jungen Tag begrüßen und unsre geographische Lage in der kleinen Welt von Schalders bestimmen zu können. Je höher wir über den beinhart gefrornen Weg durch immer wilder und zerzauster werdende Lärchen stiegen, desto heller wurde es über den Wipfeln, desto schärfer schnitten die Lärchenäste ihre Konturen in den rosaroten Himmel des Ostens. Schneeflecke begannen mit mattem Leuchten in den Falten des schütterer werdenden Waldes zu erwachen, zwischen zwei Stämmen durch ragte ein Gipfel jenseits des Tales schon glutübergossen in den neuen Tag. Und langsam glitt unser Pfad aus dem Wald in den baumlosen Plan einer Alpenmulde, in deren Mitte eine primitiv aus locker übereinandergelegten Steinen gebaute Hütte stand: die Osenalm. Für uns ein kurzer Schnaufer.

Nun verliert sich der Steig von den letzten vertrockneten Zirmen an hinauf in spärlich begrünte Mulden und steile Hänge aus Glimmerschiefer und wird, je höher wir kommen, immer mehr und mehr zum „Schinder". Bald ist es gar kein Steig mehr, sondern eine kaum erkennbare Linie von Schafspuren, die auf einen Rücken hinaufzieht. Hoch über uns greifen steile graue Lammern gegen dunkle Felsen empor, in deren Rinnen und Falten Schneezungen glänzen. Es ist heller Tag geworden, ein Himmel voll von sich jagenden Wolken wölbt sich über uns und verrät uns, daß oben auf den Schneiden ein sturmartiger Wind streichen muß. Hie und da empfangen wir schon eine Rückschlagsbö, die immer kräftiger wird, je höher wir gelangen. An einer Quelle mit gutem Wasser vorbei gewinnen wir eine kleine Einsattlung, die bereits einen freien Blick ins Schalderer Tal erlaubt, auf den breiten Rücken der Karspitze hinüber und hinein auf die Schalderer Scharte. Noch einige Schritte weiter und wir schauen jenseits des Sattels hinab in eine geräumige Mulde und auf die beiden leuchtenden Blauaugen der Schrüttenseen. Eine nur wenige Meter breite, dammartige Landzunge trennt den größeren runden See vom kleineren länglichen und gestaltet den Anblick dieser lebhaften Meeraugen inmitten der Hochgebirgseinsamkeit noch romantischer. Auf der einen Seite drängen sich die letzten silbergrauen Baumleichen und noch manche kümmerlich lebende Zirbel bis hart ans Ufer, auf der andern fällt der Schuttstrom der Lammern und abgebrochene Schneefelder in die Wogen, in denen die Sonnenstrahlen spielen und Berg und Himmel sich mit unvergleichlichem Helldunkel malen. Lieblich und doch düster sind diese beiden Seen, reizvoll in ihrer Unberührtheit, in ihrer Weltentrücktheit.

Ein verfallenes Steiglein leitet uns hinab an die Gestade, zu einer primitiven Hütte zwischen Alpenrosendickicht, Zirmen und Blockwerk. Die wenigen Hühner, die sich um die Hütte tummeln und das Handwerkszeug, das an der Außenseite hängt, verkündet uns, daß diese Hütte trotz der frühen Jahreszeit schon von Holzarbeitern bezogen ist, welche jedoch den Sonntag drunten im Tal mit Kirchgang und Wirtshaus genießen.

Nach einer Gabelfrühstücksrast am Ufer setzen wir unsern Weg fort, steil nach rechts empor auf einen Grat, der direkt nach Süden zum Hauptkamm emporleitet. Ungefähr die Hälfte des Grates gehen wir aus, wenden uns dann über mühsam zu durchquerende Steinlammern und Latschen nach rechts in eine geräumige Mulde, durch die wir den Zickzack eines Steiges sich emporschrauben sehen. Es ist der Weg Schalders —Lorenzenscharte (2198 *m*)— Klausener Hütte. Nach einer halben Stunde

steilen Anstiegs stehen wir nun auch selbst auf dieser breiten, von weichem Schnee ausgefüllten Scharte und blicken hinüber in eine andere Welt: auf die weiten Almen von Villanders und Latzfons, auf die Kassianspitze und den Thinnebachgraben. Das Pünktchen unten am Waldessaum ist die Klausener Hütte. Weiterhin aber liegt in schönster Entfaltung die Dolomitwelt vom Peitlerkofel bis zum Latemar vor unseren Blicken, und das Eisacktaler Mittelgebirge mit all seinen weißleuchtenden Dörflein im Samtbette der verschiedenen Grüntönungen von Wäldern, Wiesen, Äckern und Büschen, ein Panorama mit rhapsodischer Stimmung.

Aber der Wind ist zum regelrechten Sturm geworden, so zwar, daß wir die Rockkrägen hochschlagen und die Mützen tief über die Ohren herabziehen. Mit geschlossenen Lippen stellen wir uns gegen ihn, sind froh, wenn hie und da eine Terrainwelle oder ein großer Block uns vor der zu heftigen Luftmassage schützt. Wir halten uns nahe dem Kamm und ersteigen eine Kuppe desselben, die in den Karten wenig romantisch als Kuhberg eingezeichnet erscheint. Östlich davon wird der Kamm schneidiger, stellenweise gratartig. Im Windschatten einiger Grattürme halten wir auf der Nordseite unsre Mittagsrast und genießen einen schönen Tiefblick auf die fast senkrecht unter uns liegenden Schuttkare und die steilen Waldtriften des Talschlusses von Arzvent, eines Seitengrabens des Schalderer Tales. Weiter über mäßig schwierig zu erklimmende Gratstücke und Höcker geht unsere Wanderung dem höchsten Punkte des Kamms, der Königsangerspitze, 2439 *m*, zu, deren Triangel schon herüberwinkt. Der Gipfel ist ein vielbesuchter Aussichtspunkt, eine der prächtigsten Warten für den Blick auf die entrollte Front der Westdolomiten und der Zillertaler Kette und auf den Lauf des mittleren Eisack. Leider benahm uns der noch immer mit gleicher Heftigkeit fortdauernde Sturm die Möglichkeit einer sonnigen, träumerischen Gipfelstunde und trieb uns gleich weiter, hinab in die Mulde zum Radlsee, 2257 *m*.

Die Sarntaler Alpen sind mit Seen eingelegt wie der Schild eines Kaukasierfürsten mit köstlichen Türkisen. Die vielen Seen in den Mulden an der Baumgrenze sind geradezu ein Charakteristikum dieses Gebietes und verleihen demselben einen eigenen Reiz. Viele von diesen Seen sind einander ähnlich. Der Radlsee aber hat sein eigenes Gepräge und ist einzig in seiner Art. Er ist der höchste aller dieser Seen, 2257 *m* (Schrütten 1960 *m*, Puntleid 1853 *m*), liegt weit über die Baumgrenze und hat infolge seiner Tiefe eine ganz düsterblaue Färbung. Steil auf allen Seiten steigen seine Ufer an, so zwar, daß die Sonne auf ihrer Bahn nur in den Stunden des höchsten Mittags den Weg zu seinem Spiegel findet, der den kraterförmigen Trichter zwischen Königsanger- und Radlseespitze ausfüllt. Ein Steiglein bringt uns von der Einsattlung zwischen diesen beiden Gipfeln hinüber zum Radlseehaus, welches seine Pforten noch nicht geöffnet hat. Von seiner Vorterrasse aus genießen wir nochmals den umfassenden Fernblick über das gesegnete Eisackland, das sich zu unseren Füßen dehnt, und beschließen, den Abstieg, nicht, wie wir früher geplant, nach Velthurns, sondern über den Feichterhof, 1349 *m*, nach Tils, 883 *m*, und Brixen zu machen. Ein wendeltreppenartiger Serpentinenweg läßt uns mit raschem Höhenverluste die Baumgrenze und die Almzone erreichen, wo eine wunderbare Waldquelle unseren Durst löscht. Durch schönen Hochwald steigen wir zu den ersten Höfen ab, verfehlen durch unser zu weites Nach-Rechts-Halten den Feichter und gelangen dafür aber in eine Waldpartie, die uns mit herrlich erblühten Alpenrosen — die ersten des jungen Jahres — beglückt. In Tils hält uns die lärmende Menge von Brixener Ausflüglern vom Besuche des Gasthauses ab, wir setzen unsern Weg durch blühende Kirschbäume und rebenbestandene Sandhügel, die an Südsteiermark erinnern, fort und landen nach ziemlich komplizierter Überschreitung der Drähte des Bahnkörpers direkt auf dem Brixner Bahnhof, die süße Müdigkeit eines tätigen Bergsonntags in den Muskeln, die reine Kraft der Höhensonne und des Höhenwin-

des auf den glühenden Gesichtern und die Erinnerung an herrliche Gebirgsbilder in den Augen, die, wenn auch gewohnt, die Herrlichkeiten der Heimat zu schauen, dennoch dankbar sind für jeden neuen Zauber, den die Bergwelt uns gibt in ihrer unerschöpflichen Vielgestaltung.

Die Kassianspitze, 2581 *m* — Durnholzer Idyllen

Zwei Feiertage waren's, vor dem Krieg, in jener glücklicheren Zeit, da spekulative Charaktere noch unangenehm auffielen, und der Handel mit Menschenfleisch sich noch in graziöseren Formen abspielte. Da zogen wir, fünf Mann stark, durchs abendliche Städtchen Klausen, die langen Schier geschultert und Herz und Zunge humorbeladen. Den damals noch so harmlos sich gebärenden Thinnebach hinein, hinauf nach Latzfons, dessen Wirtsstube uns einen guten Tropfen und eine prächtige Aussicht auf die im Abendrot glühende Front der Westdolomiten bot. Weiter nach kurzer Rast schritten wir durch die Dämmerung empor, die über die Wipfel sich senkte wie ein großer Vogel mit müden, weitgespannten Flügeln, und als wir aus dem Lärchwald in die Flächen der Alm traten und das winzige Licht der Klausener Hütte uns grüßte über mattglänzendem Schnee, da war es schon ganz dunkel, und der Himmel übersät mit millionenfach funkelnden Sternlein, und die Milchstraße zog ihren weißen Schleier durch das ganze Himmelsgewölbe, und in geisterhafter Ferne ragten die unsicheren Formen winterlicher Berge. Der Schnee klirrte hart wie Glas unter unsern Tritten, sonst war alles still rings um uns her, wie versunken in das helldunkle Wunder der kalten, klaren Winternacht, und auch wir sprachen nichts und traten Schritt für Schritt in die starrgewordnen Fußspuren, die vor uns durch die weiße Fläche gegen das Lichtchen hinliefen, das immer größer und heller wurde und doch noch weiter weg war, als wir es meinten.

Damals war die Klausener Hütte noch neu und unser Freund Valazza bewirtschaftete sie, der jetzt drüben auf der „Tann" als eigner Herr sitzt.

Frühmorgens schon brachen wir zum Latzfonser Kreuz auf, das weitragend mit seinem Kapellchen und seinem primitiven Wirtshaus über die verschneiten Almflächen hinauslugt. Am Kreuzsonntag, das ist am Sonntag vor Peter und Pauli, kommen die Gläubigen von allen Seiten hierher, die Durnholzer über die Farcellscharte, die Reinswalder übers Lückl, die Verdingser und Latzfonser und Villanderer von der Eisackleite, in Prozessionen mit ihren Kreuzen, um dieselben neu weihen zu lassen. Wir aber fanden diesen alpinen Wallfahrtsort ganz in Schnee vermummt vor und stiegen ohne Aufenthalt über die Südhänge der Kassianspitze empor, bis aus der Schneehülle die Felsen brachen und der Hang zum steilen Grat sich aufwarf. Auf einem kleinen Schartel, von dem aus eine steile Rinne in das Hochkar im Nordosten hinabzog, steckten wir unsre Schier in den über metertiefen Schnee und erreichten lastlos bald den wegen seiner Aussicht von alters her schon gefeierten und häufig besuchten Gipfel, den Herrscher über die weiten Gefilde der Almen von Villanders und Latzfons.

Doch der gestrige Tag war zu schön gewesen und das Alpenglühn zu rot, zu verschwenderisch. Das deutet stets auf viel Feuchtigkeitsgehalt in der Luft. Nachdem aber den meisten von uns die prachtvolle Rundsicht von dieser Hochwarte aus schon von früher bekannt war, machten wir uns aus den Nebeln nicht viel, die Milchströmen gleich, über die Gipfel des Flagger- und Penser Tales auf uns zuflossen, die obersten Zipfel der Jakobspitze, des Schrott- und Geißhorns umbrandeten, sie gleichsam vom Rumpfe trennten und wie schimmernd in die Höhe hoben. Auch solche Tage sind im Gebirge schön und interessant, oft stimmungsvoller als das breite Licht aus wolkenlosem Firmament. Unangenehmer war nur der ziemlich kalte und scharfe Nord-

wind, der auf dem Gipfelgrate pfiff und uns bald zwang, dorthin zu gehen, wo wir hergekommen waren.

Abfahrt über Farzellscharte, 2303 *m*, nach Durnholz war das Programm, und dachte keiner dran, den Aufstiegsweg zum Latzfonser Kreuz zurückzumachen, und zahm und sittsam den Ostgrat der Kassianspitze zu umgehen und durch ebnen Plan das Kar zu erreichen, das sich zu unseren Füßen so schön geschlossen dehnte, mit großen, überschneiten Felsblöcken gespickt, aussehend wie eine gewaltige Milchschüssel, in der die grauen Klöße der „schwarzplentnen Friegel" schwimmen. Paul Mayr, in seiner jetzt noch nicht ganz erloschnen Jugend stets ein kecker Draufgänger, war der erste, der seine stillen Gedanken und das Resultat seiner theoretischen Betrachtungen wortlos in die Tat umsetzte. Zum Abfahren auf Schiern war diese Rinne denn doch zu steil, also mußte man andre alpine Praktiken üben. Schier unterm Arm und Kopf hoch und Beine steif — schon ging die Rutschpartie los, ganz glatt, daß es nur so aufstaubte. Kaum mehr als eine Minute — da war er schon tief unten nur mehr ein schwarzes kleines Männlein, das mit den Armen in der Luft herumfuchtelte und etwas zu uns heraufschrie, was wir nicht verstehen konnten. Aber wir entnahmen der Klangfarbe seines alpinen Basses, daß es ein Lust- und Jubelgebrüll war und zweifellos bedeutete, wir sollten es ihm nachmachen. Was auch geschah. Paul Mayr gehört mehr oder weniger zu den breitspurigen Exemplaren der Species „homo alpinus" —, er hatte eine so ergiebige Sitzspur durch den halbweichen Schnee der Rinne gezogen, daß die Nachfolger es infolge nunmehr verminderter Reibung zu einer Geschwindigkeit brachten, um die sie jeder Schnellzug der Bozen—Meraner-Bahn hätte beneiden können. Ohne Zwischenfall landeten wir alle unten in der Mulde und klopften uns lachend mit glühenden Gesichtern den Schnee von den südlichen Hemisphären.

Dann wurde angeschnallt und wenige Minuten später auf der Farzellscharte die verdiente Fütterungsrast gehalten; denn es ging der Mittagsstunde zu.

Die nun folgende Schiabfahrt zu Durnholzer See war eine genußreiche Angelegenheit. Rechts — nördlich — des Alpenbaches, wo auch der Sommerweg führt, über wunderbar gewellte Almflächen, durch Krummholz, später durch schüttern Wald geht es dahin, leicht, hindernislos, leider zu kurz, wie alles, was schön ist im Leben. So ist's auch beim Schifahren. Langer, beschwerlicher Aufstieg für raschvergängliche Minuten des Genusses. Ein herrlicher Pulverschnee erhöhte diesen Genuß noch wesentlich, und als wir unten am Ufer des beinhart gefrorenen Durnholzer Sees standen und hinaufblickten zu den weißen Hängen, da dachte sich wohl jeder von uns: Oh könnt ich doch noch oben stehen und nochmals diese hübsche Abfahrt genießen, nochmals so federleicht dahinschweben durch das zischende, sprühende Schneepulver mit flinkem Kiel, vorbeifliegen an all der winterlichen Pracht der Almen und des Waldes, und aus voller Brust jauchzen vor Freude und Lebenslust!

Durnholz! — Ein Idyll in weltentlegenem Talеck, wo die Zeit langsamer schreitet, und Hast und Lärm ausgeschaltet sind aus dem alltäglichen Betriebe. Ein Idyll mit all seinem Zubehör: Ruhe, reine Luft, ein stiller, von Wald und Wiesen umstandener Gebirgssee, saubere, leuchtende Bauernhäuser, wettergraue Städel und eine kleine Kirche mit schlankem Spitzturm, alles wie aus einer Kinderspielzeugschachtel ausgepackt und mit Verständnis auf die besten Punkte hingestellt; drüber die schmucken Pyramiden verschiedener Gneishörner, die breiten Rücken von Quarzporphyr- und Granitschieferbergen, zwischen deren Grate und Achseln liebliche Täler hineinziehen, in welchen klare Bäche rauschen und frischgrüne Almen ihre Teppiche in den buntesten Farben alpiner Flora gewebt haben. Ein Idyll mit all seinen notwendigen Insassen: Einem Pfarrer, der leutselig den Gastwirt spielt, einem alten, weißbärtigen Fischer, der seinen Kahn vor der Hütte losbindet und bedachtsam hinausfährt mit Angel, Schleppschnur und Netz, einem Bauernvölklein, das von schönem, ge-

sundem, markantem Schlage ist, sich in der Väter Tracht kleidet, fest zusammenhält in seinem kleinen Reiche und seiner Hände harte Arbeit durch frohe Feste zu unterbrechen versteht.

Sonntagmorgen im Winter: der schneebegrabne Talschluß klingt förmlich vor Kälte, hart stehen die Berghörner gegen den östlichen Himmel, gegen das kommende Sonnenlicht, das die höchsten Wolken schon badet. Der See liegt wie tot in seiner Mulde; nur wo der Wald bis an die Ufer tritt, erkennt man die Grenze seines Eises; mit den Schneeflächen der Wiesen läuft sein gefrorner Spiegel in eins zusammen. Von den Stadeldächern hängen lange Eiszapfen, der Brunnen gluckst durch Eisfesseln, die um Rohr und Trog sich legten. Matt schimmert das Licht durch die hohen Kirchenfenster in die Morgendämmerung heraus; im Kirchhof ragen die schmiedeisernen Kreuze, borstig von Rauhreif, auf hochbeschneiten Grabhügeln. Von den Wegen, die zu den Höfen hinauf- und hinabführen, klirren die schweren Tritte der Kuratieseelen, die der Kirche zuwandern, langsam, schweigend, Männlein in steifem Loden, mit zierlich eingelegtem Gurtzeug und schweren Fuchsbalg- und Marderpelzmützen, Weiblein mit bunten Tüchern kreuzweise um die Brust, breitkrempigen Hüten und leuchtenden Seidenschürzen vor den vielfaltigen, schweren Lodenkitteln. Die helle Erzstimme der Glocke schallt über das Tal hinaus und hinein, klar sich brechend an den eisgepanzerten Felsen, verrauschend hinauf in den Steilhang der rötlich schimmernden Lärchstämme, der schneebeladnen Zirmen. Und da reihen sich schweigend die Weiblein in die Kirchenstühle auf ihrer Weiberseite und die Männlein auf der Männerseite und um die Säulen unter dem Chor, und in aller Händen werden dicke Gebetbücher gedreht und Rosenkränze geschwungen, und aller Augen sammeln sich nach vornhin auf den Altar mit seinen flackernden Kerzen und auf den Kuraten, der im Ornat aus der Sakristei tritt. Und die Orgel setzt ein mit mächtigvollen Akkorden und deckt das Gemurmel der Betenden mit ihrer feierlich getragenen Melodie zu.

Und wir Städter in unserer Ecke werden neugierig und mißtrauisch angesehen. Wehe uns, wenn wir dem oder jenem seinen Stammplatz im Kirchenstuhl besetzt hätten! Ohne Worte, mit derben Püffen hätte man uns belehrt, wer hierhergehört. Zur Frühmesse aber mußten wir; das wurde uns vom Herrn Kuraten selbst am Abend vorher ebenso höflich wie bestimmt nahegelegt, und von uns als wesentlich und notwendig schon deshalb befolgt, weil erst nach der Messe im Widum-Gasthause nur für Kirchengänger ein Frühstück verabreicht wird.

Im übrigen gehört Durnholz zu den fortschrittlichsten Ortschaften des innern Tales. Der frühere Kurat war der erste, der eine eigene elektrische Anlage für Kirche, Widum und die umliegenden Häuser baute, und später haben manche es ihm nachgemacht und freuen sich nun des schönen, billigen, feuersichern Lichts, des bequemen Bügeleisens und der schnurrenden Milchzentrifuge.

Des Hofers kleines Königreich

Forellenorgien

Der Hoferbauer Johann Premstaller, Fraktionsvorsteher in Durnholz, vielfach prämiierter Züchter von Haflingerpferden, ist eine markante, typische Gestalt in- und außerhalb des Sarntales. In Innsbruck, München und Wien früher, in Verona, Mailand und Rom jetzt, trägt er seiner Väter Tracht mit stolzem Selbstbewußtsein, und in den Speisesälen großer Hotels bewegt er sich in ihr ebenso geschickt wie auf seiner Alm als interessante, weltgewandte Erscheinung und Repräsentant freien, bodenständigen und rasseedlen Bauerntums. Gedrungen und kräftig an Körperbau, klaren Blicks und von überlegener Ruhe in Sprache und Bewegung würde er noch mehr

an Andreas Hofer erinnern, wenn er statt des stets gutrasierten Kinns den stattlichen Vollbart tragen würde, der übrigens im Sarntal nicht Mode ist und niemals war.

Ein zufälliges Zusammentreffen mit ihm, den fast jeder kennt, verschaffte uns eine Einladung auf seinen Stammhof, der stolz inmitten seiner Äcker und Wiesen droben auf der Genterbergseite, eine schwache halbe Stunde außerhalb des Sees, thront. Schon vor dem obligaten Halbwegwirtshaus zwischen Astfeld und Durnholz, hier die „Gufel" genannt, kam dem telephonisch bereits avisierten König von Durnholz sein Knecht mit einem edlen, dreieinhalbjährigen Haflingerhengst entgegen, und des Hofers prächtige Erscheinung begann im Sattel des gepflegten blondmähnigen Rassepferdes noch dekorativer zu wirken, wie sie so potentatenmäßig durch die vertrauten Wiesgründe und alpenrosengesäumten Wege, von jedermann gegrüßt, dahinritt.

Wir gingen neben ihm und er erzählte uns mancherlei von dem und jenem Bauern, von seinen Holz- und Pferdegeschäften, von seiner weitverzweigten Verwandtschaft, die ringsherum auf ihren geschlossenen Höfen seit urdenklichen Zeiten saß, und gab manch heitere Schnurre zum besten in seiner nunmehr vom städtischen Einfluß erstaunlich rasch erholten urwüchsigen Sarner Mundart.

Bald gelangten wir, von der Talstraße den Bach übersetzend, links empor in den Wirtschaftsbereich seines kleinen Königreichs und auf das von üppig gedeihenden Wiesen und Feldern bestandene Plateau seines Hofes, wo uns bereits die Bäuerin mit einer Kinderschar, crescendo von einem bis zu 18 Jahren wie die Orgelpfeifen, zum Willkomm erwartete. Man sieht der Hoferin die elf Kinder nicht an, die sie schon hatte; ihre Schönheit und Jugend ist noch in Blüte, der Einfluß ihrer persönlichen Gepflegtheit und Nettigkeit teilt sich ihrer ganzen Umgebung mit, peinlich sauber das Haus und dessen nächste Umgebung, Stadel, Stall und Kinder.

Bald sitzen wir in der großen, neu getäfelten und mit prächtigen Schnitzereien in Tiroler Gotik gezierten Stube bei Speck, Hauswurst, Sarner Strützeln und einem vortrefflichen Tropfen. Dann zeigt uns unser Gastgeber das geräumige Haus, den Stall und die elektrische Anlage, die mit ihren 5 P. S. ein herrliches Licht und die Kraft zum Betriebe aller notwendigen landwirtschaftlichen Maschinen spendet.

Am nächsten Tage war Peter und Pauli, und während unserer Abwesenheit hatte sich das kleine Widumgasthaus derart mit Touristen gefüllt, daß jeder der umliegenden Bauern ein paar Städter ins Quartier nehmen mußte. Freund Hofer requirierte uns für sich und wir saßen noch bis tief in die Nacht hinein mit ihm in seiner Stube beim Wein und führten ernste und heitere Gespräche, während er seine Milch trank, zwei große Schüsseln voll. Unsere Bergambition war er, im Gegensatze zu vielen seiner Landsleute, klug genug zu verstehen, begriff es, obwohl er selbst kaum einmal alle Jahr seine eigne Alm besucht und auf „den Ecken oben" von Schwindel befallen wird, daß wir Städter uns sonntagsüber auslaufen müssen als Reagens auf unsere sitzende Lebensweise. Bei der Bäuerin allerdings erregten wir Anstoß, als beim Programmmachen für morgen des Frühgottesdienstes zu erwähnen unterlassen wurde, worauf-hin jedoch der Hofer gutmütig meinte: „Die haben Dispens fürs ganze Jahr", und damit unsre Christenehre in den Augen seiner gottesfürchtigen Ehehälfte rettete.

Durnholz hat für uns stets auch eine andere wertvolle Anziehungskraft: Wir nähren uns dortselbst fast ausschließlich von Forellen; und wer, wie wir, das Glück hat, mit dem gestrengen Fischereipächter Dr. von Hepperger bekannt zu sein, und einen Fischer zur Begleitung mitkriegt und einen so trefflichen Koch einzuspannen imstande ist wie unsren Freund Emil, dem werden diese Durnholzer Forellenmahlzeiten zu blauen, gebackenen, gebratenen und gesulzten Orgien, der kann, so wie wir es taten, sich für lange hinaus sattessen an diesen delikaten Leckerbissen, die direkt aus dem klaren Gebirgswasser in die Pfanne mit goldgelber Butter springen. Wir bewunderten Emils ergiebige Beute, die, vom hellsten Silberglanz bis zum dunkelsten Grau,

schillernder Regenbogentropfen voll, sich gerade im passendsten Gewichte von 25—50 Gramm pro Stück bewegte und in wunderbarem Mimikry die Farbe der Umgebung, der sie entrissen worden war, auf den glatten Schuppenleibern verriet.

Am Peter- und Pauls-Tage nachmittags konzertierte auf dem engen Plätzchen zwischen Widum und Kirche die neugegründete Musik, verstärkt durch Reinswalder Kollegen. Hohe, schöne, meist schlankgewachsne Männer in ihrer ernsten Tracht, schwer ledergegürtet, auf dem Bruststück den Namenszug und vielerlei kunstvolle Verzierungen aus weißen Federkielstreifen gestickt, die Spitzhüte auf den Köpfen mit zitternden, weißen Hahnenfedern über den grünen (bei den Verheirateten) und roten (bei den Ledigen) Hutschnüren. Sie spielten gar nicht schlecht, und vom kleinen Trommelschläger bis zum Vorsteher Hofer, der eine mächtige Baßtrompete blies, mit Hingabe und Ausdauer. Nahbei war eine Bude aufgestellt, in der die Jungfern Glückstopflose verkauften und in der Kegelbahn wurde um das Best geschoben. Ein einfaches, ländliches Fest — und doch ein Beweis strengen, engen Zusammengehörigkeitsgefühls, das sich in allem und jedem ausdrückte, eine Geschlossenheit, Unnahbarkeit und Betonung des Herrseins im eignen Hause, daß man seine Freude daran haben konnte. Besonders das allgemeine Festhalten an der alten einheitlichen Tracht ist hier in Durnholz eine lobenswerte Erscheinung, die man in vielen andern Südtiroler Tälern immer mehr und mehr verlorengehen sieht.

Ein Kahn schneidet mit weißer Schaumlinie den dunklen Spiegel des Sees; es ist der alte Fischer, der aufrecht vorn am Bug steht. Vom Waldufer her trägt es das Lied heimkehrender Ausflügler, die Alpenrosen im Arm tragen und Enzian um die Hüte. Die Almgründe über den Wipfeln, die steilen Felshörner sinken in das Rotgrau der Dämmerung, das sich nach dem Abglühen der Sonne über den ganzen Himmel gebreitet hat. Und die Mondsichel kommt hinter einem dunklen Kamm herauf, haucht mildes blaues Licht über das Tal, glättet die Seefläche zu einem blanken Erzschilde, preßt die Berge zu Silbergüssen auf bronzenen Sockeln, und umspinnt die Idylle dieses stillen Flecks Erde mit dem Zauber eines schier verlorengegangenen, wundersamen Friedens, in welchem Natur und Menschenleben ein Tempo gehen durch Jahr und Tag, wenig wissend von dem Hasse, der in den Städten draußen alles durcheinanderpeitscht und nur wenige Existenzen so klaren vorgezeichneten Laufes wie Gebirgsbäche durchs Dasein fließen läßt.

Die Marburg-Siegener Hütte und ihre Berge

Die beiden Kulminationspunkte der östlichen Sarntaler Berge sind Jakobspitze, 2745 *m*, und Tagewaldhorn, 2706 *m*. Zwischen beide hinein, auf die Flaggerscharte, 2459 *m*, reizend in einem Hochkar, dessen tiefste Senkung ein kleiner dunkelgrüner See ausfüllt, gelegen, hat in den Jahren 1913—1914 die kleine Sektion Marburg im Siegener Lande eine schmucke, bewirtschaftet gedachte Hütte gestellt, welche diesem turistisch wertvollsten Teile der Sarntaler Alpen als Stützpunkt hätte dienen sollen. Noch nicht ganz fertig war das Hüttlein, kaum mit Proviant für den Sommer versehen und gerüstet zur Einweihung, als Ende Juli 1914 der große Krieg ausbrach, dessen Folgen diese Hütte und ihre Eigentümerin schwerer treffen sollte als die meisten andern im abgetretenen Südtirol.

War es an und für sich schon tragisch genug, daß die opferfreudigen Mitglieder der kleinen Sektion Marburg sich auch nicht einen einzigen Tag lang des ruhigen Besitzes ihrer Hütte freuen durften, daß sie nur die Mühen, Sorgen und Auslagen, nicht aber auch die Früchte ihrer Arbeit genießen sollten, so ist die Tatsache noch mehr betrüblich, daß gerade diese abseits gelegene Hütte auf der Flaggerscharte, welche als

Rückzugslinie der zurückflutenden, zusammengebrochenen Armeen 1918 so gut wie gar nicht in Betracht kam, daß gerade dieses neugeborne Kind ein Opfer der Zerstörungswut geworden ist. Der Schluß, daß hier andere, in der Hemmungslosigkeit jener Zusammenbruchstage habsüchtig gewordene Elemente am Werke waren und diese Hüttenberaubung auf das große, aber menschlich entschuldbare Konto aufgelöster heimströmender Soldatenhorden buchten, ist sehr naheliegend und beweist nur von neuem, daß der alpine Gedanke und das alpine Ideal mehr oder weniger ausschließlich Eigentum des intellektuellen Städters ist.

Heute steht die Hütte tür- und fensterlos, ihres ganzen Inventars, selbst der gemauerten Öfen bar, wie ein großer Stein mit ihrem leuchtend roten Dache unter den übrigen Steinen des Flaggerkars, und außer Freund Mahlknecht, der anfangs August 1914 noch vor dem Einrücken einige sorglose Tage der Bergfreude hier genoß, wird es wohl wenige Turisten geben, die elegisch auf die Trümmer der halbverkohlten Vertäfelungen im Innern der winddurchbrausten Mauern blicken und sich erinnern, wie gemütlich es einst war in diesem blitzsauberen, neuen Hüttchen.

Der Punkt, den sich die Sektion Marburg zum Hüttenbau wählte, ist in jeder Beziehung ein guter gewesen. Er ist landschaftlich sehr reizvoll, bildet einen der Hauptübergänge durch die Sarntaler Ostkette und liegt im Zentrum jener Berge, welche in den Sarntalern den hochalpinen Charakter repräsentieren.

Seltsam geplattet schwingt sich der Granitschiefer, mit wunderschönen schneeweißen, rosaroten und geäderten Quarzstücken durchsprengt, zu schneidigen Graten empor und massiert sich zu Horn und Kuppe, formt in schönen Linien die Mauern dunkler Wandflüchte und den Terrassenbau breiter Hänge, deren Schuttfuß weit in die Wald- und Almzone hinabreicht.

Die Hütte steht nicht direkt in der Einsattlung der Flaggerscharte, 2459 *m*, sondern etwas nördlich derselben, windgeschützt hinter dem Sporn des langen Südgrates der Hörtlanerspitze, 2658 *m*, welche einen Angelpunkt bildet. Von ihr aus streicht in nordöstlicher Richtung eine Schneide zum Tagewaldhorn, 2706 *m*, hinüber, auf welches, Südhänge und Südgrat benützend, eine Markierung den Weg weist. Über die kleine Einsattlung, P. 2580 *m* der Spezialkarte, zwischen Hörtlanerspitze und Tagewaldhorn, gelangt man in den Talschluß des Traminbaches, des bei Asten sich mit der eigentlichen, vom Sarntaler Weißhorn kommenden Talfer, vereinigenden zweiten Quellbaches des Sarntaler Flußsystems. Das Traminkar führt bei den Eingebornen einen Namen, welchen ich nur auf dem vom D. u. Ö. Alpenverein herausgegebenen westl. Dolomitenblatt eingeschrieben fand, und hier auch verstümmelt, nämlich durch Fortlassung eines harten R ins Salontirolerische übersetzt: Hinterasch. Nordwestlich von der Hörtlanerspitze abzweigend, läuft ein Kamm zur Mutnelle, 2568 *m*, zur Nebelseespitze, 2517 *m*, und zu der ob Asten jäh aufragenden Paulswand, 2281 *m*, welche das Traminkar im Westen begrenzen. Die hohe, wohl nur von Schafhirten begangene Scharte zwischen Hörtlanerspitze und Mutnelle wird von den Eingebornen Hinterafschartel genannt. Die östliche Umrahmung des Traminkars bildet die breite Schaufel des Tagewaldhorns mit ihrem zur Traminscharte, 2382 *m*, steil abschüssigen Nordgrat und der Schieferhaufen der Sulzspitze, 2581 *m*.

Von der Flaggerscharte südwärts streicht ein langer, viele Erhebungen tragender Zug von Kuppen und teilweise gutgeformten Hörnern, unterbrochen von hohen Scharten, von welchen jedoch nur die Schalderer Scharte, 2336 *m*, als Übergang zwischen Schalders und Durnholz Bedeutung besitzt.

Es folgen von der Flaggerscharte nach Süden aufeinander:

1. die Lorenzenspitze, 2622 *m*, eigentlich nur im Nordgrat der Jakobspitze eine Rückfallkuppe, welche bei Besteigungen der Jakobspitze rechts (westlich) umgangen wird;

2. die Jakobspitze, 2745 *m*, eine oft besuchte und wegen ihrer Fernsicht lobenswerte, unschwierige Geröllkuppe. Von ihr zieht ein langer, stetig fallender Kamm gegen Durnholz hinab (letzte Kuppe des Kammes Tellerjoch, 2555 *m*, genannt) und scheidet die beiden den Durnholzer See mit ihren Bächen nährenden Täler Seebtal (von der Flaggerscharte) und Alpenbachtal (von der Farzell- bzw. Schalderer Scharte) voneinander.

3. die Foltscheneispitze, 2644 *m*, von der ins Flaggertal ostwärts hinab ein weitgedehntes und mehrfach verästeltes Karsystem zieht;

4. die Liffelspitze, 2573 *m*, der Angelpunkt zwischen Flagger- und Schalderer Tal. Von ihr aus streicht der diese beiden Täler trennende Kamm, der die Erhebungen der Muckleite, 2563 *m*, Schneelahnspitze, 2526 *m*, und der mächtig ausladenden Karspitze, 2520 *m*, trägt, gegen Osten;

5. das Schrotthorn, 2589 *m*, ein Gipfel von graziöser Form, besonders von Durnholz aus gesehen. Zwischen ihm und dem

6. Geißhorn, 2513 *m*, ist die Schalderer Scharte eingesenkt. Folgt noch das

7. Plankenhorn, 2546 *m*, und als Schlußpunkt dieses langen Kammes die 2480 *m* hohe

8. Lorenzispitze. Auf ihr knickt der Kamm radikal nach Osten ab, bedeckt sich fast bis aus den Scheitel hinauf mit Grün und läuft zur Königsanger- und Radelseespitze, während westlich der breite Sattel der Forcell- oder Farzellscharte, 2303 *m*, sein Tor zu dem weitgedehnten Plateau der Latzfonser und Villanderer Almen öffnet.

Die Überschreitung dieser acht Spitzen von der Flagger- bis zur Farzellscharte ist eine ziemlich lange, beschwerliche, aber schöne Tur, welche von jedem der leicht über Schutt und Geschröf erreichbaren Gipfel wunderbare Fernsicht und stets wechselnde, reizvolle Tiefblicke schenkt und als Verbindungstur zwischen der Klausener und Marburger Hütte wohl sehr oft gemacht worden wäre.

Auf das Tagewaldhorn, 2706 *m*

Der „Fischer im Sack" ist eines von jenen gutbürgerlichen Tiroler Wirtshäusern, wie man sie immer seltener antrifft. Stattlich und behäbig im Zentrum seines wirtschaftlichen Wirkungskreises steht es an der Brennerstraße zwischen Mittewald und Grasstein, dort, wo der Eisack sein Knie gegen Südosten macht und nach rascher Fahrt durch ein enges Taldefilee den Fels von Franzensfeste bespült. Diese Enge heißt die „Sachsenklemme", und verschiedenerorts in derselben errichtete Denkmäler erinnern an eine Episode aus den Freiheitskämpfen des Tiroler Volks im Jahre 1809.

Der Znaimer Waffenstillstand (12. Juni 1809) hatte Tirol den Franzosen überlassen und das österreichische Militär aus dem Lande abberufen. Marschall Lefèbvre stand mit französischen und verbündeten bayerischen und sächsischen Truppen in Innsbruck und gab dem General Rouyer Befehl, zur Besetzung Südtirols über den Brenner und längs des Eisacks vorzurücken. Am 31. Juli kam Andreas Hofer, der vom französischen Oberkommando mit seinen Unterführern als vogelfreier Rebell erklärt worden war, nach Sterzing und entbot, ehe er in sein Passeier zurückkehrte, dem Landsturm den Befehl zur Fortsetzung des Widerstandes. Haspinger nahm in Brixen diesen Befehl mit Eifer auf, sammelte an die 500 mutige Brixner Schützen und besetzte die Eisackbrücke in der Oberau südlich von Mittewald und die beiderseitigen Talhänge bis gegen Mauls. Am 4. August brach General Rouyer von Sterzing auf und sandte als Vorhut 1100 Sachsen gegen die Talenge von Grasstein. Bei Mauls kam es zum ersten Vorpostengefecht; die Tiroler zogen sich langsam in die Enge zurück,

die Sachsen rückten nichtsahnend nach. Zwischen Mittewald und dem Sack wurde dann die Falle zugemacht, ganze Lawinen früher vorbereiteter Felsstücke und Baumstämme sausten auf die Sachsen nieder, welche von ihrer Haupttruppe vollkommen abgeschnitten waren. Wer von ihnen nicht erschlagen und von den Fluten des Eisacks hinweggespült wurde, der mußte sich in die wenigen Häuser von Oberau zurückziehen, wohin die Tiroler ein mörderisches Feuer eröffneten und am Abend nach gelungenem Sturmangriff noch 683 Gefangene machten. Alles andre war gefallen. Lefébvre selbst eilte auf diese Schlappe hin nach Sterzing, mußte jedoch den Versuch eines weitern Vordringens durch die Eisackschlucht und über das Gebirge angesichts der immer stärker werdenden Gegenwehr der Tiroler Landesverteidigung aufgeben und nach Innsbruck zurückkehren.

Diese Episode stellt einen der denkwürdigsten und erfolgreichsten Kämpfe des Jahres 1809 dar und wurde anläßlich der Jahrhundertfeier 1909 durch verschiedene Denkmäler, deren größtes in der Wiese des Sackwirtshauses steht, verewigt.

Hier im Sack wird schöner, hellgrauer Granit gebrochen und behauen; die meisten Steinarbeiten bei der Brennerbahn-Erbauung wurden hier ausgeführt.

Jedes Jahr mindestens einmal nehmen wir das Sackwirtshaus zum Ausgangspunkte unserer Frühjahrs- oder Herbstturen in die Sarntaler Berge. Und so fand ein schöner Samstagabend des Frühlings 1924 uns wieder in der gemütlich getäfelten Stube dortselbst, in der Absicht, das Tagewaldhorn zu überschreiten und unsren Sonntags-Gottesdienst auf dem schönsten Gipfel der Sarntaler zu verrichten. Es war noch ziemlich kalt, und wir rechneten mit noch ziemlich viel Schnee oberhalb 2200 *m*.

Den Aufstieg wollten wir durchs einsame, sehr selten turistisch besuchte Bergltal zur Traminerscharte nehmen, den Abstieg nach Überschreitung des Gipfels durchs Flaggertal.

Schweigend im Ahnen des kommenden, keimenden Lebens bot uns das Hochtal von Bergl ein Bild besonderer Stimmung. Die trotzigen Berghöfe von Puntleid waren schon von ihrem Eispanzer befreit, nur vom Brunnen hingen noch die Vorhänge starrer Eiszapfen nieder und bewiesen uns, welch langen, harten Winter diese Bauern auf dieser selten besonnten Leite durchmachen müssen. Weiter drinnen auf der Bergalm lagen noch die Schneezungen der Lawinenausläufe schmutzig und hartgeballt im schleimigen Felde der Mulde, umgeben von den ersten Boten des Lenzes, den bleichen Krokuskelchen, die aus farblosem, eben vom Schnee geaperten, vorjährigen Grase brachen.

Ein Steiglein, kaum als solches erkennbar und kaum verfolgbar durch das von immer dichter werdenden Schneeflächen durchbrochne Latschengestrüpp, bringt uns auf die zweite Talterrasse empor, auf der der Schnee nunmehr eine weite, zusammenhängende Masse bildet, die nicht erkennen läßt, wo die Alm aufhört und das Geröllkar beginnt.

Hochragend mit schwarzen Wandstürzen, die von Schneerinnen durchfurcht sind, steht schon lange das Tagewaldhorn vor uns, rechts einen scharfen Grat gegen den hohen, engen Sattel der Traminscharte absetzend, links in sanfterer, langer Gratbildung gegen die Mittewalder Berge hin sich verlaufend. Der Schneefuß und die Schneeschultern geben ihm hochalpinen Charakter, lassen es mächtiger und höher erscheinen, als es in Wirklichkeit ist. Immer näher und näher kommen wir heran, steiler beginnt der Schneehang zu werden und weicher der Schnee, auf dem die scharfe Licht-Schattengrenze der Sonne immer tiefer und tiefer uns entgegenkommt.

Das letzte Stück bis zur Traminscharte, 2382 *m*, empor, müssen wir in sehr beschwerlicher Watarbeit, oft bis zu den Hüften im schweren, weichen Schnee, überwinden, und jeder von uns ist froh, wenn ein andrer sich zum Vorspuren meldet und die Spitzkehren austritt.

Zu den schönsten Augenblicken einer Tur gehört jener, der uns mit einem letzten Schritt auf einen Gipfel oder eine Paßhöhe den ersten Blick in eine ganz neue Gebirgsszenerie schenkt; er bedeutet gewöhnlich auch verdiente Rast nach strengem Aufstieg, ein köstliches Luft- und Sonnetrinken nach der angestrengten Arbeit der Lungen und des Herzens.

So sanken auch wir nach der akuten Ermüdung des letzten, steilsten Stückes in wohliger Stimmung auf die eisüberzognen Platten der südwestlichen, ausgeaperten Seite der Scharte nieder und genossen das schöne Panorama, das sich uns bot. Tief unter uns in einem öden Kar murmelte der Traminer Quellbach unseres Heimatflusses Talfer unter blauen Eiskrusten, wand sich als weißsprühender Schaumfaden hinab durch grauschwarze Trümmerfelder und Zundern, vom grellsten Lichte in den düstersten Schatten, den die Mutnelle und die Paulswand uns gegenüber ins Tal warfen. Rechts von uns das sanfte, mit Schneelachen eingelegte Plateau des Seebergs, das in den breiten Sattel des Penser Jochs verläuft, links von uns der Bau des Tagewaldhorns mit seinen überschneiten Wänden, Graten und Rissen. Zwischen drin aber, leuchtend in breiter Sonne, der Talschluß von Asten, in jungfrischem Grün, drauf blendendweiße Häuser und schwarze Städel, drüber die Pyramide des Sarntaler Weißhorns mit scharfgratiger Kontur gegen das Feld eines tiefblauen Himmels. Ein Bild aus der Dunkelheit ins Licht, aus dem ernsten Winter in den grünen, lachenden Lenz!

Der Nordgrat des Tagewaldhorns, den wir nach kurzer Rast angingen, erwies sich als wesentlich beschwerlicher als er sich ansah. Teilweise knietiefer Schnee auf den lose übereinanderliegenden Blöcken, das Glatteis einer bitterkalten Nacht noch auf den abschüssigen Platten zwangen uns zu großer Vorsicht, um nicht selbst auszugleiten und die Begleiter nicht durch Steinschlag zu gefährden. Einige exponierte Stücke erforderten kitzlige Kletterei mit starrgewordnen Fingern und durchnäßten Schuhen. Eine sehr steile Schneerinne mußte gequert werden, ehe wir von der Gratschulter das Gipfelmassiv gewannen, und auch an diesem ging es nur langsam, Schritt für Schritt, immer steiler über Plattenschüsse und Blockwerk empor, ehe wir, durchnäßt und erfroren, den Gipfel selbst betreten konnten.

Doch stand die Sonne im Zenith, und unter uns öffneten sich eigenartige Talblicke, und ein Kranz neu emporgestiegener Berge umgab uns, als wir einige Schritte unterhalb auf der Südseite in einer windgeschützten Nische saßen und einen tiefen Griff in den Proviantsack taten. Das rote Dach der Marburg-Siegener Hütte grüßte von nahe herüber, und über den Kuppen der Schalderer Berge manch bekannter Dolomit.

Konnte man die Ersteigung des Nordgrates infolge der Verhältnisse doch immerhin als mittelschwere Kletterei bezeichnen, so war der Abstieg, den wir direkt durch die Südgehänge in den Flagger Talschluß machten, zweifellos als Steeplechase anzusprechen. Das war ein Rutschen, Springen, Tasten, Tanzen über morsches Blockwerk, Schutt und aufgeweichte Moränenrinnen, in denen der Schnee eben schmolz, ein Waten oft in knöcheltiefem, rotem, zähem Geschiebe, ein Balancieren über wankende Schrofenabsätze und kernfaulen Fels. Wie überall in diesen Bergen fesselten auch hier von Schritt zu Schritt selten schöne weiße, rosarote und geäderte Quarzstücke unser Auge. Rasch, die Steilheit des Hanges gar nicht fühlend, erreichten wir die innerste Mulde des Talschlusses und standen einige Augenblicke bewundernd an den beiden Teichen inmitten der Steinwüste, den Sammelbecken der vielen Schneezungen, die das Kar noch marmorierten, und die ein kaum meterbreiter kleiner Naturdamm voneinander trennte. Kreischend schossen Schneehühner über die wie poliertes Blei glänzende Wasserfläche.

Das Flaggertal ist ein typisches Terrassenhochtal, das im obern Teile die Stimmungsbilder weitester Menschenferne und ödester Verlassenheit mit urwüchsig-

ster Wildheit paart. Die hie und da angebrachte rote Markierung auf dem mehr oder weniger nur durch Steigspuren angedeutetem Wege ist das einzige, was daran erinnert, daß es von Menschen begangen wird, die vom Eisacktal ins oberste Sarntal hinüberwollen. Erst weiter unten, unter der Vegetationsgrenze, werden die Spuren menschlicher Anwesenheit deutlicher. Durch romantische Felspartien leitet der Plattensteig, am sprudelnden Bach entlang, über spärliche Schafweiden. Droben im Gehänge des Kuhschartengrates starren die Leichname alter, silbergrauer Lärchenriesen phantastisch in die Luft, drüben ziehen unermeßliche Schutthalden empor in ein System von Karen zu Füßen der Jakobspitze, der Foltschenei und der Muckleite, Zundernfelder wechseln mit Abbrüchen und klobigem Geröll, mit Bändern und Gratrippen, die wie Helmbügel durch Schneemulden sich wölben — typisches Gamsgebirg. Nach der ersten Steilstufe die kleine Schafalm, ein grünes, ausgetrocknetes Staueebecken. Zur Überwindung der zweiten Steilstufe kneift der immer besser werdende Weg in den linken Talhang hinein, der zur Kreuzjochspitze jäh ansteigt. Die kecken Felswände des Hochgeschirrs und der Sackernmahdspitze werden sichtbar, die Waldkuppen von Riol. Drüben über dem Gesenke des Eisacktals sinken die leuchtenden Häupter der Zillertaler hinter die schneegesprenkelte alte Karl und die Höhen von Spinges. Ein Rauschen rechter Hand: der unvergleichliche Flagger Wasserfall stürzt tosend auf die nächste Terrasse nieder, in deren Schoß, von Wald gesäumt, die malerische Flaggeralm gebettet liegt. Köstliche Quellen laben uns, Primeln und Enzian lachen uns Lenzgrüße entgegen aus frischem Grün und der nun gute Weg — im Winter die geschätzteste Rodelbahn — führt uns durch stämmigen Hochwald hinaus an die Oberauer Brücke, gerade dorthin, wo 1809 der Schlußakt jener kleinen Tragödie stattfand, in der Brüder die Brüder erschlugen in heldenhaft unseligem Kampfe, wie er uns Deutsche seit den Nibelungenzeiten so oft schon gegeneinander geführt.

Die Mittewalder Berge

An einem regnerischen Spätherbsttage 1924 stand unten im Stalle des Gasthofes „Sachsenklemme" Freund Mahlknechts hellgrauer Ansaldo, während dessen Insassen den steilen Weg zur Mittewalder Alm emporstiegen. Schließlich begann es derart scheußlich zu regnen, daß dieselben nur mehr von Baum zu Baum sprangen, um nicht ganz naß zu werden, und die heftigsten Güsse hockend unter dem dichten Nadeldache stämmiger Fichten abwarten mußten. Nichtsdestoweniger dachte niemand an ein Umkehren. Bis auf die Haut naß, mit triefenden Kleidern, wurde endlich die rettende Mittewalder Alm erreicht und zunächst in einer offnen, halb mit Heu gefüllten Schupfe kaltes Quartier bezogen. Über den Hüttendächern lag schon dichtester Nebel, ein eisiger Wind blies durch die Blockwände. Das ging nicht so weiter. Ein festes Dach wenigstens und ein Feuer mußten wir haben. Nach längerer Beratung kamen wir davon ab, das schmucke Jagdhüttlein „Claras Ruh" des Herrn von Prez gewaltsam aufzubrechen, und beschlossen, unser Glück an der tiefer gelegenen Sennhütte zu versuchen. Freund Mahlknecht, ein raffinierter Almhütteneinbrecher, leitete die Aktion. Ein langer Rammbalken war bald gefunden, mit vereinten Kräften, kundig der Widdertechnik mittelalterlicher Belagerer, stießen wir denselben gegen die Tür und lagen schon nach dem ersten Stoß zappelnd hinter und vor der Schwelle, der Rammbalken über uns, lachend an der Grenze der scheußlich weichen Kotzone, welche alle diese Almhütten schützend und stinkend umgibt. Der Riegelhaken war aus seinem Pfeiler gerissen worden, das Schloß unversehrt geblieben. „Das machen wir wieder so schön zurecht, daß kein Mensch merken wird, daß wir hier eingebrochen sind", rief Mahlknecht entzückt und begann gleich, die Räumlichkeiten und Feuergelegenheit der Hütte

näher zu untersuchen. Bald saßen wir gemütlich um die offne Feuerstelle des kleinen, vom Rauch ganz geschwärzten Raumes, der einer Wäschetrockenanstalt glich, gaben uns dem Genusse unsres Proviants hin und versanken, auf die Bänke ausgestreckt, in Schweigen und eigne Gedanken. Draußen hieb es den schweren Regen gegen die kleinen, schmutzigen Fensterscheiben, und hier drinnen bei uns war es behaglich warm geworden, knisterten die Kienspänne und schwirrten die Funken durch den halbdunkeln Raum hinauf in die Rußhaube.

Da flogen meine Gedanken um 25 Jahre zurück, in die Zeit, als ich noch ein Bub war. Und auf derselben Alm grüngoldige Sommertage in den Ferien durchfaulenzte, und die große Sehnsucht nach den Gipfeln, die da ringsum standen, im Herzen trug, und alles so groß war und so eindrucksvoll. Und wie jetzt alles so klein geworden sei und so menschlich, so erreichbar und so selbstverständlich. Es war dieselbe Hütte, in der uns damals eine Gulaschkonserve zur Rußhaube hinausexplodierte, so daß wir die verbrannten Fleischstücke auf dem Dach zusammenlesen mußten. Und die Wiese draußen, damals war's eine Leistung, von einem Rande zum andern sich Tannenzapfen an den Kopf zu schmeißen. Und die fröhlichen Nächte im Heu und die Stunden an selbstgemachten Wasserrädern. Und die erste Absturzgefahr oben beim „Roten Manndl", wo mein Bruder Ernst den Schutzengel spielte — süße Erinnerungen waren das alles, und machten mir diese kleine, unscheinbare Alm lieb und teuer, und waren der Grund gewesen, der mich hieß, dieses entlegene Gebiet mit meinen Freunden aufzusuchen.

Mittag war längst vorüber, als die Nebel langsam aufrissen und der Regen nachließ. Die Gipfel, die unser heutiges Ziel hätten sein sollen, tauchten auf in den Nebelrissen, standen im funkelnden Neuschnee gegen blauen Himmelsgrund, hielten größer, höher und durch den Schnee mit kräftiger betonten Formen die kleine Alm in ihren steinernen Armen. Scheibenspitze — Rotes Manndl — Kreuzjochspitze — Hochgeschirr; ein blendender Bergkranz. Mit bedauernden Blicken maßen wir sie, als wir unsre inzwischen ganz getrockneten Kleider wieder anlegten, die Hütte sperrten und abzogen. Zurückblickend riefen wir ihnen zu: Wartet nur, wir kommen schon wieder!

Am Fronleichnamstage, 11. Juni 1925, stand Freund Mahlknechts hellgrauer Ansaldo wieder unten im Stall der „Sachsenklemme" und dessen Insassen schon um acht Uhr morgens droben vor der Prezalm auf einer sonnigen Bank beim Gabelfrühstück. Die Alm war schon bezogen, Vieh tummelte sich rundherum und der menschenscheue, halbtaube Senner nahm nicht die geringste Notiz von unsrer Anwesenheit. Wir unterließen es, ihm zu erklären, daß wir die Einbrecher vom Herbst gewesen seien, und ob er die zehn Lire gefunden habe, die wir auf dem Tisch zurückgelassen hatten.

Nach einstündiger Rast brachen wir auf und steuerten über steilen Hang dem Sattel zu, auf welchem der Ostgrat der Scheibenspitze, 2383 *m*, ansetzt. Ein sprudelnder Quellbach begleitete uns hinauf; dann geht's steil durch einen filzigen Teppich von Moos und Schwarzbeeren, in welchen der Fuß bis über den Knöchel hinauf versinkt, durch Alpenrosen, die schon helle Knöpfe tragen und über Zirmwurzeln empor auf die Gratschneide, die immer steiler und schmäler wird. Kaum haben wir ein gegen Norden exponiertes Stück erreicht, als uns auch schon ein heftiger Tiroler Wind anfaßt, so daß Mahlknecht erklärt: „Wenn der nicht später aufhört, könnt Ihr Euren Grat selber machen, ich leg mich unten ins Heu, ich bin doch keine Windmühle!" Gleichzeitig aber öffnet sich uns ein prächtiger Blick auf Stubaier und Zillertaler; besonders der mächtige Pflerscher Tribulaun, die Wilde Kreuzspitze und die zierliche Pyramide des Hochfeiler fesseln unser Auge. Auch der Tiefblick ins Eisacktal bei Mauls ist eigenartig schön. Über der Baumgrenze beginnen die gründurchsetzten Granitschrofen sich mit dunkelblauen Primeln und lieblichen rotblauen Speikpolstern zu beleben. Leichte Kletterstellen bringen uns von Absatz zu Absatz empor, und ein

letzter, beschwerlich steiler Grashang auf den Gipfelgrat und gleich nachher über loses Blockwerk auf den Gipfel selbst. Ein Augenblick vor dem Gipfel, ein Emportauchen über eine Stufe, und die Überraschung ist da: die Schau auf eine neue Gebirgswelt: auf den Talschluß des Bergltales, die hohe, schneeerfüllte Traminscharte und das kühn aufragende Tagewaldhorn. Hinter dieser ersten dunklen Kulisse weiten sich, in verschwommenem Lichte glühend, die Ötztaler.

Eine sonnige Nische am Südhang bietet uns Windschutz und Rastplatz. Bald schwitzen wir, so gütig meint es die Sonne. Und Mahlknecht springt auf und sagt: „Jetzt brauch ich wieder Luft, Luft!" Er hat am Grat unten beim Ausziehen seiner Jacke sein Augenglas verloren, denkt aber gar nicht mehr daran, denselben Weg zurück zum Nachmittagsschläfchen im Heu zu machen, sondern freut sich des schönen, breiten, bequemen Promenadegrats, der mäßig geneigt gegen das „Rote Manndl" hinabzieht. Wohl sind einige Kletterstellen zu überwinden und müssen wir das letzte zersägte Gratstück in der Westseite auf exponiertem Bande umgehen, doch nach einer knappen halben Stunde landen wir bereits in der Scharte des „Roten Manndls". Es ist dies ein wohl sehr selten benützter Übergang von den Mittewalder Almen ins Bergltal und hat seinen Namen von dem etwa 20 *m* hohen, durch Eisenwasser geröteten Türmchen, welches im Sattel reitet. Eine steile Schneerinne führt einerseits ins Bergl nieder, ein in zwei Terrassen gestuftes Schuttkar anderseits zu den beiden hellgrünen Blößen der Thaler- und Prezalm, die in grüner Waldumarmung die Manege dieses Felszirkusses ausfüllen.

Ohne Aufenthalt gingen wir die Nordflanken des Kreuzjochs an, dessen unterstes Nordgratstück wir in Lammern und scharfkantigem Geschröf umgingen, und erreichten bald die Schulter mit ihrem leicht gewächteten Schneekamme und bald darauf über plattige Schieferschüsse den breiten, sonnigen Gipfel der Kreuzjochspitze, 2561 *m*. Hier wie auf vielen der umliegenden bedeutenderen Gipfel stach uns sofort der in Stein gehauene, schwarzgefärbte Namen „Pock" in die Augen, die unvergängliche Visitenkarte des Bergsteigers Julius Pock, welcher in den Jahren 1881—1891 auch dieses Gebiet abgegrast und in den Mitteilungen des D. u. Ö. Alpenvereins darüber geschrieben hatte. Bei der Tiefsicht ins Flaggertal erfreuten wir uns am Anblicke des stäubenden, mächtigen Flagger Wasserfalls, dessen Rauschen wir bis herauf hören konnten, und der äußeren Flaggeralm, deren graue Hütten, wie träge Käfer auf grünem Blatt, in ihrem Almviereck hockten. Im Sattel der Flaggerscharte zwischen Hörtlaner- und Jakobspitze grüßte uns das rote Dach der Marburg-Siegener Hütte, während gerade gegenüber die mächtige Karspitze ihre breite, mit weiten Schutthalden gefußte Nordfassade uns zukehrte. Deutlicher als von der Scheibenspitze drüben hörten wir aus dem Tale herauf die unablässigen Fronleichnamsböller von Franzensfeste. Die Fernsicht auf Stubaier und Zillertaler hatte sich infolge der Höhe unsres Standpunktes bedeutend erweitert und zwischen Hörtlaner und Tagewaldhorn bot uns der Similaun, dem wir Sonntags zuvor unsre Aufwartung gemacht hatten, seine Empfehlung.

Von der Kreuzjochspitze zieht ein mit mehreren tiefen Scharten gekerbter Kamm zwischen Kuhscharte und Ziegenscharte, die Anschwellung der Marktspitze, 2545 *m*, tragend, zum Tagewaldhorn hinüber, in dessen Ostgrat er einmündet. In steilen, von Rasenbändern durchsetzten Schüssen fällt dieser Kamm einerseits gegen die Flagge, anderseits ins Bergl ab.

Der Wind hatte sich beinahe ganz gelegt und wir genossen eine prächtige Dolomitensicht, in welcher die Heldengestalten der Hohen Gaisl, des Peitler, der Geislernordfront und des Langkofels die markantesten Linien zeigten. Mit dem Trieder konnten wir sogar die Große und Westliche Zinne feststellen, das Kronplatzhaus und die einzelnen Rosengartengipfel, die vorwitzig über das Schlernplateau herüberlug-

ten. Wohl nahezu eine Stunde lang ließen wir uns die Sonne auf die Rücken niederbrennen, ehe wir weiterwanderten. Promenadenmäßig lag der Grat zum Hochgeschirr, 2247 *m*, vor uns und eine halbe Stunde später standen wir nach leichter Erkletterung des Gipfelbaues oben bei der in den Steinmann gesteckten Stange des höheren der beiden Gipfel. Das Hochgeschirr ist der steilste, schönste der Mittewalder Berge; mehr Fels und weniger Schutt, gegen Norden in geradezu romantischen Wänden abstürzend. Ein Plattenschuß, den wir wegen seiner Glätte und Exponiertheit vorwiegend auf der Reibung gestattenden Hypotenuse unseres Körpers zurücklegten, brachte uns in die Scharte zwischen den beiden Gipfeln und nach luftiger Kletterei wenige Minuten später auf den östlichen Gipfel. Die im Grate nach Osten vorgeschobenen Sackermahdspitze, 2333 *m*, beschlossen wir uns zu schenken, denn es war nicht mehr früh und unser Mittagessen in der „Sachsenklemme" auf 5 Uhr bestellt. Zwar lockte diese kühne, flaggerseits senkrecht abstürzende kleine Spitze — noch mehr aber lockten die beiden grünblauen Seen im Kar unten mit ihrer Versprechung eines kühlen Trunkes.

So kletterten wir denn in der Nordflanke des Hochgeschirrs, teilweise ziemlich exponiert talwärts, bis der Abgrund uns Halt gebot. Senkrechte, schwarze, wasserüberrieselte Wandgürtel hemmten den Weiterweg und zwangen uns zu einer Traverse nach rechts, wo ein Schrofenband zu den obersten Schneezungen des Hochkars hinableitete. Der Schnee erlaubte ein teilweises Abfahren in die Karmulde hinein und bald hatten wir die untere Terrasse mit ihren letzten absterbenden Zirbeln und mit dem ersten grünblauen See erreicht, der uns mit seiner senkrecht aus dem Boden sprudelnden Quelle zur Rast einlud. Wie schon mehrmals während des Tages scheuchten wir auch hier mehrere Schneehühnerpärchen auf, die kreischend mit hartem Flügelschlag uns ungewohnte Störenfriede flohen.

Vom Gipfel aus hatten wir nicht entnehmen können, was wir jetzt feststellten: daß der zweite, größere, längliche See etwa 200 *m* tiefer auf der nächsten Terrasse lag. Weglos durch Alpenrosen- und Latschendickicht, an wunderbaren Kaskaden vorbei, erreichten wir ihn und staunten über seine Idylle. Außer der großen lagen da wohl an die zehn kleinere Lachen im Grunde eines baumbartbehangenen altersgrauen Urwalds, eine opalisierender als die andere in den Reflexen der schräg einfallenden Sonnenstrahlen, ein Bild von Unberührtheit und Menschenferne, ein Naturschutzpark im Gehege überreifen, morschenden Gestämms zwischen moosversunkenen Blöcken und wucherndem Alpenrosengestrüpp. Im tiefen Schatten von rissigen Riesenlärchen stiegen wir getal auf einem zugewachsnen Jägerpfade, eh wir einen richtigen Weg, bald darauf eine verfallne Heuhütte und die Prezalm von der Ostseite her gewannen.

Und nun ging's in muntern Sprüngen hinab, und wir konnten unser Versprechen, pünktlich um 5 Uhr beim Kalbsbraten in der Sachsenklemme zu erscheinen, einhalten.

Ein schöner Tag glitt in seinen glühenden Abend, als wir an Bord des hellgrauen Ansaldos eisackabwärts sausten. Die ganze eigenartige Stimmung des Eisacktals ward unser, wie im Film flogen die gewohnten, trauten Bilder an uns vorbei: Brixen, die Mahr, Klausen mit seinem stolzen Klosterberg, die Trostburg, die alten Brücken von Kastelruth und Atzwang. Und wie viele kühle, köstliche rubinrote und honiggelbe Weinlein da fließen an solchen Abenden nach dem Sonnentrunke der Höhen, und wie gemütlich es sich sitzt mit müden Muskeln in kühlen Gärten und Lauben, wo die Bergsteiger von überallher hinfinden, eh sie wieder zum Alltag zurückkehren — das wissen alle Wirte da draußen an der Straße, die uns kennen und immer wieder sehen, wenn wir auf Mahlknechts bewährten Pferdekräften vorbeikommen. Wir vernachlässigen keinen, kehren bald da, bald dort ein und knüpfen einen schönen Abend dem schönen Tag zu. Und besonders einer ist's, den selbst der Motor schon kennt und bei dem er nie vorbeikommt: der „Kalte Keller" zwischen Waidbruck und Klausen, wo ein adliger

Bauer seinen selbstgeferten „Affenthaler" schänkt und wo man stets Kumpane trifft, sei's heraußen unter der Weinlaube oder drinnen in der getäfelten Erkerstube. Dort kommt's dann öfter vor, daß man zur Poesie begeistert wird und mit weingetauchtem Zahnstocher ins Fremdenbuch ähnliche Zeilen einträgt, wie ich es einst in solcher Laune tat:

„Allhier beim Affenthaler
hemmt jeder seinen Schritt.
Das Tal läßt bald er hinten,
den Affen nimmt er mit."

Puntleider See — Tatschspitze, 2528 *m*
Sulzspitze, 2581 *m*

Eine unvergleichliche Herbststimmung wob durch die Landschaft und begleitete uns mit wechselnden Akkorden auf der Autofahrt von Bozen durchs Eisacktal nach Brixen und weiter in die Sachsenklemme.

Stärker, intensiver betont als an wolkenlosen Tagen war die Mahnung der in trunkner Farbenpracht sterbenden späten Jahreszeit unter diesem bedeckten, von wogendem Gewölk bewegten Himmel, aus dem Nebelschleier über die hohen Bergkämme sanken, wallend die Buchten tiefgefurchter Täler erfüllten, aus dem hie und da durch grellgeändertes Tor ein Bündel leuchtender Sonnenstrahlen fiel, deren Reflexe über stille Felswände und Waldhänge huschten und manchmal auf hoher Leite eines Einödhofes kleines Fenster trafen, das diesen Gruß des Lichts sprühend weit hinaus in die Landschaft sandte.

In letzter Reife tragend hielten uns die Weinpergeln des Kunterwegs die Fülle ihrer Trauben entgegen; schwerbeladen neigten die alten Edelkastanien von Velthurns und Vahrn ihre Fruchtklumpen zwischen gelbenden Blattkreisen; Georginen und Mohn, Astern und Hortensien drängten bunt durch die Gatter der Gärten am Weg; in gebeugten, schnittreifen Strichen lagen die Buchweizenfelder dunkelbraun zwischen den gelben Säulen des Maises und den gemähten Wiesrainen, auf denen Herbstzeitlosen einen violetten Schimmer über das saftige Grün hinhauchten. Jäh und grau stiegen für Augenblicke aus Nebelbrandungen in den Waldeinschnitten die Felsen des Schlern, der Geisler empor. Eine müde, traurige Stimmung erfüllte das hohe Gewölbe des dem Abend zusinkenden Tales, das unser Motor mit lebhaftem Knattern auf hellem Straßenband durcheilte.

Weiter draußen, gegen Franzensfeste zu, brannten lichterloh im dunklen Nadelgehölz die sterbenden Birken; wie geronnenes Blut quollen die Fruchtfälle der Berberitzen von Mauern und Zäunen; mit entlaubten, magern Armen reckten die Ebereschen ihre Händevoll hellroter Beeren uns zu. Ein kalter Hauch strömte von den nahen Felswänden. Unsre Lichtkegel glitten um Waldecken und einsame Häuser am Weg, bannten heimkehrende Menschen ängstlich an den Rändern der Straße fest; drehten sich gespenstisch um alle Kurven, bis endlich der große Granitwürfel des Sachsenklemm-Wirtshauses ins Licht hineinwuchs, und die Bremsen pfeifend den Wagen zum Stehen brachten vor dem erleuchteten Erker unserer altgewohnten Herberge.

„Es ist zwar kilb draußen, aber das Gewölk ist hoch und der Wind geht von Norden!" war die Meldung Freund Mahlknechts, unseres Wetterwarts, am nächsten Morgen. Also schnell auf, frühstücken, Abmarsch. Sieben Uhr. „Kilb" heißt auf gut deutsch: finster, bedeckt, und wer stets ein finsteres Gesicht macht und wem der Humor zu fehlen pflegt, den nennt man im Bozner Dialekt einen „Kilbian". Gottlob war keiner von uns vieren von der Sorte, und scherzend und lachend trotz der zweifelhaf-

ten Aussichten in turistischer und photographischer Beziehung übersetzten wir den Eisack, durchquerten die Dorfstraße von Grasstein und stiegen den steilen Zickzack über ein Waldeck zu den Puntleider Höfen empor. Beim innersten derselben, dem eine kleine Mühle und Säge benachbart ist, wandten wir uns steil nach rechts hinan, folgten der über unseren Köpfen den Himmel mit vier schwarzen Strichen durchziehenden Drahtseilbahn, deren große, obere Station wir nach drei Viertelstunden erreichten. Der neue, schöne Weg, auf welchem die prächtigsten Lärchen- und Fichtenstämme von ihrer Wurzel weg an die Bahn geliefert werden, verleitete uns, ihm zu folgen Eine neue Brücke über den in malerischen Kaskaden getal fallenden Bach und die Fortsetzung des Weges brachten uns immer weiter nach rechts, bis der Hochwald zu Ende ging und wir in einer Talsenke standen, deren herbstliche Farbenpracht uns Rufe des Staunens entlockte. Bis zu den grauen Säulen eines hohen Fichtenschlages hinauf, schien der Hang in den gelben und roten Flammen herbstlichen Gebüsches förmlich zu brennen. Durch feuchte Gründe und moosige Blößen ging's weiter bis in einen Kessel hinauf, in welchem die schönsten Zirmen den gemischten Wald ablösten, und in üppigen Pölstern eine solche Fülle von Preiselbeeren wuchs, daß man sich nur zu bücken und abzustreifen brauchte, um eine erfrischende Handvoll seinem Ministerium des Innern zukommen zu lassen. Was wir auch oftmals taten, ehe wir längs einer Mauer von lose aufeinander geschichteten Steinen zu der großen Almhütte emporstiegen, die im Zentrum des Wiesgrundes lag. Es war schon abgetrieben, die Hütte versperrt.

Wohl waren früher ab und zu einige Sonnenflecke über unsern Waldhang gehuscht, wohl war hie und da der Nebelvorhang drüben auf den Valser und Pfunderer Bergen zerrissen und hatte kurze Blicke auf Felsgrate und Almkuppen freigegeben, doch das war nun auch vorüber. Ober uns, wo wir unser Ziel, die Tatschspitze, wußten, lag eine verdächtig graue, undurchdringliche Wolkenbank fest vor Anker und drückte immer schwerer gegen uns herab. Mindestens am Puntleider See wollten wir heute aber doch gewesen sein. In der Spezialkarte war da ein rotmarkierter Steig von der Alm nach Süden um die Ecke herum bis an das Ostende des Sees eingezeichnet. Wir suchten diesen Weg im Gelände und sahen ihn auch als weißen Strich um die Ecke links laufen. Wie durch ein rotes Meer wateten wir durch die Mulde von Heidelbeerpolstern, deren kalte Früchte uns erfrischten, sprangen über den kristallklaren Bach und stiegen auf dem Steiglein, dessen Markierung wir vergebens suchten, bis zur Ecke empor.

„Hier liegt alles hinter irgendeiner Ecke, und eine Ecke schaut aus wie die andre, eine Alm wie die andre, und wir haben das ganze Tal abgefehlt!" Dieser Vorwurf traf mich und war berechtigt. Deshalb rührte ich mich nicht. Es war tatsächlich die Hüttewaldalm gewesen, die wir passiert hatten, und die ersehnte Puntleider Alm lag um die Ecke. Gottlob nicht weit weg; wir erblickten sie schon inmitten ihres durch intensivere Düngung auf sich gezogenen intensiveren Grüns. Rauch stieg aus ihrem Kaminchen. Wir beruhigten uns. Hier konnte uns nicht viel mehr passieren, wenn's tatsächlich zu schneien anfangen sollte, wozu es schon den Anlauf nahm. Hier waren Menschen, eine Stube, ein Feuerlein. Und wir waren gewohnt, ab und zu unsre alpinen Ambitionen in derartige Poesie umzusetzen. Nur Freund Felderer mit seinem schweren 13/18 auf dem Buckel meuterte gegen den Wettergott.

Diese Alm war nun wirklich die gesuchte Puntleider Alm, gehörte, wie der ganze Berg samt Vieh und Holz, dem Herrn Seeber von Mauls, wurde von einem freundlichen Senner geführt und besaß als einzige uns feindliche Macht einen Stier, der aus seiner Antipathie kein Hehl machte, den pompösen Nacken verdächtig senkte und unheimlich tief grollte, was uns, besonders den filius Mahlknecht mit seiner rötlichen Bluse, veranlaßte, sofort gedeckten Rückzug ins Innere der Hütte anzutreten.

Ein Feuerlein prasselte lustig auf der offenen Herdstelle, wir plauschten mit dem

Senner und seinem Gehilfen, einem welschen Buben aus Cadore, bewunderten die Käseräder und den sinnreichen „Grantenkampel", ein Instrument zum Einsammeln der Preiselbeeren, und hielten ein solennes Gabelfrühstück.

Als wir nach einer Stunde ins Freie hinaustraten, hatte sich das Witterungsbild total geändert. Blauer Himmel wölbte sich über uns, die Wolken jagten einander, goldne Sonne rann von Fels und Almkämmen. Freund Felderer jubelte. Nahbei war wieder ein weißer Wegstrich, der durch einen Hang links um die Ecke lief, Spuren alter roter Markierung von Stein zu Stein. Die Gewißheit, nun doch bald an den Gestaden des Puntleider Sees zu stehen, trieb uns hastig empor, und nach keinen zehn Minuten lag er vor uns, tiefblau, mit fein gekräuselter Oberfläche zwischen Baumleichen, Sandstrichen, Latschensäumen und kühn vorspringenden Granitfelsen die runde Mulde eines malerischen Kessels ausfüllend.

Lange saßen wir an seinen idyllischen Ufern, erfreuten uns seiner Schönheit. Hier steil zur nächsten Terrasse ansteigende zirmenbestandne Felspartien, hohe Grate mit scharfkantigen Felstürmen, zerborstne Zirmen, buntsteinige Schuttlammern. Dort freier Blick über das tiefeingeschnittene Eisacktal hinüber auf die Wilde Kreuzspitze, auf die Zillertaler Gletscher, deren glänzende Flanken zu brennen schienen im brodelnden Rauche windzerfetzter Wolkenfahnen.

Unser Ziel, die Tatschspitze, lag rechts drüben hinter dem vom Hauptgrate oben zu uns herunterziehenden Nebensporn, den wir irgendwie überschreiten mußten, um an ihr Massiv heranzugelangen. Der „Schinder" begann jetzt. Und hat uns auch wirklich nichts erspart, kein Schwindeln erlaubt. Von der neuerbauten Schafhütte auf der höhern Terrasse oben ging's durch steile Trümmerfelder, durch endlos dünkende Schuttlammern senkrecht und atemraubend empor auf eine Scharte, in der ein Miniatur-Zahnkofel reitet. Drüben mußten wir durch brüchige Rinnen und über ganz faule Felsstufen hinab in ein Kar, das mit hellen, frischgebrochnen Granitblöcken besät ist, jenseits wieder hinauf über die Südostflanke auf die Schulter, auf den Grat des Tatschgipfels, dessen breitausladender Bau den ganzen Ausblick gegen Norden hemmte.

Um halb ein Uhr mittags betraten wir den Gipfel, 2528 *m*, und grüßten unsre Bergwelt vom Cevedale bis zur Dreiherrenspitze, von der Innsbrucker Nordkette bis zur Marmolata. Besonders markant hob sich die gezähnte Front der Geisler über dem Rücken der Kaarspitze empor, dunkel gegen die das Gröden stopfende Wolkenfüllung. Zwischen schimmernden Wolkenkulissen erkannten wir den schwarzen Sporn des Bechers inmitten der Gletscher, den kühnen Tribulaun, dessen Haupt eine rötliche Riesenwolke umhüllte, die Riesenferner, den Helm. Gerade die den Horizont säumenden, herrlich beleuchtenden Kumuluswolken verliehen dem Rundblick einen ganz eigenen Reiz und dem Bergkranz eine Plastik, die bei wolkenlosem Himmel nie so prächtig hervortritt.

Ein strahlender, warmer Sommertag war es wieder, der uns umgab. Nur ganz drunten im Südwesten lag noch eine dunkelgraue Wolkenbank, vielleicht jene, die noch vor zwei Stunden auf uns herabgedrückt und uns Wintergrüße zugeworfen hatte. Gerade unter unsren Füßen dehnten sich die weiten Almen des Astnerbergs und Penser Jochs, in ihnen die grüne Mauer des Zinseler und Hühnerspiels; von ihren Rändern wie Falten eines ungeheuren Mantels die Waldtäler, die steil und eng gegen Sterzing und Stilfes hinabfliehen. In letzterem Orte ruht der Meraner Alpinist Dr. Erich Weinberger. Wir gedenken seiner, sehen die Stelle unweit des Ganskragenjochs, wo er am Stefanstage 1923 im Schneesturm umkam, ganz nahe jener Almhütte, die, hätte er sie erreichen können, seine Rettung gewesen wäre. Über den grünen Kämmen ragt die Jaufenspitze und das Sarntaler Weißhorn, die junge Talfer glitzert aus dem Wiesplan des Penser Tals, der Penser Kirchturm und die wenigen Häuser

des Dörfchens leuchten aus dem noch unverbrauchten Grün des Talgrundes. In schwarzen Haufen aber säumen den Tallauf die Hauptgipfel des hufeisenförmigen Zuges: Plattinger, Hirzer, Ifinger dort, hie nahe die breite Mutnelle, die Hörtlahnerspitze, Jakobspitze, das Tagewaldhorn, die Mittewalder Berge schön ineinander und übereinander geschachtelt mit kulissenhaften Graten.

Die Tatschspitze ist ein Unikum in ihrer Mitte, ein weißes Schaf unter all den schwarzen. Sie ist der einzige Granitberg inmitten dieser Pyramiden aus Gneisplatten, trägt hell und freundlich ihren Mantel, der aus jenem Material gefertigt ist, das die Natur zwischen die Schiefer des Ostens und die Gneise des Westens hier in der Sachsenklemme eingeschoben hat.

Unsre Absicht war es, den Grat zur Sulzspitze hinüber zu begehen, nach deren Überschreitung die Traminscharte zu gewinnen und durchs Bergltal abzusteigen. Der Gipfel der Sulzspitze stand mit steilragendem Haupte gerade vor dem Nordgrate des Tagewaldhorns aufgedeckt, und der Grat zu ihr zog sich im Doppelbogen, mit Grattürmen gespickt, durch flache, begrünte Kämme und mehrere Scharten unterbrochen, lange hinüber.

Ein unangenehmer Abstieg durch brüchige Rinnen und plattige Schrofenzüge brachte uns auf die Westseite des Grates, auf ein weitgedehntes, von Granitkarren und Grasstrichen durchzogenes Plateau, durch welches, Adern gleich, eine Menge Quellbäche strömten, in jeder Mulde kleine Teiche bildend. Mahlknecht und Felderer taten ihre Absicht kund, mit Vermeidung des eigentlichen Grats gegen den Talschluß des Traminbaches hinüberzuqueren, Mahlknecht filius und ich hingegen, gewillt, der Sulzspitze absolut einen Besuch abzustatten und den unbekannten Abstürzen gegen das Tramintal mißtrauend, stiegen wieder auf den Grat empor, der zunächst nicht die geringsten Schwierigkeiten bot.

Bald hatten wir die andern beiden aus den Augen verloren, unsre Rufe blieben unbeantwortet. Aus den östlichen Karen leuchteten, noch tiefblauer von der Höhe aus, der Puntleider See und mehrere andere einsame Meeraugen, aus den westlichen aber eine ganze Serie von blitzblank funkelnden kleineren und größeren Wasserspiegeln, zu und von denen die glitzernden Schlangen der Zu- und Abflüsse sich hin- und fortwanden durch Steinwüsten und spärliche rostrote Weideflächen. Luftiger wurde der Grat. Wir überkletterten einige Vorbauten, umgingen verschiedene keck geformte Türme bald auf dieser, bald auf jener Seite in oft ausgesetzter steiler Kletterei in brüchigem Gestein, übersetzten die begrünten Brücken mancher schmalgesattelten Scharte, querten auf hohen Bändern weiter. Polternd lösten sich Blöcke unter unsern Tritten und sausten in die Tiefe. Die Zerrissenheit des Grates und die Kühnheit der Grattürme wurden größer, als wir unvermittelt aus der Granitschicht in die Gneisformation hinüberkamen, aus der alle anschließenden Berge bestehen. Noch vorsichtiger als früher tasteten wir uns weiter längs des Grats, bis endlich die letzte Scharte vor dem Gipfelbau der Sulzspitze erreicht war.

Tief unter uns in den Lammern hörten wir plötzlich ein Schollern. Und richtig: die beiden andern waren es. Sie stiegen den überaus steilen Geröllhang zu uns herauf. Unsere Zurufe blieben unbeantwortet. Wie wir später von ihnen erfuhren, schämten sich unsre beiden Genossen, die sich gern die Sulzspitze geschenkt hätten, ihres Auskneifens und ihrer reumütigen Rückkehr zum Grat, dessen westseitiger Steilabfall ein Durchquern nur mittels ganz wesentlichen Abstieges gestattet hätte. So zogen sie das geringere Übel, den Aufstieg auf den Grat, vor und gelangten glücklich mehr als eine halbe Stunde nach uns auf den Gipfel der Sulzspitze, 2581 *m*, den wir bereits verlassen hatten, um über deren Südgrat durch morsche Schrofenbrüche und über geneigte Platten jene Scharte zu erreichen, welche rechts (nördlich) der Traminscharte, von dieser durch einen steilen, äußerst plattigen, großen Gratturm getrennt, im Kamme

zwischen dem Talschluß des Bergltals und des Tramintals eingekerbt ist. Hier warteten wir auf unsere beiden Gefährten, deren Ankunft uns zuerst durch einige Steinschüsse und dann durch eine ziemlich heftig betonte Unzufriedenheit mit ihrer verfehlten Umgehungsspekulation angezeigt wurde, wofür wir nur ironische Antworten übrighatten.

Es war ½5 Uhr nachmittags. Zwei Stunden hatte die Gratwanderung und die Überschreitung der beiden Gipfel in Anspruch genommen.

Die Sonne stand schon ziemlich tief und perlte ihr schräges Licht in den Talschluß von Tramin herein, wo der Quellbach der Talfer und die vielen kleinen Lachen es auf ihre glitzernden Wasserflächen nahmen. Die ganze Länge des Bergltals lag noch vor uns, über 1700 *m* Gefälle, und unten erwarteten uns die bestellten Brathühner der Sachsenklemme.

Je tiefer wir durch elende Lammern mit scharfkantigem Blockwerk rutschten, desto näher kam wieder der Herbst mit dem roten und gelben Werke seiner Zerstörung, mit seinen verlaßnen Almen, mißfarbigen Weiden und mit seiner kühlen, tönenden Einsamkeit zwischen quellenreichen Triften und Wäldern. Glühend verlosch die Sonne droben auf den Felsen der Scheibenspitze, drüben auf dem Kamme der alten Kaarl. Das Tagewaldhorn stand kalt im Zwielicht sich senkender Dämmerung, wie ein hoher Pfeiler den stahlblauen Himmel tragend, durch den noch kleine, feurige Wolken segelten. Linker Hand droben öffnete sich wieder das Kar von Puntleid mit jenem romantischen, wunderbaren See, der uns so entzückt hatte.

Puntleid, Puntleid — ich wiederholte das seltsame Wort einige Male still vor mich hin. Und es klang mir so unendlich wehmütig in der Stimmung dieser menschenfernen, herbstlichen Gebirgslandschaft. Es war, als erfülle sich dieselbe mit dem melancholischen Klange dieses Wortes. Ich dachte an die Augenblicke, da wir am Gestade dieses weltentlegenen Wassers lagen, an die Augenblicke, da wir von hohem Grat herunterschauten in sein blaublaues Auge — und es ward mir, als trage der ganze heutige Tag trotz der sonnerfüllten Herrlichkeit seines Mittags, trotz der glanzfrohen Bergwelt, die wir ringsum gesehen, die traurige Melodie dieses Wortes in sich, es ward mir, als fülle dieselbe mit ihrem leisen Tone das ganze Land, das wir geschaut, vom stolzen Tribulaun bis zum fernen Helm, von der Marmolata bis zu den eisigen Grenzwällen der Zillertaler und Ötztaler — — —

Isländische Bergfahrten

Von Dr. Max Ebeling, Frankfurt a. Oder

Dem Islandfahrer, der nach langer Seereise sehnsüchtig nach dem ersten festen Lande ausschaut, pflegt bei klarem Wetter eine lange ungegliederte Küste zu erscheinen, über der sich, hoch in der Luft, mächtige, wunderbare Firnmassen aufbauen. Eine ganze Kette gewaltiger Schnee- und Eismassen zieht sich von Osten nach Westen an der Küste entlang, von dieser durch eine 400 *km* lange Flucht von Sandern geschieden, jenen eintönigen Sand- und Schuttwüsten, welche, im Laufe der Jahrtausende von den Gletscherflüssen des isländischen Südlandes aus dem herausgewaschenen Moränenmaterial aufgebaut, die ehemalige Fjordküste in eine eintönige, von der Schiffahrt gefürchtete Flachküste umgewandelt haben. Aber der Bergsteiger, der vom Schiffe aus die Küste mustert, sieht von dieser nur wenig. Seine Blicke werden angezogen und gefesselt von den grandiosen Eismassiven, aus deren weißem Firnmantel hier und da schwarze Grate und Zacken aufragen. Es sind der Vatnajökull (Wassergletscher), der Myrdalsjökull (Sumpftalsgletscher) und der Eyjafjalla-Jökull (Inselberggletscher), im ganzen etwa 10 000 km^2 Eis, unter ihm aus Lavaströmen und vulkanischer Asche aufgebaute Vulkane, deren verborgene Krater vielleicht schon morgen zu neuem Leben erwachen können und dann, wie schon so oft, das ganze Vorland mit seinen spärlichen Bauernhöfen mit einer Sintflut von Eisbergen und Schlammuren überschütten und verheeren.

Über dieses Vorland führte unsere Reise im Juni 1909. Wir wollten die fluvioglazialen Ablagerungen der isländischen Südküste und die hinter ihr aufragenden subglazialen Vulkane studieren, aber im Gegensatz zu den isländischen Geographen und Geologen, die aus Mangel an Eistechnik den Hochregionen ihres Vaterlandes sorgfältig ausweichen, beabsichtigten wir, wenn es das Wetter irgendwie zuließ, unsern Fuß auf die höchsten Eisberge Islands zu setzen. Die Schilderung unserer Bergfahrten beginnen wir mit der Besteigung zweier Berge, die zwar topographisch mit dem Südlande nichts zu tun haben, aber morphologisch vorzüglich geeignet erscheinen, in die vulkanische Natur des eigenartigen Landes einzuführen, in dem noch heute drei gewaltige Mächte, das Eis, das Feuer und der Wind um die Herrschaft streiten.

Der Helgafell[1])

Nur 7 *km* von der Südküste Islands entfernt, ragt wie ein in das Weltmeer vorgeschobener Basaltposten die Gruppe der Vestmannaeyjar, der Westmännerinseln, steil, düster und drohend aus dem Wasser heraus. Ihre nur 10 km^2 große Hauptinsel Heimaey (Heiminsel) besitzt einen vortrefflichen Hafen, und wer, wie wir, durch das Stillstehen der Schiffsschraube plötzlich um 2 Uhr morgens aus dem Schlafe geweckt, hier zum ersten Male isländischen Boden erblickt, der erhält sofort einen wuchtigen, unvergeßlichen Eindruck von der Natur dieses vulkanischen Eilandes. Steuerbord steile, rabenschwarze Basaltfelsen, völlig unvermittelt aus der weißgesäumten Brandung zum 283 *m* hohen Heimaklettur[2]), dem höchsten Punkt der Insel, aufstei-

[1]) Der heilige Berg. [2]) heimili Heim, klettur Felsen.

gend, backbord ein niedriges, nur bis 27 *m* ansteigendes Gelände mit den kleinen Häusern der Hafenstadt Kaupstathur[1]).

An der Felsenküste nagt gierig die Brandung und hat große Vertiefungen, ja ganze Höhlen in sie hineingefressen. Ihre Nischen und Bänder sind mit Tausenden von Möwen, Alken, Lummen, Tauchern und Seepapageien bedeckt. Dicht nebeneinander sitzend, malen sie durch ihr weißes Federkleid und ihren Guano dicke weiße Kleckse in die pechschwarzen Basaltmassen. Neben den Fischen, deren Menge bei den Westmännerinseln noch größer ist als an der ohnehin schon sehr fischreichen Südküste, bilden diese Seevögel mit ihrem Fleisch und ihren Eiern einen wertvollen Teil der Ernährung für die Bewohner. Wurden doch im Monat Mai 1909 auf der kleinen Insel Ellithaey allein gegen 50 000 Seepapageien erbeutet. Dabei werden die Vögel nicht geschossen, sondern mit großen Käschern gefangen.

Hinter der Flachküste von Kaupstathur erhebt sich in noch nicht 2 *km* Entfernung ein sehr regelmäßig geböschter Berg, der Helgafell, 226 *m* hoch, dessen Kegel mit dem auch von unten deutlich erkennbaren Krater sehr bald unsere Aufmerksamkeit fesselte. Trotz des frühen Morgens ließen wir uns ausbooten und stiegen sofort an dem Berge empor, der mit seinen Lavaströmen und Schlackenfetzen den flachen Teil der Insel völlig beherrscht. In etwa einer Stunde führte der Aufstieg ohne Schwierigkeit über Lavablöcke und schwarze, sandige Tuffe zum Gipfelkrater, der seit dem Jahre 900 keinen Ausbruch mehr gezeigt hat, also nach unseren Anschauungen zurzeit als erloschen betrachtet werden muß. Bei einer Tiefe von etwa 20 *m* besitzt der Krater die Form einer Ellipse mit den Durchmessern von etwa 150 und 100 *m*. Boden und Abhänge des Trichters waren mit Lavaasche und zahlreichen Bomben und Schlacken bedeckt. Der Helgafell ist ein echter, geschichteter, ein Strato-Vulkan.

Wohl eine Stunde lang saßen wir auf seinem Rande und ließen das zyklopische Bild der wie auf dem Wasser schwimmenden Westmännerinseln auf uns wirken, dann aber tauchte, als der Morgennebel sich langsam senkte, jenseits des Meeresarmes hoch über der flachen, noch im Dämmer liegenden Küste das schneeige Zauberbild des Eyjafjalla-Jökull, wie ein Märchentraum vor unseren entzückten Blicken auf und ließ uns nicht wieder los. Erst als die Pfeife des Dampfers zur Abfahrt rief, sprangen wir in langen Sätzen die Schutthalden des Berges hinunter, verloren aber das herrliche Panorama nicht mehr aus dem Auge, bis das Schiff das Kap Reykjanes[2]), die Südwestspitze Islands, ansteuerte.

Die Hekla

Frühzeitig erreichten wir am Spätnachmittage des 12. Juni unser Quartier, den Pfarrhof von Fellmuli. Der Prediger war nicht zu Haus, aber seine Frau empfing uns mit der größten Herzlichkeit und sorgte wie eine Mutter für uns. In kurzer Zeit stand der Kaffee auf dem Tisch — er wird überall in Island ganz vortrefflich zubereitet — dazu gab es frisch gebackene, zusammengerollte Eierkuchen. Meine Frau und ich erhielten das Gastzimmer; für unseren Führer, Ögmundur Sigurthsson, den Leiter der Realschule in Hafnafjorthur, wurde das Studierzimmer des Geistlichen zurechtgemacht. Der Hof liegt, nur 100 *m* hoch, inmitten einer tellerflachen, mit Gras bewachsenen Ebene, ihren Abschluß bildet im Osten der lange, mit Schneeflecken und Schneestreifen bedeckte Rücken der Hekla, eine der vornehmsten Berggestalten Islands. Hekla heißt Haube, und als solche erscheint der Berg auch von Westen gesehen. Seine Gestalt verdankt er einer Reihe von Kratern, die einer von Südwest nach Nordost strei-

[1]) Kaufstätte. [2]) reykja rauchen, nes Kap.

chenden Spalte aufgesetzt, seinen Körper im Laufe der Zeit aus Lavaströmen und Aschenregen aufgebaut haben. Die Hekla ist also ein geschichteter Vulkan und nimmt damit unter den isländischen Vulkanen eine Ausnahmestellung ein, verzeichnet doch Thoroddsen, der Geograph und beste Kenner Islands, in seiner Vulkanliste unter den 130 Vulkanen Islands nur 6 geschichtete Vulkane. Ein Teil der isländischen Lavamassen stammt von den sogenannten homogenen Vulkanen, schildförmigen Bergen von großem Durchmesser und verhältnismäßig geringem Neigungswinkel; sie haben bei ihren Ausbrüchen nur Lava, aber keine Asche hervorgebracht. Der größere Teil der Lavaströme ist aber langen Spalten entquollen, von denen die größte, die Eldgjá (Feuerspalte), 30 *km* lang, im Jahre 1893 von Thoroddsen entdeckt worden ist.

In früheren Jahren wurde die Hekla gewöhnlich von dem Bauernhof Galtalaekur aus bestiegen. Aber seitdem der Besitzer an Tuberkulose gestorben ist, meiden die Führer den Hof. Da unser Standquartier über 20 *km* vom Fuße des Berges entfernt liegt, beschlossen wir, am nächsten Morgen früh aufzubrechen, und wirklich gelang uns, gegen alle isländische Gewohnheit, infolge der Liebenswürdigkeit unserer Wirte, pünktlich um 6 Uhr morgens der Abmarsch. Der junge, siebzehnjährige Knecht des Hauses begleitete uns, um für unsere Pferde zu sorgen. Nach dreistündigem Ritt über Wiesen und vom Flugsand und Staubstürmen arg zerstörtes Gelände erreichten wir den letzten Hof Naefurholt. Das kristallklare, von der Lava filtrierte Wasser der Ytri Ranga wurde durchritten, dan benutzten wir mit unseren Pferden den schmalen Reitpfad, der sich in einem, von zwei mächtigen vulkanischen Vorposten der Hekla gebildeten Engpaß emporwindet. Über alte Lavaströme und schwarze Aschenfelder geht es in drei weiteren Stunden zur Hestavartha, der Pferdewarte, die etwa 700 *m* hoch in einer völligen Einöde gelegen, den Pferden keinerlei Nahrung bietet. Traurig, mit gesenkten Köpfen, bleiben die lieben intelligenten Tiere zurück. Wir aber dringen sofort in einen mächtigen Lavastrom ein. Bei dem letzten Ausbruch im Jahre 1845 aus den beiden Gipfelkratern herausgequollen, mag er bei klarem Wetter schnell in die Höhe bringen. Heute aber sind wir bald von Nebel umflossen, verlieren in kurzer Zeit die Richtung und mühen uns stundenlang in dem unübersichtlichen Terrain ab, durch zahlreiche Steinmänner den Rückweg sichernd. Sonst ein Gebiet des Todes, scheinen die formenreichen, rabenschwarzen Lavagebilde, von langsam ziehenden Nebelschwaden umhüllt, Leben zu gewinnen. Ein Heer phantastischer Gestalten umgibt uns. Riesige Kröten, Basilisken und Schlangen tauchen vor uns auf, gepanzerte Reiter auf übergroßen Kamelen kommen aus der Ferne auf uns zu, und im Hintergrunde lauert ein Heer gigantischer Fratzen, als wollten sie die paar Menschlein verhöhnen, die sich in dieses Reich der Unterwelt verirrten. Drei Stunden klettern wir in dieser Lavawildnis umher; endlich, nachdem wir mit Hilfe des Kompasses unsere Richtung verbessert, erreichen wir einen der langen Schneestreifen, die zum unteren Gipfelkrater führen. Um 3½ Uhr nachmittags treten wir aus dem Nebel heraus. Über uns blaut der schönste Himmel, zu unseren Füßen gähnt ein imposanter Krater, dessen Steilwände in jäher Flucht 90 *m* in die Tiefe schießen. Hier oben, 1411 *m* hoch, liegt noch alles in tiefem Schnee; nur der schwarze, durch kontrastreiche Schneestreifen unterbrochene Schlund und zahlreiche farbenbunte, von der Solfatarentätigkeit herrührende kreisrunde Flecken durchbrechen das in der Sonne strahlende Weiß.

Wir suchen uns in der vulkanischen Asche im Windschatten einen Platz und verzehren unsern Proviant, der nach beinahe zehnstündiger Anstrengung vorzüglich mundet. Hier hat sicherlich auch unser Landsmann Bunsen gerastet, als er bald nach dem letzten Ausbruch des Berges im Jahre 1846 seine berühmten geologischen und chemischen Untersuchungen anstellte. Damals rauchten noch beide Krater, und die Lava im Innern der Blocklavaströme war noch flüssig. Mit Hilfe einer Luftpumpe gelang es ihm, soviel Gasmaterial aufzufangen, daß es mit aller Ruhe und Sicherheit geprüft werden

konnte. Bunsen wies daran nach, daß das erste Stadium der vulkanischen Nachwirkung außer Wasserdampf immer Schwefeldioxyd, jenes stechend riechende Gas enthält, welches jedem Laien vom Anzünden der alten Schwefelhölzer her bekannt sein wird. Sinkt darauf die vulkanische Tätigkeit zu niederen Temperaturen herab, so tritt die chemische Tätigkeit in eine zweite Phase, denn es gesellt sich zu dem ersten Gas ein anderes, der Schwefelwasserstoff, dasselbe Gas, welches sich in faulen Eiern entwickelt. Durch Wechselwirkung der beiden Gase entsteht jene Folge von Zersetzungen, welche die eigentlichen Solfataren charakterisieren. Kein Gestein, so fest und von welcher Zusammensetzung es auch sei, vermag dieser Einwirkung Widerstand zu leisten, ihr Endprodukt ist immer ein plastischer, oft in allen Farben des Regenbogens prangender Ton. Als die Endglieder in der chronologischen Reihenfolge treten dann endlich die Kohlensäurequellen auf, welche die vulkanische Tätigkeit am längsten zu überdauern pflegen.

Um 4 Uhr nachmittags standen wir am Rande des obersten Gipfelkraters, 1447 *m*. Der Boden seines Trichters liegt genau in derselben Tiefe, 1320 *m* hoch, wie der seines unteren Nachbars, beide Krater scheinen demnach aus derselben Höhe, vielleicht auch zu derselben Zeit aufgebrochen zu sein. Seine Umrahmung besteht wie jener aus basaltischer Lava und vulkanischer Asche, in die einzelne Obsidiankugeln eingestreut sind. Unsere Aussicht ist beschränkt. Der Berg selbst ist zwar in der Gipfelregion frei vom Nebel, unter uns aber liegt eine wogende Nebelschicht. Von Zeit zu Zeit teilt der Wind den Vorhang für einen Augenblick, wir sehen auf große Schnee- und Eisfelder und auf die zackigen Zinnen des Tindfjalla-Jökulls, aber das Meer und die steilen Westmännerinseln, die bei klarem Wetter wie riesige Blöcke auf ihm zu schwimmen scheinen, sehen wir nicht. Um 5 Uhr schreiten wir zum Abstieg. Wieder in der Nebelregion angekommen, müssen wir, um die Richtung nicht zu verlieren, unsern Weg über die Steinmänner des Lavastromes zurücksuchen und erreichen $6^3/_4$ Uhr unsere Pferde, die unter siebenstündigem Hungern im nassen Nebel geduldig auf uns gewartet haben. Nur 1 *km* östlich von der Warte entfernt liegt mit 857 *m* Höhe der dritte, unterste Krater der Hekla. 117 *m* tief brechen seine Wände zum 740 *m* hoch liegenden Boden ab, der in dieser Jahreszeit schon schneefrei sein muß. Aber wir finden ihn trotz unseres Suchens in dem dichten Nebel nicht und reiten nun vorsichtig die steilen Abhänge hinunter. Nach 3 Stunden in der Ebene angekommen, sprengen wir in langem, ununterbrochenem Galopp zu unserem Quartier. Wir erreichen es abends 11 Uhr nach einer Abwesenheit von 17 Stunden. Noch lange saßen wir mit unseren gütigen Gastwirten zusammen und holten an der reich besetzten Abendtafel nach, was wir am Tage entbehrt hatten. Unsere Pferde aber lagen am nächsten Mittage noch um 12 Uhr mit ausgestreckten Beinen in tiefem Schlaf auf der Weide und sammelten Kräfte für die Durchquerung des Südlandes, dem wir nun entgegenzogen.

Der Eyjafjalla-Jökull[1])

Drei große majestätische Schaustücke besitzt die Südküste Islands, den Eyjafjalla-, den Myrdals- und den Oraefa-Jökull. Als riesige, weiße Dome, aus denen hier und da schwarze Lavarippen hervorlugen, ragen sie in die Luft und bilden damit einen wirksamen Kontrast gegen die dunklen steilen Felsen des Gebirgskörpers, die flachen davorliegenden Sanderebenen und das sie begrenzende weite blaue Meer. Durch die zwischen den Felsen entstandenen Scharten schiebt der Firn Gletscher nach unten, die

[1]) Ey, Plural eyjar Insel, fjall Berg, jökull Gletscher, also Eyjafjalla-Jökull Inselberggletscher.

wie lange Hermelinschleier zur Ebene wallen und sich hier zuweilen zu Eiskuchen ausbreiten, ähnlich den längst verschwundenen Inlandeislappen der nordischen Vereisung. Ist doch der Rand des Skeitharar-Jökulls, den wir später kennenlernten, bei einem Flächeninhalt des Gletschers von 200 km^2, 27 *km* breit. Zum Vergleich diene der größte Gletscher der Alpen, der Aletschgletscher in der Schweiz, der bei einem Areal von 29 km^2 nur 2 *km* breit ist und dessen Zunge schon bei etwa 1600 *m* Höhe endet, während der Rand des isländischen Gletschers nur 85 *m* über dem Meeresspiegel liegt.

In dem kleinen und einfachen Pachthofe von Thorvaldseyri, nur 300 *m* hoch gelegen, treffen wir, unterstützt von den freundlichen Wirten, unsere Vorbereitungen zur Besteigung des Berges, der durch seine glänzende Pracht schon unsere Blicke und unser Herz vom Gipfel des Helgafell gefesselt hatte. Wie ein Gebilde aus einer anderen Welt erhebt er sich hoch über der flachen Südküste Islands. Mit einer schildförmigen Eis- und Schneemasse bedeckt, hat der Vulkan seit dem Jahre 1821 keinen Ausbruch mehr gezeigt. Trotz des Nebels und leicht rieselnden Regens treten wir um 4 Uhr nachmittags, begleitet von zwei Trägern für unser Zelt, den Aufstieg an. Er führt über stark verwitterte Lava- und Tuffmassen, später über schwach entwickelte Grundmoränen der Svathbaelisheithi[1]) bis zum Rande des Eises in etwa 700 *m* Höhe. Hier schlagen wir um 6½ Uhr abends das Zelt auf, um die Nacht zu verbringen.

Aber der Nebel war jetzt völlig geschwunden, über uns blaute der schönste klare Himmel. Da die Sonne noch hoch stand, und an der isländischen Südküste das Wetter sehr unbeständig ist, so brechen wir nach zweistündiger Ruhepause auf, legen das Seil an und steigen über mäßig geneigtes Eis und festen Firn auf den Gipfel zu. Er zeigt drei regelmäßige Schneedome. Der hinterste von ihnen ist mit 1666 *m* der höchste. Unser Führer verfolgt mit großer Spannung, wie ich erst meine Frau, dann ihn selbst anseile. Besitzt er doch wie die meisten isländischen Führer wenig Erfahrung im Klettern auf Firn und Eis. Aber er findet sich bald in die ihm unbekannte Technik hinein und stapft munter in vorgeschriebenem Abstand als letzter hinterdrein.

Zuerst war unser Richtungspunkt ein Felsen, der Gothasteinn, Götterstein, der mit seinem tiefen Schwarz allein die weite einförmige Schneelandschaft unterbrach. Vielleicht ist er eine der Randspitzen des Kraters, der zur Zeit unter Eis und Schnee begraben liegt. Bevor wir ihn erreichen, ändern wir unsere Richtung und steuern nun auf den höchsten Schneedom los. Kurz vor Mitternacht stehen wir auf dem Gipfel, der mit mächtigen, gebänderten Wächten jäh nach Norden gegen das Thorsmörktal abbricht.

Die Sonne war vor kurzem erst untergegangen. Ein flammendes blutrotes Band, durch flockige, durchsichtige Wolken abgedämpft, stand im Nordwesten am Firmament. Während die Glut hier langsam verblaßte, schritt sie nach Norden zu weiter fort und legte ihre wabernde Lohe auf die Spitzen der Berge. Die Schneehaube der Hekla und die dunklen, zackigen Felszinnen des Tindfjalla-Jökulls[2]) erglänzten im Feuerdiadem. Walhalla, Odins himmlische Halle, mit ihren vergoldeten Schilden, schien in Flammen aufzugehen! Stumm und ergriffen standen wir auf der Eiskalotte und schauten dem grandiosen, nie gesehenen Schauspiele zu. So verging wohl eine Stunde. Dann erlosch auch im Norden der purpurne Schein, flammte aber kurz darauf in glänzenden Strahlen im Osten am Himmel wieder auf, ein Fanal für die wieder aufgehende, nun im Golde strahlende Sonne.

Morgens um ½2 Uhr traten wir unsern Abstieg an und erreichten vormittags 11½ Uhr unser bescheidenes Quartier nach einer Abwesenheit von 18½ Stunden.

---

[1]) Heithi Hochfläche.
[2]) Tindur Spitze, Fjall Berg, also Tindfjalla-Jökull Spitzenberggletscher.

Der Eyjafjalla-Jökull wird im Norden von dem spitzenreichen Tindfjalla-Jökull (1580 *m*) durch ein tief eingeschnittenes Tal, die Thorsmörk, die Donnersmark, getrennt. Die Schmelzwasser der zahlreichen, noch unbenannten Gletscherzungen des Gebirgsstockes, von denen sich eine mit prächtigen Eisbrüchen bis auf 222 *m* hinabsenkt, münden in dieses Tal und bilden zusammen einen mächtigen Gletscherstrom, der zuerst Markarfjlot (Waldstrom), später Thvera (Querfluß) genannt wird. Er ist einer von den Flüssen Islands, der nicht mit Pferden durchfurtet werden kann, und so wurden auch wir vor unserer Besteigung mit einem Boot über seinen 200 *m* breiten, reißenden Lauf gesetzt, während unsere neun Pferde hinüberschwammen. Während sie sich zuerst nach der Art von Herdentieren eng zusammenhielten, riß sie das pfeilschnell dahinschießende Wasser bald in eine lange Kette auseinander. Das Kinn flach auf das Wasser gelegt, lassen sie in dem braunen strudelnden Wasser meist nur ihre Nüstern, Augen und Ohren sehen. Kommen sie endlich weit abgetrieben auf dem Gegenufer an, so stehen sie lange mit klopfenden Flanken am Abhang, um sich von der großen Anstrengung zu erholen.

Die Thvera bildet zusammen mit der Thorsa (Stierache) und der Hvita (Weißache) ein gewaltiges Dreistromland, welches diese mächtigen Gewässer im Laufe der Jahrtausende aus einer breiten, reich verzweigten Bucht durch Aufschüttung gebildet haben. Dieser Vorgang dauert auch heute noch an. Ungeheure Massen von vulkanischem Schutt werden abwechselnd befördert und abgesetzt. Nichts ist fest, alles ist im Fluß, und hier bereits konnten wir, wie später im Südland, unsere Erfahrungen über den Schwemmsand machen, der beim Queren der Flüsse eine so große Gefahr für den Reisenden bildet. Trotzdem ist dieses amphibische Land mit seinen großen und ernsten Berggestalten von einem hohen, ganz eigenartigen Reiz, und deutsche Bergsteiger, denen die Alpen zu klein, denen ihre Berge und Hütten zu übervölkert sind, sollten nach Island reisen und von Westen her in die Thorsmörk eindringen. Von hier aus könnten sie den Eyjafjalla-Jökull ersteigen, seine in Eiskaskaden jäh nach Norden zu abfallenden Eiszungen und Gletscher besuchen und benennen; sie würden die lange Reise nicht zu bereuen haben. Hier gibt es noch Neuland für den Alpinisten, hier findet er keine Wirtshäuser, keine Hütten, so gut wie keine Menschen. Hat doch die ganze große Insel Island so viel Einwohner wie die Stadt Darmstadt, und braucht man doch häufig 12 Reitstunden von einem Bauernhof zum andern.

Der Myrdals-Jökull[1])

Der große schildförmige Eyjafjalla-Jökull verschmilzt im Osten mit einem zweiten weißen Vulkan, dem Myrdals-Jökull, der schon lange die Aufmerksamkeit isländischer und ausländischer Geographen und Geologen auf sich gezogen hat. Unter seinem Eise lauert die Katla[2]), ein subglazialer Krater, der von Zeit zu Zeit tätig wird und dadurch jene entsetzlichen Katastrophen herbeiführt, von denen Island ja leider so häufig heimgesucht wird. Denn bei einem Ausbruch der feurigen Glut werden natürlich die darüber liegenden Eis- und Schneemassen geschmolzen; ungeheure Wassermassen stürzen die Südabhänge des Gebirgsmassivs herunter, mischen sich mit den vulkanischen Tuffen und Aschen des Berges und überschwemmen als Eis- und Schlammuren die Küstenebene im Süden, verderbenbringend für die spärlichen Bauernhöfe, die sich im Schutze der Abhänge angesiedelt haben. Während der Eyjafjalla-Jökull vom dänischen Generalstab in so meisterhafter Weise kartiert ist, daß er in bodenplastischem

[1]) Myri Sumpf, dalur Tal, Myrdals-Jökull Sumpftalsgletscher.

[2]) Katla ist der Name einer Hexe, die sich in eine Kluft stürzte, worauf der erste Ausbruch des Vulkans erfolgt sein soll.

Ausdruck sogar die Blätter des berühmten Schweizer Siegfried-Atlas übertrifft, war die Kartierung des Myrdal-Jökulls noch nicht vollendet und die Höhe des Berges auch noch nicht bestimmt, ein Reiz mehr für mich, die Besteigung des jungfräulichen Berges zu versuchen.

Aber von unserem nächsten Ziele, Vik, einem kleinen Handelsplatz an der Südküste, trennte uns noch ein schwerer Wassertag, galt es doch eine ganze Anzahl kurzer, aber reißender Flüsse zu durchreiten, die sämtlich dem Eisrande des Myrdals-Jökull entspringen. Am meisten zu schaffen machte uns die Jökullsa (Gletscherache), der Abfluß des Solheima-Jökulls, eines langgestreckten, in prächtigen Seraks vom Myrdals-Gletscher zum Meere niederwallenden Gletschers völlig alpiner Form. Bei einer Länge von 10 *km* liegt sein Gletscherende nur 97 *m* hoch und ist nur 7 *km* vom Meere entfernt. Seine Zunge wird durch einen 235 *m* hohen Felsen in zwei Zipfel geteilt, und wohl ein Dutzend Gletscherbäche schießt brausend und gurgelnd unter dem Eisrande hervor, vereinigt sich, um sich nach einiger Zeit wieder zu trennen und sendet seine schmutzig-braunen Fluten pfeilschnell dem Meere zu. Der Fluß hat sich in den vor ihm liegenden 12 *km* langen und 7 *km* breiten Sander, den er und seine Nachbarflüsse aus dem dunklen vulkano-fluvioglazialen Material geschaffen, ein tiefes Bett ausgenagt, das beständigen Veränderungen unterworfen ist. Seine Überschreitung ist von jeher gefürchtet, ganz besonders in den Sommermonaten, in denen ja die Wassermasse wie bei allen Gletscherflüssen beträchtlich anschwillt. Tagelang müssen hier häufig Reisende mit ihrem Übergang auf das Abschwellen des Flusses warten. Uns führte ein Lokal-Wasserführer, ein alter siebzigjähriger Mann, hinüber, der den tückischen Fluß seit zwanzig Jahren genau kennt und zwar zuerst die ledigen Pferde, dann uns selbst. Wir durchritten die Jökullsa unweit ihrer Mündung ins Meer, da sie sich hier am meisten ausbreitet und naturgemäß am wenigsten tief ist. Unsere Pferde prüften mit den Hufen zunächst vorsichtig den Grund, ob er nicht etwa aus Schwemmsand bestände. Als sie ihn fest fanden, gingen sie sofort ohne Zögern in die kalte Flut. Fünf Arme hatten wir zu queren. Der dritte war der schlimmste. Die Strömung des dahinrasenden, über Löcher und Steine hochaufspringenden Wassers war so stark, daß die Pferde sich beständig schräg mit der Brust gegen den Strom stemmen mußten, um nicht abgetrieben und von den pfeilschnell an ihnen vorbeischießenden Fluten weggerissen zu werden. Wir kamen glücklich hinüber. Aber es ist nicht jedermanns Sache, eine volle Viertelstunde in dem eiskalten Wasser zu bleiben und den Genuß der Schönheiten des isländischen Südlandes mit der Gefahr zu erkaufen, in seinen Gletscherwassern zu ertrinken. Fordern sie doch in jedem Jahr besonders bei alleinreisenden Isländern ihr Opfer.

Solange die kleinen, aber starken und unternehmungslustigen isländischen Pferde, eine Ponyart mit großen Köpfen, nur bis an die Schwanzwurzel ins Wasser tauchen, ist die Sache unbedenklich. Erst wenn die vorgetriebenen Packpferde zu schwimmen anfangen, ist Gefahr im Verzuge und sofort Umkehr und das Aufsuchen flacherer Stellen geboten. Meine Frau wurde bei den gefährlichen Flüssen von unserem Führer und dem Wasserführer in die Mitte genommen und stemmte ihre Füße fest in die Steigbügel, wurde aber dabei natürlich jedesmal quitschenaß bis an die Hüften, während ich bei leichteren Übergängen, um das Naßwerden zu ersparen, die Füße aus den Bügeln bis auf den Sattel zog und so in ihm wie ein Affe hockend über den Fluß setzte. Bei der Jökullsa ließ ich allerdings meine Füße wohlweislich unten.

Nach ihr durchritten wir auf diese Weise noch ein halbes Dutzend schwächerer Gletscherbäche und trafen dabei einen ganzen Schwarm reisender Bauern, die mit Wolle und Fellen nach Reykjavik wollten. Da ich zufällig an der Spitze ritt, mißlang mein Versuch, schnell bei ihnen vorbeizukommen. Der erste Bauer hielt mich einfach mit beiden Händen fest, es entwickelte sich ein richtiger Klön von einer halben Stunde,

bei dem wir uns trotz meines mangelhaften Isländisch ganz leidlich verständigten. Als ich ihm seine ersten Fragen „woher" und „wohin" jedesmal mit Reykjavik beantwortete, sagte er: „Ah, Sie reisen i kringla" (im Kreise). Ich führe dies hier nur an, um zu zeigen, wie schön im Deutschen abgelegte Worte im Altnorwegischen (Isländischen) noch lebendig sind. Bei strömendem Regen erreichten wir Vik und blieben hier einen Tag, um unsere Sachen zu trocknen.

Am nächsten Tage ritten wir nach Litla Heitha, einem kleinen Gehöft am Fuße der Berge. Ein Zimmermann, John Brynjolfsson, der uns den Weg bis zum Eis weisen sollte, begleitete uns und brachte meine Frau, welche der Ruhe bedürftig war, nach kurzer Zeit im Hause einer „reitenden" Hebamme unter, die ihrem Beruf bei den weit auseinandergelegenen Bauernhöfen natürlich zu Pferde nachging. Dann brachen wir, wieder bei rieselndem Regen, zur Besteigung des Myrdals-Jökull auf. Niemals hätten wir allein den Weg gefunden. Über Höhen und Tiefen, durch Täler und enge, von Lavaströmen begrenzte Schluchten, über Hochweiden, auf denen Hunderte der schönen und munteren isländischen Bergschafe weideten, stieg der Weg pfadlos in drei Stunden bis zur Höhe von 500 *m* empor. Hier schiebt die Eismasse des Myrdals-Jökull einen alpinen Gletscher vor, der durch einen zungenartigen Felsen in zwei Lappen geteilt wird. Sein Ostufer wird von einer steilen Felsstufe überragt, über die schleppenartig riesige Eiskaskaden abbrechen. Ich habe den Gletscher, der noch niemals von Touristen besucht worden ist — nur die isländischen Bauern kommen im Herbst bis hierher, um ihre Schafe für den Winter einzutreiben — Thoroddsen-Gletscher genannt, dem großen, im Jahre 1921 verstorbenen isländischen Geographen zu Ehren, der die Arbeit seines Lebens der Erforschung seiner Heimatinsel gewidmet hat.

Auf dem Felssporn, an dem sich der Gletscher teilt, schlugen wir um 5 Uhr nachmittags unser Zelt auf, drei kleine Menschenkinder, in einer erdrückend großartigen Umgebung. Über uns in weiter Ferne der weiße Schneedom des Myrdals-Jökull, vor und unter uns der breite, durch Eiskaskaden und zahllose mächtige Spalten zerrissene Thoroddsen-Gletscher, darüber rabenschwarze steile Lavawände, noch dunkler durch den Kontrast gegen das blaue Eis und den glitzernden Schnee, unter uns die beiden völlig unzugänglichen Schluchten, Northurgil und Heithargil, in welche die beiden Gletscherzipfel und ihre Schmelzwasserbäche hineinstürzen. Niemals, weder in den Alpen noch im Kaukasus, habe ich ein solches entsetzliches Bild wüster Zersetzung steiler Talhänge, niemals ein solches Chaos als Endziel der vereinigten Wirkung von Eis, Wasser, Spaltenfrost und Verwitterung gesehen!

Unseren Entschluß, hier zu nächtigen, gaben wir auf, da das schlechte Wetter an der Küste, wie bei allen unseren Bergfahrten in Island, in der Höhe dem schönsten Sonnenschein gewichen war. An der isländischen Südküste, wo infolge des Zusammentreffens der warmen Winde des Golfstroms mit den Schneebergen der Hochfläche schneller Witterungswechsel die Regel ist, muß man das Glück beim Schopfe fassen. Um 8 Uhr abends verließen wir unsern Zeltplatz und betraten nach wenigen Minuten das Eis des Thoroddsengletschers, um es erst 10 Stunden später wieder zu verlassen. Als mein Führer die zahlreichen Spalten sah, die vor unserem Anstieg lagen, fragte er mich besorgt, ob ich solche Eisgebiete früher schon begangen hätte. Als ich ihm dies bejahen konnte, folgten er und der zweite Isländer willig am Seile nach, der Zimmermann nur mit den dünnen glatten Schuhen ausgerüstet, die in Island aus einem Stück Schafleder zugeschnitten und mit Schnüren über den Füßen befestigt werden.

Zunächst gilt es den Spalten auszuweichen, die sich durch Stauung des Gletschers am Felssporn gebildet haben, dann steuern wir, uns rechts haltend, auf die linke Uferwand des Gletschers los, über dem von den oberen Teilen des Myrdals-Jökulls gewaltige Eismassen, mit schwarzen vulkanischen Tuffen geschichtet, in großen Trep-

penstürzen abbrechen. Auf diese Weise kamen wir nach vierstündigem ermüdenden Steigen auf die Höhe des Eises. Eine eintönige, durch keinerlei Felsen unterbrochene polare Schneelandschaft breitete sich vor uns aus. Kaum können wir ihre höchste Erhebung unterscheiden, so sehr verschwindet bei der vorgerückten Zeit — Mitternacht war schon vorüber — jeder Höhenunterschied. Indem wir, um den Gipfel überhaupt zu finden, den vor uns liegenden Horizont halbieren, stapfen wir, ermüdet durch den pulvrigen Schnee, noch fast zwei Stunden nur noch wenig ansteigend auf den Halbierungspunkt los und stehen endlich kurz vor 2 Uhr nachts auf dem weißen Dome des Myrdals-Jökull. Das Schleuderthermometer zeigt — 4° C, ein eisiger Wind fegt über die Kalotte, und ich klappere mit den Zähnen vor Frost, während ich das Wasser im Apparat zum Kochen bringe, um das Siedethermometer abzulesen. Danach ist dieser mit Eis und Schnee bedeckte Vulkan, dessen Aufbau aus Lava, Asche, Bomben und Tuffen wir beim Anstieg genügend studieren konnten, 1393 *m* hoch, also niedriger als sein Nachbar, der Eyjafjalla-Jökull.

Nach einem halbstündigen Aufenthalt traten wir den Abstieg an. Unsere Erwartung, dabei den rätselhaften, noch niemals besuchten Krater der Katla zu finden, den uns unsere ermüdeten Augen beim Aufstieg als eine kreisförmige, schwarz umsäumte Vertiefung vorgespiegelt hatten, wurde leider nicht erfüllt, obgleich wir trotz unserer Ermüdung und der Kälte die Mühe nicht scheuten, ihn in östlicher Richtung zu suchen. Denn die Vertiefung verschwand, als wir näher herankamen, und der schwarze Saum erwies sich als Seitenmoräne eines von der Höhe herabgleitenden Gletschers.

Wahrscheinlich hätten wir sehr viel weiter nach Osten ausgreifen müssen, um Spuren des Kraters nachzuweisen. Der gefürchtete Vulkan hatte bei unsrer Bereisung im Sommer 1909 seinen letzten Ausbruch im Jahre 1860 gehabt. Neun Jahre später, am 18. Oktober 1918, nachmittags 2 Uhr, brach er von neuem aus. In Vik hatte man eine Stunde vorher schwache Erdstöße gespürt; um 2 Uhr erhoben sich schwarze Dampfwolken in die Luft, so daß die Leute wußten, was ihrer harrte. Reisende Bauern, welche um diese Zeit, die Mulakvisl, einen Bergstrom 5 *km* östlich von Vik, überschreiten wollten, mußten umkehren, da der Fluß gewaltige Wassermassen mit riesigen Eisblöcken mit sich führte. Schon kurz nach 2 Uhr konnte man die ungeheure Aschensäule, deren Höhe auf 12 *km* geschätzt wurde, in Reykjavik (Luftlinie Katla—Reykjavik 130 *km*) deutlich sehen; ferner wurde sie von dem Dampfer Sterling bei Snaefellnes sowie in der Stadt Akureyri an der Nordküste (180 *km*) und in Seydisfjörthur (250 *km*) an der Nordostküste Islands beobachtet.

Am Sonntag, dem 13. Oktober, fiel in der Hauptstadt eine dunkelbraune, vulkanische Asche aus feinen Splittern von basaltischem Glas und zwar so viel, daß die Fußspuren sich deutlich darin ausprägten. In Akureyri wurde das Eis im Hafen grau von der Asche, und Wäsche, die im Freien hing, wurde schwarz. Am stärksten war der Aschenregen natürlich in den in unmittelbarer Nähe der Katla liegenden Landschaften. Hier mußte man die Schafe in den Stall nehmen, da die Tiere infolge des Aschenregens kein Futter im Freien fanden, und viele Bauern waren gezwungen, einen Teil ihrer Schafe aus Mangel an Futter zu schlachten.

Aber die Verheerungen waren im allgemeinen doch nicht so fürchterlich wie in früheren Jahren. Der mit jedem Ausbruch der vereisten Katla verbundene Gletscherlauf (Jökullhlaup) mit seinen riesigen Wassermassen, Eisstücken, Steinen und Schlammmuren schlug diesmal eine ungewöhnliche Richtung ein, nämlich nach Osten und Südosten zur Holsma und Skalm und weiter nach dem Kuthafljot, also in Gegenden, die nur spärlich besiedelt sind. Im Mehallaland wurden allerdings vier Gehöfte weggeschwemmt, aber ihre Bewohner konnten sich noch rechtzeitig retten, wenn auch fast ihr ganzes Vieh ertrank. Viele tote Pferde und 70 Schafe wurden in Sandar ans Land getrieben, auch die neue Brücke über die Holmsa fiel dem Ereignis zum Opfer. Für

den kleinen, noch nicht lange gegründeten Handelsplatz Vik war die neue Richtung des Gletscherlaufes ein großes Glück, bei seiner Lage auf dem flachen Sandstrich dicht am Meere wäre sonst wohl nichts von ihm übriggeblieben.

Nach einem Abstieg von 3½ Stunden trafen wir wohlbehalten, wenn auch recht ermüdet, um 5½ Uhr morgens am Zeltplatz wieder ein und erreichten nach längerer Rast gegen Mittag unser Hebammen-Quartier nach einer Abwesenheit von 22 Stunden. Da an der isländischen Südküste alle Bergbesteigungen fast am Meeresspiegel beginnen, so sind die Anstiege bei dem Mangel an Wegen und Hütten trotz der geringen absoluten Höhe der Berge — die höchste Spitze Islands ist 2119 *m* hoch — doch zeitraubend und anstrengend, weil eben unverhältnismäßig große relative Höhen zu überwinden sind.

Der Hvannadalshnukur (2119 *m*)[1]

Auch der Besteigung der höchsten Spitze Islands ging ein Wassertag voran; wir hatten eine große Zahl reißender Gletscherbäche, darunter die gefürchtete Skeithara, zu queren, ehe wir unser Quartier für den Aufstieg erreichten. Je mehr man sich der größten und höchsten Eismasse der Insel, dem Vatna-Jökull, nähert, der seinen Namen Wassergletscher mit Recht führt, da Hunderte von Flüssen und Bächen ihm ihre Entstehung verdanken, desto mehr steigern sich die landschaftlichen Eindrücke der an Naturschönheiten so reichen Insel. Da wir einen langen und beschwerlichen Tag vor uns hatten, so brachen wir schon früh von unsrem letzten Nachtquartier Nupsstathur auf. Es war ein typischer isländischer Bauernhof alten Stiles. Sieben kleine Häuser mit der Giebelfront nebeneinandergestellt und aus bodenständigem Material, Lava und Grassoden, aufgebaut, während die Holzrahmen der Dächer und die Bretter des Giebels meist von gestrandeten Schiffen stammen. Zählten wir doch auf unserer Reise einmal an einem Tage nicht weniger als ein Dutzend Wraks von Fischdampfern, die an der fischreichen, aber gefährlichen Flachküste Südislands im Sturm und Nebel ihren Untergang gefunden hatten.

Von weitem gesehen, gleicht ein isländischer Hof einer kleinen Stadt und ist von zahlreichen, zuweilen bis zu 30 Menschen bewohnt. Vater, Mutter, in der Regel 10—12 Kinder, Knechte und Mägde, die häufig auch verheiratet sind. Der Isländer ist sehr kinderlieb. Hat er nur 10 Kinder, und keine Aussicht auf mehr Nachkommen, so adoptiert er häufig zwei elternlose Kinder hinzu, damit das Dutzend voll ist. Der Ausländer, welcher die wenig haltbaren, aber dem Klima des Landes und den bescheidenen Bedürfnissen seiner Bewohner gut angepaßten Behausungen mit großem Interesse betrachtet, sucht vergeblich den Schlüssel zu diesem eigenartigen Baustile. Ich fand ihn in Beobachtungen, die ich auf Reisen und Hochturen in entlegenen Hochgebirgstälern Norwegens zu wiederholten Malen anstellen konnte.

Im Sommer 1899 machte ich mit meiner Frau einen Übergang über den Jostedalsbrae vom Sognefjord zum Nordfjord. Wir gingen über die Lunde- und Oldenscharte und kamen dabei von Skej am Jölstervand auch nach Aamot, wo wir bei den Bauern Tolleif Aamot Unterkunft fanden. In Aamot heißt alles Aamot: der Hof, das Tal, der Bach, der Gletscher und die Menschen. In diesem in das Eis des Jostedalsbrae eingeschnittenen Tal herrschen noch völlig ursprüngliche Verhältnisse, und man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß die Nachkommen des ersten Ansiedlers noch heute die Besitzer des Hofes sind.

[1]) Hvön, Plural Hvannir ist der isländische Name für Bergengelwurz (Archangelica officinalis), einer Doldenpflanze, die in bis zu 1¾ *m* hohen Stauden in einem zur höchsten Spitze Islands ziehenden Tale (dalur) vorkommt. Hnukur heißt Spitze, demnach bedeutet Hvannadalshnukur Bergengelwurztalsspitze.

Übergang über den Breithamerkur-Jökull. Zahlreiche schwarze Eiskegel.

Rechter Arm des Thoroddsengletschers.

Thoroddsengletscher. Links oben der Schneedom des Myrdals-Jökull

Isländischer Bauernhof Nupsstathur, dahinter die ehemalige Steilküste Südislands.

Der Bauer wies uns zum Schlafen ein ganzes Haus an. Es war ein Blockhaus aus Holz mit einem kleinen Vorraum, der als Feuerstelle dienen konnte. In dem geräumigen Zimmer stand ein Bett, welches sich der Breite nach wie eine Ziehharmonika ausziehen und so je nach dem Bedürfnis von 1—3 Personen zum Schlafen benutzen ließ, ferner in der Ecke ein Tisch mit einer in die Wand eingebauten Bank. Neben unserem Fremdenhaus stand ein zweites Blockhaus, das Wohnhaus des Bauern und daneben ein drittes, das als Kleider- und Vorratshaus diente. Daran schlossen sich ein Holzstall, ein Viehstall und eine Scheune, alle sechs Gebäude aus Holz unregelmäßig um einen Hof gruppiert.

Bekanntlich ist Island im Jahre 874 zuerst dauernd besiedelt worden von zwei angesehenen norwegischen Bauern Ingolf Arnarson und Hjörleifr Hrodmarsson, welche ihre Heimat mit Kind und Kegel verließen, um sich den Einheitsbestrebungen des Königs Harald Harfagri (Schönhaar) zu entziehen. Bald folgten ihnen zahlreiche andere Norweger nach. Sicherlich bauten die ersten Ansiedler zuerst ihre Wohnungen im heimischen Blockhausstil aus Holz, indem sie das massenhaft angeschwemmte Treibholz dazu benutzten. Sehr bald wurden sie jedoch durch den Holzmangel des baumlosen Landes genötigt, ihre Häuser aus einem andern Stoffe zu errichten. Und so benutzten sie fortan den massenhaft vorhandenen Rasentorf und die aus vielen Spalten geflossene Lava und schufen damit einen bodenwüchsigen Bau, der den Mitteln und dem Klima der neuen Heimat in geschickter Weise angepaßt ist.

Doch das rauhe und feuchte Wetter und der Mangel an Brennstoff zwang sie noch zu einer zweiten Änderung. Die bisherige zerstreute Bauordnung der Blockhäuser wurde aufgegeben, indem zunächst Gast-, Wohn- und Vorratshaus in eine Stirnlinie nebeneinandergelegt, ihre Zwischenräume durch Lavasteine und Rasentorf ausgefüllt und alle drei Häuser der Bequemlichkeit wegen hinten durch einen gemeinsamen Korridor miteinander und mit der Küche verbunden wurden. Der nach vorn gerichtete Giebel des alten Blockhauses wurde beibehalten, aber etwas verschmälert und von außen mit Holz verkleidet. Auch der Rahmen des Satteldaches und das Innere des Wohn- und Gasthauses wurden mit Holz verschalt, das Grasdach, welches in Island noch mehr als in Norwegen eine gute Übersicht über die einheimische Flora bietet, aus dem alten Vaterlande beibehalten.

Im Laufe der Zeit machte die Unwegsamkeit des Landes und der reißende Lauf der vielen und breiten Gletscherströme, die nur zu Pferde durchfurtet werden konnten, eine Sattel- und Geschirrkammer für die zahlreichen Bewohner des isländischen Bauernhofes nötig. Ebenso zwingend erwies sich bei der weiten Entfernung der Höfe voneinander die Anlage einer Schmiede. Und so finden wir bei dem alten Typus des Hauses unmittelbar an den Wohnbau angesetzt, aber nur von außen zugänglich, die Sattelkammer, zugleich die Aufbewahrungskammer für Wolle und Netze, und die Schmiede. Hieran schließen sich dann ziemlich regelmäßig zwei kleine Ställe für die Pferde und die Kühe, während die zahlreichen Schafe abseits vom Hause in ein oder mehreren großen Schafställen untergebracht sind.

Auf diese Weise hat sich im Laufe der Zeit der Typus des isländischen Bauernhofes entwickelt. Schon von weitem eigenartig anmutend, findet sich der Fremde beim Eintritt zuerst nur mühsam zurecht, da der Eingang häufig völlig dunkel und der hintere Teil oft in die Bergwand hineingebaut ist, so daß die Küche nicht selten ihr Licht durch ein Fenster im Grasdach erhält.

Beim Abschied von unseren freundlichen Wirten wurde uns noch eine Tasse Kaffee in den Sattel gereicht — trotz des frühen Aufbruchs war es bereits die dritte Kaffeemahlzeit am Tage — und dann trabten wir in Begleitung unseres besonderen Wasserführers, der uns durch die Skeithara bringen sollte, unserem Ziele entgegen. In nicht ganz drei Stunden erreichten wir die Rupsvötn, einen in der Lava entspringenden

Fluß westlich des Skeitharar-Jökull. Ihm ist die 35 *km* lange Wüste des Skeitharar-Sanders mit einem Flächeninhalt von etwa 900 km^2 vorgelagert. Wir durchritten sieben Arme des Flusses und traten nun in den schwarzen, flachen, fast jeder Vegetation entbehrenden Sander ein, indem wir an dem Saum des breiten Skeitharar-Jökull entlangritten. Es war ein wundervoller, sonniger Tag, und alle Register dieser auch für Island einzigen Landschaft waren aufgezogen. Unter uns liegen, einförmig und leblos, die rabenschwarzen Stein-, Kies- und Schottermassen des Sanders. Zur Linken begleitet uns die mit vulkanischem Schutt bedeckte Eismasse des Skeitharar-Gletschers, vor uns aber baut sich hoch in der Luft die stolze und glänzende Pracht des Öraefa-Jökulls, des Montblanc Islands auf, mit seinen Trabanten und Gletschern, die wie große glitzernde Schleier an seinen Flanken hängen und zum Sander herunterwallen. Rechts von uns weitet sich das unendliche Meer, und über allem ruht ein tiefblauer, durch leichte Wolken geteilter Himmel, das Ganze ein Bild großartiger Kontraste.

Aber die Fülle der Gegensätze ist hiermit noch nicht erschöpft, denn zu den landschaftlichen treten die geographisch-geologischen hinzu. Zuerst wie ein Gebilde aus der Vorwelt der 27 *km* breite Eiskuchen des Skeitharar-Jökull, der Typus eines Inlandeises; in Natur und Aussehen sicherlich vergleichbar den großen Inlandeismassen, die noch heute durch ihre girlandenförmigen Endmoränen kenntlich, während der Eiszeit einen großen Teil unseres norddeutschen Flachlandes bedeckten. Richtet man den Blick nach vorn, so erscheint ein ganz anderes, ein völlig alpines Bild. Ein Hochgebirge mit Schneedomen, Zacken und Zinnen, mit Felsgraten und dazwischenliegenden Gletschern, die sich von der Höhe des Vatna-Jökull in gewaltigen Eiskaskaden herabsenken und in den Sander, in die Wüste münden. Und unter all dieser Eispracht lauert ein furchtbarer Vulkan, der Öraefa-Jökull, scheinbar unmittelbar aus dem Meere aufsteigend, so daß seine höchste Spitze, der Hvannadalshnukur, mit 2119 *m* sich wie ein großer Märchentraum im Spiegel des nordatlantischen Ozeans abzeichnet.

Zur Zeit ist der Vulkan freilich nur als Ruine sichtbar, denn nur wenige schwarze Spitzen lugen aus der Schneedecke hervor. Aber das unterirdische Feuer, welches seinen Basalt- und Tuffkörper geschaffen, kann, wie schon wiederholt, zuletzt 1727, aus seinem Schlummer erwachen und in kurzer Zeit die ganze alpine Herrlichkeit und mit ihr die wenigen armseligen Höfe hinwegfegen, die sich im Schutze des Gebirges angesiedelt haben. Der ganze Bezirk heißt Öraefi, Wüste, und unser Führer, der uns wiederholt vor der Bereisung dieses Gebietes warnte und sich häufig, der schnelleren Verständigung wegen, der englischen Sprache bediente, nannte es nur immer „the kingdom of the devil", das Königreich des Teufels. Aber trotz alledem liegen hier die großen majestätischen Schaustücke Islands. Freilich werden sie nur wenig von isländischen und ausländischen Reisenden besucht. Die reißenden Ströme, welche in diesem Gebiet an jedem Tage zu durchreiten sind, halten selbst die an strömendes Wasser gewohnten Isländer zurück. Als wir später den Bischof Islands, den obersten Geistlichen der Insel, auf einer Dienstreise im Nordlande trafen, ersuchte er uns um Auskunft über den Zustand der Kirche in Sandfell, da er selbst die Reise dahin nicht wage.

In der Mitte des Sanders machten wir eine Rast für unsere Pferde. In der kleinen Oase leuchteten gerade zu Hunderten die schönen Blüten des Weidenröschens (Epilobium) und breiteten einen rosigen Schimmer über den schwarzen Sander aus. Aber unsere Pferde ließen traurig die Köpfe hängen, denn es gab hier nichts zu fressen für sie. Erst als wir unsere Packkisten öffneten, um zu frühstücken, kamen sie alle munter herangetrabt und steckten ihre dicken Köpfe tief in die Kisten nach Brot. Aber wir hatten keine lange Zeit zur Ruhe, denn spätestens um 5 Uhr nachmittags

mußten wir bei dem heißen Wetter die Skeithara hinter uns haben, die wie alle Gletscherflüsse im Sommer am Spätnachmittag ihren höchsten Wasserstand hat und eine Stunde später an diesem Tage überhaupt nicht mehr zu überschreiten war. In langem Galopp sprengten wir daher über die zweite Hälfte des Sanders. Sorgenden Blickes beobachtete unser Führer dabei einen Teil des Gletscherrandes, von dem die Bauern einen baldigen Ausbruch von Wasser und Eis erwarteten. Deutlich sahen wir eine dreieckige Lücke im Eis, welche im Jahre 1903 durch einen Gletscherlauf entstanden war. Dabei pflegen sich riesige subglaziale Wasserstuben zu entleeren, welche die Stirn des Gletschers zerreißen und Hunderte von Eisbergen und Eisstücken zusammen mit Steinen, Kies und Schottermassen über den Sander herüberschwemmen. Wehe der Karawane, welche in ihren Ausbruchskegel gerät!

Um 4 Uhr nachmittags trafen wir endlich am rechten Ufer der Skeithara ein und begannen sofort mit dem Übergang. Wie ein Pfeil schoß die braune Flut dahin, und das aufspritzende und brausende Wasser verriet, daß mit dem Fluß nicht zu spaßen war. Es war gut, daß wir in dieser Beziehung schon einiges hinter uns hatten, trotzdem wären wir ohne den Lokalführer nicht hinübergekommen. Mit einem langen Sporn am linken Stiefel ausgerüstet, das einzige Mal, daß wir einen isländischen Reiter mit Sporen gesehen haben, ritt er zunächst ganz allein durch das Wasser, um die flachsten Stellen dieses wütenden Gletscherstromes zu ermitteln. Denn mit jedem Tage ändert der Fluß sein Bett und seine Tiefe, alles, auch der Untergrund, ist im Sommer in beständiger Umwandlung begriffen. Es ging nicht ganz ohne Aufregung ab. Nachdem wir vier von den sieben Armen glücklich durchritten, wollte der Führer zu einer Kiesbank im fünften. Aber sein starkes Pferd geriet dort in Schwemmsand und fing an zu sinken. Um es auf der gefährdeten Seite zu entlasten, stellte sich der Führer mit beiden Füßen in einen Steigbügel. Vergeblich! Die Last des schweren Mannes war von dem Pferd in dem halbflüssigen Sande nicht zu tragen. Zwar wehrte es sich verzweifelt, aber es sank immer tiefer in den gefährlichen Grund ein. Im letzten Augenblick sprang der Führer mit einem mächtigen Satz über sein Pferd auf einen festeren Teil der Kiesbank und zog das wackere Tier am Zügel zu sich herauf. Dann kehrte er auf einem anderen Wege zu uns zurück und führte uns glücklich über den Rest des Stromes. 51 Minuten hatten wir zur Durchfurtung des eisigen Wassers gebraucht und wiesen den vortrefflichen, heißen Kaffee nicht zurück, den uns des Führers Frau sofort bei unserer Ankunft in Svinafell anbot. Als die zahlreichen hellblonden Kinder ihrem Vater die langen Wasserstiefel auszogen, welche nicht nur die Beine bedeckten, sondern über die Brust fast bis zu den Schultern reichten und auch hier befestigt waren, da schossen zwei Wasserfälle aus den langen Lederröhren heraus, so daß wir fast einer zweiten Überschwemmung ausgesetzt waren.

Nach kurzer Rast nahmen wir von unserem tapferen Wasserführer Abschied. Wir hatten bis zu unserem nächsten Nachtquartier, Sandfell, noch die zahlreichen Abflüsse des Fall-Jökull zur durchreiten. Aber das war Kinderspiel gegen die Skeithara. Gegen 9 Uhr abends sprang ich endlich aus dem Sattel und fragte den Pfarrer von Sandfell, Jon Sigurdsson, der uns schon lange hatte kommen sehen, ob wir bei ihm zur Nacht bleiben könnten. „Sie können so lange bei uns bleiben, wie es Ihnen gefällt", war die freundliche Antwort. Und niemals sind wir in Island gastfreier und mit größerer Herzlichkeit aufgenommen worden als in diesem evangelischen Pfarrhause. Unsere gütigen Wirte räumten uns sofort zwei Zimmer zu unserer Benutzung ein und verpflegten uns, als sollten wir für alle Entbehrungen der Reise entschädigt werden. Zur Pfründe in Sandfell gehören die zahlreichen Seepapageien (Mormon arctica), die etwa 2 Stunden vom Pfarrhofe entfernt eine mit Gras bewachsene Felsklippe am Meere bevölkern. Schon vor unserer Ankunft sahen wir einen Knecht mit verhängten Zügeln davonpeesen. Spät in der Nacht kam er mit einer ganzen Ladung der schmack-

haften Vögel zurück. Die Isländer essen von ihnen nur die sehr stark entwickelte Brust, den Rest des Vogels verfeuern sie in der Kochmaschine. Als wir nach drei Tagen unser gastliches Quartier verließen, zählte ich auf dem Hofe 50 Seepapageienköpfe, ein Beweis, daß wir hier nicht gerade gehungert hatten.

Kaum hatten wir als Begrüßungsmahlzeit den üblichen Kaffee mit Kuchen eingenommen, so zeigte uns der Pfarrer mit großem Stolz den Kronenorden, den ihm unser Kaiser als Anerkennung für die Rettung von 14 deutschen Seeleuten aus schwerer Not verliehen hatte. Der Fischdampfer „Württemberg" war am 14. Februar 1905 westlich von Ingolfshöfthi, der Südostecke des Skeitharar-Sanders, in schwerem Sturm und Nebel gescheitert. Zwar war es der Besatzung gelungen, sich an den Strand zu retten, aber sie wäre trotzdem, in dem amphibischen Lande naß und ohne Nahrung umherirrend, verloren gewesen, wenn nicht der mutige Pfarrer, durch das eiskalte Wasser der Skeithara reitend, die bereits halb Erfrorenen mit eigener Lebensgefahr in dichtem Schneesturm gesucht und gefunden hätte.

Seine kleine zutrauliche dreijährige Tochter hatte mich besonders in ihr Herz geschlossen. Während der Mahlzeiten stand sie an meiner Seite, und wenn wir ihrer Ansicht nach zu lange bei den Fleischtöpfen Islands saßen, so zupfte sie mich leise von hinten, nahm mich an die Hand und führte mich zu all ihren Lieblingsplätzen in der Oase des Sanders. Dabei plapperte ihr Mundwerk wie eine Wassermühle, und ich blieb ihr keine Antwort schuldig. Keiner von uns beiden konnte die Sprache des andern, und doch ist niemals auch nur das leiseste Mißverständnis zwischen uns eingetreten. Wir sprachen die leicht und auf der ganzen Welt verständliche Sprache des Herzens miteinander.

Nachdem wir am nächsten Morgen nach isländischer Sitte den Kaffee im Bett getrunken hatten, trafen wir unsere Vorbereitungen für die Besteigung der höchsten Spitze Islands, des Hvannadalshnukur, der seinerseits wieder die höchste Erhebung des Öraefa-Jökull ist. Öraefi heißt Wüste, und wie Oasen in der Wüste liegen auch die kleinen Siedlungen Skaptafell, Svinafell, Sandfell, Hof und Knappavellir dieses Wüstengebietes. Vor ihnen der fast unzugängliche Sander und das weite Meer, hinter ihnen das Eis mit subglazialen Vulkanen, zu beiden Seiten zwei nur schwer passierbare Gletscherströme, durch deren einen auch der Pfarrer mit seiner jungen Frau und der drei Monate alten Tochter hatte reiten müssen, als er seine Stellung in Sandfell antrat. Der tägliche Kampf mit den kulturfeindlichen Elementen, mit den eisigen reißenden Gletscherflüssen, den Stein- und Schlammuren aus den Tälern und den Gletscherläufen aus dem Skeitharar-Sander, er bringt hier ein starkes und mutiges Geschlecht heran, das auch körperlich sich von dem gewöhnlichen Typus des isländischen Bauern vorteilhaft unterscheidet. Während dieser leise Züge körperlicher Entartung zeigt, haben wir unter den Bauern in Öraefi nur germanische Prachtgestalten gesehen. Echte Wikinger mit flachsblondem Haar, mit Wangen wie Milch und Blut und großen blauen Kinderaugen. So vereinigen sich in diesem Wüstenbezirk Natur und Mensch zu einem vollen gewaltigen Eindruck. Hier liegen die großen, majestätischen Schaustücke Islands, und hier erst lernt man verstehen, warum die Insel Eisland genannt wird. Wer diesen Teil Islands nicht kennt, der kennt Island nur halb. Wie die Insel Sizilien das Schlußstück Italiens, so der Öraefa-Jökull die Krönung Islands.

Der Öraefa-Jökull ist aber wieder nur der am weitesten nach Süden vorgeschobene, von Basalt und Tuff gestützte Eisschild des Vatna-Jökull, jener Eis- und Schneemasse, auf der die meisten größeren Flüsse Islands und Tausende von kleineren entspringen. Mit seiner Fläche von 8800 km^2 übertrifft er bei weitem die Gletscher der Alpen (3000 km^2) und Norwegens (5000 km^2) und ist seinerseits doch wieder nur ein kleiner Rest einer viel mächtigeren Vergletscherung, welche einst, wie die zahlreich vorhandenen Gletscherschrammen deutlich beweisen, die ganze Insel Island bedeckte.

Da unser Hof Sandfell nur 100 *m* über dem Meeresspiegel liegt, die höchste Spitze des Landes aber 2119 *m*, so hatten wir rund 2000 *m* im Aufstieg zu überwinden und beschlossen, wie bei unseren früheren Besteigungen, das Zelt und zwei Träger dafür mitzunehmen. Zwei junge Männer aus den Höfen von Svinafell im Alter von 20 Jahren fanden sich bereit, mitzugehen. Am 27. Juni, einem Sonntag, mittags 12 Uhr, brachen wir auf. Für unseren Führer war es ein ganz besonderer, bedeutungsvoller Tag. Sollte er ihn doch zum ersten Male auf die höchste Spitze seines Vaterlandes bringen! Am Vormittag hatte ich mit dem Prismenglase bei klarem Wetter die Anstiegsrichtung festgelegt. Wir hielten sie trotz des Regens und Nebels ein, die bei Tage bei allen unseren Bergfahrten unsere unzertrennlichen Begleiter waren. Über die steilen Hänge der aus Basaltströmen aufgebauten Sandfellsheithi stiegen wir zu dem höchsten eisfreien Punkte empor, der auf der dänischen Generalstabskarte mit 1269 *m* bezeichnet ist.

Nach 3 Stunden lichtete sich der Nebel, zu unserer Rechten wurde die immer schmaler werdende Felsrippe von den Eisbrüchen des Kötar-Jökull, zur Linken von einer Zunge des Fall-Jökull flankiert. Beim Steigen fanden wir die ersten Stücke des schönen, glasigen Obsidians, den die Isländer seiner schwarzen Farbe wegen Hrafnasteinn, Rabenstein, nennen, außerdem hellfarbene Liparite und viele Bimssteine und neben diesen ernsten Zeugen des unterirdischen Feuers einige liebliche Kinder Floras, rosig angehauchte Blüten des Eishahnenfußes (Ranunculus glacialis), doppelt erfreulich für das Auge auf diesem sterilen, vulkanischen Untergrunde. Auf einer kleinen Moräne schlugen wir nachmittags 4 Uhr dicht am Eisrande unser Zelt auf.

Aber der glänzende Sonnenschein und der prachtvolle Himmel über uns warfen auch diesmal unsern Plan um, die Nacht im Zelt abzuwarten. Um 7 Uhr abends setzten wir uns wieder in Marsch, auch die beiden Träger, welche dringend baten, sie mitzunehmen. Unser Ziel lag zum Greifen im Nordnordosten vor uns. Wir stiegen den gleichmäßig geböschten Firnhang leicht und stetig in die Höhe, bis große Spalten uns zwangen, unsere Richtung zu ändern. Einige waren so lang, daß ihre Umgehung zu zeitraubend gewesen wäre. Ich benutzte daher einige mächtige Schneehaufen auf ihrem Grunde zu ihrer Querung. Während mein Führer willig folgte, zerrten die beiden Träger das Seil nach rückwärts, da ihnen diese Art der Fortbewegung zu bedenklich schien. Nur die Drohung, sie zurückzuschicken, vermochte ihren Widerstand zu überwinden.

Auf diese Weise erreichten wir in 3 Stunden eine fast ebene Hochfläche von etwa 1800 *m*, überschritten diese und standen nun vor einem vereisten Schneetrapez, dem höchsten Teile Islands, der unseren Standpunkt nur noch um 300 *m* überragte. Mächtige, über 40° geneigte Eiswände, durch lange und tiefe Spalten von uns getrennt, ragten vor uns auf und schienen uns — es war inzwischen 10 Uhr abends geworden — den Zugang zum letzten Bollwerk Islands zu verwehren. Die Schmelzwasser des langen Sonnentages hatten die Wände zu kannelierten Säulen ausmodelliert, und lange glitzernde Eisstalaktiten hingen an ihren Rippen. Schließlich kamen wir, immer noch Klüften und Spalten ausweichend, an die höchste Eisterrasse heran, welche zunächst wieder durch einen tiefen und breiten Riß von uns getrennt, unnahbar erschien. Nach langem Suchen fand sich eine unsichere, nicht ganz vollständige Schneebrücke. Indem ich den Pickel tief in den höher liegenden jenseitigen Hang einstieß, zog ich mich und meine Begleiter hinüber. Nun hatten wir gewonnenes Spiel. Einige kleine Spalten am Rande der Gipfelhöhe waren schnell übersprungen und führten zu einer Eiskalotte, die in Höhe eines vierstöckigen Hauses dem östlichen Gipfelmassiv aufgesetzt ist, aber keinerlei Schwierigkeiten mehr darbot. Um 11 Uhr nachts standen wir auf Islands Spitze. Mit Eis und Schnee vertritt sie den Namen der Insel in würdiger Weise.

4 Jahre später, am 13. Juli 1913, hat Professor A. Heusler den Hvannadalshnukur ebenfalls bestiegen. Er ging den langen Spalten im Süden des jähen Gipfelbaus aus dem Wege und gelangte von der Nordseite auf die Spitze.

Bei völliger Windstille und mäßiger Kälte (— 2° C) hatten wir Muße, den weiten Horizont zu mustern, der nur nach dem Meere zu durch leichte Regenwolken verdeckt war. Wir übersehen einen großen Teil des mächtigen Vatna-Jökull, des größten Eisgebietes Europas. Aus den Scharten des nach Süden vorgeschobenen Öraefa-Jökull senken sich in steilen Eiskaskaden zehn alpine Gletscher in die Tiefe, während seine beiden Flanken im Westen und Osten durch die allmählich zu den Sandern der Küste herabgleitenden Inlandeiskuchen des Skeitharar- und des Breithamerkur-Jökull umsäumt werden.

Im Norden unseres Standpunktes weitete sich das Inlandeis des Vatna-Jökull, ein schildförmiges Eisplateau, in langen, unregelmäßigen Wellen nach Westen, Norden und Osten abfallend, einem Laken vergleichbar, welches der Wind leicht aufgeschüttelt hat. In unserer näheren Umgebung lugen hier und da schwarze Zacken und Rippen heraus, vielleicht die höchsten Spitzen des subglazialen Kraters des Öraefa-Jökull. 150 *km* lang und an unserem Standpunkte etwa 80 *km* breit, ist die gewaltige Eismasse nur an ihrem Südrand durch die mustergültigen Aufnahmen des dänischen Generalstabes genauer bekannt, während wir von den übrigen Teilen bis heute herzlich wenig wissen. Zwar ist eine Durchquerung des Vatna-Jökull schon im Jahre 1875 von dem Engländer W. L. Watts ausgeführt worden, doch hatte dieser während der ganzen Reise mit Schneesturm zu kämpfen, so daß er nur sehr ungenügende Aufklärung über das Innere erlangte. Sein Versuch wurde mit besserem Erfolg im Jahre 1919 von zwei Schweden Wadell und Ygberg wiederholt. Durch das Tal der Djupa erreichten sie den Südrand des Eises und benutzten zur Fortbewegung auf ihm einen Schlitten und drei Pferde. Sie fanden den ganzen westlichen Teil des Vatna-Jökull mit einer 12—15 *cm* dicken Aschenschicht vom Ausbruch der Katla im Jahr vorher bedeckt, so daß es hier unmöglich war, nach Norden vorzudringen. Daher wendeten sie sich nach Osten und fanden im Eise heiße Springquellen, die 1—2 *m* hoch stiegen, ferner einen 120 *m* tiefen Krater, der mit heißem Wasser gefüllt war und in dem Eisbrocken herumschwammen. An einer Stelle senkte sich ein Gletscher 30 *m* hoch in den Krater hinunter. Bei der Weiterreise nach Osten hatten sie Nebel und kamen nur schwierig vorwärts, schließlich wendeten sie sich nach Südosten, zuletzt nach Süden und erreichten nach zehntägiger Wanderung den Heinaberg-Gletscher an der Südostseite des Vatna-Jökull.

Eine volle Stunde verbrachten wir auf der völlig klaren Spitze, die drei Isländer in ganz besonderer Andacht, da von ihren Landsleuten selten jemand hinaufsteigt. Auch von den isländischen und ausländischen Geologen und Naturforschern, die wie schon früher auch in der letzten Zeit häufig die Insel zu Studienzwecken besuchten, hat niemand den höchsten Gipfel der Insel betreten, selbst Thoroddsen nicht, der beste Kenner des Landes. Und doch ist die Aussicht so großartig und selbst für isländische Eindrücke so überwältigend, daß der Islandfahrer die Mühe des Aufstiegs nicht scheuen sollte. Denn zu dem belehrenden und packendem Überblick über den Öraefa-Jökull mit seinen schwarzen Zinnen und Zacken und seinen weißen, glitzernden Gletschern kommt die kontrastreiche Aussicht auf langgestreckte helle Bergzüge aus Liparit zwischen dem Skeitharar-Jökull und dem Skaptafells-Jökull am Westrand des Vatna-Jökull, auf die Schneedome des Myrdals- und Eyjafjalla-Jökull, den Sulutind hinzu, ja fern im Westen konnten wir die schneeigen Spitzen des Snaefells-Jökull (1436 *m*) deutlich erkennen, der seine ganze Umgebung wie ein König überragt.

Beim Abstieg, der kurz nach Mitternacht angetreten wurde, ließen wir uns Zeit, vor allem um photographische Aufnahmen zu machen, für welche der junge, hier früh

anbrechende Tag gerade schon das nötige Licht spendete. Weiter unten gerieten wir wieder in die Nebelregion des Berges; trotzdem glückte vom letzten Abhange aus eine Aufnahme des Skeitharar-Sanders. Die weite öde Sander-Landschaft, die wir nun aus der Vogel-Perspektive wie eine Landkarte ausgebreitet unter uns sahen, erweckte mit ihren zahlreichen wassergefüllten Gletscherströmen völlig den Eindruck einer Landschaft des norddeutschen Flachlandes aus der nordischen Eiszeit. So muß unser Land ausgesehen haben, als die breiten Eiskuchen des Inlandeises ihre ungeheuren Schmelzwasser über, zwischen und unter den Endmoränen über das Vorland ergossen und die breiten, flachen Sandkegel bildeten, die auf den Karten unserer geologischen Landesanstalt als Sande bezeichnet sind (isländisch sandur, Plur. sandar). Bekanntlich hat in der Nacheiszeit der Wind mit dem lockeren Material sein Spiel getrieben und es an vielen Stellen zu Sicheldünen angehäuft, bis es den Bemühungen unserer Forstmänner gelungen ist, fast alle diese fluvioglazialen Bildungen durch Anpflanzung von Kiefernwäldern bodenfest zu machen.

Nach einer Abwesenheit von 23 Stunden kehrten wir herzlich müde gegen Mittag in unseren gastlichen Pfarrhof zurück und traten am nächsten Tage erst am Nachmittage die Weiterreise an. Auf ihr lernten wir auch den zweiten Inlandeisgletscher des Öraefa-Jökull, den Breithamerkur-Jökull, kennen. Mit seinem 20 *km* breiten Rande (Flächenraum etwa 300 km^2) nähert er sich von allen isländischen Gletschern am meisten dem Meere. Sein östlicher Lappen lag damals in der Luftlinie nur 500 *m* von ihm entfernt und nur 12 *m* über dem Meeresspiegel, so daß ein geringes Anschwellen des Gletschers ausreichen würde, ihn ins Meer kalben zu lassen. Als wir an den mit schwarzem vulkanischen Schutt bedeckten Gletscher herankamen, wurde unser Weg durch einen seiner Abflüsse, die Jökullsa, versperrt, einen der gefürchtetsten Gletscherströme Islands. Mit lautem Getöse, etwa 1 *m* hoch wie ein Geiser hochspritzend, stürzt der 200 *m* breite Strom wie ein brüllender Löwe unter dem Eise ohne Bildung eines Gletschertores hervor und schickt seine pfeilschnell dahinschießenden, schmutzigbraunen Fluten in nur 2 *km* langem Laufe ins Meer. Schon seit Jahren wird der Fluß nicht mehr durchritten. Als seine Unfallschronik den 45. Todesfall durch Ertrinken zu verzeichnen hatte, verpflichtete man den Bauern Björn Palsson in Tvisker als Eisführer mit der Weisung, alle Reisenden über den Gletscher zu führen. Auch wir vertrauten uns dem hünenhaften Manne an. Für uns ein Spaziergang, war es eine schwierige Arbeit, unsere 9 Pferde über das Eis zu bringen. Nachdem wir uns eine möglichst niedrige Stelle des Eislappens zum Aufstieg ausgesucht, gelang es mit Hilfe zahlreicher, in das Eis gehauener großer Stufen, die Pferde herauf und in 2 Stunden auch ohne Unfall hinüberzuführen. Wir hatten dabei genügend Zeit, seltsame Bildungen des Gletschers zu beobachten. Seine Oberfläche war mit Tausenden von 2—3 *m* hohen Eiskegeln besetzt, die ihre Entstehung der Bedeckung mit schwarzem Schutt und der Sonnenbestrahlung verdanken.

Um 10 Uhr abends erreichten wir unser Nachtquartier Reynivellir, in schöner Lage am Fuße der Foßtorfutindar. Damit hatten wir das „Königreich des Teufels", die gefürchtete Wüsten- und Eisküste Süd-Islands, glücklich hinter uns und zogen, erfüllt mit unvergeßlichen Eindrücken von der Pracht und Herrlichkeit dieser Landschaft, neuen Zielen und Erlebnissen im Osten der Insel entgegen.

Auf Segantinis Spuren

Eine Wanderfahrt zum Gedächtnis des großen Malers

Von Max Hegele, Stuttgart

Es war in meinem Münchner Sommersemester. Die Nähe der Berge und die Kunst hatten mich in diese Stadt gezogen, mehr als mein Brotstudium. Oft ging ich zur Neuen Pinakothek. Dort im ersten Saal, wo einen gleich an der Tür Adams prächtige Katzenfamilie begrüßte, hingen rechts an der Längswand Segantinis „Pflüger", das Bild meiner Sehnsucht. Ein Himmel von unergründlicher Klarheit leuchtete durchs Glas im goldenen Rahmen. Berge von einfachen Formen lockten, ich roch förmlich den frischen Schollenbruch und glaubte die Pferde sich regen, die blauen Kittel der Bauern, die da in der kühlen und klaren Luft ihr Handwerk treiben, flattern zu sehen. Oft stand ich still vor dem Bild und nie werde ich vergessen, wie ich mit anderen bei einer Führung den Worten des damaligen Konservators Professor Voll lauschte, der es so trefflich verstand, kunsthungrige Laien auf Schönes und Gutes, Schlechtes und Kitsch hinzuweisen. Trotz aller Zergliederung — an den Schatten der Pferde z. B. zeigte er, daß jeder Schatten flach ist — weckte er nicht den Überdruß, der sich des Kindes bemächtigt, wenn es weiß, wie sein Spielzeug inwendig aussieht.

Dann sah ich im nächsten Winter in der Berliner Nationalgalerie die „Trübe Stunde" und die „Rückkehr ins Vaterland". Leuchtende Farben, ragende Berge ...

Es kam der März 1911. Jetzt zog ich zum erstenmal in die Bergwelt Segantinis. Von Spinas an der Albulabahn waren wir selbdritt auf unsern Hölzern zur Jürg-Jenatsch-Hütte im oberen Beverstal gezogen. Von der Cima da Flix, dem Piz Calderas und am schönsten vom Piz d'Err blickten wir über ein Meer von Gipfeln unter einem kristallklaren Himmel. Da und dort glaubte ich einzelne Berggestalten des Meisters zu erkennen. Es war, wie ich jetzt weiß, ein Irrtum. Und als wir dann auf der Fahrt zum Fornogletscher in Maloja Rasttag hielten, sahen wir in Ehrfurcht, wo er zuletzt gewohnt und ich stand im tiefen Schnee am Friedhof, auf den in der winterlichen Klarheit der Engadiner Luft der Lagrev, einer der Berge des Malers, wie ein stummer Zeuge seiner Größe, niederblickte. —

Jahrelang preßten Krieg, Geldnot und Paßsperre einen schier erdrückenden Ring um uns Deutsche. Endlich siegte höhere Einsicht. Die famose 500-Mark-Schranke fiel. Nun konnte ich endlich an die Verwirklichung des Planes gehen, den ich schon lang in mir trug. 25 Jahre waren seit dem Tod Segantinis vergangen. Jetzt wollte ich sehen, wo er gelebt und gemalt hat. Ich wollte wissen, wie seine Berge heißen. In den von seiner Tochter Bianca herausgegebenen Briefen fand ich von ihm darüber nur die eine Bemerkung, als er auf eine Anfrage über die Berge der „Rückkehr ins Vaterland" antwortete: „Die Gebirgskette geht von Norden nach Osten und befindet sich hier bei Maloja[1])." Aus den Büchern, die andere über ihn schrieben, bekam ich auch keine Klarheit; es steht viel Gedankliches drin und manch Unverdauliches über den Sinn seiner Werke.

---

[1]) Diese Worte wie die weiterhin noch angeführten sind aus seinen Schriften und Briefen, herausgegeben von Bianca Segantini, Leipzig 1909.

Die Darstellung Segantinis: Leuchtendes Frühlingsgrün, brütende Sommerhitze auf hoher Weide, goldenes Leuchten über nachtdunkeln Bergen, reiner Winterschnee unter kaltblauem Himmel, drauf Menschen und Tiere, wie sie dort leben, mir ist alles das eine: ein hohes Lied der Berge. — Bergsehnsucht und Segantini sind mir dasselbe. Ich wollte die Schönheit seiner Berge schauen, wie er sie geschaut, ich wollte die Luft der Höhen atmen, die er gemalt, ich wollte fühlen „den wahren Geist des Gebirges in seinem feierlichen Schweigen, seiner ernsten und erhabenen Poesie und dem lächelnden tiefen Frieden, der nur unterbrochen wird von der lieblichen Musik der Alpen, vom fernen Rauschen des Bergbachs bis zum Gelispel des Laubs, vom Gebrüll der Herden bis zum unbestimmten Geläut des auf den grasigen Abhängen weidenden Viehs ...“[1]).

Schwere Regentropfen klatschten ans Wagenfenster, als wir Ende August 1924 durchs schwäbische Oberland südwärts fuhren. Doch auf dem Bodensee blies starker Westwind große blaue Löcher in die Wolken und warm schien die Sonne, als wir in Tiefenkastel der schwarzgelockten Postmaid unsere Reservekoffer nach Stampa im Bergell übergaben. Wie trauervolle Zeugen alter Postkutschenherrlichkeit stehen die Gasthäuser am Weg und sieh' da — oben fährt mit leuchtendem Gelb und Pfeifengezwitscher das Julierauto die Kehren herab aufs Dorf zu. Wir aber beluden uns mit unserer Last — verwünschtes, geliebtes Photographieren — und stiegen frohen Herzens, die Kehren der Julierstraße abschneidend, dem Conterser Stein zu, dem Felsen, der da oben über tief eingerissener Schlucht das Tal sperrt. Oberhalbstein ist daher der Name des Tales. Durch Tunnels und Lawinenschutzbauten führt der Weg, unten poltert die Julia schäumend im holprigen Bett. Jetzt noch einmal der Rückblick zum Lenzerhorn, und vor uns leuchtet durchs Tannendunkel der Arblatsch mit Neuschnee bedeckt im rosigen Abendschein. Darüber ein grünlicher Himmel, für morgen kein günstiges Zeichen. Es weitet sich das Tal. Rechterhand trutzt der mächtige Turm der Burgruine Reams. Dort saß einst als Landvogt der Bündnerheld Benedikt Fontana, der im Schwabenkrieg in der Schlacht an der Calven im Münstertal am 22. Mai 1499 fiel. Nun tauchen ein paar spitzige Kirchtürme auf und bald auch die ersten Häuser von Savognin, in der Dämmerung an die Talflanken geschmiegt. Ein paar Schneehäupter leuchten in der letzten Sonne vom Julier her. Noch kurze Schritte — sie sind verschwunden und wir stehen vor dem Hotel Pianta-Post. Da ließ am 20. Juli 1886 Segantini den Kutscher halten, der ihn und seine Frau über den Julier gebracht hatte. „Halt an, rief er, hier bleibe ich, ich fahre nicht weiter.“

Freundliche Aufnahme; die Deutschen sind nach den letzten mageren Jahren wieder willkommene Gäste. Da ist auch der Herr des Hauses, der alte Pianta; der ist mit schuld, daß Savognin in die Kunstgeschichte gekommen. Er erzählte in mühsamem Deutsch, wie Segantini einzog und bleiben wollte. Nicht einmal das Gefährt, das die beiden brachte, konnte er bezahlen. Aber die Augen des Malers bestimmten Pianta zum Vorschuß für den noch Unbekannten. Zwei volle Jahre blieb nach Piantas Aussage die Familie Segantini in seinem Hause und alle Pferde und Geschirre, die der Maler als Modelle brauchte, wurden vom Hausherrn gestellt. Die Hoffnung, auch nur eine Skizze des Malers zu finden, war eitel. Nichts ist da. Und Herr Pianta hat sich sogar eine große Gelegenheit entgehen lassen. Segantini bot ihm an, ihn in Lebensgröße zu malen, aber er schlug es aus, Segantini solle zunächst malen, um zu verdienen, denn am Geld habe es damals immer etwas gefehlt. Schade, daß wir also kein Bildnis Piantas überkommen haben. Hier in Savognin hätten wir's allerdings

[1]) Aus Segantinis Aufruf an die Engadiner zur Unterstützung des geplanten Panoramas.

kaum sehen können, denn Pianta bedauerte seinen dem Meister erteilten Rat, durch den er sich um ein schönes Vermögen gebracht habe.

Der nächste Morgen brachte strahlende Sonne, aber rasch krochen die ersten Nebel heran und als wir uns das erste Schweizer Frühstück einverleibt hatten, war's wieder grau in grau. Wir wollten zur Alp Tusagn auf der rechten Talflanke. Neben der Kirche geht der Weg in die Höhe, gegenüber der prachtvoll geschnitzten Tür des Hauses Peterelli, das man auf dem Bild „Strickendes Mädchen" an dem hübschen Turm auf der Breitseite des Hauses erkennt. Durch prächtigen Lärchenwald steigt der Weg im Zickzack. Es nebelt und rieselt sachte auf uns herunter; große Parasolpilze am Wegrand grinsen uns an, was für Narren wir sind, bei solchem Wetter da heraufzusteigen. Als wir aus dem Wald treten, gucken dunkle Hütten und Ställe trüb durchs Grau zu uns herunter. In einem zugigen Loch stehen wir unter und hoffen auf die Sonne; wir meinten, in Segantinis Land muß auch im Sommer 1924 immerdar die Sonne scheinen. Das soll also die Alp sein, wo so manches Bild entstand! Alles geschlossen, kein Mensch, kein Vieh, nichts rührt sich, nur rinnende Tropfen klatschen vom Dachrand. Ich patsche durch tiefen Schmutz um die paar Baulichkeiten, nirgends eine Tafel oder Inschrift. Endlich machen die Nebelfrauen einen schämigen Hopser und da sehen wir ein paar Schritte weiter nochmal Hütten. Meine Frau wird keck, geht drauf los und sieh' da, sie hat das Gesuchte gefunden. Wieder ein Maiensäße, links ein winziges Häuslein zum Wohnen, daneben ein paar Stadel. Eine Inschrift zeigt uns, daß wir am rechten Ort sind und andächtig lesen wir auf dem weißen Kalk mit blauen Buchstaben geschrieben Försters stimmungsvolle Worte:

„Was vergangen, kehrt nicht wieder;
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück!"

Auch hier alles still und leer. Und da sollen wir davor stehenbleiben? Das kann nicht sein und richtig — an der Hinterwand des Häuschens ist ein winzig kleiner Fensterladen nur angelehnt. Da wird nun, die Laterne in der Hand voraus, mit viel List und Tücke, Schieben und Geschobenwerden das sterbliche Gehäuse meiner schönheitsdurstigen Seele durchgezwängt, mir nach die andern. Es krachen die Bodenbretter des Vorraums und wir stehen in einem jammervoll kleinen Gemach. Fenster und Läden auf und sieh', wie ein freundliches Vorzeichen leuchtet eben der Piz Curver übers Tal herüber: der Berg der Savogniner Zeit Segantinis. Meine Haare berühren die Stubendecke, wir vier können uns kaum umdrehen, so eng ist's hier. Und in diesem Häuslein hat die Familie Segantini zwei Winter gelebt, von hier zog er hinauf zu den kleinen Seen unter den Wänden des Piz Michel. Das Schlafgemach ist noch kleiner und eine leere Bettlade träumt von dem berühmten Schläfer. Rasch eine Aufnahme, Ordnung geschaffen und auf dem gleichen Weg wieder hinaus. Es regnet nicht mehr und während ich mit meinem Kasten die Burg von außen belagere, sitzt meine bessere Hälfte mit ihrer Freundin Gretl Hoch und meinem alten Berggenossen Dr. Groz vergnügt auf dem Dachfirst.

Dann geht's weiter, über die Alp Nasegl. Groz will sich für morgen den Einstieg zum Piz Michel besehen, wir andern halten südwärts zum Bleis Ota (2467 *m*). Dort hoffen wir auf umfassende Sicht. Heller wird's, nach Westen gibt's manchen Gipfel zu sehen. Da ist wieder der Curver mit seinen Rinnen voll Schnee und rechts von ihm der Piz Toissa, beide wohlbekannt als Hintergrund der Bilder „Pflüger — Kühe im Joch — Mittagsweide — Die schlechten Mütter". Und weiter zur Linken alle die Gipfel zwischen dem Oberhalbstein und dem Aversertal. Das sind die Berge der „Sommerweide", die Segantini noch weiter oben an den Lajets da Tigiel, den Hochseen unter dem Piz Michel, gemalt hat, das Bild mit dem müden Hirten und

den geschorenen Schafen unter dem drückend heißen dunstblauen Sommerhimmel. Gegen Osten, dem Err zu, verhüllten Wolken fast jede Sicht und weil nun auch noch vom Curver her ein Wetter heranpolterte, gaben wir's auf. Unheimlich schnell und schwarz zog's herüber. Rasch hinab nach Tusagn war die Losung. Eine Wegspur führte auf dichtes Gestrüpp zu. Es waren bei näherer Besichtigung Erlensträucher und — potz Wunder in dieser Höhe von rund 2000 Metern! massenhaft Johannisbeerbüsche mit viel roten Beeren. Jetzt ging's aber los; es goß, stürmte, blitzte und donnerte, was das Zeug hielt. Naß werden wir nun schon, warum also nicht noch Beeren zupfen! Aber aus denen hätt's auch mit viel Zucker kein gescheites Gesälz gegeben, so groß waren die Kerne und so sauer das bißchen Saft. Um eine Wegbiegung kam ein Heustadel in Sicht, ich kletterte mit meiner Frau hinein ins duftende Heu. Wir deckten uns schön zu, machten ein Schläflein und als mir dann die Tropfen vom löcherigen Dach nicht mehr auf die Nasenspitze fielen, beschlossen wir fast ungern den Aufbruch. Auf Tusagn trafen wir die andern und bei warmer Abendsonne schritten wir froh des Erlebten in den Sonntagsfrieden des dampfenden Tals hinab. Bei Pianta gab's kühles Eis zum feurigen Veltliner und hernach verschiedene Kanti des Savogniner Gesangvereins in der rhätoladinischen Muttersprache und in hartem Schweizerdeutsch.

Am Montag morgen zeigte sich's, daß es mit dem Piz Michel nichts sein wird. Schon wieder krochen die Nebel über den Curver herein. So beschlossen wir weiter zu ziehen. Doch vorher suchten wir am Ortsausgang talaufwärts die Stelle, an der die „Pflüger" entstanden. Kreuz und quer zogen wir durch nasse Wiesen und über steinige Äcker und da standen wir wohl auf dem Stück Erde, das die Staffelei getragen. Grau und trüb vor uns die Landschaft, weit gedehnt Savognin, dahinter der Curver und der Toissa, um die die Nebelschwaden krochen. Um so leuchtender im Geist vor mir das Bild in seiner Münchner Heimat: ich sah wieder die blauen Kittel vom Piantas Knechten im klaren Morgenlicht leuchten, ich hörte das Rossepaar stampfen und die Pflugschar durch den Boden knirschen, der Duft vom regenschweren Gras ward mir zum Geruch der frisch gebrochenen Scholle und — Seele schwinge dich auf —

„Allüberall ist Firnelicht,
Das große stille Leuchten".

Beim letzten Bummel durchs Dorf gab's noch einen glücklichen Zufall. Da sah ich einen ehrwürdigen Greis, gar patriarchalisch anzuschauen mit dem Käpplein auf dem Haupt und der Pfeife im weißumbärteten Mund. Der hat sicher Segantini gekannt. „Das will ich meinen", begann er freundlich uns Rede zu stehen. Es war der frühere Gemeindepräsident Platz, aus dessen Mund jetzt das hohe Lob der Kunst Segantinis quoll, denn ihm gehört die Alp dort unterm Curver, wo seine Kühe gemalt sind. Er meinte das schöne Bild „Kühe im Joch". Köstlich war's, wie Platz vom Malen des Meisters erzählte, wie seine junge, schöne, blonde Frau ihrem Mann bei der Arbeit habe vorlesen müssen, um ihn zu konzentrieren und — immer wieder die lieben Kühe — das linke Ohr der schwarzen Kuh sei mit dem Büschel Haar drüber genau so gemalt, wie es war, überhaupt, man habe geradezu ihren Geist erkennen können. Guter Alter, wir lachten über dich! Aber als ich dann zwei Wochen später das Bild selbst sehen konnte, bat ich dem Besitzer der Kühe im stillen ab. Wenn ich auch die Einzelheiten des linken Ohrs der schwarzen Kuh zur Linken nicht beurteilen konnte, wie ihr einstiger Herr, so war ich doch ergriffen von dem seelenvollen Ausdruck des linken Auges, das zum Beschauer blickt und ich wußte jetzt, warum Segantini dieses Tier gemalt hat. —

Talauf ging's nun dem Septimer zu. Viel Wasser unten und von oben. Grollender Donner, dann und wann ein sachter Sonnenstrahl würzte den Weg. Bei Ap-

penzeller Sennen, die eine Herde von Hotelkühen betreuten, gab's herrliche Milch und in Mühlen bestaunten wir das Handwerk einer Pfannenflickerfamilie, die am Wegrand auf glimmendem Feuer in einen rußigen Kessel ein blinkendes Zinnkleid zauberte. Kalt und klar war der Abend, als wir in Bivio einzogen, nur auf die Juliergegend war eine schwere Wolkenmasse gepackt. Auch hier winkte ein Gasthof zur Post. Ob ich da wohl das Bett erwische, in dem Herr Heinrich Waaser, wohlbestallter Stadtschreiber von Zürich, genächtigt, bevor er zu seinem Freund Jürg Jenatsch über den Julier zog? Ich weiß nicht, der Postwirt hat es mir nicht verraten, als ich ihn auf der Bank vor dem Haus über Bivio ausfragte. Er rechnete mir vor, wieviel Heu von hier hinauswandert, wieviel Rahm und Vieh ins Engadin hinüberkommt und überhaupt, es geht alles so gut, daß das Wort Unterstützung hier nicht im Diktionär stehe. Frühmorgens neue Klänge, ein Tuten wie vom Nachtwächter in den Meistersingern vor Hans Sachsens Haus. 's ist der Geißbub, der seine Ziegen sammelt. Mit freudigem Gemecker und hellem Geklingel springen sie aus ihren Ställen, ihrem amico zu, der sie den Tag über betreut. Anderthalb Franken bekommt der junge Bergamasker im Sommer für jedes Tier, dazu zwei Paar Stiefel und alle acht Tage von einem andern Bauern das Essen — höchstwahrscheinlich immer dasselbe und dafür treibt er ihre Ziegen auf die Weide, bis der Schnee kommt. Rasch sind sie um eine Ecke verschwunden und bald zieht auch unsere Schar dem Septimer zu.

Es war ein prächtiger Herbstmorgen. Perlen blitzten am kurzen Gras und aus den einsamen Steinhäusern, die ihre Mauern nach all dem trostlosen Geregne der letzten Tage sonnten, stiegen dünne Räuchlein vom morgendlichen Kaffeefeuer in die klare Luft. Hinter den Steinen lag noch Reif, aber auf unsern Nacken brannte schon heiß die Sonne. So ging's höher. Am Michel dort hinten hingen weiße Wolkenfahnen, vor uns über der Paßhöhe blaute der Himmel. Bald war sie erreicht.

„Hoch am Septimer, dem Kaiserpasse —
Denn die Kaiser pflegten nach Italien
Über dieses Bergesjoch zu reiten —
Hielt ich unter steilen Sonnenstrahlen
Mittagsrast —".

Wie Conrad Ferdinand Meyer machten's auch wir und lagerten uns im Anblick einer großartigen Bergwelt. Über die Anhöhe zur Linken blitzt wie ein Steinmann aus Kristall die Cima di Largo im Neuschnee herüber. Vom Castello wallt in fleckenloser Reinheit der Gletschermantel ins Albignatal. Dann steigt der mächtige Monte di Zocca mit grobem Grat zur Scioragruppe hinan. Und zum Abschluß nach rechts — wunderbar — die gewaltigen Bondascaberge! Erst nach langer Schau ging's an den Abstieg; der Tag war doch schon recht kurz und nach Stampa im Bergell noch eine tüchtige Strecke. Nach einem kurzen Abstecher an den Hängen zum Forcellinahorn hinauf schritten wir den Paßweg hinab. Schon Römerheere zogen ihn, aber die grausigen Quader, mit denen er gepflastert ist, stammen aus dem 14. Jahrhundert. Da ließ der Bischof Johannes II. von Chur durch seinen Sachwalter im Bergell, Jakob von Castelmur, ein fahrbare Straße über den Septimer legen, um den Warendurchgang durch das Land zu sichern. Konkurrenzkämpfe zwischen den Herren der Alpenpässe waren ja schon lebhaft im Gang. Es müssen feste Räder gewesen sein, die über dieses Pflaster holperten und für empfindsame Gemüter im Karren empfahl sich ein stattlicher Heusack. — Steil ging's hinab, zuletzt zum Glück ohne Pflaster, ins Marozzotal, wo das Bergellgewässer, die Maira, vom Gletscherhorn her ihr Wasser bringt. Und dann beginnt wieder die mittelalterliche Qual, unterbrochen durch eine Rast im Angesicht der Berge zwischen Albigna und Fornogletscher. Da wallen die Wolken um hohe Throne und unten im Bergell ziehen die Autos ihren staubigen Weg. Der blieb

uns schließlich auch nicht erspart. Wacker schimpfend zogen wir fürbaß und schnitten ab, wo wir konnten. Aber in den Kehren ob Vicosoprano holte uns eine Ziegenherde auf dem Rückweg in die heimischen Ställe ein und ließ uns ihren greulichen Gestank noch lang in den Nasen, zudem gab's hier auf dem alten Weg wieder unbequem glatte Erinnerungen an bischöfliche Handelsbedürfnisse. Weit noch zog sich der Weg durchs dämmernde Tal. Staub auf der Landstraße, immer greulichere Steine in den winkligen Gassen der Orte, die wir durchzogen, aber es kam der Abend und wir waren in Stampa.

Auf gut Glück hatten wir das Albergo Piz Duan zum Standort erkoren. Die vielen Blumen im Garten ließen auf freundliche Menschen schließen und das sind sie auch, die Giacometti. Diensteifrig brachte Anni, die älteste Filia hospitalis, unsere Habe in luftige saubere Zimmer und in der gewölbten Küche begann die Hausfrau ein emsiges Schalten. Das Ergebnis stand bald auf dem Tisch der gemütlichen holzgetäferten Stube, in der uns gleich Bilder von Künstlerhand auffielen. In einem kleinen Wandschrank war auch die kleine Bücherei der Subsektion Bregaglia des Schweizer Alpenklubs. Also war für Regentage gesorgt. Die Bilder waren, wie uns Anni verriet, von ihrem Onkel Giovanni Giacometti gemalt. Tags drauf kam noch mehr zum Vorschein. Da waren wir nun ganz durch Zufall in ein Haus eingefallen, das einem der bekanntesten Schweizer Maler die Heimat ist und das auch Segantini häufig aufsuchte. Giacometti hat mit ihm zusammengearbeitet. Er hat auch den toten Meister gemalt, als er in der Kirche von Maloja aufgebahrt lag. Im Winter wohnt der Maler drüben über der Straße in dem netten braunen Holzhaus, wo jetzt die Läden geschlossen sind, aber die Blumen, die über den Gartenzaun den Wanderer so freundlich grüßen, zeugen von der Pflege der Nichte. Jetzt sömmert er noch droben in Maloja in seinem Bündnerhaus. Unser Herbergsvater mußte natürlich von Segantini berichten, wie er auf dem Weg nach Soglio einkehrte. Bergsteiger war er ja keiner, das hatten wir schon in Savognin gehört, aber ulkig war's, wie unser Wirt es begründete. Segantini habe einmal auf den Lunghino gewollt und dazu habe er ihm Asti besorgen müssen, der dann natürlich in der Sommerhitze schon vorzeitig verknallte. Und Giacometti, der Wirt, kann sich auch noch den Fuchsen denken, der auf der „Rückkehr ins Vaterland" den Wagen mit dem Sarg zieht, in dem der tote Schuster liegt, der in Stampa gelebt und gewerkt hat.

So gab's in Stampa immer wieder was Neues und waren's auch nur die Insassen des Postautos, die die Deutschen begucken, die sich vor dem Albergo herumtrieben. Alte malerische Winkel, Bündnerhäuser mit tiefen Fenstern, weiten Fluren und Gängen, herrliche Lärchenwälder am Hang hinauf und unter der Brücke die schäumende Maira. Morgens wieder ein Amico, wie er sich seine Ziegen zusammentutet und inmitten seiner duftenden Schar zum Fensterladen hinauflugt, hinter dem im Gewand der Nacht Signora tedesca auf dieses allmorgendliche Schauspiel herunterspickt. Abends Volksversammlung vor der Herberg. Und um Wichtiges nicht zu vergessen: der Wein war gut und gut waren die Hühnchen und die Maultaschen in der Tomatensoß und was uns Mutter Giacometti sonst noch herzauberte.

Soglio galt unser erster Gang. Das liegt am rechten Talhang 300 *m* über Promontogno. Von da windet sich ein bequemes Fahrweglein durch herrlichen Kastanienwald hinauf.

Du aber, o Bergfreund und Segantiniverehrer, begleite mich am Albergo Duan rechts ab über die Brücke. Sanft geht's wenige Meter hinauf nach Coltura, dem alten Nest auf behaglichem Wiesenplan. An dem verschlafenen Backsteinschloß der Familie Castelmur, an der protestantischen Kirche San Pietro auf hohem Felssockel vorbei führt der Weg eine gute Stunde lang fast eben weiter durch Wiesen und Erlengebüsch, über Brücklein und durch kleine Schluchten. Unten zieht die Maira hinab und

die staubige Straße und drüben über den lärchenbewaldeten Rücken blitzt der Firn gar gewaltiger Berge: die Riesen ums Bondascatal. Jetzt biegt der Weg plötzlich scharf links ab, über Fels und Treppen geht's hinauf zu einem Vorsprung. Herrliche Schau tut sich auf: Cengalo und Badile ragen urmächtig, unten die Häuslein von Bondo und Promontogno und dort, so winzig, Kirche und Wartturm von Castelmur auf der Klippe, die Nord- und Südland scheidet. Ungern ziehen wir weiter am grasigen Hang. Nun öffnet sich der Blick aufs untere Bergell, das sich grün schimmernd hinabzieht. Weit vor uns sperren die Berge zwischen Splügen und Bernhardinstraße das Tal. Dort unten im graublauen Dunst liegt Chiavenna. Weiter nach rechts um einen grünen Hügel, da verhält's uns den Fuß: Soglio.

Soglio è la soglia del paradiso. Das hat Segantini gesagt, es sei die Schwelle des Paradieses. In der Tat. Es ist ein kleines Wunder, wie es da an die Halde sich schmiegt mit seinen Steinhäusern und braunen Ställen, mit den Nußbäumen und dem schlanken weißen Kirchturm am Rande der schmalen Ebene. — Und wo wir herkamen, der Blick zum Bondascatal. Jetzt liegt es hinter dem grünen Hügel, um den wir eben gekommen. Den kenn ich doch! Hinter seiner sanften Kammlinie, erdrückend und mächtig die Sciora mit ihren granitnen Zinnen, Zacken und Wänden und ihrem hängenden Eis. Wie oft sah ich dies Bild!

Hier ist kunstgeweihter Boden. Wir stehen vor der Landschaft des ersten Bildes des Triptychons „Die Natur", vor dem „Werden".

Ich frage eine alte Bäurin, die mit einem riesigen Tragkorb auf dem Rücken den Hang sich hinaufmüht, nach Segantini. Auch sie hat ihn gekannt und sie zeigt uns an der letzten Hütte den Platz, wo die Staffelei stand.

Da liegt also vor uns der Hügel, von dem herab auf dem Gemälde die Frauen schreiten mit der Last auf dem Rücken. Und dort an seinem Fuß nach links hinaus zieht auf dem Bild das Vieh in die Ställe. Nußbäume stehen verstreut, nicht Lärchen, wie sie Segantini hierher gesetzt hat. Der kleine Teich auf dem Bild fehlt in der Landschaft, aber da schieben sich wieder die lärchenbestandenen Riegel von links und rechts vors Bondascatal, wie Wächter vors Heiligtum. Und dahinter eine monumentale Kette: vom Gallo zum Badile, in der Mitte alles beherrschend die Zackenkrone der Sciora. — Dort auf dem Bild der grünblaue Abendhimmel, kupfrig besonnt die Berge, schattige Dämmerung über dem Tal — jetzt Septembernachmittagssonne über der gewaltig strengen Landschaft; Schatten und Lichter huschen dahin, durchs Himmelsblau fegen die Wolken — so und so ein Erlebnis. Und dem gleichen gilt wohl auch Christian Morgensterns Dichtung

Segantini

„Dein in den Alpen denk ich oft, verwandtes Aug,
Wenn die granitnen Wänd' mich überwältigen ...
Vor einer aber stand ich immer wieder still
Und taufte ihr erhabnes, strenges Bild auf dich:
Wenn über blauen Dämmerungen sie den Fels,
Den von Jahrtausenden zergrabnen, goldrotbraun
Im kühlen Höhenklar des Abends badete, —
Ein Urwort der Natur, ein trotziger Riesentraum ...
Und dein da dacht ich stets, voll Neid und Sehnsucht dein[1])."

Nun zogen wir durchs enge Gewinkel des Bergnests bis zum Rand der Terrasse. Dort legten wir uns in der prallen Sonne auf duftendes Heu und ließen uns die

[1]) Aus Christian Morgenstern, Ein Kranz. Verlag R. Piper & Co., München.

Schätze unserer Herbergsmutter schmecken. Von unten glänzten die sattgrünen Wipfel der herrlichen Kastanienwälder herauf und übers Dorf weg sahen wir wieder ins weit geöffnete Bondascatal. Muntere Wechselrede mit einem Schweizer Zöllner gab Kunde von seinem Dienst, von Land und von Leuten. An freien Tagen ist er Bergführer. Schließlich trennten wir uns. Wir wollten zurück nach Soglio ins Schloß der Familie Salis. In einem Flügel des großen Baus ist ein Gasthaus, die Pension Willy. Dort saßen wir in der alten weitbogigen Halle beim Kaffee. Auch hier freundliche Wirtsleute und Erinnerungen an Segantini. Das Innere ist mit allem Drum und Dran alter Ritterherrlichkeit ausgestattet. Weite hohe Hallen und Treppen mit Lanzen, Hellebarden und derlei Kriegsgerät als Wandschmuck. Im Lesezimmer hängt eine kleine Photographie der Familie Segantini beim lustigen Mahl in der Post in Maloja, der „Casa Torriani" mit eigenhändiger Widmung des Malers und eine große Reproduktion des „Werden", gestiftet von seiner Witwe. Zum Fenster hinaus hat man über die Dächer hinweg wieder den Blick auf die Landschaft des Bildes. Im verwilderten Garten hinter dem Haus geruhsame englische Sommergäste mit ältlichen Misses. Da gehen wir wieder, auf dem gleichen Weg, den wir gekommen. Vor uns ziehen noch die Wolken über die Sciora, die Schatten strecken sich und warmes Gelb legt sich abendlich über die Landschaft. Wir schreiten jetzt statt um den Vordergrund-Rücken des „Werden" nach rechts herum hinauf zwischen ihm und dem Berghang und blicken zurück. Da breitet sich vor uns die Landschaft des Bilds „Neuer Frühling". —

Ich schließe die Augen und ich sehe im Geist Baba, Magd und Modell Segantinis, mit den Rossen am Zügel, den Brunnen im Frühjahrswind plätschern und zur Rechten den Hund, den schwarzweiß zottigen Wächter, wie er nach frohem Gebell die rote Zunge heraushängt. Drüber ein Himmel, hellblau und klar „der Berge würdig, die unter ihm stehen". Jetzt aber ziehen Wolken aus Westen, von der scheidenden Sonne feurig umrändert. Soglio liegt im zartgrauen Schatten. Links dort ist das felsige Horn wie auf dem Bilde und da sind wieder die Gipfel zwischen Chiavenna und dem Misox und dort zur Rechten zieht es hinauf zum Gallegione. — Wie brennend gern möcht ich das Original des Bildes sehen. Im Buntdruck der Münchner Photogr. Union habe ich es mir damals gekauft mit dem letzten Geld, das ich von unserer Märzfahrt vor Jahren aus dem Land Segantinis zurückbrachte; seither hängt es bei mir zu Haus. Das Bild selbst hat Segantini für die Galerie Stern in San Franzisko gemalt und im Frühjahr 1898 verließ es Europa für immer. Er schreibt in seinen Briefen darüber, er hoffe sogar das Pflügen zu übertreffen und nach der Vollendung: „ich zögere nicht, es als das bestgelungene aller meiner bisherigen Arbeiten anzusehen ... was die farbige Erscheinung der Dinge im Raum, was ihr Verhältnis zu Licht und Luft, die großen linearen Massen und das kleinste Detail anlangt, glaube ich, daß es in dieser Beziehung weitaus höher steht, als alle andern von mir bis jetzt ausgeführten Bilder ..."

Wir wandern weiter, schier erdrückt vom Geschauten. Menschliche Rede verstummt, der Bergwind rauscht in den Blättern sein altes Lied. Das Tal liegt im Schatten, vom Badile ist die Sonne gewichen. So geht's nach Stampa zurück, vom gewaltigen Erlebnis zur Ruhe des Abends. Morgen wollen wir bergwärts. —

Der Sommer 1924 hatte manchen Plan zuschanden werden lassen. Im Juni und Juli war's noch günstig, aber dann kam der viele Neuschnee. Jetzt Anfang September lag Schnee wie sonst im Mai. So schied in der Bondascagruppe für uns das meiste aus. Wir hofften aber, daß die vergangenen schönen Tage den Bondascagletscher immerhin so weit in Ordnung gebracht hatten, daß wir die Cima della Bondasca versuchen könnten. Von Soglio aus glaubten wir sie hinter dem höchsten Punkt des Bondascagletschers aufragen zu sehen. Sie mußte, so dachten wir, einen

guten Überblick über Albigna und Bondascagebiet, auch nach Süden und vielleicht zur Disgrazia geben. Auf den Gletscher, dessen starke Zerschründung wir von unten schon sahen, waren wir freilich gespannt. So zogen wir eines Morgens auf der Landstraße talabwärts, mit Proviant für drei Tage versehen. Die Chamäleonhosen des Wettermännleins im Albergo Duan waren ultraviolett, es mußte also nach der Gebrauchsanweisung bestimmt schön werden. Als wir aber um den alten Wartturm herum nach Promontogno einbogen und unsere Bergnägel wieder einmal auf lieblichen Pflastersteinen knirschten — Katzenköpfe nennt man die Dinger in meiner schwäbischen Heimat — drang die Sonne nur noch matt durch den inzwischen bleigrau umzogenen Himmel. Das fing ja schön an. Das ist die Stimmung, die der Photograph so haßt, weil's keine Schatten gibt. Und ich dachte an Lammer und sein Erlebnis auf dem unteren Ortlerferner. Der zog auch bei solch ungemütlich drückendem Himmel los und fiel dann in eine Spalte. Bei den Grotti von Bondo, wo im kühlen Felsen kastanienumschattet der Sassella heranreift, war Abschied von unseren Damen. An einer prächtigen alten Sägemühle mit offenem Rad ging's bergan, bald nahm uns Wald auf. Schwer rannen die Tropfen von der Stirn, so drückte der Rucksack. Plötzlich steht wieder die Sciora vor uns und rechterhand stürzt der Badile in prallen Wänden herab, diesig und schattenlos. Unlustig ging's weiter. An der Alp Laretto ein Amico, der die Stimmung auch nicht erhöht, als er malo Wetter verhieß. Drum im trockenen Bachgeröll den Rucksack herunter, die Schultern gereckt und gedehnt und den Proviantsack heraus. Wir wollten wenigstens nicht allzuviel umsonst hinaufschleppen. Schön duftete das Weißbrot mit seinen großen Löchern, bald wird's strohtrocken sein, doch Schwarzbrot war nicht zu haben. Wie eigenartig ist doch dies Bündnerfleisch und der süßliche Geschmack der Salami vom Stamme der Rosse! Tiefgründig schien noch die Flasche mit dem angesäuerten Tee. Nach gründlicher Labung brachen wir auf. Bis hierher war's recht bequem und gemächlich gewesen, nun ging's plötzlich schon elend steil über hohe Stufen hinauf. Aber da fiel uns am Weg reicher Lohn zu: dicke schwarzblaue Heidelbeeren und glänzend rote Preiselbeeren wanderten Handvoll für Handvoll hinter die Zähne. Dabei brauchten wir uns nicht einmal zu bücken, so schön hingen sie da. Und es eilte ja nicht. Dann kam die Alp Navaredro mit ihren dürftigen Steinhütten. Prächtige Schafe blökten uns an. Sie waren bald auch ohne Salz so zutraulich, daß ich die Hand in ihr üppiges zartweißes Fell versenken konnte und nachdem ich ihnen dann meine kleine Filmkamera als ungefährlich unter die Nasen gehalten hatte, bildete ein halbes Dutzend der Tiere ein liebliches Halbrund um mich und ließ sich knipsen. Mancher Berichterstatter mag mit der Aufnahme illustrer Köpfe auf einer Freitreppe mehr Schererei haben, als ich es mit diesen Schafen da hatte. — Nun noch einen letzten Stich hinauf und wir konnten vor der festen Tür der Sciorahütte unsere gedrückten Schultern erleichtern. Sie gehört der Sektion Hoher Rohn des Schweizer Alpenklubs und liegt 2151 *m* hoch auf einem Granittrümmerfeld unter den Wänden der Sciora, ein echtes Bergsteigerheim. Die Einrichtung fand ich vorbildlich. Vor den Einbrüchen italienischer Schmuggler soll feste Vergitterung schützen. Den Schlüssel hatten wir von Giacometti in Stampa bekommen.

Das Wetter wurde besser. Im Westen zeigten sich lichte Streifen. So gingen wir frohgemut an die saure Arbeit des Holzmachens und richteten alles für den kommenden Tag. Schließlich brodelte die Suppe, sanft klapperten die Teller, mild duftete der Tee und dann legten sich aus unseren Pfeifen die blauen Schwaden um die brennende Kerze. Wir studierten das Hüttenbuch, drin so manch kühne Bergfahrt. Da, im Juli 1923 die Überschreitung aller 4 Spitzen der Sciora und ein paar Tage darauf die erste Erkletterung der Nordkante des Badile durch Walter Risch und Alfred Zürcher. Davon steht in der Zeitschrift des Schweizer Alpenklubs, Heft 1 von 1925, zu lesen und man mag sich ein Beispiel dran nehmen, daß Zürcher zehn Monate lang

Blick vom Schafberg gegen den Piz Julier. Rechts oben das Sterbehaus Segantinis. Unten St. Moritz.

Das Dreigestirn Bernina—Scerscen—Roseg von der Fuorcla Surlej.

Die Sciora von Soglio aus. Die Landschaft des „Werden".

Die Landschaft der „Frühlingsweide" bei Maloja.

das Rauchen und drei Monate lang den Alkohol ließ, auch täglich zweimal turnte, um diese Kante machen zu können.

Dumpfer Geschützdonner von irgendeiner Grenzübung dröhnte dumpf herüber, als wir uns ins Stroh legten, üppig von weichen Decken umgeben. Ich schlief recht gut, wenn auch nicht lang und um 6½ Uhr verließen wir bei klarem Himmel die Hütte. Zunächst ging's über Blockwerk südlich zu Punkt 2399 der Siegfriedkarte, von wo wir den Gletscher übersehen konnten. Riesige Spalten bis hoch hinauf. Wir betraten ihn am rechten Ufer. Der Firn war noch hart, aber die Sonne, die über den Gemelli niedrig schwebende Wolken zart rosig beschien, wird den Schnee bald ändern. Wir hätten früher los sollen. Bald kamen wir an die Spalten; über luftige Brücken, auf schmalen Trennungswänden ging's am doppelten Seil stetig hinan, immer dicht unter der Sciora. Von den Gemelli krachte Steinschlag herunter und bald kamen wir in die Sonne. Rasch war der Schnee erweicht und heiß glühte es von oben, als wir nahe dem Westufer des Gletschers auf hartem Lawinenschnee sitzend frühstückten. Dann lenkten uns die Spalten wieder ostwärts hinüber in der Richtung auf die Sciora di dentro. Immer tiefer sanken wir ein, unaufhörlich knatterten hinter uns die Steine von den Gemelli, aber schließlich standen wir doch um 1½ Uhr am Schneesattel zwischen den beiden Gipfeln der Cima della Bondasca (3293 *m*). Von den 7 Stunden Aufstieg waren's immerhin viere Schneetreten und soviel rechnet man sonst von der Hütte bis ganz hinauf. Wir packten gleich den östlichen Gipfel an, den wir in zwanzig Minuten vollends über Schnee und nach einer nur kurzen aber netten Kletterei über Granit erreichten. Auf dem Gipfel war des Bleibens nicht lange, so spitzt sich der oberste Block zu. Er wird wohl nicht oft besucht und von einer früheren Besteigung gab nur eine Karte von Walter Risch vom Juli 1924 Kunde. Sie steckte in einer Flasche und Papiermangels halber schrieben wir auch unsere Namen darauf. Dann ging's hinab zum Sattel zwischen den Gipfeln. Über den Cengalo fegten Nebel herein und aus dem Mellotal im Süden stiegen Wolken wie aus einem Waschkessel. Ob da die Bäder von Masino so dampfen? Auch über dem Engadin war ein gewaltiges Wogen und Brauen, das die Berninahäupter verhüllte. Da war rasche photographische Arbeit geboten und unermüdlich klappte der Verschluß.

Endlich ging's an die halbweichen Eier, die allein noch rutschten. Der letzte Schluck war schon längst beim Schneetreten aus der Flasche entschwunden, jetzt half Groz, der Asket. Die Sorge ums Wetter schien nicht mehr nötig, die Wolken gingen, wie sie gekommen. Frei blieb der Castello. Wie sich so schön und sanft sein schneeiger Westgrat dort aufschwingt und da dicht vor uns so trotzig der zum Ferro centrale. Und du, Disgrazia, du Berg meiner Sehnsucht, gewaltig ist deine Pyramide! Aber du bringst mir Enttäuschung, denn ich habe die Majestät deiner Nordseite geschaut. Dort im Süden ist fremdes Bergland: die Bergamasker über dem Dunststreif des Veltlin, wo jetzt die Trauben reifen. Auch da sah ich nur Fels und Schnee. Der einzig grüne Fleck ist die Terrasse von Soglio. Nordwärts ist die Sciora di dentro über einen Firngrat scheinbar bald zu erreichen. Aber das täuscht; der Tag war auf der Neige, der Schnee weich und unten warteten verschiedene Spaltenprobleme. So ging's denn an den Abstieg. Mit Riesenschritten kreuzten wir unsere Zickzackspur vom Vormittag. Wie im Flug ging's hinab. Der Steinschlag an den Wänden der Gemelli hatte aufgehört, dafür knatterte es jetzt in den Westwänden der Sciora. Gerade darunter waren die schlimmsten Spalten. Aber auch über die kamen wir mit List und Tücke und manch kühnem Sprung. Ob Conrad Ferdinand Meyer da wohl auch schon herab ist? Da trug ja sein Jürg Jenatsch, der Prädikant und weiland Pfarrer zu Berbenn im Veltlin die Leiche der von welscher Hand gemordeten Frau auf der Schulter hinab zum Friedhof von Vicosoprano. — Die Überwindung der Seitenmoräne mit ihren Blöcken auf rinnendem Sand kostete zum Schluß manchen Schweiß-

tropfen, dafür war es dann ein Genuß, auf der andern Seite über die groben, aber festliegenden Blöcke zur Hütte zu turnen. Wir waren wieder allein. Rasch gekocht und hinaus. Über Chiavenna sank die Sonne und verbrämte den Grat des Badile und die Rippen des Cengalo mit glänzender Borte. Im Bergell war's schon schattig und das erste Licht von Soglio leuchtete auf. Dort schaffte der Mann, der die Bergwelt malte, in deren Herz wir heut waren, fern von den Menschen. —

Die Hüttenarbeit am anderen Morgen nahm Zeit in Anspruch. Das lose Stroh auf den Pritschen gab viel Staub und Erbssuppenringe aus Töpfen und Tellern entfernen ist manmal mühsam, nie aber schön. Aber sauber wollten wir die Hütte verlassen, in der Anno 23 laut Kontrolleintrag im Hüttenbuch ein angeblicher „Dr. Müller aus Deutschland" die Zeche prellte. Mir kam allerdings die Schrift dieses Schwindlers nicht so recht landsmännisch vor; es waren eher die flüssigen rundlichen Schriftzüge französischer Art. Leider stieß ich zum Abschied ein kleines Loch in eine Fensterscheibe. Wo der Geldbeutel sitzt, gab's einen Stich. Ich war aber freudig überrascht, als auf die sofortige Meldung die hüttenbesitzende Sektion mich so um Weihnachten herum mit einer Rechnung über ganze zwei Fränkli bedachte.

Wir wollten über den Cacciabellapaß (2878 *m*) im Kamm zwischen Albignagletscher und Bondascatal zur Albignahütte. Zum Paß hatte die Witwe eines dort Verunglückten eine Markierung gestiftet. Alle paar hundert Meter war auch ein roter Tupfen und sogar eine verrostete Blechfahne sah ich auf einem Felsblock als Wegweiser. Das war die ganze Markierung. In nordöstlicher Richtung ging's über die Blöcke. Was muß das für ein Urweltgetöse gewesen sein, als sich die von der Sciora lösten! Bis zur Größe mehrstöckiger Häuser liegen sie umher. Dazwischen tummelten sich Schafe von der Alp Naravedro, die heut aber scheu sind. Da sprangen sie dahin, die wolligen Dinger, flott und doch plump in ihrer dichten Decke und ich begriff, daß Segantini, wie er selbst schrieb, diese Tiere um der Eleganz und Harmonie ihrer Bewegungen willen schließlich nur noch geschoren malte. Unter der Rinne, die vom Paß herabzieht, wurde angesichts der eisig starrenden Majestät des Cengalo und Badile gerastet und dann ging's über Lawinenreste an die Rinne selbst. Die soll eine Neigung von 50—55° haben und ich sah auch wirklich während des ganzen Anstiegs das Gesicht von Freund Groz, der voranstieg, von unten durch seine Beine. Ganz hinauf lag tiefer Schnee, in dem wir bis zum Gestein einsanken. Seilsicherung schien geboten und der Abstieg im Sommer erheischt bei dem abwärts gerichteten Gestein hier sicherlich Vorsicht. Auf dem Abstieg jenseits hinunter hatten wir einen großartigen Blick zum Albignagletscher, zur Zocca und zum Castello. Wie sich da wieder der schneeige Westgrat in unvergleichlicher Kurve zum Castello hinaufzieht und wie auf der anderen Seite vom Hochpaß die zackige Zocca sich aufschwingt! Jenseits der Lücke im Süden zogen die Wolken zur Disgrazia und flüchtige Nebel kamen vom Bergell her zu uns herauf und hüllten uns ein. Aber so rasch, wie sie geflogen, waren sie wieder verschwunden. Auch über uns wallende Schleier, die wie ein Meer von feurigen Opalen unter der Sonne durchzogen, ein seltsam prächtiger Anblick. Der Abstieg zum Gletscher schien einfach. Groz ging voran, ich folgte erst nach geraumer Zeit, weil ich die Zocca aufnehmen wollte. Bald sah ich ihn unten auf dem Gletscher. Mir war's gleichgültig wie ich auf der Blockhalde hinunterkomme und so ging ich eine eigene Spur. Plötzlich stand ich am Rand einer Wand, die in völliger Glätte etwa 60 *m* tief zum Gletscher abstürzte. An diese Gletscherschliffe hatte ich nicht gedacht und Groz hatte scheint's zufällig einen Pfad gefunden, der durch eine Rinne hinabführte. Verständigung mit ihm war unmöglich und so mußte ich wieder ein tüchtiges Stück zurücksteigen und über das Blockwerk dem Hintergrund des Gletschers zu queren, bis ich eine schrofige Stelle sah, die scheinbar hinabführte. Aber schon vorher kam eine Rinne, durch die es wohl auch hinabging. Jetzt kam wieder die gleiche

Erscheinung wie tags zuvor an der Seitenmoräne des Bondascagletschers. Überall sonst lagen die Blöcke fest und es war fast eine Lust, von Block zu Block, von Kante zu Kante zu springen. Hier aber wieder der feine rinnende Sand, drauf alles im Fluß. Eine tischgroße Platte, die ich am Rande betrat, kippte und schlug mir an die Wade und weiter unten schlug ich einen richtigen Purzelbaum. Zum Glück war da, wo ich mit dem Kopf auffiel, ein Loch zwischen den Blöcken, so daß bei diesem Vorgang wenigstens ein günstiger Drehpunkt, eine Art Kugellager geschaffen war. Die Hauptsorge war zunächst die photographische Ausrüstung; ob die Platten noch ganz, ließ sich erst in der Hütte untersuchen. Daß meine Montur und auch die leibliche Hülle etwas Not gelitten, zeigten Löcher und rötliche Flecken. Bald war ich unten und nun stolperten wir selbander den flachen Gletscher hinab. Vor uns lag sein sumpfiges Vorland, das die ganze Talsohle einnimmt und mit den Schliffen an beiden Flanken vom gewaltigen Rückgang des Gletschers berichtet. Wir wußten, daß wir stark westwärts zu halten hatten um trockenen Fußes zur Albignahütte zu gelangen, die wir schon seit geraumer Zeit auf einem glatten Felskopf sahen, der das Gletscherbecken gegen das Bergell abriegelt. Über manches Rinnsal, dürftigen Spuren nach durch Sand und Moorgras erreichten wir schließlich die Stelle, wo sich die Wasseradern vereinigen. Gurgelnd in enger Rinne rauschen sie jetzt dem donnernden Fall ins Bergell entgegen. Am Rauch aus dem Schornstein der Hütte sahen wir, daß wir diesmal Gesellschaft trafen. Es war ein Schweizer Kollege von Groz und eine Pariserin, die hier oben Standquartier hatten. Die Kocherei war durch viel feuchtes Holz nicht gerade erleichtert, aber dann dampfte doch wieder die Suppe auf dem Tisch und die dürren, in Butter gebackenen Weißbrotschnitten schmeckten köstlich dazu. Gegen den ungeheuren Durst, vom heutigen Umweg verursacht, gab's viel Tee und schließlich kam eine angeregte Unterhaltung zustande. Es galt mal wieder manches richtigzustellen, was auf die Lügen der feindlichen Welt zurückzuführen war und wie gegen uns gearbeitet wurde, hatten wir ja in Stampa gesehen in Gestalt eines deutsch gedruckten, blau gebundenen Hefts, das während des Weltkriegs von — London aus mit allerlei Schauergeschichten wöchentlich in der Schweiz verbreitet wurde.

Die Nacht vor der Hütte war wie ein Märchen. Der Himmel war klar und sprühte von Sternen. Geisterhaft bleich ragte die Zocca. Unten donnerte die Albigna ins nachtdunkle Bergell, durch das ein Nebelstreif dem Maloja zukroch, wie eine fette Schnecke. — Das Lager wäre gar fein gewesen, aber der im Übermaß getrunkene Tee verursachte mir so starkes Herzklopfen, daß ich meinte, die andern müssen's hören und erst nach fünf in der Frühe kam Schlaf. Den rieb ich mir dann am Brunnen vor der Hütte aus den Augen, als die frühe Sonne an der Zocca funkelte und in gleißenden Akkorden an den eisigen Graten zur Bondasca und Sciora hinaufstieg. Immer noch rauschte die Albigna durch den schmalen Spalt zu ihrem Sturz zum Pian dei buoi. Im Bergell zog das Zickzack der Straße durch schattige Wälder und Fluren und über Maloja schien der Lagrev grüßend zu winken. Es gibt nicht viel Hütten in solch schöner Lage und wir wären am liebsten den ganzen Tag hier oben geblieben, aber die Verabredung rief uns heute zurück. Die Hüttenarbeit hatte in dankenswerter Weise die Dame übernommen, die dann mit ihrem Begleiter nach Gruß und Handschlag zu Tal stieg. So blieb uns nur noch wenig zu tun und mit dem ehrlichen Wunsch auf Wiederkommen bummelten wir zur Albigna hinab. Ein paar Schritte jenseits des Brückleins steht verlassen im dichten Gras die Schäferhütte, von der aus Klucker und Rydzewsky einst ihre Fahrten machten. Dann ging's talaus durch die üppige Vegetation des Saß primavera. Herrliche Arven, mit zottigen grauen Flechten befangen, dichtes Gewoge von üppigen Heidelbeer- und Alpenrosenbüschen, dazwischen hellgrün glänzendes Preiselbeergesträuch, mit großen Beeren, Farben des Herbstes vom goldigen Gelb bis zum warmen Braun, darüber ein blauer Himmel mit

luftigen Wolken, ein Duft so voll Kraft und Frische — so steht mir der Abstieg vor der Seele, da ich dies schreibe. Und drüben überm Tal ragt die felsige Kuppe des Duan in die Höhe, als wollte sie uns zeigen, daß sie auch noch da ist, die herrliche Aussichtswarte zwischen Lunghino und Gallegione. Der Weg ist steil und sichert die Hütte vor manch ungebetenem Gast. Durch herrlichen Tannenhochwald ging's zuletzt hinab an die Heerstraße. Da waren wir wieder in der staubigen Gegenwart. An der Grotta Albigna hielt ein Lastauto einer Weinhandlung in Chiavenna, Richtung talabwärts. Da durften wir mit. Es reichte noch eine Flasche köstlich frischen Samadener Biers für unsere durstigen Kehlen und bald zogen wir auf Weinfässern thronend in Stampa ein. Nach kräftiger Atzung ließen wir uns dann auf dem grünen Rasen vor unserm Albergo von der warmen Nachmittagsonne bescheinen und erzählten, was wir erlebt und geschaut. — Dann kam der Abschied von Stampa. Die ganze Familie Giacometti umstand am anderen Morgen das Postauto, indem ich mit dem weiblichen Teil unserer Gesellschaft Maloja zufuhr. Groz wollte zur Alp Pianlo, um von dort anderen Tags den Duan zu besteigen. Mir ging aus photographischen Gründen der Lunghino vor, den Groz schon kannte. Wir fanden beide nicht, was wir wollten. —

Herbsttage in Maloja! Manchen mag's schaudern, wenn er daran denkt, wie er vom Kulm oder Belvedere ins grüne Bergell hinabsehen wollte und dafür in einen dampfenden wogenden Kessel blickte, von dem die Schwaden gar rauh über die Klippe heraufstrichen. Das sind freilich ungute Tage, aber für den Freund echter Natur haben auch sie ihren Reiz. Die Nebel sind, glaub' ich, hier anders als sonstwo; sie ziehen, sie kleben nicht. Sie haben sogar einen Namen: Malojaschlangen. Und erst sonnige Herbsttage! Da leuchten die Heidelbeerbüsche goldbraun von den Hängen herunter zu dem grünen Koniferengewoge. Da sind die Rasen um den großen häßlichen Hotelkasten leer und kein Golfspiel stört. Dann spürt man am Friedhof so recht die Einsamkeit, in der die Empfindung Segantinis reifte und ich begriff, daß er schrieb: „Nur auf diese Weise vermag man das Eigne zu nähren und zu kräftigen. Das Leben im Banne der Welt und der Gedanken anderer Menschen schwächt und entnervt."

Wir standen am Grab. Ich glaube, das Denkmal, das von Bistolfi aus Marmor gehauen, vor dem Segantini-Museum in St. Moritz steht, sollte hierher. Aber zwischen die Büsche paßt nur die schlichte Tafel mit den blauen Buchstaben und davor die Urne aus Bronze für die Blumen, bis sie der Schnee deckt.

Wir verließen den Friedhof durch die niedere Gitterpforte und ich sah vor mir das Bild „Glaubenstrost"[1]). Da trauern die Eltern am frisch aufgeworfenen Grabhügel, auf der verschneiten Jochebene stehen grüne Büsche, wie die Hoffnung über all dem Leid und dahinter ragen die Berge ums Marozzotal. Da sind zur Linken die Zacken des Lizzun, es folgen die Kuppe des Duan, die Pyramide des Gletscherhorns und andere Berge. So hat sie Segantini gemalt, wie sie da stehen und in dem Licht früher Winterabende, in dem er sie sah.

Wir wanderten weiter, den Hängen am Aela zu. Auf einem Damm machten wir halt. Vor uns nach Südwesten wieder die Jochebene mit dem Kieferngebüsch und wieder die gleichen Berge, über die heut jagende Wolken eilten. Und wieder schloß ich die Augen und vor mir stand das gewaltige Endstück des Triptychons, das „Vergehen". Weit, überall Schnee, trostlos im blauen Schatten. Es recken die Berge ihre ewigen Häupter in den winterklaren Himmel und am Duan hängt lastend die Wolke wie der Tod über dem Leben. Da trägt man den Sarg heraus zu dem wartenden Schlitten — aus der windschiefen Hütte mit dem rostbraunen Dach und den grünen Läden, die drüben an der Straße steht, unbeachtet von den meisten.

[1]) Hamburger Kunsthalle.

Wir blickten nach Norden. Wo wir waren, stand wohl die Staffelei mit der „Rückkehr ins Vaterland“[1]). Dort ist der Lagrev mit seinen tiefen Rinnen, auf dem Bild so kräftig hervorgehoben. Der Bergzug, der sich in der Wirklichkeit bis zum Julierpaß an ihn anschließt, ist auf dem Bild übergangen, aber dann folgt wieder getreu der Natur die Kette vom Rosatsch bis zum Corvatsch. Durch die grünen Büsche schimmert die graue Mauer des Friedhofs und das rote spitzige Dach des Kirchturms. —

Das waren die Eindrücke, die noch am ersten Tag unseres Aufenthalts in Maloja auf mich einstürmten. Andern Tags zogen wir auf den Lunghino. Wir fanden nicht, was ich gewollt: die Sicht zur Disgrazia. Nur selten einmal sahen wir durch die Nebel hinab ins Bergell und auf den grünen Silser See. Auch eine Kaffeerast am Lunghinosee brachte uns nicht den erwarteten Sonnenschein. Kühle Nebelschwaden schwebten über das Wasser und unsere Gedanken zogen mit seinem Abfluß, dem Inn, in deutsche Lande. Köstliche Unterhaltung hatten wir dann an einer Ziegenherde. Ich wollte knipsen und Gretl trieb die gehörnte Staffage an die richtige Stelle, weil der Hüter der Herde zu dumm dazu war. Ein mächtiger, greulich stinkender Bock mit bösen gelben Augen rückte mir bei diesem Geschäft immer näher und es schien schließlich geraten, mich seinem Parfüm und meinen Apparat seinen Hörnern zu entziehen. Also weiter, abwärts. Da gerieten wir in den einzigen tüchtigen Guß, den wir in diesen Ferienwochen auf dem Marsch erlebten. Unten wartete Groz; er hatte am Duan auch Wetterpech gehabt und dafür prächtiges Edelweiß gefunden. Abends begann mächtiges Regnen unsere Gemüter zu belasten, aber der nächste Morgen war wieder von einer strahlenden Frische und Klarheit. Neuschnee lag fast bis ans Ufer des Silser Sees und der Nordwind schien günstig. Mein Streben ging nach der Cima di Rosso am Fornogletscher, vor der wir im März 1911 umgekehrt waren, aber am kommenden Tag sollte die Einweihung der umgebauten Fornohütte sein, verbunden mit dem goldenen Führerjubiläum des fünfundsiebzigjährigen Klucker. Da hätten wir dort kein Quartier gefunden.

So kam zunächst der Corvatsch an die Reihe. Wir wollten mit dem Motorboot über den Silser See, aber als wir pünktlich am Ufer standen, kam statt des Benzinschiffs ein Ruderboot auf uns zu. Eine Gesellschaft stieg aus und da erfuhren wir, daß gerade heute der Winterfahrplan begonnen hatte, der sich durch völlige Einstellung des Betriebs auszeichnete. Aber das Ruderboot nahm uns mit. Wir hatten also wieder einmal Glück und da der Rudersmann, der Motorkapitän von ehedem, gar emsig tat und schließlich sogar noch ein Segel aufzog, war's uns nicht leid um den Tausch. Schon nach einer kleinen Stunde herrlicher Fahrt betraten wir den Lärchenstrand von Sils Maria. Das ruhte sich aus vom Sommerbetrieb. An Nietzsches einstiger Behausung waren die Läden geschlossen. Dort ging's in die Höhe. — Wer den Naturpark an den Hängen zur Marmore hinauf nicht kennt, ahnt seine Schönheit nicht. Hier möcht ich einmal als alter Knabe, wenn die Lungen nicht mehr mittun und die Beine, in der Sonne Bergluft trinken und vergangner Zeiten gedenken. Und wer über den Corvatsch und ähnliche Berge die Nase rümpft, der soll wenigstens zur Fuorcla Surlej hinaufbummeln. Frei an der Berglehne dahin führt gar gemächlich der Pfad. Vom Badile über das Seenland bis zum Kesch schweift trunken der Blick.

Und erst die Fuorcla Surlej! Staunend hemmten wir unsern Schritt beim ersten Blick über den Sattel. Mit einem Schlag, so ganz unvermittelt, hatten wir die gewaltige Sicht, die sich da auftut: Bernina, Scerscen, Roseg. — Nie werd' ich den Abend vergessen. Erst war noch alles blau, stahlgrau und weiß, die Sonne

[1]) Das Triptychon befindet sich im Segantinimuseum St. Moritz, die „Rückkehr ins Vaterland“ in der Berliner Nationalgalerie.

sank und legte über die Gipfel rötlichen Schein. Durch das Rosegtal krochen die blauen Schatten und auch die Färbung der Höhen wich kaltem Blau, das lange noch anhielt, als hinter uns über den Seen schon tiefe Dämmerung herrschte. Und jetzt begann der Himmel ein seltsames Farbenspiel. Im Osten ward's licht glasgrün, im Westen tiefgrün und wo die Sonne versunken, zog von Süd nach Nord ein schmaler feurigroter Streifen über die Berge und dann kam die Nacht. — Schließlich jagte uns doch die Kälte in die Hütte. Sie ist Privateigentum und wir waren über das Gebotene und die Preise recht angenehm überrascht. — Immer wieder traten wir ins Freie. Da stieg der Vollmond über den Scerscen und goß sein Licht über die eisige Welt. Und dann tauchte über den Güßfeldsattel das Gestirn jener Tage auf, der Mars, rötlichgelb funkelnd, riesengroß. Aber was war dieser Gestirne Glanz gegen die Sonne, wie sie frühmorgens den Roseggipfel rosig umstrahlte und einen herrlichen Tag verkündend über den gewaltigen Bergen siegreich und blendend emporstieg. Kurz vor 6 Uhr zogen wir, diesmal alle viere, bergauf. Bald waren wir wieder am Neuschnee und auf dem Grat blies uns ein heftiger Wind aus blauem Himmel die Schneekristalle schneidend ins Gesicht. Kurz nach 8 Uhr standen wir auf dem Mortel und nach einer weiteren halben Stunde auf dem Corvatsch. Der Wind hatte sich völlig gelegt, hier war's herrlich ruhig und warm. Gipfelglück war uns beschieden. Von Osten grüßte der Ortler, von Norden das Fluchthorn und andere Bekannte aus klarem Horizont. Im Südwesten lag ein dünner Wolkenstreif, aber deutlich erkennbar ragten Walliser und Berner Alpen darüber empor. Unter uns wieder das Seenland, im Süden die Cima della Bondasca und dort die Disgrazia mit ihrem Hermelin, von Wolken verbrämt. Lang hielten wir Rast, kaum ein Hauch störte uns und hoch stand die Sonne, als wir durch aufgeweichten Schnee bergab stapften. Diesiges Wetter am späten Nachmittag und grausiges Stiefelpech verhieß einen Rasttag. In Sils Baseglia vertauschte ich meine Genagelten mit den Hanfsohligen und dann ließ ich mich an den Gefährten vorbei vom Postauto um den See herum Maloja zu bringen.

Der Sonntag war Rasttag. Der Schuster wurde zur Sonntagsarbeit ermuntert. Jetzt suchte ich mit der Gattin das Haus Giacometti auf. Freundlicher Empfang. Bald war das Gespräch über Segantini im Gang und wir erfuhren nun zum erstenmal von der Ausstellung, die zum Gedächtnis des 25. Todestags in St. Moritz veranstaltet worden und eben erst geschlossen worden war. Mein Bedauern, zu spät gekommen zu sein, wurde durch die Aussicht, sie alsbald im Züricher Kunsthaus sehen zu können, gemildert. Neu war mir eine Aufklärung über das von Segantini für die Pariser Weltausstellung 1900 geplante Engadin-Panorama. Ich war nicht anders der Meinung gewesen, daß auch dies in Flechtmanier ausgeführt werden sollte, erfuhr aber jetzt, daß Segantini wohl den Entwurf gemacht hätte, die Ausführung aber in üblicher Malweise gedacht war. Anders hätte ja bei der geplanten Größe das doppelte Alter des Malers nicht ausgereicht. Von großem Reiz war's für uns Kunstlaien, im Atelier das künstlerische Werden auch des Zeitgenossen und Freundes Segantinis zu verfolgen. Dort sahen wir die Entwicklung an Bildern mehrerer Jahrzehnte; neueste Werke mit der Flächenwirkung der Modernen, frühere pointillistische und sieh dort: der Gallo, ein Felszahn im Albignakamm in der Flechtmanier des verstorbenen Meisters und umgeben von einem geschnitzten Rahmen eigenen Entwurfs in der Art der geplanten Einfassung des Triptychons. Mit aufrichtigem Dank für das Gehörte und Geschaute nahmen wir Abschied. — Ein Gang zum Belvedere beschloß den Tag. Der Wind pfiff durch zerbrochene Scheiben — Verfall einstigen Glanzes. Die Gletschermühlen, die man dort sehen kann, waren voll Wasser. Schützengräben aus der Zeit schweizerischer Grenzwacht im Weltkrieg säumten die Klippen. Dichte Nebel wogten über uns her und legten sich zäh in die Kiefern. Da zogen wir heimwärts. Im Hotel Lunghino rüstete man für den Winter; der Hausknecht

nagelte die Fensterläden zu und der Forellentrog war schon umgekehrt. Seine letzten Bewohner warteten in der Küche auf uns, die man auch loshaben wollte und so verließen wir am Montag früh in aller Freundschaft unsere Wirtin und brachten unsere Habe in die Post, von der eben die letzten Teilnehmer der Hüttenfeier abzogen.

Sturm und Regen hatten wir für diesen Tag erwartet und wieder war strahlend die Sonne gekommen. Carpe diem! Drum auf zur Cima di Rosso! Kurz vor Mittag schlugen wir den Weg zum Cavlocciosee ein, den wir im März 1911 auf unsern Brettern gezogen waren. Wo der Weg zum Murettopaß abzweigt, lagerten wir im herbstlichen Gras und genossen die Einsamkeit. Gemächlich zogen wir dann zum Fornogletscher hinauf, den wir bei heißer Nachmittagssonne der Hütte zu querten. Wo damals Winterschnee Spalten und Rinnen deckte, lagen heut Steine in jeglicher Farbe, blendender Marmor, rosiger Quarz und grünlicher Serpentin. Manch schönes Stück wanderte im Rucksack mit ins Schwabenland. Auch Gletschertische gab's zu bestaunen. Über die Seitenmoräne erreichten wir auf frisch markiertem Steiglein die Fornohütte. Ein Kranz über der Hüttentür und Blumen auf den Tischen erzählten vom Fest. Emsig arbeitete der Schreiner, um die Innenvertäferung noch vor dem Winter fertigzubringen. Was haben doch die Rorschacher aus dem Kasten von damals gemacht! Ich denke noch an die schlaflose Nacht in der mittleren der drei engen Kojen übereinander. Wie in eine Zigarrenkiste gepreßt kam ich mir vor. Daß es heute anders sein mußte, sah ich sofort. Das Holzmachen ersparten uns die Überbleibsel vom Schreinern und bald zog's im Herd mit Krachen und Pfeifen. Bald stand die Bergsteigerausrüstung dampfend auf dem Tisch und für den Durst gab's diesmal vorsichtigerweise Pfefferminztee. Wieder, wie vor 13 Jahren, schien der Mond auf den Gletscher, aber so kalt damals die Nacht war, so warm stieß heute der Föhn die wilde Wolkenjagd über Castello und Torrone daher. Der Schlaf auf dem frischen Stroh in den saubern Säcken und unter den nagelneuen weichen Decken war gut. Ab und zu hörte ich den heulenden Föhn und um 6 Uhr schlichen Groz und ich von dannen. Über die Moräne mühten wir uns zum Gletscher hinab, den wir in der Richtung zum Torrone orientale verfolgten. Eine verdeckte Spalte, in die ich mit einem Fuß hineinbrach, mahnte zur Vorsicht und schon um 7 Uhr, längst noch im Schatten, sanken wir wieder einmal bis über die Knie in den weichen Schnee. Jetzt schon wieder jagten föhnige Wolken von Südwesten herein. Besorgt blickten wir an die Hänge. An der großen Westschulter der Cima di Rosso war auch, wohl in der vergangenen Nacht, ein mächtiger Eissturz über die Spur unserer Vorgänger herabgekommen, die einige Tage vorher unmittelbar unter der Schulter herum gestiegen waren. Groz ging wieder voran; er mußte schwere Tretarbeit verrichten. In halber Höhe kamen offene Spalten. Es sind nicht viele auf diesem Anstieg, aber riesig und unheimlich klaffen die blaugrünen Eisrachen. Ein heikler Seiltänzerpfad leitete über die schmale Wand zwischen zwei solchen. Da hält man den Atem an und schleicht behutsam hinüber. Und dann wieder Brücken, die jetzt noch gut hielten. Aber wie wird's beim Abstieg, ein paar Stunden später? Schließlich standen wir am kleinen Bergschrund und bald war der überwächtete Gipfel der Cima di Rosso, 3371 *m*, erreicht. Auch heute wieder eine Klarheit der Sicht wie vom Corvatsch. Wolken brodelten um die Bernina, die von hier aus gesehen, mächtig enttäuscht. Im Westen wieder das Wallis und Berner Berge über dem Schleier der Tiefe. Unbestreitbar der Glanzpunkt ist die Disgrazia. Wie Smaragde glänzen die Bergseen des Malencotals. — Nach einstündiger Rast zwang uns die Sorge um die Brücken zum Abstieg. Der Schnee war noch weicher geworden, die Sonne brannte glutheiß herab. Über die Brücken ging's atemlos schleichend oder in weitem Sprung. Und je tiefer wir abstiegen, um so gewaltiger wuchs das Schaustück des Torrone orientale über uns auf, mit schwarzem Felsenleib aus einem ungeheuren Spaltengewirr ragend. Unten im Gletscherkessel war eine Gluthitze

und der Schnee war naß wie ein vollgesogener Schwamm. Allüberall rinnende Wasser und so sehr wir uns bemühten, apere Stellen zu erreichen, wir hatten doch längst unser Fußbad. Aber was tat das. Rings um uns einsame Wanderer eine wahrhaft überwältigende Landschaft, über uns ein Himmel, tiefdunkelblau und hinter uns schöne Bergfahrt — mir schwoll das Herz und immer wieder sahn wir zurück zur Cima di Rosso.

Auf gleicher Höhe mit der Hütte machten wir halt. Da fand ich einen Felsblock und setzte mich drauf. So saß ich, wie auf einer Insel im Meer inmitten der rauschenden Wasser, die den Schnee fraßen, in Bächen hinab eilten oder da und dort glucksend in Rinnen und Löchern verschwanden. Und ich wurde nicht müde des Staunens ob dieser göttlichen Landschaft. Dort zuhinterst der Torrone mit seiner Nadel und da vorne die gewaltige Schulter der Cima di Rosso — wie eine ewige Stütze in all dem Fließen und Gleiten ringsum. Rechts unten die kleinere Schulter im Gleichmaß, wie ein Außenpfeiler an einem gotischen Dom. Und drüber der Grat hinaufgeschwungen zum Hauptpunkt, der schneeigen Gipfelkalotte und über allem im scheinbar ewigen Rhythmus Wolke auf Wolke, die der Föhn schnaubend dahertrieb.

Und ich drehte mich um und sah im Norden den Bergkranz um die Jürg-Jenatsch-Hütte und wie eine Vision stieg der Märztag vor mir auf, als wir vom Piz d'Err in das Herz der Bergeller Berge blickten und auf unser Ziel, die Cima di Rosso, die wir heute erreichten. — Langsam patschten wir über den Gletscher hinab, allmählich waren die Wasser in Spalten verschwunden. Über den Cavlocciosee krochen die Abendnebel. Am Ordlegnabach kam ein Windstoß und blies für kurze Zeit ein Loch bis zum Lagrev, um uns dann bis Maloja um so fester einzuhüllen in das schleimige Grau. Trübselig stand das Haus mit dem rostbraunen Dach und den grünen Fensterläden am Wegrand; vor mir stand wieder „Vergehen" und der Menschen Leid. Aber bald saßen wir in der Casa Torriani fröhlich im sanften Schein der Tischlampe, die nichts kannte vom elektrischen Zeitgeist und wir hoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Es kam der letzte Morgen in Maloja. Der Urlaub ging seinem Ende zu und die Gedächtnis-Ausstellung in Zürich durfte ich unmöglich versäumen. Was mir Giacometti von ihr berichtete, war mehr, als ich je in meinem Leben von Segantini zu sehen gehofft hatte.

Nun fand ich noch hinter den Häusern von Capolago, einem Ortsteil von Maloja, die „Frühlingsweide". Da fließt noch das Wässerlein durch die grasige Mulde und auf der Höhe zur Linken steht noch der altersgraue Heustadel wie zu Segantinis Zeit. Das belebende Vieh — die weiße Kuh mit ihrem Kalb — fehlte, es war noch drüben am Aela auf der Weide. Köstlich warm schien die Septembersonne. Die Berge ums Marozzotal, die man von hier sehen sollte und die Segantini auch als Hintergrund des Bildes gemalt hat, stecken in Wolken. Wartend auf freie Sicht lag ich im kurzen Herbstgras am Hang und ich las in meinem Notizbuch Segantinis Worte: „— — — am meisten liebe ich die Sonne, nach der Sonne den Frühling, dann die Quellen, die in den Alpen kristallklar aus den Felsen sprudeln, die in den Adern der Erde rieseln und fließen, wie das Blut in unsern eigenen Adern und in denen der Tiere..."

Mir ward's warm ums Herz, wie ich all des Schönen gedachte, das ich in den vergangenen Tagen geschaut und obschon es herbstelte, las ich doch weiter: „— — — Ja, ich bin ein leidenschaftlicher Liebhaber der Natur. An einem schönen sonnigen Frühlingstage in diesen mir zur Heimat gewordenen Bergen, wenn die blühenden Alpenrosen aus dem Grau der Granitfelsen oder dem weichen Grün der Triften zart hervortreten, wenn der blaue Himmelsbogen sich in den klaren Augen der Erde spiegelt, da fühle ich einen unendlichen Jubel; das Blut pocht mir in den Adern wie in der ersten Jugendliebe vor dem angebeteten Mädchen..."

Das Warten auf freien Horizont war vergeblich. Nur die Zacken des Lizzun blickten ab und zu durch. Um den Duan wallte unaufhörlich der weiße Rauch. Wie aus

einem Vulkan stieg's immer wieder von neuem empor und wie lustig flatternde Fahnen im Sturmwind zerstoben die weißen Fetzen im reinen Blau. —

Es kam ein Regentag und abends woben dichte Flocken das erste Winterkleid. Aber es war ein Trugbild. Als wir von Muottas Muraigl dem Schafberg zupilgerten, schmolz das weiße Gespinst in der stechenden Sonne. Wer ahnte damals die goldenen Herbsttage, die noch kamen und die Tage um Weihnachten, so blank vom Schnee wie sonst im August? Im Steinhaus auf dem Gipfel rüstete der Wirtschafter zum Abzug. Hier oben starb Segantini bei der Arbeit am „Sein", hier oben sah er zum letztenmal seine Berge ... Die Seen des Tals glänzten und flimmerten, aber die freie Sicht über die Gipfel war uns versagt. Doch der Abend brachte die Klarheit und rosig glänzten die Berge ums Rosegtal unter dem blaßgrünen Himmel. — — —

Dann umfing uns die Ebene und die Stadt. Aber im Kunsthaus in Zürich verspürten wir wieder den kräftigen Atem der Berge. Da waren 34 Gemälde und 16 Zeichnungen Segantinis, die man für die Ausstellung zum Gedächtnis seines fünfundzwanzigsten Todestages zusammengetragen hatte. Welch ein Glück, sie alle sehen zu können, die sonst so zerstreut sind und welch ein Erlebnis, den Geist dieser Werke so voll auf sich wirken zu lassen. Da waren Bilder aus allen Perioden: vom Pilzstilleben und der Atelierszene bis zum Triptychon, von den ersten Bildern aus der Luft der Brianza bis zur Verklärung des Lichts über den höchsten Zinnen der Alpen. Da waren Bilder in alter Technik, wie die „Frühmesse", das bekannnte Bild mit dem Priester auf der breiten Treppe. Ich sah den Curver auf Bildern aus der Savogniner Zeit, so den „Kühen an der Tränke" des Präsidenten Platz. Der alte Herr kann stolz sein, daß solche Tiere einen berühmten Maler gefunden. Leider fehlten die „Pflüger". Sie wären eine wertvolle Ergänzung des Gesamtbildes gewesen, aber die Münchner sorgten sich um ihr Kleinod und gaben es nicht her. Dagegen sah ich zur Erinnerung an meinen Berliner Winter die „Trübe Stunde", die man dort scheint's nicht mehr wollte und in den Handel gegeben hatte, mir unbegreiflicherweise. Dann war ein Bild da, von dem ich noch nichts wußte „Gletscherlandschaft" nannte es der Katalog. Das war nichts anderes als die Cima di Rosso und der Torrone orientale, wahrscheinlich von dem Rücken oberhalb des Cavlocciosees aus gemalt. Durch das abendlich umschattete Grün des stark verkürzten Vordergrundes schreitet ein Menschenpaar. Das Signum lautet: „Comminciato Giovanni Segantini 1899 completato Giovanni Giacometti 1900". Also auch diesem Bild hat der Tod ein vorzeitiges Ende gesetzt. Die Figuren, der Vordergrund, der Himmel und ein Teil der Berge sind von Segantini vollendet, am übrigen erkannte ich nach dem bei Giacometti gesehenen Gallo von 1901 die Malweise des Freundes. — Am liebsten ist mir da geworden die „Frühlingsweide mit der weißen Kuh", die die Wiener Staatsgalerie zur Verfügung gestellt hatte. Die Leuchtkraft dieser Farben ist unbeschreiblich; bezaubernd sind diese zwei Tiere in ihrem zarten Gelbweiß und der Ruhe ihrer Bewegung. Wenn man sie sieht, denkt man an den rührenden Satz Segantinis: „Überall habe ich die guten Tiere mit Augen voll Sanftmut dargestellt; sie, die alles dem Menschen geben: ihre Kraft, ihre Jungen, ihr Fleisch, ihre Haut und von den Menschen geschlagen und mißhandelt werden." — Das Triptychon strahlte in seiner ganzen Schönheit. Da leuchtet wieder die Sciora im Abendrot, der Duan blickt nieder auf Sarg und die Menschen — an der Bernina und ihrem Gefolge hängt das letzte stille Leuchten und feurig lodert's über der Bergwelt ...

Und ich gedachte wieder der blauen Buchstaben auf der weißen Wand von Tusagn:

„Was vergangen, kehrt nicht wieder;
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück!"

Seltenes und Neues aus den Westalpen

Von Dr. Eugen Allwein, München

Über Seltenes und Neues aus den Westalpen soll ich schreiben, ich, der ich erst seit zwei Sommern zu den Stammgästen im gesegneten Zermatter Revier gehöre und manch einer mag mißbilligend das Haupt schütteln, wenn er liest, daß ich als erste Schweizer Bergfahrt das Breithorn über die Nordwand anging, daß ich im zweiten Jahr nach vierundzwanzigstündiger Bahnfahrt, ohne Westalpentraining mich am Péterétgrat versuchte. Aber nicht umsonst bin ich seit meinem 7. Jahr Sommer für Sommer im Gebirge herumgestiegen; langsam hatte ich angefangen, mit einer gewissen Scheu war ich nach Jahren der Vorbereitung dem ersten Felsberg genaht; wieder vergingen Jahre, bis ich mich zum ersten Male der Dreitausendergrenze näherte, Jahre, die fleißig ausgenützt waren mit Wanderungen in den winterlichen Voralpen, bei denen wir meistens zu Fuß oder mit Schneereifen gingen, denn mit Schiern durfte man sich damals in den Kriegs- und Revolutionsjahren auf der Eisenbahn nicht blicken lassen. Diesen Fahrten verdanke ich viel, nicht nur eine große Ausdauer, die sich bei langen Schneewatereien oft bewährte, hauptsächlich aber einen guten Blick für Schnee und Gelände; beides schaute man sich damals weit genauer an als jetzt auf den flinken Brettern. Viele und schöne Fahrten, leichte und schwere in buntem Wechsel, hatte ich in den letzten Jahren in den zentralen Ostalpen zur Sommers- und Winterszeit gemacht, so erachtete ich mich reif für die Hochschule des Alpinismus, für die Westalpen. Unrecht wäre es aber, wollte ich die errungenen Erfolge hauptsächlich meiner alpinen Schulung zuschreiben, die treibende Kraft war vielmehr mein Freund Welzenbach, er entwarf die großen Pläne, er stellte sich an die Spitze, wenn es schwierige Stellen zu meistern galt und ihm gebührte eigentlich die Ehre, über unsere Fahrten in der Zeitschrift zu berichten, woran ihn aber Zeitmangel hinderte, so daß ich für ihn einspringen mußte.

Breithorn-Nordwand

Die Breithorn-Nordwand ist eine der Turen, an die ich am liebsten zurückdenke; nicht nur, weil sie meine erste Westalpenfahrt war, hauptsächlich deshalb, weil ich sie in so erlesener Gesellschaft machen durfte; außer Freund Welzenbach war noch die leider so früh von uns gegangene beste deutsche Bergsteigerin, Frau Eleonore Noll-Hasenclever, und unser Altmeister vom Akademischen Alpenverein München, Hans Pfann, mit von der Partie; unter solch hervorragenden Lehrmeistern sollte ich meinen ersten Viertausender ersteigen, das Zermatter Breithorn, und zwar, wie sich Frau Noll ausdrückte, auf der für einen anständigen Menschen einzig möglichen Route, über die Nordwand.

Als wir Anfang August 1924 nach Zermatt kamen, waren die Verhältnisse für große Turen nicht gerade günstig; es war in der letzten Juliwoche viel Neuschnee gefallen, so kamen größere Felsturen von vornherein nicht in Betracht und da die Auswahl an reinen Eisturen auch nicht sehr groß ist, hatten wir uns bald auf die Breithorn-Nordwand geeinigt. Frau Noll und Pfann brannten darauf, ihre Nieder-

lage vom Tag vorher, wo sie durch Lawinenstürze zurückgeschlagen worden waren, wieder wettzumachen und Welzenbach und ich schlossen uns auf ihre Einladung gerne an.

Sonntag nachmittag war's und wunderschönes Wetter, als ich mich im Stammcafé im Seilergarten von den Bekannten verabschiedete und allein zum Riffelberg hinaufstieg; die andern als erfahrene Westalpenleute fuhren mit der Gornergratbahn hinauf. Wie staunte ich, als ich durch den schönen Zirbenwald allmählich höher kam und hinter mir, einer nach dem andern, die herrlichen Berggestalten auftauchten, die das Zermatter Tal gegen Westen abschließen, Obergabelhorn und Zinalrothorn, später Weißhorn und Dent Blanche, breit und massiv die einen, schlank und spitz — mir fiel die gezückte Dolchklinge Hermann von Barths ein — das Rothorn. Das waren also die Berge, die ich mir ersehnt hatte und hier oben erst lernte ich die Schönheit, aber auch Wildheit der Berge des Nikolaitales kennen. Oft blieb ich bei meiner einsamen Wanderung stehen und bestaunte die Herrlichkeit, interessierte mich aber auch schon für die Namen der einzelnen Riesen. Riffelalm, Riffelberg blieben unter mir, ich näherte mich dem Roten Boden, wo ich mit den Gefährten zusammentreffen wollte, da taucht neben dem Riffelhorn das Breithorn auf. Abweisend finster ist jetzt in der Abenddämmerung die steile Nordwand und gelinde Zweifel am morgigen Erfolg schleichen sich bei mir ein, zumal sich das Wetter auch nicht mehr so schön anläßt wie am Mittag. Dunkle Wolken sind aufgestiegen und bedecken fast den ganzen Himmel, nur ein feuriges Loch im Westen, wo eben die Sonne unterging, läßt die Hoffnung nicht ganz ersterben.

Fast gleichzeitig mit dem Zug traf ich am Roten Boden ein, nahm mein Gepäck in Empfang, dann ging's auf kleinem Steiglein rasch hinunter zum breiten Gornergletscher. Die schlechten Erfahrungen, die Frau Noll und Herr Pfann bei ihrem ersten Versuch auf der Gandegghütte gemacht hatten, hatten uns veranlaßt, die Hütte zu vermeiden und die Tur von einem Biwak aus anzugehen. Die beiden waren von einem Träger mit Decken begleitet, wir zwei hatten leichte Schlafsäcke aus Billrothbattist, mit deren Hilfe wir eine gemütliche Nacht zu verbringen gedachten. Nach der Überschreitung des Gletschers machten wir uns in der Abenddämmerung an die Ersteigung der Gras- und Schutthänge des Triftjes, wo wir an geeigneter Stelle das Biwak aufschlagen wollten. Lange Zeit stiegen wir in einem Tälchen aufwärts, aber nirgends zeigte sich ein guter Biwakplatz, vor allem fanden wir kein Wasser. Etwa in gleicher Höhe mit dem Roten Boden gelangten wir schließlich in einen kleinen Talkessel, in dessen Hintergrund wir eine Quelle entdeckten; auch einige überhängende Blöcke waren da, der Lagerplatz war gefunden. Wir kochten noch einige Becher Tee, dann legten wir uns zur Ruhe, Frau Noll und Pfann zu ebener Erde in einer engen Höhle, Welzenbach und ich im ersten Stock, auf weichem Sand im Windschutz eines großen Blockes.

Um 2½ Uhr rasselten die Wecker ab, wir kochten nochmals Tee, dann verabschiedeten wir uns von dem Träger, der mit frohem Jauchzen zu Tale stieg, und machten uns um 3½ Uhr auf den Weg. Über Moränenhänge und hart gefrorene Schneefelder ging es rasch aufwärts, in der Morgendämmerung überschritten wir den unteren Teil des Triftjegrates und stiegen dann auf dem kleinen Triftjegletscher höher. Das erste Ziel ist der Triftjesattel, der in einer Höhe von etwa 3250 *m* am Fuß der eigentlichen Nordwand liegt, da wo der Triftjegrat von seiner nördlichen in eine westliche Richtung umbiegt. Die weitere Ersteigung vollzieht sich vom Sattel aus über den Triftjegrat, bis er sich oben in der Bergflanke verliert. Hier quert man auf einem in die Nordwand eingelagertem Plateau ein Stück nach Osten, bis man über die sperrenden Eisbrüche den Firn unterhalb des Gipfelgrates erreichen kann. Dieser Teil der Besteigung verursacht gewöhnlich die größten Schwierigkeiten und bot auch uns viel anstrengende Arbeit.

Um 5½ Uhr ließen wir uns am Triftjesattel zu kurzer Rast in der warmen Morgensonne nieder. Das Wetter war vorläufig noch schön, aber schon kündigten einige Streifenwolken einen baldigen Wettersturz an; ich rechnete noch mit ostalpinen Zeiten: nicht ganz tausend Meter Höhenunterschied, macht drei Stunden, eine Stunde extra für den Eisabbruch oberhalb des Plateaus, zusammen vier, so können wir bis 10 Uhr vormittags am Gipfel sein und bis dahin mußte das Wetter sicher halten. Die Eile meiner erfahrenen Begleiter konnte ich nicht recht begreifen; schon nach 10 Minuten ging's weiter; ein zackiger Felsgrat spannte sich hinüber zum Beginn der langen Firnhänge, die dann zum Plateau hinaufleiten. Welzenbach und ich kletterten munter über die festen Urgesteinsblöcke aufwärts, Pfann und Frau Noll zogen es vor, über die steilen Firnhänge nach Westen hin auszuweichen. Etwa eine halbe Stunde dauerte das lustige Klettern, dann standen wir am Beginn der Firnhänge. Der Anfang ließ sich gut an; der Firn war hart, die Steigeisen griffen vorzüglich ein, aber bald machte sich der Neuschnee der letzten Tage unangenehm bemerkbar; erst war's nur sehr wenig, die Eisen griffen noch gut durch und der Neuschnee störte nur da, wo er auf blankem Eis auflag. Jeder ging vorläufig noch auf eigene Faust und so geriet ich einmal an eine solche Stelle und mußte eine Reihe von Stufen schlagen. Rascher ging's wieder aufwärts, als ich besseres Gelände erreicht hatte. Eine kleine Felsbarre stellte sich uns in den Weg, wo wir uns listig auf kleinen Schneebändern durchschwindelten, um nicht mit den scharfen Eisen auf den harten Stein treten zu müssen. Nochmals kam ein langer Schneehang, dann standen wir gegen 9½ Uhr, also zu der Zeit, wo ich schon fast am Gipfel zu sein gehofft hatte, am Beginn des Plateaus in einer Höhe von etwa 3700 *m*. Die letzte Strecke hatte uns schon tüchtig mitgenommen, der Neuschnee lag etwa 30 *cm* hoch und war oberflächlich leicht verharscht, so daß man bei jedem Schritt tief einbrach.

Nach kurzer Rast banden auch wir beide uns ans Seil, Pfann und Frau Noll hatten es schon weiter unten angelegt; und machten uns an die Überquerung des Plateaus. Hier wurde das Spuren noch unangenehmer und oft wechselten wir im Vorantritt ab; auch Frau Noll trat an die Spitze, sie wollte es nicht leichter haben als ihre männlichen Begleiter. Eine gute halbe Stunde dauerte die Überschreitung des Plateaus, dann standen wir unter dem Eisabbruch der Gipfelwand. Links zog eine von Lawinen und Steinschlägen glatt gescheuerte Rinne in die Höhe, rechts davon oberhalb eines Eiswandls war ein kurzer Eiskamin, der uns schon nach einigen Metern auf besseres Gelände zu bringen schien; hier wollten wir aufsteigen.

Wir verknüpften unsere beiden Seile und Welzenbach machte sich an die Arbeit. Erst ging's eine Serpentine an immer steiler werdender Eiswand in die Höhe, ich stieg nach und sicherte Welzenbach bei der Erkletterung des Kamins. Das war nun eine mir neue Art der Eistechnik; lange Zeit meißelt mein Freund an dem harten Eis herum, hackt Tritte, erweitert kleine Spalten im Eis zu Griffen und steigt dann endlich an. Er verstemmte sich wie im Fels, knirschend fahren die Steigeisenzacken ins spröde Eis, noch ein paar Pickelschläge und er sitzt oben auf einer schmalen Eiskante und läßt mich nachkommen. Währenddessen ich Pfann noch sichere, ist er schon wieder an der Arbeit, schlägt Stufen über ein kleines Eiswandl hinauf, quert über eine schmale Leiste nach rechts und verkündet schließlich aufatmend: „Wir sind oben!"

Leichte, nur von wenigen Spalten unterbrochene Firnhänge zogen zum Grat hinauf, aber ein neuer Feind war uns erstanden; während der Arbeit im Eisbruch hatte sich das Wetter rapid verschlechtert; es hatte zu schneien begonnen, eiskalter Wind pfiff vom Grat herunter und bald war auch Nebel eingefallen. Rasch stiegen wir aufwärts, die Spalten wurden umgangen, dann standen wir gegen 12¾ Uhr oben am Gipfelgrat des Breithorn, knapp unterhalb des höchsten Punktes.

Hier oben packte uns der Sturm mit voller Wucht; scharfe Eisnadeln warf er uns

ins Gesicht und nur mühsam konnten wir uns die paar Meter zum Gipfel hinaufarbeiten. Ohne Aufenthalt wurde er überschritten, dann ging's hinunter gegen das Breithornplateau. Die fast immer vorhandene große Spur der Breithornpilger war vom Sturm vollständig verweht und unsichtbar, aber diesen „Kuhweg" würden wir auch ohne Spur leicht finden, zumal ihn Pfann schon einmal begangen hatte. So dachten wir, aber bald wurden wir eines Besseren belehrt. Eine Zeitlang stiegen wir über den Grat nach Westen ab, dann wandten wir uns nach links, um so das Breithornplateau zu erreichen. Hier versäumten wir es bei dem immer noch unvermindert tobenden Schneesturm, rechtzeitig nach dem Kompaß zu sehen und standen mit einemmal vor mächtigen Querspalten, die uns sicher bewiesen, daß wir falsch gegangen waren. Pfann tat das Vernünftigste, was man in solchen Lagen tun kann, er setzte sich auf seinen Rucksack und nahm erst einmal eine gründliche Stärkung zu sich. Wir anderen unterhielten uns unterdessen gründlich und lebhaft über die Orientierung. Als sich dann später nach einigen kurzen Kreuz- und Quergängen der Nebel etwas gelichtet hatte, merkten wir, daß wir uns auf dem kleinen Gletscher befanden, der zwischen Klein-Matterhorn und Breithorn nach Norden zum unteren Theodulgletscher hinunterzieht. Wir machten wieder kehrt und stiegen zurück zum Sattel zwischen den genannten Gipfeln, wo wir in der Nähe des ersteren eine Spur fanden, der wir ein Stück nachgingen. Als es sich aber zeigte, daß sie auf das Klein-Matterhorn hinaufführte, wichen wir wieder nach Süden ab, diesmal aber unter steter Kompaßbeobachtung. Wieder kamen uns steile Hänge in den Weg, die sich aber nach Osten zu umgehen ließen. Dort fanden wir dann einen Abstieg zum hintersten Becken des Theodulgletschers, wo wir um 3½ Uhr, 2½ Stunden nach Verlassen des Gipfels, auch auf die Breithorntrasse stießen.

Der weitere Abstieg war wenig interessant, der Schnee ging allmählich in Regen über und trübselig stapften wir durch den ganz erweichten Firn gletscherabwärts, der Gandegghütte zu, die wir ziemlich durchweicht um 5½ Uhr erreichten. Pfann blieb oben über Nacht, wir gingen zu dritt nach einer kurzen Teepause weiter, nach Zermatt hinunter, Frau Noll zur Geburtstagsfeier, wir zwei zu den schon bezahlten Betten. Der Regen hatte aufgehört, einzelne Spitzen erschienen aus dem Nebelgebrau und ich war recht zufrieden mit meiner ersten Schweizer Fahrt.

Die 6. Begehung des Pétéretgrates und die Ersteigungsgeschichte der Südflanke des Montblanc

Als ich vom Leiter unserer Vereinsschriften ersucht wurde, ihm einen Aufsatz über den Pétéregrat zu liefern, sah ich mich vor eine schwere Aufgabe gestellt, ist doch diese Fahrt in unserer Zeitschrift schon dreimal geschildert worden. Um nun wenigstens etwas Neues zu bringen, will ich nicht nur einen Bericht unserer Tur geben, sondern über die Ersteigungsgeschichte der großen Probleme der Montblanc-Südflanke im allgemeinen und des Pétéretgrates im besonderen erzählen. Da die Richtigkeit des Namens „Peuterey" noch nicht feststeht, bleibe ich hier bei der alten Schreibweise: Pétéret.

Schon in der Frühzeit des Alpinismus, im Jahre 1866 (3 Jahre vor Hermann von Barth!), wurde das erste dieser Probleme gelöst, die Brenvaflanke; Moore, Walker und Mathews mit zwei Andereggs als Führern stiegen nach einem Biwak am oberen Brenvagletscher über die steilen Eis- und Felswände der Südseite des Col de la Brenva zum Gipfelfirn des Montblanc hinauf. Diese Tur gilt heute in der Schweiz noch als größte in der Montblancgruppe, während bei uns der Pétéretgrat mit Recht höher eingeschätzt wird. Zum Beweis dafür, daß unsere Anschauung die richtigere ist,

kurz folgendes: Einmal kommt man bei Ersteigung der Brenvaflanke nicht direkt zum Gipfel hinauf, sondern zum Col de la Brenva oder in dessen unmittelbare Nähe, dann ist die eigentliche Tur in einem Tage erledigt, so daß man bei Wetterumsturz immer viel leichter einen Ausweg finden kann als am Pétéretgrat, wo man immer 2 Tage für die eigentliche Fahrt ansetzen muß. Allerdings ist schon einmal, bei der zweiten Besteigung durch Farrar, die Tur in einem Tage durchgeführt worden, aber solch günstige Verhältnisse dürften kaum oft in Frage kommen. Objektiv gefährlicher ist wohl die Brenvaflanke, aber dies ist wohl kein großer Vorzug einer solchen Fahrt. Wiederholt wurde die Tur ziemlich häufig, einmal in den neunziger Jahren von Güßfeldt mit seinen getreuen Führern Emil Rey und Christian Klucker, sonst meines Wissens nur von englischen Partien.

Zehn Jahre später wurde der Pétéretgrat teilweise begangen; der Engländer Eccles stieg mit dem Führer Payot von den Felsen oberhalb der heutigen Gambahütte, wo er biwakiert hatte, über den Fresnaygletscher zum Col de Fresnay hinauf, überschritt den später so genannten Pic Eccles zum Col superieur de Fresnay oder wie er neuerdings bezeichnet wird, zum Col Eccles und erreichte über den obersten Fresnaygletscher und durch eine lange und steile Rinne den oberen Teil des Pétéretgrates, ungefähr halbwegs zwischen Aiguille Blanche und Montblanc de Courmayeur. Über den Schlußgrat und die Eiswand gewann er dann die Gipfel des Montblanc. 1880 folgte ihm auf nur wenig anderer Route Gruber mit Emil Rey und Revel als Führern, der eine Rinne benützte, die den Pétéretgrat knapp oberhalb des Col erreicht. Die nächste, bekannt gewordene Unternehmung auf diesem Weg erfolgte erst im Jahre 1922 durch Finch, Oliver und Courtauld unter Führung der Brüder Aufdenblatten; in England gilt diese Fahrt als Pétéretgrat, obwohl man bei ihr nur den obersten Teil des Grates berührt, während wir unter dem Pétéretgrat den Anstieg über die Aiguille Blanche verstehen. Genau genommen ist ja auch dies noch nicht der ganze Pétéretgrat, der schon draußen an der Aiguille Noire beginnt.

Bei dieser Gelegenheit verdienen zwei Versuche Erwähnung, die im Jahre 1874 unter Führung von Johann Fischer aus Grindelwald, des Vaters des Schweizer Schriftstellers, Führers und Historikers Andreas Fischer, stattgefunden haben; das erstemal versuchte er als Führer von Kennedy, zusammen mit Middlemore und dessen Führer Hans Jaun vom Brouillardgletscher gegen den Gipfel vorzudringen, mußte aber wegen schlechten Wetters umkehren. Wenige Wochen später fand er mit dem Engländer Marshall den Tod in einer Spalte des Brouillardgletschers, nachdem sie wieder wegen Zeitmangels und der großen Felsschwierigkeiten in den Brouillardwänden des Montblanc de Courmayeur hatten umkehren müssen. Einzig der zweite Führer Ulrich Almer kam mit dem Leben davon. Erst im Jahre 1919 gelang zwei Engländern, Oliver und Courtauld mit den Brüdern Rey und Aufdenblatten die Ersteigung in dieser Gegend unter teilweiser Benützung des Innominatagrates.

1885 fiel die Aiguille Blanche de Pétéret; Seymour King stieg über den Fresnaygletscher zum Col de Pétéret und über den kurzen Grat zum Firngipfel der Blanche hinauf, nachdem diese 3 Jahre vorher ihre ersten ernstlichen Bewerber, Balfour und Johann Pedrus von Stalden, in die Tiefe gestürzt hatte.

In den neunziger Jahren tauchte dann Güßfeldt in der Montblancgruppe auf. Nach der schon erwähnten Fahrt über die Brenvaflanke gelang ihm im Jahre 1893 der Pétéretgrat; mit seinen beiden Führern biwakierte er an der Ostseite der Aig. Blanche in einer Höhe von etwa 3200 *m*, stieg dann über die Nordostrippe vollends zum Gipfel hinauf, gewann den Col de Pétéret und schlug dann am Schlußgrat in 4250 *m* Höhe das zweite Biwak auf. Am dritten Tage erreichte er dann über eine steile Eiswand den Gipfel und stieg noch zur Vallothütte ab; nach seinem eigenen Urteil war

dies das größte Unternehmen, das er in den Alpen ausgeführt. Über die weiteren Besteigungen des Pétéretgrates werde ich an anderer Stelle noch berichten.

Nun folgte eine lange Reihe von Jahren ohne nennenswerte neue Erfolge. Erst im Jahre 1905 gelang den Innsbruckern Franzelin und Heckenblaikner die Besteigung des Montblanc de Courmayeur über die Südwestwand, 1911 endlich fiel der zweite der großen Südgrate, der Brouillardgrat, durch Blodig, Jones und Young mit dem Walliser Führer Josef Knubel. 2 Tage später folgten ihnen die Führerlosen Pfann und Vallepiana. Beim Brouillardgrat ist es ähnlich wie beim Pétéretgrat, auch ihn begeht man nur in seinem obersten Teil, vom Mont Brouillard bis zum Gipfel des Montblanc de Courmayeur. Dann kam der Krieg. Erst im Jahre 1919 kamen wieder größere Fahrten zustande. Neben der schon erwähnten Tur der Engländer Oliver und Courtauld gelang den Brüdern Gugliermina die Bezwingung des Innominatagrates in dreitägigem Ringen, nachdem sie im Jahre 1916 schon einmal abgeschlagen worden waren.

Dies ist in kurzen Zügen die Ersteigungsgeschichte der Montblanc-Südflanke. Nun zurück zum Pétéretgrat und zu unserer Fahrt! Als ich die Montblancgruppe zum ersten Male aus nächster Nähe betrachten konnte, es war im letzten Frühjahr bei einer Winterfahrt auf den sturmumbrausten Grand Combin, zeigte mir Freund Welzenbach deren stolze Gipfel, angefangen im Westen bei Argentière, Triolet und Verte hinüber zum Monarchen selbst, und mit leuchtenden Augen wies er auf die Nadeln von Pétéret. Da packte auch mich der Bann, der meinen Freund schon seit seinem ersten Besuch der Montblancgruppe gefangen hielt; der Pétéretgrat mußte angegangen werden.

Sommer war es wieder geworden und wir zwei, Welzenbach und ich, waren wieder auf dem Weg zu den großen Bergen der Westalpen. Abends waren wir über den Brenner ins verlorene, aber nicht vergessene Land gefahren, hatten in den Nacht- und Vormittagsstunden ganz Oberitalien durcheilt und standen nun mittags um 12 Uhr an einem glutheißen Julitag auf dem weiten Marktplatz von Aosta. Ein italienisches Postauto brachte uns dann in den ersten Nachmittagsstunden nach Courmayeur hinauf. Ungefähr halbwegs auf dieser Fahrt erscheint im Talhintergrund der Montblanc, ein Bild, das geeignet war, uns aus unserem Halbschlaf zu erwecken. Vorne, mit ihren 3780 *m* klein erscheinend, die Aiguille Noire, dahinter die wuchtige Gestalt der Aiguille Blanche und über ihr noch mächtig hoch aufragend der Montblanc selbst; durch herumziehende Wolkenfahnen wurde dies herrliche Bild in seinem Eindruck noch bedeutend verstärkt.

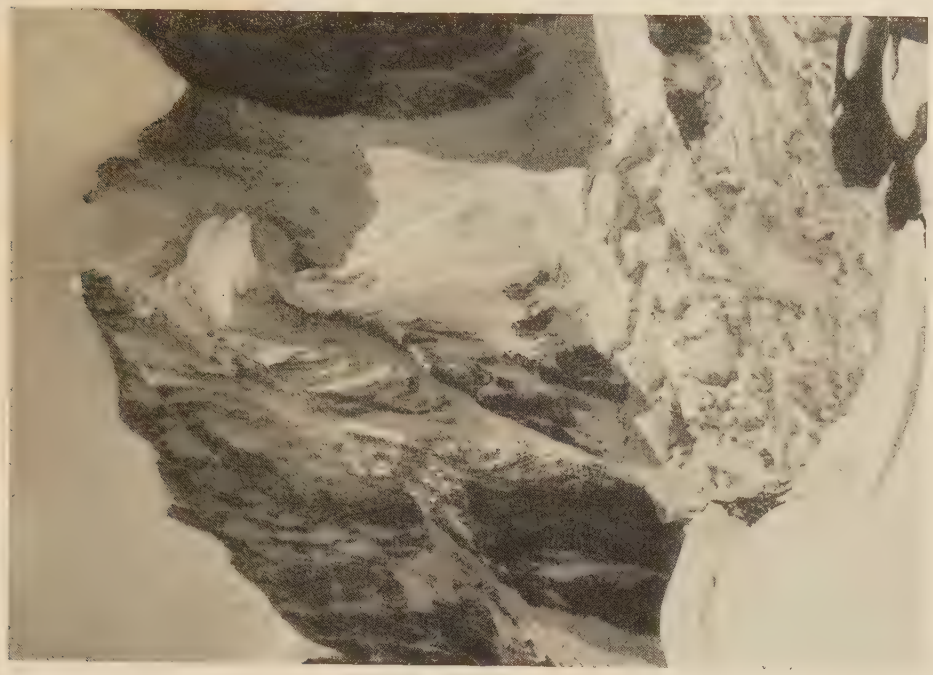
Das Leben in Courmayeur sagte uns gar nicht zu, hier ist ganz im Gegensatz zu Zermatt der elegante Mailänder Sommerfrischler tonangebend, der Bergsteiger ist nur geduldet; deshalb waren wir auch schon eine Stunde nach unserer Ankunft einig, morgen zu einer Fahrt auszurücken, gleich wie das Wetter sein sollte. Wohin die Fahrt ging, wußten wir auch dann noch nicht, als wir am Montag mittag um 12 Uhr abmarschierten. Ich bummelte allein voraus gegen Entrèves hin, Welzenbach hatte im Ort noch etwas zu besorgen, dabei traf er eine Wiener Bergsteigergruppe, deren Nachrichten über die derzeitigen Verhältnisse uns den Entschluß fassen ließen, als erste Tur den Pétéretgrat anzugehen.

Bei Entrèves, eine Stunde taleinwärts, zeigt er sich in seiner ganzen Wucht und Schönheit; vom Talgrund des Val Veni schwingt sich ein steiler, von wenigen Scharten unterbrochener Felsgrat fast 2500 *m* auf zur stolzen Noire de Pétéret, unter deren senkrechten Nordabstürzen zeigen sich die wilden Felszacken der englischen Fräuleins, die Dames Anglaises. Dann folgt wieder ein kühner, fast senkrechter Aufschwung hinauf zum Südgipfel der Blanche, der von den Italienern den schönen Namen Grande Guglia Rocchiosa di Pétéret bekommen hat. Flacher verläuft dann der Grat hinüber zum Hauptgipfel und hinunter zum Col, wo er nochmals in gewaltigem

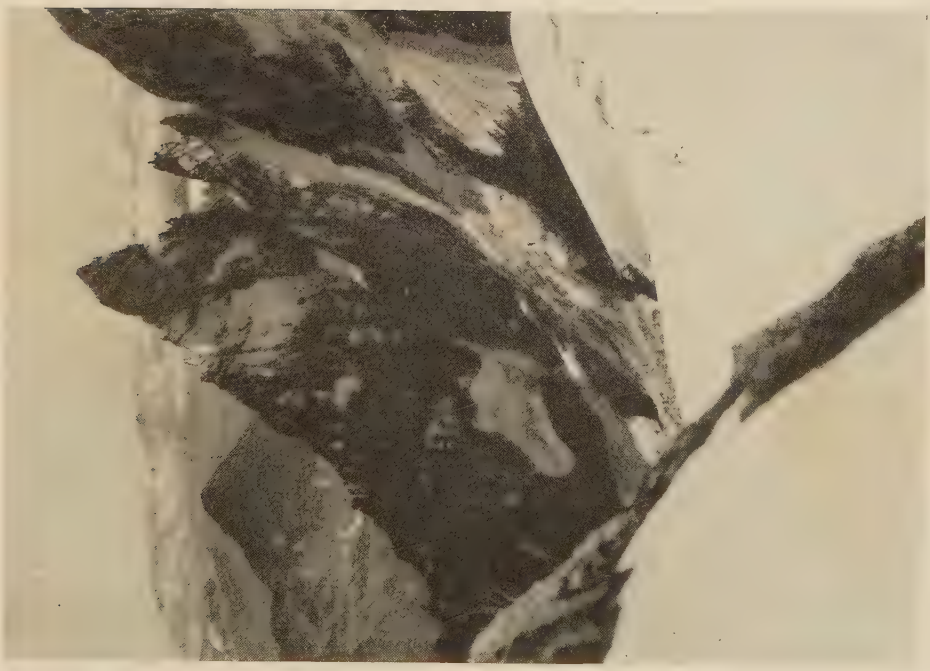
Schwung ausholt und in steilem Fels hinaufführt zur eisigen Gipfelwand des Montblanc de Courmayeur. Begreiflich, daß wir bei unserer Wanderung zur Brenvaalm öfters als nötig zu diesem herrlichen Schaustück aufschauten. Als wir dann etwa eine Stunde später auf einem freien Eck des Mont de la Brenva standen, hatten wir neben dem Grat auch die ganze Flanke vor uns und konnten jetzt unseren Aufstieg in großen Zügen übersehen. Vor uns lag der wild zerklüftete Brenvagletscher, den einst Güßfeldt „einen wahren Ausbund von Zerrissenheit" genannt hatte und der auch uns noch schwere Kämpfe bereiten sollte. Darüber ragten die Ostwände der Nadeln von Pétéret auf, schwarz und finster die steile Felswand der Noire, durch eine breite Eisrinne davon getrennt, die von mehreren großen Eisschluchten durchfurchte Ostflanke der Blanche, über die unser Aufstieg gehen mußte.

Große Veränderungen müssen im Lauf der Jahre am Brenvagletscher vor sich gegangen sein; Güßfeldt hatte schwere Arbeit, ihn zu überwinden, ebenso sein unmittelbarer Nachfolger Farrar, der nur 12 Tage nach ihm mit den beiden Maquignaz als Führern den Pétéretgrat zum zweitenmal beging. Er biwakierte am Fuß der Aiguille Blanche und gelangte am selben Abend noch auf den Gipfel des Montblanc de Courmayeur, wo er bei eisigem Sturm sein zweites Biwak beziehen mußte. Auch die nächsten Begeher des Pétéretgrates, die Wiener Führerlosen Pfannl, Maischberger und Zimmer, fanden im Jahre 1900 am Brenvagletscher recht schwierige Verhältnisse vor, die sie lange aufhielten. Diese Partie biwakierte nur einmal, hoch oben an der Nordostrippe der Aiguille Blanche in ungefähr 3700 *m* Höhe. Am nächsten Tage erreichten sie in den Abendstunden die Vallothütte. In den nächsten 5 Jahren änderte sich der Gletscher ganz wesentlich zu seinen Gunsten; die vierte Partie, Pfann und Ittlinger, die im Jahre 1905 von der Brenvaalm aus den Aufstieg unternahmen und noch bei Nacht den Gletscher querten, hatten keine wesentlichen Schwierigkeiten zu überwinden, ebenso ein Jahr später Blodig und Compton, die erstmals wieder über die Ostseite der Aiguille Blanche abstiegen. Auch der im Jahre 1920 in so tragischer Weise bei einem Wagenunfall im Tal von Evolena ums Leben gekommene, ausgezeichnete Münchner Bergsteiger Ernst Pühn, der im Jahre 1909 die Blanche bestieg, berichtet nichts von größeren Schwierigkeiten. Gründlich verändert sind die Verhältnisse nicht nur am Gletscher, sondern auch oben am Pétéretgrat selbst seit dem Jahre 1920. Damals erfolgte oben am Col de Pétéret ein gewaltiger Berg- und Eissturz. Nicht nur der ganze Col, sondern auch die ersten zwei Felstürme des Schlußgrates sind in die Tiefe gestürzt. Der ganze untere Brenvagletscher ist seitdem von Felstrümmern übersät und oben, wo man ihn quert, ist er jetzt wieder furchtbar zerrissen. Dieser Bergsturz war es auch, der im Jahr darauf Finch abhielt, über die Aiguille Blanche aufzusteigen. Erst Horeschowsky und Pikielko brachen im Jahre 1923 den Bann und erkämpften sich den Durchstieg über den neuen Col de Pétéret in schwerer Eisarbeit.

Doch nun wieder zu unserer Fahrt; von der Ecke am Mont de la Brenva stiegen wir über plattiges Gestein etwas hinunter zu einem Gletscherbach und jenseits endlos lang über Moränen hinauf und überwanden so den unteren Bruch des Gletschers. Oben ging es dann noch über ein kleines Eiswandl unter überhängenden Felsen durch auf die obere Terrasse hinauf. Hier bezogen wir um 5¼ Uhr unser erstes Biwak; prächtig ist die Lage dieses Fleckchens; im Hintergrund des großen Gletschers erhebt sich neben der von Hängegletschern bedrohten Brenvaflanke die steile, von finsteren Eisrinnen durchrissene Ostwand des Montblanc, daneben zieht ein glänzend weißes Rinnsal hinauf zum Col de Pétéret, von dem ein herrlich geschwungener Firn- und Felsgrat hinüberleitet zum eleganten Gipfel der Aiguille Blanche. Auf diese hinauf konnten wir unseren ganzen Aufstieg übersehen: drüben, jenseits des Brenvagletschers mußten wir erst über die von mehreren großen Klüften durchrissenen Schneefelder gegen die Dames Anglaises zu ansteigen, dann nach rechts abwechselnd über



Aig. Blanche de Péteret (Nordostflanke).



Aig. Noire de Péteret und Dames Anglaises.

Dent d'Hérens (Nordwand).

Fels und Firn aufwärts queren zu einer großen, sich nach unten fächerförmig ausbreitenden Schlucht. Nach deren Überschreitung ging es dann über steile Felsstufen immer noch schräg nach rechts hinauf, bis wir in einer Höhe von zirka 3600 *m* den Fußpunkt der Nordostrippe erreichen konnten, auf der wir dann zum Gipfel aufsteigen mußten. Ein anderer schöner, aber schwierigerer Weg auf die Aiguille Blanche wäre der steile Südgrat, der von der Scharte nördlich der Dames Anglaises fast senkrecht zum langen Gipfelgrat hinaufzieht und der erstmals 1913 von Paul Preuß erklettert wurde. Wiederholt wurde er nur einmal auf etwas direkterer Route 1919 von den Gebrüdern Gugliermina, die dabei die oben erwähnte Guglia erstiegen, die in dem neuen Gaillardschen Führer Punta Gugliermina genannt wird. Hier sei schließlich noch der dritte Weg auf die Aiguille Blanche erwähnt, der 1909 von Jones gefunden wurde; er führt vom Fresnaygletscher über die steile und steingefährliche Südwestwand zum Gipfel und wurde seitdem nicht mehr wiederholt.

Es war ein wunderbarer Abend geworden, nach dem Kochen und Essen lagen wir noch eine Zeitlang im offenen Zeltsack und schauten hinunter ins tiefe Val Veni, wo gerade unter uns die Lichter der Wirtschaft von Pertud aufblitzten, und hinüber zur Gruppe des Ruitor. Dann zogen wir zu kurzem Schlaf das Zelt über uns.

11 Uhr nachts begann bereits der neue Tag; wir kochten uns ein kleines Frühstück (oder war es ein verspätetes Abendessen?) und verließen dann um Mitternacht unseren Schlafplatz. Mit ganz unverwüstlichem Optimismus hofften wir durch diesen frühen Aufbruch ein zweites Biwak zu vermeiden. Aber schon die nächsten Stunden bewiesen uns, daß mit dem Berg nicht zu spaßen war. Wir waren über eine steile, grobblockige Moräne auf den Brenvagletscher hinuntergerumpelt, und machten uns nun an dessen Überschreitung. Anfangs ging alles ganz gut, eine flach ansteigende Firnfläche brachte uns fast bis in die Gletschermitte und wir glaubten schon die gleich günstigen Verhältnisse anzutreffen wie die Partien der Jahre 1900 und 1905, da mehrten sich die Spalten. Durch das erste Spaltensystem kamen wir, wenn auch mit einigem Zeitverlust noch gut durch, dann kam wieder eine weite, offene Fläche, aber je mehr wir uns dann dem jenseitigen Ufer näherten, um so zerrissener wurde der Gletscher. War erst noch ein gewisses System im Spaltenzug zu entdecken, so liefen die Spalten hier kreuz und quer durcheinander. Bis auf etwa 50 *m* näherten wir uns in langsamem Vordringen dem Ufer, dann kam eine große, unüberschreitbare Längsspalte. Wir gingen ihr entlang nach aufwärts, kletterten einmal auf ihren Grund hinunter, aber die jenseitige Wand zeigte sich glatt und überhängend, so weit wir ihr auch nach aufwärts folgten; eine große Querspalte, die zu ihrer Umgehung einen neuen Umweg gebraucht hätte, bewog uns schließlich zur Umkehr. Als sich dann von der Stelle, wo wir zuerst auf die Spalte gestoßen waren, auch nach unten kein Ausweg öffnete, taten wir das, was in solchen Lagen immer das vernünftigste ist, wir ergaben uns in unser Schicksal, hockten uns aufs Eis, zogen das Zelt über uns und biwakierten ein zweites Mal.

Um 4¼ Uhr war es so hell geworden, daß wir weitergehen konnten; gerade bei unserem Lagerplatz gelang uns dann der Übergang: durch einen Riß rutschten wir auf ein Zwischendeck der Spalte hinunter, gewannen über einen eingeklemmten Eisblock die jenseitige Wand, eine Hangeltraverse an senkrechter Eiswand, dann ein kleines Eiswandl und die Spalte war überwunden. Der Vorsprung, den wir uns mit dem frühen Aufbruch geholt hatten, war wieder zunichte gemacht: schon schlugen die ersten Sonnenstrahlen oben in der Gipfelwand an und nicht mehr lange konnte es dauern, bis die berüchtigten Steinschläge der Aiguille Blanche einsetzen konnten.

Gerade vor uns zog ein breites Schneefeld steil hinauf, sich oben zu schmalem Couloir verengend. Hier mußten wir bis zum Beginn jener flach angedeuteten Terrasse hinaufsteigen, die einen großen Teil der Ostwand in einer Höhe von etwa 3100 *m*

durchzieht. Der Firn war hier ausgezeichnet, fest durchgefroren und hart, so daß die Steigeisen vortrefflich Stand gewährten. Aber steil war der Hang, so steil, daß schon bald die Knöchel vom scharfen Abwinkeln zu schmerzen begannen. Das Einerlei des Aufstiegs über die steilen Firnhänge war durch einige kleine Bergschründe unterbrochen, deren Überwindung uns aber nicht lange aufhielt. Ungefähr auf halber Höhe kamen wir in die Sonne, aber vom Steinschlag merkten wir zum Glück vorläufig noch nichts. Um 3/4 6 Uhr waren wir hoch genug, um nach rechts zu den untersten Felsen der Terrasse hinüberqueren zu können.

Hier hielten wir unter einem überhängenden Block gedeckt eine kurze Schnaufpause und legten Seil und Steigeisen ab. Dann begann der Quergang über die große Terrasse; abwechselnd über Fels und Firn strebten wir nach rechts aufwärts, die Rinnen in möglichster Eile mit großem Abstand querend. Wenn wir auch vom Steinfall bedeutend weniger belästigt wurden als unsere Vorgänger, so kamen doch fast dauernd kleine Steine und Eisstücke von oben herab. Wie gefährlich aber unter Umständen dieser Quergang sein kann, zeigt der wenige Wochen später erfolgte Unfall, der einem der besten jungen Schweizer Führerlosen, Richardet vom Akadem. Alpenklub Bern, das Leben kostete. Durch einen Wetterumschlag am Biwakplatz der Wiener zur Umkehr gezwungen, wurde die Partie beim Abstieg im Nebel von einer Steinlawine überrascht und Richardet stürzte zu Tode getroffen in die Tiefe, während seine Begleiter unverletzt blieben. Bei uns sah dagegen die Sache ganz harmlos aus; wir hielten uns anfangs immer am unteren Rand der Terrasse, wo die Steine und Eisstücke, die aus den oberen Teilen der Ostwand herunterkamen, schon alle in tief ausgefressenen Rinnen gesammelt ungefährlich zur Tiefe hinabfuhren. Unangenehm und gefährlich war dagegen die Überschreitung der letzten fächerförmigen Schlucht, die wir nach längerem Anstieg über eine Schneerippe ziemlich hoch oben an ihrer schmalsten Stelle anpackten. In der Mitte war eine tiefe Steinschlagrinne, in deren hartes Eis Welzenbach Stufen schlagen mußte. Angespannt äugte ich unterdessen nach oben, um den Freund bei eintretender Gefahr rechtzeitig zurückrufen zu können. Es kam aber nichts und unangefochten erreichten wir die Felsen unter der Nordostrippe.

Lange und ermüdend ging es dann in dieser Gegend hinauf. Überaus brüchig ist hier der Fels, der sich in einzelnen steilen Absätzen aufbaut. Im allgemeinen muß man sich auch hier noch schräg rechts aufwärts halten, um den Fußpunkt der Nordostrippe zu erreichen. Um 8 Uhr waren wir so weit und feierten dieses Ereignis durch eine kurze Rast. Etwa 3500 *m* waren wir schon hoch, gut die Hälfte der Höhendifferenz hatten wir schon geschafft, aber es war schon ziemlich spät am Vormittag und die Hoffnung heute noch den Gipfel zu erreichen, wurde immer kleiner; dazu schauten die Gipfelfelsen der Aiguille Blanche in ihrem frischen Neuschneekleide gar nicht verlockend zu uns herunter. Nach einer halben Stunde ging es wieder weiter. Nach einem kurzen blockigen Felsgrat kam eine lange und steile Firnschneide, deren Schnee schon recht unangenehm erweicht war. Rechts von unserer zierlichen Firnkante schoß ein unten ins Leere abbrechender Firnhang in die Tiefe, gegenüber zeigt sich schon fast in gleicher Höhe der nur mäßig überwächtete Col de Pétéret. Stark schlauchend, stapften wir hier etwa eine Stunde lang in die Höhe, dann wichen wir etwas nach links in die Felsen aus; aber diese waren hier schon stark verschneit und ohne recht zu wissen, wo es besser gehen könnte, pendelten wir öfters zwischen Fels und Firn hin und her. So kamen wir bis in die Nähe des fast senkrechten Gipfelaufschwunges. Hier wurden wir durch die immer schwerer werdenden Felsen von der Kante nach links abgedrängt und arbeiteten uns hier über schwierige vereiste und verschneite Platten aufwärts. Diese Kletterei war sicher die schwerste auf der ganzen Fahrt und durch die ungünstigen Verhältnisse auch nicht ganz ungefährlich; da die Sicherung in diesem Gelände sowieso problematisch gewesen wäre, gingen wir auch hier noch ohne Seil. In glatten

Verschneidungen schoben wir uns höher, oft mußte dabei der Pickel in Tätigkeit treten und kleine Tritte und Griffe vom Eis befreien. Durch einen engen Riß erreichten wir schließlich den Gipfelfirn. Gerade hinauf zeigte er sich stark vereist, und da wir die Steigeisen nicht mehr anziehen wollten, suchten wir mehr nach rechts in der Verlängerung der Nordostrippe unseren Aufstieg, wo der Schnee gut war. ½1 Uhr mittags standen wir dann am Gipfel der Aiguille Blanche de Pétéret (4109 *m*).

Wunderbar war die Aussicht von unserer stolzen Warte: Gerade gegenüber der Montblanc mit seinen mächtigen Steilwänden, die links vom Brouillardgrat begrenzt werden, der mit gewaltigem Steilaufschwung vom Col Emil Rey zum Pic Luigi Amadeo hinaufzieht. Im Süden zeigen sich über den flachen Gletschern des Ruitor, die unser Schifahrerherz höher schlagen ließen, die fernen Berge der Grajischen Alpen und des Dauphiné. Ostwärts grüßen die bekannten Gestalten der Walliser Recken, allen voran der mächtige Grand Combin, und in der Tiefe unten schlängelt sich durch das weite Aostatal die Dora Baltea hinaus in die italienische Ebene, die sich allmählich im grauen Dunst verliert.

Doch nicht lange war unseres Bleibens auf dem edlen Dreikant der weißen Nadel von Pétéret, hatten wir doch erst die Hälfte unserer Fahrt hinter uns. Hatten wir es zwar schon längst aufgegeben, heute noch die Gipfelwächte zu überschreiten, so hofften wir doch unser zweites Freilager oben auf der Schulter des Felsgrates aufschlagen zu können, aber die Schwierigkeiten des neuen Col de Pétéret verhinderten auch dieses. Um 1 Uhr legten wir das Seil wieder an und machten uns an den Abstieg; ein elegant geschwungener Firngrat brachte uns hinüber zu den Felsen des nördlichen Vorzackens, die wir ziemlich unangenehm über die vereiste Ostseite querten. Weiter ging es über einen steilen Felsgrat noch etwa 40 *m* tiefer, dann leitete uns eine vereiste Rinne nach links hinunter. Die Beschaffenheit der Steilhänge, die von ihrem Ende gegen den Col de Pétéret hinunterführen, bereitete uns dann eine unangenehme Überraschung: auf morschem Eis lag etwa 30 *cm* weicher, wässeriger Firn, durch den die Steigeisen nicht durchgriffen, wir sahen uns daher genötigt, große Stufen herzustellen. Sehr langsam wurde unser Vordringen und die Sonne begann schon merklich tiefer zu rücken. Wir schlugen unsere Stufen nach rechts hin abwärts, um den Grat wieder zu erreichen, da wir dort auf bessere Verhältnisse hofften. Nachdem wir ihn in ungefähr halber Höhe zwischen dem Vorzacken und dem Col gewonnen hatten, kehrten wir jedoch reumütig wieder in die Wand zurück, am Grat draußen war es nämlich noch ungünstiger, die Neigung noch wesentlich größer, die Schneebeschaffenheit auch nicht besser. Wir steuerten jetzt der höchsten Stelle des Bergschrundes zu, der unten die ganze Wand durchzog, um uns hier zur Vereinfachung des Verfahrens abzuseilen. Nachdem wir nach einigen weiteren Dutzend Stufen dort angekommen waren, wurde ein großer Standplatz aus dem Eis herausgehauen, ein Eishaken eingetrieben und dann fuhren wir munter über den etwa 8 *m* hohen Bergschrund hinunter. Damit waren die Schwierigkeiten zu Ende; über den sanften Schneehang liefen wir vollends hinunter zur tiefsten Stelle des Col de Pétéret, die jetzt durch eine weite, ganz ebene Schneefläche dargestellt wird.

6 Uhr abends war es geworden, 5 Stunden hatten wir zu diesem Abstieg von knapp 200 *m* gebraucht und an ein Weitergehen war natürlich nicht mehr zu denken. Mit dem Suchen eines passenden Biwakplatzes hatten wir nicht viel Arbeit; nachdem sich eine Mulde als schlecht verschneite Spalte erwiesen hatte, schlugen wir unser Lager mitten in der großen Schneefläche auf, über die der Abendwind schon recht kühl herüberstrich. Die zweite Biwaknacht verlief wesentlich ungemütlicher als die erste; wir bauten unseren Zeltsack heute mit Hilfe der Pickel als Zelt auf, schlossen alles luftdicht ab und kochten am Spiritus heißen Tee. Dann warteten wir auf die ersehnte und von vielen so gepriesene Wärme des Zdarskysackes; sie kam auch, allerdings in

eigenartiger Form, wir begannen mühsam und tief zu atmen, die Kerze verlöschte, der Spiritusbrenner flackerte auch so sonderbar, kein Zündholz ließ sich mehr entzünden, kurz nach den Gesetzen der Physik schien der vorhandene Sauerstoff aufgebraucht zu sein, die Luftdichtigkeit des Zeltes war aufs schlagendste bewiesen. Wir ließen frische Luft herein, so lange bis wir froren wie die Schneider, machten wieder zu und das schöne Spiel begann von neuem. So verging die lange Nacht abwechselnd unter Frieren und Ersticken. Geschlafen haben wir in dieser Nacht kaum 5 Minuten. Am Morgen wären wir dann beinahe noch ganz erstickt; wir kochten noch einen letzten Tee und legten rund um den Spiritusbrenner einige Metastückchen herum, damit die Sache so schneller vor sich gehen solle. Schon nach wenigen Minuten entwickelten sich aber solche Gase, daß uns nur die schleunigste Flucht retten konnte. Minutenlang standen wir dann vor dem Zelt und schnauften wie ein paar alte Asthmatiker. Aber auch diese längste aller Nächte ging schließlich vorüber, um 6 Uhr war es so warm geworden, daß wir weitergehen konnten.

Der Felsaufschwung des Schlußgrates ließ sich direkt nicht machen, wohl eine Folge des großen Bergsturzes; wir querten nach links in die Flanke hinaus und stiegen da über steiles Eis in die Höhe. Beinhart war jetzt alles gefroren und mit Leichtigkeit kamen wir ohne Stufen durch, anfangs gingen wir sogar ohne Seil, nur die letzten 30 Meter, als die Wand gar zu steil wurde, legten wir es noch an. Als wir dann die Felsen erreicht hatten, verschwand es aber sogleich wieder im Rucksack, da es uns hier in der lockeren Bruchfläche doch nur gegenseitig gefährdet hätte. Die Kletterei war nicht sonderlich schwer, erheischte aber wegen der Brüchigkeit große Vorsicht. Herrlichen Einblick hatten wir jetzt in die Montblanc-Ostwand, in die Brenvaflanke und hinunter auf den weiten Brenvagletscher, jenseits dessen sich die Grandes Jorasses immer mächtiger über den schlanken Dent du Géant in die Höhe reckten. Aber zu besinnlicher Umschau ist auf solchen Fahrten wenig Zeit, hinauf mußte unsere Losung sein. Wir waren etwa 1 Stunde geklettert, als die Neigung des Grates abnahm und das Gestein allmählich besser wurde, der Kopf des frischen Abbruches war erreicht. Eine kleine, schmale Firnschneide führte uns fast eben zum nächsten Turm hinüber; wie wir dann später aus der Beschreibung ersahen, war es der ehemalige dritte, der an seiner Kante über schöne feste Felsen genommen wurde. War bisher der Grat infolge seiner Neigung ziemlich schneefrei und unsere Fortschritte demzufolge rasch gewesen, so änderte sich dies am vierten Turm gründlich. Als wir sein Haupt durch die Ostflanke in nicht leichter Kletterei erreicht hatten, standen wir am Beginn eines allerdings ziemlich kurzen, aber übel verwächteten Felsgrates, der zum nächsten Turm, einem gelben Felszacken, hinüberleitete. Das Seil mußte wieder in Tätigkeit treten; unter dem tiefen Neuschnee waren plattige Felsen, die peinlichste Vorsicht geboten. Vom Ende des Wächtengrates stiegen wir etwas nach rechts ab, um den gelben Zahn in der Ostflanke zu umgehen. Anfangs ließ sich diese Umgehung ganz gut an, der zweite Teil, als wir den Grat wieder erreichen wollten, erwies sich dagegen als recht schwierig. Durch eine steile vereiste Rinne mußten wir hinanklettern, bis wir oben auf einem Band wieder zum Grat zurückkehren konnten. Nach wenigen Minuten waren wir dann am großen Eckpfeiler des Pétéretgrates (4381 *m*).

Ein äußerst schmaler Firngrat zieht sich von hier aus gegen die Gipfelwand des Montblanc de Courmayeur hinüber. Anfangs, so lange er flach verlief, war er nicht überwächtet, aber durch Neuschneeauflagerung sehr stark zugespitzt; da zudem der Neuschnee auf dem alten Firn nur sehr locker auflag, mußten wir von hier an ständig mit Seilsicherung arbeiten. Auf einer etwas breiteren Kanzel, an der Stelle, wo der Grat steiler anzusteigen beginnt und sich scharf nach links wendet, hielten wir um die Mittagsstunde kurze Rast und kochten rasch etwas Tee. Während dieser kurzen halben Stunde hatten wir Gelegenheit zu beobachten, mit welcher Schnelligkeit sich in den

Westalpen ein Wetterumschlag vollziehen kann. Bei unserer Ankunft umspielte ein ganz zartes Federwölkchen die Gipfelwächte des Montblanc de Courmayeur, eine Viertelstunde später hatte sich dieses schon über den halben Horizont ausgebreitet und als wir nach einer halben Stunde aufbrachen, war der Gipfel schon in dichtem Nebel verschwunden. Nun war größte Eile geboten, mußten wir doch unbedingt vor Ausbruch des Unwetters die Gipfelwand hinter uns bringen. Der jetzt steil ansteigende Firngrat machte mit seinen Wächten und seiner schlechten Neuschneeauflage immer noch ein gleichzeitiges Gehen unmöglich. Während der nächsten 1½ Stunden, bis wir den Fuß der Gipfelwand erreichten, sank der Nebel rasch tiefer und bald war der größere Teil der Wand hinter dem grauen Vorhang verschwunden. Zum Glück ist die Wand nicht ungegliedert, mehrere Firnrippen reichen in ihr hoch hinauf, so daß wir uns vor Einfallen des Nebels gut orientieren konnten. Gegen 2 Uhr — unser Grat wandte sich mehr nach rechts, stieg steiler an, die scharfe Schneide verlor sich allmählich — waren wir am Anfang der Wand. Stellenweise war hier der Schnee etwas besser, aber meistens lag auch hier der Neuschnee nur ganz locker auf dem harten Firn auf. Um Kräfte zu sparen, wechselten wir alle paar Seillängen mit dem Vortritt ab und kamen so trotz der ungünstigen Schneebeschaffenheit ziemlich rasch vorwärts. Bald verflachte sich die Rippe immer mehr und verschwand schließlich ganz im Eis der Gipfelwand. Hier querten wir ansteigend nach links zu einer schon von unten gesichteten zweiten Firnrippe, die uns nochmals etliche hundert Meter höher brachte. Als auch sie in der Wand verschwand, stiegen wir wieder schräg nach links an und erreichten so die untersten Felsen, wo wir im Nebel verschwanden. Eine neue Firnrippe führte dann wieder steil in die Höhe, nochmals ging das lästige Schneestampfen an, bis links von uns ein großer isolierter Felsblock auftauchte, der das Ende des geraden Anstieges bedeutete. Die nächsten Seillängen waren die unangenehmsten und gefährlichsten der ganzen Tur: erst ein steiler Schneehang, wo ich unter dem trügerischen Neuschnee öfters auf blankes Eis durchtrat, dann steile, vereiste, plattige Felsen, über die wir schließlich den höchsten Felskopf in der Wand erreichten, eine Seillänge unter der Gipfelwächte.

Zehn Minuten später standen wir dann oben am Gipfelgrat des Montblanc de Courmayeur (4753 *m*). Die Wächte hatte uns nicht lange aufgehalten, knapp mannshoch und nur wenig überhängend lag sie bald unter uns. Eisiger Schneesturm empfing uns oben; in den wenigen Minuten, die wir hier standen, um unsere warmen Sachen anzuziehen, waren wir im Nu durch und durch gefroren, das nasse Seil verwandelte sich in ein starres Tau, ein besonders tückischer Windstoß entführte meinen Hut, der seitdem wohl in irgendeiner Kluft der Südwand ruht. Im dichtesten Nebel tasteten wir dann den Grat entlang, erst einige Meter aufwärts, dann langsam abwärts, immer unter Beobachtung der Bussole, um ja die Richtung auf den Hauptgipfel nicht zu verlieren. Auf einmal tauchten vor uns Felszacken auf; da schien etwas nicht zu stimmen, denn von Felsen zwischen den zwei Montblanc-Gipfeln wußten wir nichts. Wir verkrochen uns in eine kleine Nische, zogen Führer und Karten heraus, verglichen nochmals die Bussole mit Karte und Natur, es mußte stimmen: schließlich fanden wir auf einer Anstiegsskizze in unserer Gegend Felsen verzeichnet, genannt La Tourette, wir waren richtig. Wir stiegen etwas ab, umgingen die Zacken nach links und stiegen dann über einen breiten und flachen Firnhang langsam an. Schließlich kamen wir auf einen Grat, der allmählich immer flacher und flacher verlief, es zeigten sich Spuren und bald darauf begann der Grat zu fallen, wir waren am Gipfel des Montblanc (4810 *m*).

An ein längeres Verweilen war natürlich nicht zu denken; wir schrien uns das freudige Ereignis in die Ohren und dann ging's den anfangs flachen Grat hinunter gegen die Vallothütte.

Das Ende der Fahrt ist rasch erzählt, wenn es sich auch in Wirklichkeit noch ziem-

lich in die Länge zog. Wir liefen den bald ziemlich steil werdenden Grat hinunter, bekamen einmal einen hübschen Tiefblick ins Tal von Chamonix und auf die großen Schneefelder des Grand und Petit Plateau. Bald aber waren wir wieder in dichtem Nebel und nur dank der guten Spuren fanden wir ohne längeres Suchen die Vallothütte. Wir fanden schon drei Besucher vor und wären am liebsten gleich weiter zur Dômehütte hinuntergegangen, aber wir hatten für den nächsten Tag ein Zusammentreffen am Col du Géant ausgemacht, so blieben wir heroben, um dann morgen wieder über den Montblancgipfel, Mont Maudit und Montblanc du Tacul das Rifugio Torino zu erreichen. Es kam aber wesentlich anders; am nächsten Morgen war dichter Nebel und als wir gegen 9 Uhr aufbrachen (selbstverständlich nun doch in Richtung zur Dômehütte), hatte der Sturm die Spuren vollkommen verweht. Wir gingen über einen großen Schneehang gegen den Col du Dôme hinunter, schon nach wenigen Minuten war die Hütte im Nebel verschwunden und wir sahen gar nichts mehr. Bald erkannten wir unsere Lage; Welzenbach, der voraus ist, bleibt stehen und fragt: „Bist du fest davon überzeugt, daß wir heute hinunterkommen?", darauf ich: „so ganz fest noch nicht!" Das Ergebnis war, daß wir um ½10 Uhr wieder auf der Hütte eintrafen. Dasselbe Spiel wiederholte sich am nächsten Tage noch einmal mit dem Unterschied, daß wir diesmal etwa 100 *m* weiterkamen. Unsere Lage wurde jetzt allmählich unangenehm; Proviant hatten wir fast keinen mehr, nur noch eine halbe Erbswurst und etwas Speck, dazu die bekannten, fast auf allen Schweizer Hütten vorhandenen alten Brotrinden, wovon wir uns am Abend ein fürstliches Abschiedsessen bereiteten. Auch unsere Unterkunft war nicht gerade sehr komfortabel; ein kleiner Vorraum, der halb voll Schnee und Eis war, im eigentlichen Hüttenraum ebenfalls Eis am Boden, das einzige Fenster zerbrochen und nur notdürftig mit Pappendeckel verschlossen; zum Glück waren einige Decken vorhanden, so daß wir wenigstens nicht zu frieren brauchten. Den größten Teil dieser zwei Tage brachten wir auf den Pritschen zu.

Am nächsten Tag war überraschenderweise das Wetter schön; nun dachte natürlich niemand mehr an den Col du Géant, möglichst rasch ins Tal hieß unsere Losung; ½5 Uhr verließen wir, diesmal endgültig, die Hütte, liefen hinunter zum Col du Dôme, und stapften dann gemächlich hinauf zum Dôme du Goûter; wunderbar wäre hier der Sonnenaufgang gewesen, aber der leere Magen verlangte gebieterisch sein Recht. Auch später, als wir uns an den Aiguilles Grises nach links zum Dômegletscher hinunterwandten, zog uns die Aiguille de Bionnassay mit ihrem schönen wächtengeschmückten Ostgrat mächtig in ihren Bann, aber heute war mit uns nichts mehr zu machen, wir mußten hinunter. Am oberen Dômegletscher galt es zwischen vielen und großen Spalten durchzulavieren, wir überschritten einmal den Gletscher bis zu seinem linken Ufer und stiegen dann ungefähr in der Mitte in einer flachen Gasse hinunter. Hier begegnete uns eine Partie Wiener Führerloser, die die Schlechtwettertage in der Dômehütte verbracht hatten. Als wir ihnen von unserer Tur und von unserem Hunger erzählt hatten, boten sie uns großmütig ihr angeblich auf der Hütte errichtetes Proviantdepot an. Rasch verabschiedeten wir uns daraufhin und unsere Schritte wurden noch erheblich länger. Eine halbe Stunde später, auf der Dômehütte, wurden dann zur Abwechslung unsere Gesichter immer länger, denn das versprochene Proviantdepot konnten wir beim besten Willen nicht finden; oder sollten es etwa die obligaten Brotrinden darstellen?

Kaum eine Stunde später, wir hatten einmal den Hüttenweg verloren, waren wir dann unten am langen, im unteren Teil ganz mit Geröll bedeckten Miagegletscher, über den wir in seiner ganzen Länge bis zum Conbalsee hinauswanderten. ½ Stunde unterhalb liegt im malerischen Val Veni die Cantine de la Visaille, das erste Wirtshaus. Daß wir hier einfielen, ist wohl selbstverständlich. Anfangs machte die Verständigung etwas Schwierigkeiten, aber als die Leute allmählich heraushatten, daß wir etwas zu

essen haben wollten, ging die Sache ganz gut; wir sagten immer nur Yes, Ja und Si, Signore und da bekamen wir denn gut und reichlich (und auch nicht allzu teuer) zu essen. Auch etlicher guter italienischer Landwein wurde daraufgesetzt, so marschierten wir 2 Stunden später wesentlich langsamer und zufriedener hinaus nach Courmayeur. Der Pétéretgrat, den Pfann 1912 als „die großartigste Bergfahrt in den Alpen" bezeichnet hatte, war unser.

Literaturangabe:

Montblancführer des Ö. A. K.

Gaillard, Les Alpes de Savoie (VI/1, Führer).

Güßfeld, Der Montblanc.

Andreas Fischer, Hochgebirgswanderungen (S. 109).

Finch, The making of a mountaineer (S. 227).

Lehner, Die Eroberung der Alpen (wo jedoch die Tabelle auf S. 589 dahin richtigzustellen ist, daß die Partien Blodig und Pühn nicht den Pétéretgrat begangen, sondern nur die Aiguille Blanche bestiegen haben).

Pfannl, Montblanc über die Aiguille Blanche de Pétéret (Z. A.-V. 1901, S. 192).

Blodig, Aus der Firnwelt des Montblanc (Z. A.-V. 1908, S. 224).

Pfann, Der Montblanc (Z. A.-V. 1912, S. 124).

Blodig, Die erste Ersteigung des Montblanc vom Col Emile Rey (Ö. A.-Z. 1912, S. 1).

Guglermina, Der Innominatagrat des Montblanc (Berg 1924, S. 146).

Horeschowsky, Zum Monarchen (Z. A.-V. 1924, S. 181).

Tourenbericht in der Ö. A.-Z.: Blodig 1905, S. 211, Pfann 1906, S. 188, Pühn 1909, S. 230, Franzelin 1913, S. 61, Horeschowsky 1924, S. 51).

Die Nordwand der Dent d'Hérens, 4180 *m*

(Erste direkte Ersteigung am 10. August 1925)

Im westlichen Eck des stolzen Bergkranzes, der das Zermatter Tal umgibt, liegt am hintersten Zmuttgletscher die Dent d'Hérens. Einsam und wenig beachtet ragt sie hier am Scheidepunkt dreier Täler auf, deren zwei, Val Tournanche und Val Pelline, Italien angehören, während das dritte, das Zmuttal, den Zugang von Zermatt her vermittelt. Steil und gewaltig erhebt sich die finstere Nordwand aus dem Tiefenmattengletscher, verhältnismäßig sanft dagegen sind die Süd- und besonders Südwesthänge, über die denn auch die ersten Besteigungen stattfanden. Ein wilder Zackengrat spannt sich östlich hinüber zum Matterhorn, während der Westgrat wieder leicht gangbar zum Tiefenmattenjoch abfällt.

Alle Grate und Flanken waren bereits seit Jahren begangen, nur auf die steile, eisgepanzerte Nordwand hatte noch niemand einen Versuch gewagt, bis im Jahre 1923 der durch die erste Everestfahrt bekannt gewordene Engländer Finch sich der Wand nahte. Nach mehrfachen Versuchen gelang ihm auch eine Besteigung, aber die von ihm gewählte Route stellt keine ideale Lösung des Nordwandproblems dar; Finch stieg über den Tiefenmattengletscher bis knapp unter das Tiefenmattenjoch an, erreichte dann nach Querung einer Eiswand das westliche Ende jener großen Firnterrasse, die sich in einer Höhe von 3500—3800 *m* quer durch die ganze Nordwand hinzieht. Auf ihr stieg er dann zum Ostgrat hinüber, über den er schließlich den Gipfel erreichte; von den fast 1400 *m* Wandhöhe bewältigte er so nur etwa 400 *m* in der Wand.

Schon als ich im Jahre 1924 zum ersten Male mit Freund Welzenbach in den Zer-

matter Bergen weilte, planten wir einen Angriff auf die Wand, und zwar wollten wir sie auf neuem, direktem Weg ersteigen, aber das schlechte Wetter, das Mitte August einsetzte, gestattete keine größeren Turen mehr. Auch als wir 1925 anfangs August aus der Montblanc-Gruppe in Zermatt anlangten, war das Wetter für große Turen nicht gerade günstig, aber nach einer unbeständigen Woche schien sich die Lage bessern zu wollen. So zogen wir denn am Sonntag, den 9. August mittags von Zermatt zur Schönbühlhütte hinan. Während man längs der Moräne des mächtigen Zmuttgletschers taleinwandert, kommt allmählich, je weiter man am Matterhorn vorbeigeht, die Dent d'Hérens zum Vorschein. Während sich die Nordwand anfangs nur stark verkürzt darstellt, steht man ihr bei der Schönbühlhütte gerade gegenüber. Das war also nun die berühmte Nordwand der Dent d'Hérens, von der mir mein Freund in manch traulicher Hüttenstunde erzählt hatte und die ich bisher nur aus Bildern gekannt hatte. Fürwahr eine stolze und kühne Wand, die uns schweren Kampf für den kommenden Tag verhieß.

Lange Zeit saßen wir vor der Hütte und beobachteten mit einem großen Fernrohr, das wir vom Hüttenwart bekommen hatten, die Wand. Da war die große Terrasse, über die Finch aufgestiegen war, und sie von unten her zu erreichen, war die Hauptschwierigkeit, denn sie bricht mit einer an die 50 *m* hohen senkrechten Eis- und Firnwand gegen die darunterliegenden Felsen ab. Überall ist dieser Abbruch vollständig glatt und ungegliedert, nur an einer Stelle, ziemlich in der Gipfelfallinie, hängen einige zerborstene Seraks von ihm weiter herunter, die zum Schluß in einen sanften Schneegupf auslaufen, der selbst wieder steil, aber nicht ungangbar, auf die Fels- und Firnhänge niederbricht, die zum Gletscher absinken. In diesen Hängen fiel uns jetzt schon eine von links nach rechts Schneegupf hinaufziehende Felsrippe auf, die nach unten scheinbar in eine steile Felswand überging. Dies sollte unsere Aufstiegslinie sein: quer über den Gletscher zum Bergschrund am Fuß der Wand, über ihn und den folgenden Schneehang zur Felswand hinauf, dann über die Rippe zum Schneegupf und wenn möglich über die Seraks gerade hinauf zur Firnterrasse; sollte sich dies nicht ermöglichen lassen, so stand uns noch ein zweiter Weg offen, den wir aber wegen seiner objektiven Gefahr nur im Notfalle benützen wollten: vom Schneegupf links unter den Seraks und dem senkrechten Abbruch der Terrasse bis in einen Winkel der Eiswand hinein, in dem sich diese scheinbar leicht ersteigen ließ. Hatten wir die Terrasse einmal erreicht, so war die Fahrt so gut wie gewonnen, denn die folgende 400—500 *m* hohe felsige Gipfelwand schien keine außergewöhnlichen Schwierigkeiten mehr zu bieten; in den Felsen lag nämlich viel Neuschnee, sie konnte also nicht sehr steil sein. Objektiv gefährlich schien uns nur der untere Teil der Wand, vom Bergschrund bis zum Schneegupf, und den hofften wir in den kalten Morgenstunden, so lange der Frost die Steine und Seraks noch in Fesseln hielt, hinter uns zu bringen. Da gleich anfangs die scheinbar ziemlich schwierige Felswand unter der Rippe zu durchklettern war, konnten wir nicht sehr früh losgehen und es galt dann auf der Rippe einen Wettlauf mit der Sonne, um oben am Schneegupf zu sein, bevor sie ihr verderbliches Wirken beginnen konnte. Für die Überschreitung des Gletschers setzten wir zwei Stunden in Rechnung, so beschlossen wir für 2 Uhr nachts den Aufbruch, um dann um 4 Uhr bei Tagesgrauen am Einstieg der Wand zu sein. Das Wetter machte uns keine Sorgen; nach einem wunderbar klaren und kalten Abend legten wir uns frühzeitig zur Ruhe.

Vor dem nächtlichen Aufbruch erzählten wir noch dem Hüttenwart von unserem Vorhaben, der uns dringend davon abriet. Finch habe zu seinem Anstieg zwei Tage gebraucht und heute sei der letzte schöne. Auch habe Finch einmal in den Seraks unter dem Abbruch herumgehackt, sei aber nicht hinaufgekommen. Wir ließen uns natürlich nicht abhalten und zogen um 2¼ Uhr in die sternenklare Nacht hinaus. Es war über

Breithorn (Nordwand).

Der Montblanc. Brenvaflanke vom Brenvagletscher.

Nacht verdächtig warm geworden, aber am ganzen Himmel zeigte sich keine Wolke, Wind wehte auch nicht, so konnten wir schon noch auf einen schönen Tag hoffen. Die ersten zwei Stunden, bis wir zu unserer Wand hinkamen, waren wenig anregend. Erst mußten wir etwa 100 *m* hinuntersteigen zum Schönbühlgletscher, um diesen in der Richtung auf das Stockje, eine Felsinsel zwischen Schönbühl-, Tiefenmatten- und Stockgletscher, zu überschreiten. Anfangs hatten wir ein kleines Steiglein, das wir aber schon nach wenigen Minuten verloren. Wir versuchten erst in gleicher Höhe nach rechts querend den Gletscher zu erreichen, was uns aber nicht gelang. Wir mußten wieder ein Stück zurück und stiegen dann über steile, felsdurchsetzte Grashänge gerade hinunter zum Gletscher, den wir ungefähr an der Vereinigungsstelle mit dem Tiefenmattengletscher erreichten. Nach Überkletterung einer brüchigen Moräne standen wir bald auf dem steinbesäten Gletscher, den wir nun in der Richtung auf das untere Ende des Stockje überschreiten wollten. Durch einige Spalten wurden wir aber etwas nach oben abgedrängt und erreichten die jenseitige Moräne etwa 100 *m* weiter oberhalb. Diese Moräne war eine der unfreundlichsten ihrer Art; ihr oberer Teil bestand aus fest zusammengebackenem, feinem Schutt, an dem der Bergschuh kaum Halt gewinnen konnte; dazu war der Hang gerade an der Stelle, wo ich ihn erstieg, sehr steil und ich sah das Ende schon kommen; als ich vom Moränenkamm nur mehr wenige Meter entfernt war, rutschte ich aus und sauste wieder fast den ganzen Hang hinunter, glücklicherweise ohne mich zu verletzen. Ich querte dann ein Stückchen nach links, bis ich eine weniger steile Stelle fand, auf der ich dann glücklich den Moränenkamm erreichte. Welzenbach war weiter oben ebenfalls ohne Zwischenfall hinaufgekommen. Nach wenigen Minuten Abstieg über den Moränenkamm kam an der Stelle, wo sich die beiden Moränen des Schönbühl- und Tiefenmattengletschers vereinigen, von unten her ein gut ausgetretenes Steiglein herauf: Freuden und Leiden des führerlosen nächtlichen Aufstiegs über unbekannte Gletscher! Eine Stunde hatten wir bis hierher schon gebraucht und im Osten begann es schon etwas licht zu werden. Also hieß es eilen, wollten wir rechtzeitig am Fuße der Wand sein. Rasch ging es nun auf der Stockjemoräne hinauf bis an die Stelle, wo die frische Moräne unter dem Eis des Gletschers verschwindet. Hier betraten wir den Tiefenmattengletscher in der Gegend, wo er sich zu einem weiten Firnbecken ausbreitet. Die Überschreitung ging anfangs rasch vonstatten, der Gletscher war aper, die Spalten zwar zahlreich, aber alle parallel verlaufend, quer zum Strom, so daß wir zwischen ihnen überall gut durchkamen. Wir hielten uns etwas aufwärts und kamen so ungefähr in der Mitte des Gletschers zur Schneegrenze. Hier wurde uns eine böse Überraschung zuteil: der Firn hatte in der Nacht nicht angezogen und bei jedem Schritt sanken wir über die Knöchel ein. Wenn dies auch keine unmittelbare Gefahr bedeutete, denn oben in den Seraks war es sicher so kalt gewesen, daß der Schnee durchgefroren war, so kosteten uns doch die nächsten Stunden, bis wir die Felsen erreichten, vermehrte Anstrengung; da die Spalten hier ziemlich kreuz und quer liefen, nahmen wir wegen des weichen Schnees gleich das Seil.

4¼ Uhr, etwas später als wir gedacht, standen wir am Fuß der Wand. Über einen Lawinenkegel mit ganz erweichtem Schnee stampften wir mühsam zum Bergschrund hinauf, den wir in einer Lawinenrinne leicht überschreiten konnten. Durch heruntergefallenen Schnee war der Schrund ziemlich ausgefüllt und die obere Lippe hing nur etwa 1½ *m* weit über, so daß mich ein Ruck am oben eingestoßenen Eispickel rasch hinaufbrachte. Oben verließen wir die gefährliche Lawinenrinne möglichst rasch und stiegen nach links hin steil an. Anfänglich wollten wir die folgende Felswand ganz links angehen, wo sie am niedrigsten war, aber als wir näher kamen und es ganz hell wurde, sahen wir, daß wir uns mit der Wand gründlich getäuscht hatten. Hatte sie von der Hütte aus als finstere Steilwand imponiert, so sahen wir jetzt, daß wir es lediglich mit einem steilen, blockigen, von Felsstufen unterbrochenen Hang zu tun hat-

ten. Deshalb stiegen wir bald gerade an, um den Endpunkt unserer Felsrippe direkt in seiner Fallinie zu erreichen.

Am Rand der Felsen legten wir Seil und Steigeisen wieder ab, um so rascher vorwärts zu kommen. Der Anfang war etwas steil, aber nirgends eigentlich schwierig, nur die Brüchigkeit des Gesteins erforderte große Vorsicht. Wir kletterten schräg nach links aufwärts und erreichten schließlich durch einen kleinen Kamin das Ende der erwähnten Rippe. Anfangs war sie nur schwach ausgeprägt und öfters durch Schneefelder unterbrochen, weiter nach oben erschien sie als scharfer Felsgrat. Hier ging es nun eine Stunde lang aufwärts, zuerst über grobes Blockwerk, dann über einzelne Schneefelder, zum Schluß über einen schönen, nicht sehr schweren Felsgrat. Schließlich erreichten wir dann um 6 Uhr von links her den erwähnten Schneegupf am Ende der Seraks, über die wir die große Firnterrasse erreichen wollten.

In der warmen Morgensonne, die vor kurzem hinter dem Matterhorn hervorgekommen war, hielten wir hier die erste und einzige Rast auf dieser Fahrt. Eigenartig schön war hier unser Rastplatz; wir saßen auf einer fast ebenen Schneefläche, die sich nach drei Seiten ganz flach abdachte und ganz allmählich in die steilen Abbrüche überging, die wir von unten aus staunend gesehen hatten. Von der Wand weiter oben war nicht viel zu sehen, und was wir sahen, war nicht recht vertrauenerweckend; gerade vor uns zog sich ein steiler Schneehang zu dem Hängegletscher hinauf, über den wir aufsteigen mußten, rechts und links davon zeigte sich der unheimlich glatte Abbruch der großen Terrasse, nur ganz links außen schauten die untersten Türme des Ostgrates herüber, sonst war von der Wand nichts zu sehen. Sehr verdächtig sah dieser Abbruch aus: rechts außen eine überhängende Eis- und Firnwand ohne jegliche Gliederung, links die Wand noch viel höher und mächtig überhängend. Auch in dem Winkel links von uns, den wir in zweiter Linie zum Aufstieg ins Auge gefaßt hatten, sah die Sache nicht sehr einfach aus; was von unten als leicht ersteigbarer Hang ausgesehen hatte, erwies sich jetzt ebenfalls als steile Eiswand. Allerdings zeigten sich hier mehrere Risse und Löcher, die einen Versuch nicht ganz aussichtslos erscheinen ließen. Aber der Quergang unter der überhängenden, mit großen Eiszapfen gezierten Wand bestimmte uns doch dazu, es zuerst gerade hinauf zu versuchen.

Schon nach ¼ Stunde Rast trieb uns die Neugierde weiter, es gelüstete uns zu sehen, was hinter dem ersten Schneehang der Hängegletscher für Tücken zu bieten hatte. Der Steilhang war trotz seines weichen tiefen Firns bald erstiegen und wir standen nun auf einem zweiten Plan am Fuße einer steilen und teilweise überhängenden Eiswand, mit der der Hängegletscher niederbricht. Rechts war nichts zu wollen, hier brach die Terrasse überhängend ab und auch die Eiswand zeigte sich leicht überhängend, aber etwas links, hinter einer flach angedeuteten Eiskante, schien die Neigung der Wand etwas weniger steil zu sein; die Schwierigkeit bestand nur darin, um die Kante herumzukommen. Welzenbach als der geübte Eismann trat an die Spitze und bewältigte dieses schwere Stück mit gewohnter Meisterschaft. Außer den Stufen für die Füße mußte er auch tiefe Löcher für die Hände schlagen, so dauerte es ziemlich lange, bis wir diese Seillänge hinter uns hatten. Die zweite war dann wesentlich einfacher; über einen steilen, teilweise vereisten Hang gingen wir schräg nach rechts hinauf auf einen Firngrat, der uns nach wenigen Schritten auf eine große Fläche brachte. Hier war dann die Enttäuschung groß: vor uns erhob sich hinter einer breiten, fast ganz mit Schnee erfüllten Spalte eine mächtige, etwa 30 *m* hohe, stark überhängende Eiswand, der eigentliche Abbruch der großen Terrasse. Es war unmöglich hier hinaufzukommen.

Wir versuchten dann am Grunde der großen Spalte nach links hin auszuweichen, um so die steile Eiswand zu vermeiden, über die wir heraufgekommen waren, aber es gelang nicht, da sich schon bald ein überhängender Abbruch zeigte. Wir mußten wieder

über die Eiswand zurück. Der Rückzug gelang denn auch mit der nötigen Vorsicht, dann querten wir von dem oberen Plan nach Osten, um so den Winkel der Barre zu erreichen, wo wir jetzt den Aufstieg versuchen wollten.

Über ein steiles Firnfeld, das von Lawinenzügen tief durchrissen war, schwach nach rechts absteigend, gewannen wir bald die Felsen unter der großen Eiswand. Nun war größte Eile geboten; ober uns stand die mächtige Eiswand, deren oberer Rand um einige Meter überhing, und dieser Überhang war mit den mächtigsten Eiszapfen geziert, die ich je gesehen, Kerle von Armesdicke und 3—4 *m* Länge waren darunter. Das erste Stück gingen wir über steile Felshänge, erst zum Schluß, schon nahe unter dem erwähnten Winkel, stiegen wir über den Firnhang bis direkt unter die Eiswand hinauf. Über die Felswand ging es rasch hinweg; zwar war sie etwas vereist, aber nicht sehr schwer, doch das letzte Stück zur Wand hinauf dauerte erheblich länger, da der Firn durch das dauernd heruntertropfende Schmelzwasser in hartes Eis verwandelt war. Dann standen wir, schon nach wenigen Minuten stark durchnäßt, direkt unter der Eiswand. Der Winkel, auf den wir unsere Hoffnung setzten, war von unserem Standpunkt noch durch eine vorspringende Kante verborgen und zu dieser hackte sich jetzt Welzenbach hinauf. Bald saß er dort unter der etwas ausgeschmolzenen Kante auf einem Felsblock und ließ mich nachkommen. Dann verschwand er um die Ecke und nur langsam, viel zu langsam für meine Ungeduld, lief das Seil aus. Nachdem ich gut die Hälfte ausgegeben hatte, schien sein Vordringen ganz zu stocken, nur ab und zu zeigten kleine Rucke am Seil an, daß der Gefährte noch in Tätigkeit war. Schließlich merkte ich, daß sich das Seil von der Wand weghob, Welzenbach mußte also schon an der drüberen Seite der Eiswand sein. Über eine halbe Stunde hatte uns diese Seillänge gekostet, da ertönte sein Ruf zum Nachkommen. Froh schlüpfte ich aus meinem engen Loch heraus, schwang mich an dem Felsblock um die Kante und sah nun den Winkel vor mir. In die Eiswand spitzte sich ein steiler Schneehang hinein, an dessen linkem Eck sich ein Loch in der Wand zeigte, in dem jetzt Welzenbach saß. Links davon, von ihm durch eine flache Kante getrennt, und etwas höher oben, war ein zweites Loch und einige Meter darüber glänzte die Schlußwächte im Sonnenschein; da mußten wir hinauf. In den Steilhang hatte Welzenbach tiefe Tritte gestoßen, auch tiefe Löcher für die Arme waren ausgehöhlt, so kam ich rasch und sicher, wenn auch mit peinlicher Vorsicht zu ihm hinüber. Nun kam das schwerste Stück Eisarbeit des Tages, der letzte Aufstieg zur Terrasse; ich verankerte mich in dem geräumigen Loch und Welzenbach schlug an der Kante den ersten Eishaken zur Sicherung. Dann wurden sorgfältig einige Stufen geschlagen und er verschwand um die Ecke. Bald hörte ich das Klirren eines neuen Hakens, wieder sausten Eissplitter neben mir in die Tiefe, noch ein Haken fuhr ins Eis, dann konnte ich nachkommen. Mit dem Pickel hackte ich den ersten Nagel heraus, dann begann ich den Aufstieg. An der Kante war peinlichste Gleichgewichtsverteilung notwendig, denn oben drängte die Kante gewaltig über den Abgrund hinaus, und erst beim zweiten Ansatz gelang mir der Quergang. In großen Stufen ging es dann ein Stück gerade sehr steil aufwärts, dann etwas leichter nach links in das zweite Loch. Nur noch wenige Meter trennten uns von der Terrasse. Vorsichtig ging Welzenbach wieder ans Werk. Ein Eishaken wurde eingetrieben, dann schlug er sich links außen eine große Stufe. Nachdem er endlich noch einen Teil der Wächte abgeschlagen hatte, konnte er schon auf die große Terrasse hinaufschauen; nun versuchte er oben mit dem Pickel Halt zu bekommen, aber dazu war der Schnee zu weich, zum Einstoßen des Pickelstockes dagegen zu hart. Schließlich, nach mehreren vergeblichen Versuchen stieß ich von unten her meinen Pickelstiel durch das Dach meiner Höhle und Welzenbach hatte den gesuchten Griff; ein Schwung und er war oben. Einige Schritte vom Rande entfernt pflanzte er sich zur Sicherung auf. Ich holte den Pickel zurück, schlug den Haken heraus und kam dann

nach. Einen unangenehmen Zwischenfall gab es dabei noch: ich hatte meinen Pickel von oben her in das zuerst gebohrte Loch gesteckt und konnte ihn lange Zeit nicht mehr herausbringen, da er in dem Loch vollkommen fest eingefroren war und erst nachdem ich mit einem Eisnagel den Schnee etwas weggekratzt hatte, brachte ich ihn wieder in meinen Besitz (Welzenbachs Pickel konnte ich nicht nehmen, da er ihn noch zur Sicherung brauchte, ich befand mich ja noch immer auf der überhängenden Wächte).

Die Schwierigkeiten waren zu Ende; ½ 1 Uhr war es unterdessen geworden und über 6 Stunden hatten wir zur Überwindung des großen Abbruches gebraucht, wovon etwa 2 Stunden für den vergeblichen Versuch abzurechnen sind. Die Ungewißheit über den Weiterweg ließ keine längere Rast zu; wir stiegen vielmehr gleich weiter und zwar hielten wir uns ziemlich gerade aufwärts, um möglichst bald einen Blick auf die Gipfelwand werfen zu können, die vorläufig noch hinter dem steileren unteren Teil der Terrasse verborgen war. Auf dem nächsten Schneebuckel angekommen, tat sich vor uns nochmals eine große Spalte auf, die sich aber etwas weiter rechts leicht überschreiten ließ. Die Gipfelwand sah nicht sehr einladend aus, ziemlich steil, stark verschneit und ganz ungegliedert, nur in der Gipfelfallinie zeigte sich ganz unten eine flache Rippe, die sich aber bald in der glatten Wand verlor. Hier wollten wir aufsteigen.

Nach Überschreitung eines kleinen Bergschrundes erreichten wir um 2¼ Uhr die Felsen, nachdem wir die letzten paar Meter auf glattem Eis Stufen geschlagen hatten. Die Wandhöhe betrug ungefähr noch 400 *m*, ich hoffte in 1½ Stunden oben zu sein, Welzenbach sagte zwei und in Wirklichkeit brauchten wir drei! Die ersten zwei Seillängen auf der Rippe gingen noch recht gut; die Felsen waren zwar steil, aber gut gestuft; als sich dagegen die Rippe verlor, wurde die Sache wesentlich unangenehmer. Wir hatten es immer mit steilen, glatten Platten zu tun, die größtenteils verschneit und vereist waren und nur kleine Griffe und Tritte freigaben. So lange wir tiefen Schnee zwischen den einzelnen Platten fanden, kamen wir gut vorwärts, aber meistens blieb uns nichts anderes übrig, als über die vereisten Platten aufzusteigen. Oft mußte dabei der Pickel kleine Griffe und Tritte vom Eis reinigen und mit der Sicherung war es natürlich sehr schlecht bestellt. Dazu wollte und wollte die Wand kein Ende nehmen. Rechts oberhalb von uns waren zwei klotzige Türme im Westgrat, an denen wir unsere Fortschritte maßen, aber wir kamen ihnen kaum merklich näher. Die Sonne war schon hinter dem Gipfelgrat verschwunden und allmählich hieß es eilen, wollten wir noch rechtzeitig ein Obdach erreichen. Eigentlich hatten wir vorgehabt, übers Tiefenmattenjoch zur Schönbühlhütte wieder zurückzugehen, das hatten wir aber schon lange aufgegeben, wir wollten froh sein, wenn wir noch vor Dunkelheit zur italienischen Aostahütte gelangen konnten, die man vom Gipfel in 2 Stunden erreicht. Endlich, es ging schon auf 5 Uhr, kamen wir dem Grat rasch näher und mit einem Male waren wir dann oben auf dem Gipfelgrat in der warmen Nachmittagssonne. Wir legten das nasse und steife Seil ab und eilten dann in wenigen Minuten über den blockigen Schlußgrat zum Gipfel hinauf; das große Problem war gelungen. Über 13 Stunden waren wir in der Wand gewesen, fast die Hälfte davon im großen Abbruch.

Aussicht und Wetter waren wundervoll, nur ein kalter Wind machte den Aufenthalt am Gipfel ungemütlich. Da wir so wie so nicht mehr viel Zeit übrig hatten, packten wir nach kurzem Imbiß unsere Sachen wieder zusammen und kletterten dann den felsigen Westgrat hinunter; unterwegs verstauten wir unser Seil im Rucksack und dann ging's rasch den tieferen Regionen zu. Der Westgrat der Dent d'Hérens besteht aus drei Teilen: oben ein Felsgrat, dann ein steiler, aber breiter Firnrücken, zum Schluß wieder ein Felsgrat, der ohne viel Gefälle zum Tiefenmattenjoch hinüberführt. Schon vor dem Ende des ersten Felsgrates stiegen wir über grobes Blockwerk nach links ab

auf große Schneefelder, die zum Firngrat hinüberführten. Teilweise abfahrend eilten wir dann hinunter. Nach einem kleinen Spaltenabenteuer seilten wir uns nochmals an und kletterten dann den zackigen Grat weiter zum Tiefenmattenjoch. Dann stiegen wir kurz nach 7 Uhr zum italienischen Za de Zan-Gletscher hinunter. Auf ihm hatten wir eine gute Spur, auf der wir den Gletscher hinter uns brachten. Um 3/4 8 Uhr erreichten wir dann die Moräne und eine halbe Stunde später die Hütte.

Leider waren wir nicht allein; eine große Horde Italiener machte uns den Aufenthalt ungemütlich. Trotz des großen Geschreis der Welschen schliefen wir auf den schmutzigen Pritschen bald den Schlaf der Gerechten. Als wir um 7 Uhr morgens aufstanden, regnete es, das Wetter hatte während der Nacht plötzlich umgeschlagen. Wären wir auf einer schönen deutschen Hütte in angenehmer Gesellschaft gewesen, so hätten wir wohl eine Besserung des Welters abgewartet, so machten wir uns um 3/4 8 Uhr nach kurzem Frühstück aus dem Staub. Bald nach unserem Aufbruch kam ein starkes Gewitter mit viel Regen, der aber zum Glück bald wieder aufhörte. Von der Hütte weg stiegen wir auf kleinem Steig rechts aufwärts, dann durch einen breiten Graben auf einen kleinen Sekundärgletscher unter der Tête de Valpelline, der dann überschritten wurde. Über eine kurze Wandstufe kletterten wir schließlich hinauf zum oberen Za de Zan-Gletscher, der ganz flach zum breiten Col de Valpelline hinaufführt. Jetzt war das Wetter wieder ganz schön, nur die höheren Gipfel waren in Wolken, so auch unsere schöne Dent d'Hérens, deren Nordwand wir jetzt im Profil sehen konnten. Über den Stockgletscher wühlten wir uns nun durch tiefen weichen Firn abwärts zum Stockje und weiter hinunter zum Schönbühlgletscher und zur Hütte, die wir bei heftigem Regen um ½1 Uhr erreichten. Nachmittags, wieder bei starkem Regen, wanderten wir dann hinaus nach Zermatt, wo wir von der dortigen deutschen Bergsteigergemeinde aufs freudigste begrüßt und zu unserer Fahrt beglückwünscht wurden.

Die Marmolata-Wacht im Winter 1915—16

Von Arch. Fritz Malcher, Baden bei Wien

Zehn Jahre zurückschauend, sehen wir unser Volk mitten im größten Kriege aller Zeiten, sehen wir Millionen Streiter an den Fronten, treu dem Soldatenschwure: „... zu Wasser, zu Lande und in den Lüften ...“ So zusammenfassend dieser Schwur alle Arten Fronten bedachte: Meer, Küste, Ebene, Hügelland und Gebirge, so hat uns dieser Krieg doch eine neue, nur von wenigen bedachte Frontart gebracht, eine Frontart, wie sie in keinem der früheren Kriege erstanden: die Front im Hochgebirge über 3000 *m* Höhe, im ewigen Eise unserer Alpen — die Eisfront.

Erst im zweiten Kriegsjahre ist diese neue Front entstanden, 1915, in unserem Land Tirol, im Kriege gegen Italien. Nur spärlich wurden diese Eisfronten in den Kriegsberichten erwähnt, denn sie waren sozusagen Fronten letzten Ranges, denen keine militärische Bedeutung zukam, auch nicht zukommen konnte, waren sie doch „erstarrt“ in 3000 *m* Höhe, eben Eisfronten. Eis ist dort oben aber zu einem natürlichen, fast unüberwindlichen Bollwerk geworden und eisarmierte Festungen brauchen nur die notwendigste Besetzung als Wache, dann waren sie uneinnehmbar. Und so waren dort oben die militärischen Kampfhandlungen auch nur von geringer Wucht gegenüber denen an allen anderen Fronten, aber gekämpft, wütend gekämpft wurde trotzdem, denn es mußte gekämpft werden gegen den bittersten Feind in diesen Eishöhlen, gegen die Naturgewalt des Hochgebirges. So auch auf der Marmolata, der eisgekrönten Königin der Südtiroler Dolomiten.

Und hier war es gerade der erste Kriegswinter, der ungeheure Anforderungen an die Entschlossenheit und Ausdauer der zahlenmäßig so schwachen Verteidiger — unsere Alpensöhne — stellte. Hat doch nur eine kleine Abteilung, Detachement nach der alten Militärsprache, nicht mehr als 50 Mann die Besetzung des Marmolata-Hauptgipfels, die Punta Penia, 3344 *m*, durchgeführt und zwar während der schwersten Wintermonate Januar, Februar und März — und dies größtenteils bei Nacht! Fürwahr eine Großtat an alpinem Wollen und Können. Von dieser alpinen Großtat, deren Wertigkeit auch der nun schon objektive Rückblick von zehn Jahren keinen Abbruch tun, sondern nur erhöhen kann, soll im nachfolgenden berichtet werden.

Mitte Oktober 1915 erfolgte die Ablösung des bayerischen Alpenkorps durch österreichische Kaiserjäger und so wurden auch die von den Bayern am Nordfuße der Marmolata errichteten „Feldwachen“ 1 bis 8 von den Österreichern übernommen und besetzt. Die Feldwachen 8 bis 5 stiegen nach Süden von der Wehrstellung der Fedaja-Talsohle, ca. 2000 *m*, bis zum Col de Bous, ca. 2400 *m*, um dann nach Westen biegend, mit den Feldwachen 4 bis 1 auf ca. 2200 *m* Höhe die Nordseite der Marmolata einzufassen. Der Zugang zu den Feldwachen 1 bis 5 war auch von Pian Trevisan, westlich im Fedajatale, möglich.

Die fast senkrechten Wände des von der Feldwache 1 nach Süden sich auftürmenden Gran Vernel bilden ein solches Naturhindernis, daß diese, ca. 2 *km* lange, über die Marmolatascharte verlaufende Linie von uns aus im Jahre 1915 nicht besetzt werden brauchte. Wohl aber mußte die Südwand des Gran Vernel gesichert werden und so ziehen sich von der Contrinstellung, ca. 2000 *m* im Contrintal, Stützpunkte bis 2708 und 2850 hinauf, womit die Südseite der Marmolata mit ihrer Scharte flankiert wurde.

Gegenüber diesen, unseren Stellungen war vom Gegner besetzt am Fedajapaß Prati

Padon und die Talsohle, welche Stellungen am Fuße der Marmolata mit der Besetzung des Saß del Mulon endeten. Südlich der Marmolata der Passo Ombretta (Ombrettapaß), 2700 bis 2800 *m* hoch, mit einer vorgeschobenen, sogenannten „Kopf"-stellung und weiter südlich die Westliche, Mittlere und Östliche Ombrettaspitze, ca. 3000 *m*, so daß mit diesen letzten Stellungen der Gegner nicht mehr, wie bisher in annähernd gleicher Höhe, sondern weit über den unsern lag, 1000 *m* über der Contrin-Talstellung, was sich oft recht unliebsam fühlbar gemacht hat.

Das Marmolata-Massiv selbst, mit seinem Gletscher, blieb bis Ende 1915, ausgenommen einige Patrouillengänge, von beiden Seiten unberührt. Wie uns die Osthänge des Gran Vernel, so schützten den Gegner der Gletscher und die Südwand der Marmolata, allerdings auch dessen gute Beobachtungsmöglichkeit von Norden, von der Mesola und sein dortiges Geschütz, vor allem aber unsere „paar Mandeln"-Besatzung. So waren z. B. die acht Feldwachen nördlich der Marmolata durchschnittlich je einen halben Kilometer entfernt und zusammen von zwei Zügen, d. h. von etwa 100 Mann besetzt. Von einer „Besetzung" konnte somit kaum gesprochen werden. Aber glücklicherweise ist von der feindlichen Seite die Schwäche unserer Besatzung nie richtig erkannt worden und verstanden die Unsern die Natur als „Reservebesatzung" so gut auszunützen, daß sie der feindlichen mehrfachen Überzahl standhalten konnten.

Der Verfasser dieser zehnjährigen Rückerinnerung war als sogenannter „landsturmpflichtiger Ingenieur" von September 1915 bis Oktober 1916 dem Alpinreferat der damaligen 90. J. T.-Division zugeteilt und hatte die Aufgabe, alle im Marmolata-Abschnitt (vom Pordoi-Joch bis Fango im Pellegrintal) sich ergebenden Höhenstellungen auszubauen, resp. das Ausbauen dieser Stellungen mit Rat und Tat zu unterstützen. Somit wurde er auch Zeuge der alpinen Großtat, die die Besetzung des Marmolatastockes im Winter 1915—16 bedeutet. Bis nun ist hierüber eine Veröffentlichung nicht erfolgt, weshalb hiermit eine schon längst ausständige Ehrenpflicht erfüllt wird. Nicht die kriegerischen Unternehmungen werden hier aufgezählt, sondern einfache, subjektive Schilderungen vom alpinen Gesichtspunkte aus sollen ein Bild geben von den ungeheuren Leistungen, die hier oft ganz bergfremde Männer in stiller Pflichterfüllung vollbracht haben.

Ein steil ansteigender, oft nur ganz schmaler, später aber drahtseilversicherter Fußsteig, inmitten der prachtvollen Felsszenerien, führte vom Contrintal zu den Stützpunkten am Südhang des Gran Vernel. Dort, wo die mächtige, senkrecht abstürzende Südwand dieses Berges sich in Stufen aufzulösen beginnt, lag auf einem schmalen Firngrat der Stützpunkt 2850, die höchste und landschaftlich schönste Stellung am Südfuße der Marmolata. Feindwärts gesehen, strebt zur Linken der größte Wandabsturz der Dolomiten, die 800 *m* hohe Marmolata-Südwand übermächtig gegen den Himmel. Die Schneide des zum Ombretta-Paß in Schrofen und schließlich mit einer Stufe abfallenden Rückens bildete die feindliche Deckung, ständig unter schärfster Beobachtung gestanden. Ungezählt sind die feindlichen Versuche, bei unsichtigem Wetter vom Ombrettapaß über die zur Marmolatawand ansteigenden Schrofen die Marmolatascharte zu erreichen.

In der eigenen Stellung aber bildete das Eis und der Firn des Grates die natürliche Panzerung. Fürwahr, der beste Schutz gegen Geschosse: Kein Durchschlagen, kein Absplittern, nur feiner Schneestaub breitete sich aus, wenn solch ein feindlicher Gruß zur Explosion kam. Eis hat sich hier oben als so vorteilhaft erwiesen, daß auch in den tiefer liegenden Stellungen Eiswürfel, umspannt mit einem zarten Drahtgeflecht, als Deckungsschutz am beliebtesten waren, so daß in der wärmeren Jahreszeit solche Eiswürfel auf Stützpunkt 2850 immer wieder erzeugt, zu den unteren Stellungen getragen wurden und Schutz boten, bis sie verschmolzen und nachts durch neue ersetzt wurden. So bestand Stützpunkt 2708 fast nur aus solchen Eiswürfeln.

So felsennestartig diese Höhenstellungen am Südhang der Marmolata angelegt waren, so leicht zugänglich lagen die Feldwachen nördlich der Marmolata-Scharte. 1 bis 4 in den Schutthalden der Ciamortia, 5 bis 8 am Fuße des Col de Bous. Die Zugänge dieser, das Gletschermassiv nordwestlich umfassenden Stellungen boten im Sommer wohl keine Schwierigkeiten; die drohenden Schneemassen des kommenden Winters aber machten die Anlage einer Bergseilbahn vom Fedajatale aus notwendig. Diese hat, im Oktober 1914 fertiggestellt, allen Anforderungen voll entsprochen. Diese acht Feldwachen, besonders 1 bis 4, führten den Sommer über ein recht beschauliches Leben. Die feindlichen Angriffe galten hauptsächlich der Fedaja-Talstellung und den nördlich anschließenden. Doch sollen von den Feldwachen Patrouillengänge auf das Gletschermassiv unternommen und auch die Punta Penia bestiegen worden sein. Verläßliche Nachrichten darüber sind nicht zu erhalten gewesen. Ebenso sollen italienische Patrouillen auf der Marmolata selbst beobachtet worden sein. Ein Zusammentreffen mit den Gegnern ist aber dort oben im Jahre 1915 nicht erfolgt und es hat den Anschein, daß dies absichtlich vermieden worden ist, wohl in der richtigen Erkenntnis, daß ein Kampf in diesen Höhen mehr als zwecklos gewesen wäre, da an eine dauernde Besetzung noch nicht gedacht werden konnte. — Im Spätherbst war von einer der Feldwachen über Nacht ein junger Kadettaspirant, wie es damals noch solche gab, verschwunden. Als der Morgen graute, kam über den Gletscher, der zur Marmolatascharte führt, eine Gestalt heruntergetorkelt — der verschwundene Krieger und brachte als Trophäe eine italienische Menageschale und eine Kappe mit, die er als Hinterlassenschaft gegnerischer Patrouillen auf seiner einsamen, nächtlichen Wanderung auf der Scharte gefunden hatte. Daß dieser junge Mann, der nie vorher einen Gletscher betreten, überhaupt heil zurückgefunden hatte, war ein Wunder.

Die Tatsache nun, daß der etwa 2 *km* lange Frontabschnitt zwischen Feldwache 2 und dem südlichen Stützpunkt 2850 im Jahre 1915 vollständig unbesetzt war, barg eine nicht zu unterschätzende Überraschungsmöglichkeit. Dazu kam die recht unangenehm fühlbare Überhöhung der feindlichen Stellungen auf den Ombrettaspitzen gegenüber unserer Contrin-Stellung. So mußte man sich zu der ehesten Besetzung zumindest der Marmolatascharte und der Punta Penia entschließen. Je früher diese im Jahre 1916 durchgeführt war, desto eher konnte der notwendige Ausbau beendet sein und desto weniger brauchten Gegenaktionen gefürchtet werden. Dazu kam noch, daß die Feldwachen 1 und 4 wegen enormer Lawinengefahr im Spätherbst 1915 geräumt werden mußten, so daß die restlichen Feldwachen 2, 3 und 5 eine noch schwächer besetzte Linie darstellten. Daher wurde in den letzten Monaten des Jahres 1915 mit den Vorbereitungen für die Höhenbesetzung bis 3344 *m* begonnen, für die Besatzung selbst ein Kaiserjäger-Detachement, bestehend aus etwa 50 Mann ausersehen, unter dem militärischen Kommando des Fähnrichs Ludescher, eines Bozeners. Dieses Detachement bestand durchwegs aus Alpenföhnen, darunter einige autorisierte Bergführer. Das technische Kommando wurde Ing. Hinterberger übertragen und als Arzt Dr. Offer zugeteilt. Dieser glücklichen Auswahl berggewohnter Männer ist es zuzuschreiben, daß dieses hochalpine Unternehmen gerade vorbildlich durchgeführt werden konnte. Hat es doch — und dies ist der klugen, zielbewußten Führung zu verdanken — kein einziges Opfer gefordert, was um so höher anzuschlagen ist, als die gegebene Aufgabe in den strengsten Wintermonaten Januar, Februar und März durchgeführt wurde.

Die Reihenfolge der Besetzung war folgende: Zuerst wurde von der Feldwache 2 aus westlich des vom Gletscher eingeschlossenen Felsgratpunktes 2709 die sogenannte Zwischenstation errichtet und von dort aus mit ständig abgelösten Posten die Marmolatascharte, 2910 *m*, nebst dem sogenannten „Riß" der Südwand besetzt. Sodann wurde östlich der Scharte die „Scholz"-Hütte — nach dem sehr einsichtsvollen, hochverehrten Divisionär der 90. J. T.-Division benannt — errichtet und, als diese not-

Marmolata (Südseite) von Contrin
(l. Vernel, Marmolatascharte, Westgrat und Südwand, r. Ombretta und Vernaleglетscher).

Marmolata, Punta Rocca (32er Stellung)
(l. hinten die Civetta sichtbar).

Marmolata von Norden (Winter)
(von links nach rechts: Punta Rocca, Penlagipfel, Westgrat, Marmolatascharte, Kleiner und Großer Vernel).

dürftig Unterkunft gewährte, von hier aus über den Westgrat und P. 3166 die Punta Penia, 3344 *m*, besetzt und mit dem fortschreitenden Ausbau auf dieser höchsten Dolomitenspitze eine kleine Unterkunftsbaracke errichtet.

Der Ausgangspunkt der Besetzung war also Feldwache 2. Unter meterhohem Schnee den Winter über vergraben, lag sie auf etwa 2200 *m* Höhe am Fuße des vom Schartengletscher herabziehenden Hanges. Die Schneemassen in diesem Winter waren so ungeheuer, daß die Feldwache, die immerhin bis zu 30 Mann beherbergen konnte, meist tief unterm Schnee lag und oft, besonders in der Nacht, nicht zu finden war. Auf steilem Zickzackwege ging es von hier in einer guten Stunde zur Zwischenstation. Die lag auf etwa 2630 *m* zwischen einem hohen Firnkegel und der schützenden Wand des bereits genannten Felsgrates am Gletscherrand friedlich eingebettet und bestand aus einer, auch von meterhohen Schneemassen überdeckten Baracke im Ausmaße von 4×4 *m* Bodenfläche und etwa 2½ *m* Höhe. In drei Lagern übereinander waren hier die Leute, meist 25 Mann, untergebracht und so war es zwar reichlich warm, aber auch fürchterlich eng. An Reinlichkeit konnte natürlich nicht gedacht werden, weshalb die Unmengen kleiner Mitbewohner den Aufenthalt oft zur Qual machten. Und doch bot sie durch volle zwei Monate den einzigen Unterstand; denn auf der Scharte, die von hier aus über den sanft geneigten Gletscher in drei Viertelstunden zu erreichen war, gab es im ersten Monat der Besetzung nur Schneehöhlen für die 4 Mann, die hier Posten standen.

Es war um die Monatswende Januar-Februar, als die Unsern die Scharte besetzten und da wollte es der Zufall, daß an demselben Tag, der neblig war, nur um 20 Minuten später von der Südseite der Gegner heraufstieg. Und diese 20 Minuten waren ausschlaggebend. Die an 30 *m* tiefer um die linke Felsnase biegenden Feinde wurden leicht zurückgeschlagen, ebenso wie die in späteren Tagen unternommenen gegnerischen Aushebungsversuche, so daß die Scharte ungestört in unserem Besitz blieb. Ein weiterer, von italienischer Seite unternommener Kletterversuch, durch den sogenannten „Riß" der Südwand, östlich von der Scharte und um etwa 50 *m* höher mündend, die Schartenbesatzung zu vertreiben, wurde ebenfalls im letzten Moment entdeckt und verhindert. Dies hatte aber zur Folge, daß der „Riß" auch nun dauernd eine Besatzung erhielt, sehr zum Nachteile unserer Gegner, da von diesem erhöhten Posten aus die sogenannte „Knopf"-Stellung am Ombrettapaß von oben ganz eingesehen und daher tagsüber nicht mehr zugänglich wurde. Auch die gegenüberliegenden Ombrettaspitzen konnten nun besser beobachtet werden.

Der obere Teil des Marmolatagletschers war mit der Scharte vom feindlichen Beobachter und Geschütz auf der nördlich des Fedajapasses gelegenen Mesola eingesehen. Anfangs ohne Folgen. Bald aber begann das Geschütz seine unfreundliche Tätigkeit, so daß der Weg von der Zwischenstation zur Scharte nur bei starkem Nebel, regelmäßig aber nur bei Nacht begangen werden konnte. Dagegen fand sich östlich der Scharte unter einem mächtigen Felsen ein nicht eingesehener Platz und an dieser Stelle wurde die geräumige Scholz-Hütte errichtet, die, auf Streben gestellt und mit Seilen verankert, bald Platz für das gesamte Detachement bot. Die Hütte war ein technisches Musterbeispiel einer alpinen Unterkunftshütte. Die gegen Ende der Fertigstellung nach Norden errichtete Wandelgalerie — die Hütte selbst sollte, so war es gedacht, nach dem Kriege von der Akademischen Sektion Wien als Alpenvereinshütte übernommen werden — lag senkrecht über dem Bergschrund und bot einen herrlichen Ausblick auf den sanft abfallenden Gletscher und darüber hin auf die Sella-Gruppe.

Eine herrliche Schi-Abfahrt gab's da über den Gletscher zur Zwischenstation und weiter zur Feldwache 2. Nur durfte einem der Gegner nicht erblicken. — Das Zwielicht des anbrechenden Morgens lag noch über dem pulvrig leuchtenden Gletscherhang, da schnallten einmal drei Fahrer ihre Bretteln an und im großen Schußbogen

ging's hinunter auf die weiße Fläche. Die zurückgebliebene Hüttenbesatzung sah dem Unternehmen zu. Vorerst war es recht gemütlich. Kaum aber unten auf dem Gletscher in Feindsicht gekommen, begann das Geschütz auf der Mesola seine Morgengrüße herüberzusenden. Hei, das war ein aufregendes Spiel! Schön nebeneinander ausgerichtet glitten die drei Fahrer im Schuß dahin. Als drüben in 4½ Kilometer Entfernung das Mündungsfeuer des Geschützes aufblitzte, husch! — riß ein scharfer Bogen die Drei herum, sausend glitten sie in die andere Richtung und harmlos lag das weiße Schrapnellwölkchen über der verlassenen Stelle. Dieses Spiel wiederholte sich, bis der hohe Felsen der Zwischenstation Schutz bot. Mit tiefem Atemholen — denn nach bestandener Gefahr kommt gewöhnlich erst die Überlegung — wurde die Fahrt unterbrochen. Es waren aber nur zwei, die sich wiedersahen! Gegen Ende der Fahrt waren die drei Fahrer auseinandergekommen und vom Dritten nichts zu sehen! Also zurück. Nach zehn Minuten Aufstieg konnte der Gletscher einigermaßen überblickt werden, bald mußten sie wieder in Feindsicht sein — da kam, weiß voll Schnee, der dritte herabgeglitten. Er hatte einen Sturz getan und sich „tot" gestellt, damit der Gegner nach diesem „Erfolg" sein Schießen einstelle. Als das erreicht war, wurde er wieder „lebendig" und konnte nun in scharfer Abfahrt unbehelligt die Sichtgrenze überfahren. Da gab's nun erst das richtige „tiefe Atemholen" mit der Erkenntnis, daß dieser sonst so schöne Schi-Gletscher doch keine geeignete Übungswiese sei.

Kaum war in der Scholz-Hütte eine, wenn auch sehr bescheidene Unterkunftsmöglichkeit geschaffen, so wurde die Besetzung der Punta Penia über den Westgrat in Angriff genommen. Der erste Teil des Grates vom „Riß" bis zum Punkt 3166 war wieder nicht eingesehen, wohl aber konnte der weitere Firnkamm bis zum Gipfel von feindlichen Geschützen bestrichen werden. Die ersten paar Besteigungen waren unbehelligt durchgeführt worden. Bald aber konnte der Aufstieg über den Westgrat — der übrigens im „Hochtourist" als schwierig bezeichnet ist — nur mehr bei Nacht erfolgen, und so mußte auch der ganze Transport des Materials für den Gipfelunterstand bei Nacht durchgeführt werden — eine kaum faßbare Leistung, von der nachfolgend ein Bild entworfen werden soll.

Februar, 10 Grad Kälte, nachts! Ein starker Nordwest treibt dichte Wolken immer wieder vor den Mond. Schwer und mühsam schreitet eine lange Kolonne schweigsamer Männer von der Zwischenstation über den Gletscher der Marmolatascharte zu. Paarweise zweimetrige Bretter oder Kanthölzer tragend, brechen die einzelnen unter der großen Last oft knietief in den tagsüber gefallenen Schnee ein. Hie und da ertönt ein kurzer, saftiger Fluch oder ein Spottwort aus der Reihe. 30 Mann, die Hälfte mit Stutzen bewaffnet, sind es, die ohne Unterbrechung den Weg zur Scharte zurücklegen. Nur selten bricht der Mond so weit durch die jagenden Wolken, daß der erste den langen Zug überblicken kann. Sonst ist der Vordermann kaum zu erkennen. Nach einer Stunde ist die Scholz-Hütte erreicht, deren Sparren noch lose gegen den Nachthimmel starren. Hier gibt es eine Rast, wobei geraucht werden darf, denn dieser Platz ist ja nicht eingesehen. Lange dauert's nicht, dann wird die Kälte unerträglich. Also weiter! Der Westgrat verlangt eine eigene Gehordnung: Zwei und zwei verbindet das Seil, der erste mit Stutzen und Pickel ist der Führer, der zweite ladet sich ein Brett auf den Rücken. So geht es los. Über einen immer steiler ansteigenden Firnhang werden die ersten Felsen des Grates erreicht. Hui, wie der Nordwest daherkommt! Vorsichtig beginnt der erste sich an den stark vereisten Felsen hochzuziehen. Nun hat er einen Standplatz erreicht und am straff gespannten Seil, das Brett am Rücken oder an der Seite nachziehend, arbeitet sich der Träger hoch. Wenn's nur nicht gar so dunkel wäre! Jetzt könnten sie den Mond gut brauchen, solange der Grat nicht eingesehen, aber nur selten leuchtete sein fahles Licht den Braven da oben. Der Nordwest ist zum Sturm geworden. Ganz an die Felsen gepreßt, ziehen sich die Leute hoch, um seiner

Stellungskarte: Sommer 1915 bis Sommer 1916

Gewalt auszuweichen. Die Kälte dringt durch die Fäustlinge, langsam erstarren die Hände und können so die Griffe kaum mehr fassen. Nur selten ragt ein Eisenstift der Gratversicherung aus Friedenszeit aus dem eisverwehten Grat und bietet dem Fuß einen Standplatz. Aber ohne Aufenthalt schieben sich die Männer höher und höher, bis die erste Gratstufe Platz zum Sammeln läßt. Immer wütender werden hier die Stöße des Sturmes. Die letzten haben noch nicht die Gratstufe erreicht, so beginnen die ersten den weiteren Anstieg. Wieder erklimmt der Vordermann die Felsen, versichert, und mühsam hebt der zweite sein Brett auf den Rücken. Kaum hat er einige Schritte getan, kommt ein Sturmstoß, rüttelt am Brett und hebt es hoch. Der Träger hält es krampfhaft und läßt nicht locker. Da erfaßt der Sturm den Mann samt dem Brett und hebt sie empor. „Auslassen!" brüllt der Führer des Zuges, der von hinten diesen schauerlichen Moment im plötzlichen Mondlicht sieht. Der Mann läßt los, stürzt und im weiten Bogen fliegt das Brett über die Südwand, hinunter zu den Italienern. „Sakra," flucht der glücklich Gelandete, „föll hätt's mi bald selber übritragen", und reibt sich die geschundenen Knie. — Da ist an ein Tragen der Bretter auf dem Rücken nicht zu denken. Jeder schiebt seine Last vor sich über den Grat, möglichst an die Felsen gedrückt und sucht krampfhaft Halt. Der Vordermann hilft so gut es geht mit dem Seil und so erzwingen sich die Leute die Höhe 3166, deren Firnhaube die Windfahnen über den Grat wehen läßt. Nun geht es leichter. Immer seltener ist

der Firn durch Felsstufen unterbrochen, dichter schließt sich die Kolonne und nach einer halben Stunde, eineinhalb von der Scharte aus, ist der Gipfel erreicht. Hier werden die Bretter und Kanthölzer aufeinandergeschlichtet, bald wird es so weit sein, daß die Hütte aufgestellt werden kann. Nach kurzer Rast geht es an den Abstieg. Bis zum Felsgratbeginn auf Punkt 3166 ist es ein lustiges Laufen, dann ist es, trotz der Dunkelheit ein rasches Hinabgleiten über den Fels und schon nach einer halben Stunde steht unsere Mannschaft pustend und schnaubend bei der Scholz-Hütte. Weiter geht es den Gletscher hinunter. Da aber sind plötzlich die Wolken verschwunden und der Mond scheint ungehindert auf die Kolonne. Nun heißt es laufen, denn richtig zischt und kracht es schon über den Köpfen: das Mesola-Geschütz muß direkt gelauert haben und nützt nun die Sicht. Aber „Er" schießt zu hoch! Einem phantastischen Feuerwerk gleich blitzen die Garben der Schrapnells über den mondbeschienenen Gletscher, scharf knallen die Explosionen und lösen grollendes Echo in den Eis- und Felswänden der Marmolata aus. Da breiten die Wolken ihren schützenden Mantel wieder aus — um so greller blitzen die Nachzügler feindlicher Grüße — der Tanz hat ein Ende. Damit aber auch der hastende Lauf unserer Leute, die nun in der Zwischenstation angelangt, nach dem Abkochen im grauenden Morgen Ruhe und Schlaf finden. So trugen diese Braven durch zwei Monate fast jede Nacht das Material für den Ausbau der Marmolata-Stellung 700 *m* hoch und ließen es sich nicht verdrießen trotz Wind, Wetter, Kälte und Feind.

Ende Februar war der Unterstand zum Schutz der einsamen Wächter auf der Punta Penia fertig. Groß war er nicht — für sechs Mann — und lag bald vollständig im Eis vergraben und überdeckt, in einer Höhe von 3344 *m*.

Großartig war der Ausblick an schönen Tagen über das ganze Gletschermassiv und über die 800 *m*, fast senkrechte Südwand auf die feindliche Ombrettapaß-Stellung, die nun genau eingesehen wurde. Sogar die gefürchtete 3000 *m*-Stellung des Gegners auf den Ombrettaspitzen lag nun um 350 *m* tiefer.

So schön und frei es sonst auf der Punta Penia bei gutem Wetter war, so fürchterlich konnte es sein, wenn ein Hochgewitter über der Marmolata lag. Das erste, oben erlebte, machte es notwendig, daß nur stahlharte Naturen für den Gipfeldienst ausgewählt wurden. Saßen da etwa sechs Mann dicht nebeneinander in der kleinen Hütte, als das Gewitter sich dunkel zusammenzog und dachten an keine Gefahr. Da blitzten kleine Funken zwischen den Nägeln der Schuhe auf und knatterten von einem Schuh zum andern. Die Sache wurde unheimlich. Schnell die Schuhe ausgezogen und mit allem, was Eisen war: Stutzen, Beile, Pickel, Draht usw. zur Tür hinausgeworfen, sogar der kleine Ofen mußte daran glauben. Kaum war es so weit, so gab es einen furchtbaren Schlag und alle sechs Mann lagen am Boden, hingeworfen von dem elektrischen Spannungsausgleich, der um die Hütte erfolgte; denn nicht in die Hütte, sondern in das Eis um die Hütte fuhren die Blitzschläge. Siebenmal hintereinander trieb der Blitz sein schauriges Spiel mit den Männern, die, am Boden gekauert, jedesmal wieder niedergerissen wurden. Einen Schutz dagegen gab es nicht. Taumelnd und fast besinnungslos waren sie dieser Gewalt preisgegeben. Einer von ihnen konnte sich, nachdem er zur Feldwache 2 gebracht worden war, erst nach Tagen wieder erholen, allen anderen aber blieb die elektrische Spannung stundenlang in den Gliedern. Diese Hochgewitter waren auch Schuld, daß das Telephonkabel selbst durch eine eigene Blitzleitung nicht geschützt werden konnte und immer wieder neu gebaut werden mußte.

Gegen Sommer sollte irgendwo am Marmolata-Nordgrat, möglichst hoch, ein Geschützstand ausfindig gemacht werden. Der sollte womöglich vom Gipfel zu erreichen sein. So unternahmen vier Mann, natürlich bei Nacht, den Versuch, von der Spitze den Nordgrat im Abstieg zu machen, um so eine eheste Möglichkeit zu finden. Es

wurde eine richtige Nachteistur daraus. Immer steiler senkte sich der Firngrat hinab, zur Rechten der Absturz in die Gletschermulde nördlich der Punta di Rocca, dem zweiten Hauptgipfel der Marmolata. Unheimlich starrten die Felsgrate des Dodici und Undici aus der Tiefe und von Serauta, die damals schon von beiden Gegnern besetzt war, blitzten Schüsse auf. Nur durch leise Zurufe konnte eine Verständigung erfolgen, denn die nachtklare Luft — es war Neumond — trug jeden Laut unglaublich weit und nichts durfte die Aufmerksamkeit des Gegners erregen. Gemütlich war es nicht. Und besonders nicht für den Ersten, der sich am Seil immer tiefer und tiefer den Firngrat hinabgleiten ließ. Schließlich fanden selbst die Steigeisen keinen Halt mehr und mit der Erkenntnis, daß ein Zugang über den oberen Teil des Nordgrates unmöglich durchzuführen und zu erhalten sei, mußte das nächtliche Abenteuer aufgegeben und der Rückweg angetreten werden. Damit also war es nichts. Es mußte nun von unten, von der Zwischenstation aus versucht werden, an den Nordgrat, der südöstlich von dort durch eine feindoffene Gletscherschlucht getrennt, seine scharfe Kante ansetzt, heranzukommen und im Aufstieg zu begehen. Diesmal wurde, eingedenk der so schwierigen Sicht beim letzten Nachtversuch, das diffuse Licht des anbrechenden Morgens gewählt. In weiße Schneemäntel gehüllt, schlich sich eine kleine Patrouille, den Firngrat südlich der Zwischenstation überquerend, so rasch als möglich durch die Gletscherschlucht zu der, vom Feinde nicht eingesehenen Kulisse des Nordgrates. So verborgen, war es eine schöne Friedenstur, die nun die wenigen Leute unterhalb der Gratkante ausführten, bis sie auf etwa 3050 *m* Höhe im Nordgrat eine leicht zugängliche Scharte fanden, die zum Ausbau eines Geschützstandes geeignet, einen vorzüglichen Ausblick und ein gutes Schußfeld auf Italienisch-Serauta und das übrige Gletschermassiv bot. Zu dieser Scharte wurde später auch das Geschütz mit Seilen in der sehr steilen Eisrinne hochgezogen — eine glänzende Leistung unserer Artilleristen — und im weiteren Ausbau ein Materialaufzug vom Bergschrund aus angelegt. Auf der Punta Penia wurde bald darauf ein Artilleriebeobachtungsstand eingerichtet und hierfür eine zweite Baracke aufgestellt, so daß auf 3344 *m* schließlich 10—12 Mann ständig hausten. Tagsüber hatten sie allerdings nicht mehr die Bewegungsfreiheit wie früher, denn der Gegner sandte bald seine Artilleriegrüße hinauf, die oft als leichte Wölkchen im strahlenden Himmel den Hochgipfel umschwebten. Schaden haben sie keinen angerichtet, aber die Gemütlichkeit störten sie!

Somit ist die Besetzung des Marmolata-Hauptgipfels, der Punta Penia bis Sommer 1916 geschildert. Fürwahr eine ungeheure Leistung, die hier still und klanglos vollbracht wurde. Die Besetzung eines Eisgipfels von dieser Höhe in den bittersten Monaten Januar, Februar und März, fast nur bei Nacht durchgeführt, steht wohl einzig in der Geschichte der Berge. Und wer hat's geschafft? Söhne unserer Alpen, die 50 Mann des Kaiserjäger-Detachements. Wenn auch Namen vergehen, die Tat soll unvergessen bleiben.

Die Besetzung des Marmolatagletschers, die im Frühjahr 1916 erfolgte, soll im folgenden dargestellt werden. Unsere Linie bis dahin, die von der Fedaja-Stellung über Col de Bous, Feldwache 3 und 2, Zwischenstation, Marmolata-Nordgrat und Punta Penia, dann über Punkt 3166, Scharte und 2850 der Contrin-Stellung hinzog, war als geschlossen anzusehen. Sie hatte die Front vom Jahre 1915 vorteilhaft verbessert — die unleidlichen Höhenunterschiede waren ausgeglichen — und stellte eine wohl uneinnehmbare Verteidigungslinie dar; der Zweck unserer Hochgebirgsfront war also restlos erfüllt. Sorgfältig war die Besetzung der Marmolata ausgedacht, vorbereitet und durchgeführt worden, Verluste hatte es keine gegeben. Dieser wohlverdiente und unbestrittene Erfolg löste aber — ganz unvorhergesehen — den militärischen Ehrgeiz anderer Kommandostellen aus, und damit begann das traurige Kapitel der Besetzung des übrigen Marmolatamassivs, des eigentlichen Marmolatagletschers.

Es war Mitte des Frühjahrs 1916, als eines Morgens die Punta Penia-Besatzung von der kaum faßbaren Nachricht überrascht wurde, daß in der vorangegangenen Nacht Dodici, Undici und Serauta von anderen Infanterie-Abteilungen besetzt worden sei. Von der Feldwache 3 oder Gran Poz und der Feldwache 5 am Fuße des Col de Bous erfolgte der Vorstoß, der den beiden typischen, im Gletscher aufragenden Felsgraten Dodici, 2700 *m* und Undici, 2760 *m* und der Serauta-Scharte auf 2900 *m* galt. Ohne jede Vorbereitung, nur mit Zeltblätter und Notproviant versehen, hatte, begleitet von einigen Bergführern, eine sonst vollständig bergungewohnte Mannschaft die Besetzung durchgeführt. In der dritten Nacht kam der vorauszusehende Gegenstoß der Italiener, die durch die Antermoja-Schlucht heraufgekommen, die erschöpften, halb erfrorenen Unsern, die ohne Nachschub geblieben, niedermachten oder gefangennahmen. Ein Fähnrich, der ebenfalls vorher nie im Hochgebirge gewesen, konnte mit seinem Burschen nach Undici flüchten, während einige Männer unter Führung eines Kadetten, vom Rückweg abgeschnitten, auf dem höher gelegenen Serauta-Felsen, Punkt 3065, Deckung fanden und sich dort mit bewunderungswürdiger Zähigkeit gehalten hatten, in $^3/_4$ *km* Entfernung von Undici und um 300 *m* höher. Nach weiteren zwei Nächten gelang es endlich, denen da oben Verstärkung zu senden. Inzwischen hatten die Gegner die Serautascharte ganz besetzt und sich an den Serauta-Felsen herangearbeitet, übersahen von hier aus alle Zugänge des Gletschers und waren aus dieser Stellung nicht mehr herauszubringen. Der Nachschub für Dodici, Undici und Serautafelsen war nur bei Nacht möglich und ergab auch da oft große Verluste. Es mußten in dem Gletscher regelrechte Laufgräben ausgeschaufelt werden und bald war diese, bis dahin einsame Gletscherhöhe von 3000 *m* Höhe der Schauplatz oft wildester Kämpfe. Der ehemals so blendend weiße Firnkegel des Serauta-Felsens war nun grau und zerrissen von Geschossen, Stacheldraht umspannte seinen Leib, seine Kante barg die Gräben und sein Inneres Kavernen. Garben von Leuchtraketen standen nachts über diesem Kampfgebiet der Dreitausender Region.

Östlich der Punta di Rocca war auf 3160 *m* mitten im Eis des Gipfelaufbaues ein Maschinengewehrstand eingebaut worden, der aber nach Aufstellung des Marmolata-Nordgrat-Geschützes aufgelassen wurde.

So war der Sommer gekommen und damit die Sorge, wie diese Gletscherstellungen den nächsten Winter über zu halten wären. Vor allem war es notwendig, im Gletscher einen Stützpunkt zu finden, von dem aus die Stellungen leichter erreicht werden konnten. Da fand sich in 2800 *m* Höhe, südlich von Dodici, ein mehrgliedriger Eisbruch, der uneingesehen, geeignet war, Unterstände aufzunehmen. Zugleich bot sich von hier aus die Möglichkeit, entlang der Spalten und Brüche Tunnels unter der Gletscherdecke anzulegen, um so unterirdisch die Verbindung mit Undici und Serauta herzustellen. So begann, entgegen allen bisherigen Erfahrungen, bald ein reges Leben in den Spalten des Stützpunktes 2800. Mit größter Zuversicht — und tatsächlich hat sich kein nennenswerter Unfall ereignet — wurden auf dem verschneiten Boden und in den Wänden der Eisbrüche Baracken aufgestellt, Verbindungswege und Stollen angelegt, ja später sogar ein Seraks als Maschinengewehrstand ausgebaut, so daß nach kurzer Zeit mitten im Gletscher eine Siedlung angelegt war, die allen Voraussetzungen einer Reservestellung entsprach, vollständig geschützt vom Feind.

Von hier aus gingen dann nächtlich Patrouillen über den Gletscher, um die Trasse der anzulegenden Tunnelverbindung ausfindig zu machen.

Eines Nachts suchten so zwei Männer, nicht weit westlich unter Italienisch-Serauta eine Trasse zu finden. Sie hatten eben eine verschneite Spalte gequert, als plötzlich der Mond durchbrach und sein Licht auf die Nachtwandler ergoß. Sofort lagen sie bewegungslos im Schnee, etwa 15 *m* voneinander, nur verbunden durch das Seil. Deutlich sahen die beiden die feindliche Stellung über sich und schon sausten und krach-

ten die Schrapnells. Da kam zum Glück wieder eine Wolke und von demselben Gedanken getrieben, wälzten sich die zwei so schnell als möglich der eben überschrittenen Spalte zu und ließen sich hineinfallen. Nur an die zwei Meter tief lagen sie, aber doch außer Sicht und damit in Schutz. Gewundert wird sich ja der Gegner haben, als bei neuem Mondschein von den beiden nichts mehr zu sehen war, jedenfalls stellte er sein Schießen daraufhin ein und so konnten die zwei in der Spalte den nächsten Wolkenschutz in Ruhe abwarten. Der hielt dann auch genügend lang an, den Gletscherspaziergang fortzusetzen und von den Geschoßzündern, auf 600 Schritt eingestellt, einige als Andenken mitzubringen.

Die Trassen der Tunnelverbindung wurden auf solche Art im Sommer 1916 gefunden, der Ausbau erfolgte im Spätsommer und Herbst und zählt daher nicht mehr zur Besetzung der Marmolata im Winter 1915—16[1]).

Eines soll aber noch erwähnt werden und das sind die, vom alpinen Standpunkt hoch zu bewertendn gegnerischen Versuche der Durchkletterung der Marmolata-Südwand. Im Frühjahr und Sommer 1916 unternommen, sind sie zwar immer wieder an der Wachsamkeit der Unsern gescheitert, zählen aber zu den Ruhmesblättern der Alpini. So wurde die Besura-Schlucht unterhalb des Serauta-Felsens durchstiegen, der Südwandabsturz der Punta Penia und eine Stelle der Wand unterhalb des Punktes 3250, östlich der Rocca.

Im Gedenken an die Marmolata-Wacht 1915—16 drängt sich immer wieder die Frage auf, welchem Antrieb diese, ganz unermeßlich erscheinenden Leistungen wohl zugrunde lagen? Der Zwang war es nicht, denn es waren, wie bei der Besetzung der Punta Penia, immer Freiwillige, die sich meldeten. War es Vaterlandsliebe? Sicher nicht bei denen, deren Heimat keine Berge hat. Sport? Wohl zum kleinsten Teil und nur, wenn es einem waghalsigen Unternehmen galt. Trotz? Vielleicht, aber auch nur, solange es sich um direkte Abwehr handelte. Was war es dann? Tatsache ist, daß noch keiner der damaligen Mitkämpfer eine überzeugende Antwort auf diese Frage gab.

Und doch übertreffen die vollbrachten Leistungen an Größe wohl alle alpinen Großtaten der Friedenszeit. Möge daher die Marmolata-Wacht im Winter 1915—16 als Höchstleistungen an Wollen und Können in ehrender Erinnerung der Nachwelt erhalten bleiben.

---

[1]) Siehe Zeitschrift 1916 und 1917, S. 212 bzw. 149.

Die Bergwelt um den Wolayer See und den Hochweißstein

(Fortsetzung und Schluß aus der Zeitschrift 1925)

Von Ing. Eduard Pichl, Wien

Die wichtigsten Kriegsereignisse zwischen Freikofel und Hochweißstein

Der Kampf um die Höhen[1])

Die zerschossene Wolayersee-Hütte

Als zu Beginn des Krieges, Anfang August 1914, der „Bundesgenosse" Italien seine Neutralität erklärte, die Entwicklung der Dinge abwartete und seine Heere in Bereitschaft brachte, glaubte die Bevölkerung im Gailtal noch an den Einmarsch von italienischen Hilfstruppen. Diese gute Meinung machte aber bald der Sorge wegen eines feindlichen Einbruches der Italiener Platz, welche Befürchtung durch wiederholt auftretende Meldungen von Ansammlungen italienischer Alpinitruppen südlich des Plöckenpasses und nicht zuletzt durch die Tatsache genährt und verstärkt wurde, daß im Oktober 1914 die „Alpini" mit dem Straßenbau von Tischlwang auf den Plöckenpaß begannen. Zu gleicher Zeit sperrte die italienische Regierung den Übergang über den Plöcken angeblich wegen Einschleppung der Cholera. Während die Italiener schon lange vor ihrer Kriegserklärung entlang der Grenze Vorkehrungen getroffen, war eine Grenzbefestigung österreichischerseits von Kaiser Franz Joseph untersagt worden, um die Italiener nicht zu reizen und ihnen keinen Vorwand zu Feindseligkeiten zu bieten und so mußte sich die Landesverteidigung auf Grenzschutzarbeiten unterhalb der über die Höhen ziehenden Grenze beschränken.

Die ersten Arbeiten wurden im Herbst 1914 durch Arbeiterformationen geleistet, die Straßen und Brücken und militärische Bauten am Plöcken herstellten, Geschützstellungen aushoben u. a. m. Eine Anzahl dieser Arbeiterkompagnien brachte den Winter in den Plöckenbaracken zu. Die Gendarmerie stellte Assistenzmannschaften auf, bildete Grenzschutzkompagnien und übernahm die Aufsicht über diese Barackenlager.

---

[1]) Siehe auch: J. Aichinger, „Die Julischen und Karnischen Alpen im Kriege". „Zeitschrift" 1918.

Zum Oberbefehlshaber an der in vier Abschnitte geteilten Südwestfront, im Kriegsfalle J, ernannte der Kaiser den General der Kavallerie Franz Rohr; ihm folgte am 17. Juni 1916 der Feldmarschalleutnant Carl Scotti und am 18. April 1917 der Generaloberst Freiherr v. Krobatin. Rohrs Bemühungen, Formationen auszubilden, sie dem Grenzkampf zu erhalten und so eine feste Verteidigungsmauer zu errichten, wurden stets durch die wechselnden Ereignisse an der nördlichen Front, die häufig Nachschub von der Südwestfront erforderten, durchkreuzt. Noch im Mai 1915 entfielen auf den Abschnitt Kärnten zur Verteidigung bloß rund 15 000 Feuergewehre. Im Jänner 1915 kamen die ersten österreichischen Truppen, die Landsturm-Marsch-Bataillone 10, 11 und 43. Das Landsturm-Bataillon 10 aus Kötschach, das vorwiegend aus Steirern bestand, übernahm mit drei Kompagnien die Wache am Plöcken und die Infanteriestellungen auf dem Pal und auf dem Plöckenpaß, während eine Kompagnie ins Lessachtal abging. Im Feber und März 1915 wurden unter verdienstvollster Mitwirkung des Hauptmannes Teppner in Villach und des damaligen Hauptmannes Karl Gressel[1]) in Mauthen vier Regimenter Kärntner Schützen aufgestellt. Es bildeten sich in den großen Orten Züge, die sich wieder zu Kompagnien zusammenschlossen und im Vereine mit Gendarmerie und Finanzwache die gegenüber ihren Wohnorten liegenden Grenzabschnitte besetzten. Artillerie war anfangs mit Ausnahme einiger alter Positionsgeschütze auf dem Plöcken keine vorhanden. Von diesen freiwilligen Schützenregimentern stand das zweite in dem Raume Hermagor-Luggau, ein anderes bei Tarvis auf dem Luschariberg, ein Teil später beim Wolayersee und das übrige in der Etappe. Im Kampfe waren nur das 1. und 2. Regiment. Kommandant des 2. Regimentes war Gressel, Oberbefehlshaber Oberst Brendl, Divisions-Generalstabschef der 94. Infanterie-Truppen-Division. Im Juli 1915 wurden die vier Regimenter, die sich, namentlich das 2. Regiment, um den Schutz der Heimat große Verdienste erworben hatten, zu einem einzigen Kärntner Freiwilligen Schützenregiment vereinigt.

Am 24. Mai 1915 um ½5 Uhr früh eröffnete der Italiener nach der von ihm tagszuvor überreichten Kriegserklärung das Artilleriefeuer gegen die österreichischen Stellungen am Frischen-(Cellon-)kofel[2]) und es begannen zugleich die ersten Kämpfe am Kleinen Pal, der dem Feinde in die Hände fiel. Beide Gipfel bewachen den Übergang über den Plöckenpaß, an dessen Besitz beiden Gegnern viel gelegen war.

Als die Italiener mit den Feindseligkeiten einsetzten, war die ganze Grenze somit nur von Gendarmerie, Finanzwache, von den erwähnten freiwilligen Kärntner Schützen und ganz wenig Infanterietruppen notdürftig besetzt. Da aber die Schützenzahl nicht hinreichte, halfen sich die Kärntner durch mancherlei harmlose Listen, so wurden z. B. Schützengräben aufgeworfen und in regelmäßigen Abständen Pfähle eingesteckt, auf die man Militärmützen setzte, um dem Feind eine große Zahl von Verteidigern vorzutäuschen.

Kärnten war in dem Abschnitt „Karnische Hauptkette" sehr schlecht geschützt. Zur Verteidigung standen ganz unzureichende und oft minderwertige Kräfte zur Verfügung, man mußte sich auf die nachträgliche Befestigung der Haupteinbruchswege und der ins Landesinnere führenden Vorrückungslinien beschränken, es herrschte steter Mangel an technischen Arbeitskräften, der Truppenstand war einem fortwährenden Wechsel unterworfen, Truppen und technische Organe wurden bereit gestellt und

[1]) Als Maschinengewehrkommandant des Infanterie-Regiments 17 am Beginn des Krieges in Galizien schwer verwundet worden; derzeit Oberstleutnant i. R., Bürgermeister in Mauthen und Besitzer des großen, wiederaufgebauten Plöcken-Schutzhauses.

[2]) Um die Wiedereinführung der alten deutschen Bergnamen und bei der Ziehung der neuen Grenze gegen Italien hat sich Hauptmann Kohla in Klagenfurt sehr verdient gemacht.

wegen der ernsten Lage auf anderen Kriegsschauplätzen gleich wieder abberufen. Und endlich die schneereichen Winter!

Merkwürdigerweise legten jedoch die Italiener unter Cadorna auf den Einmarsch ins Drautal nicht jenes Gewicht, das vom strategischen Standpunkt zu erwarten war, sie vereinten ihre ganze Kraft auf die schnelle Eroberung Triests und Trients, um ihren Krieg volkstümlich zu machen und ließen so den Österreichern Zeit, die Höhen und Übergänge zu besetzen und gegen eine Übermacht mit Erfolg zu behaupten.

Die Jugend Kärntens und Steiermarks zog begeistert zur Landesverteidigung herbei und lernte in opferfreudiger Heimatliebe den furchtbaren Ernst des Krieges kennen. Die Gefahren des Gebirgskrieges waren noch allen fremd.

Im Gebirge mußte natürlich die ganze Kriegsführung eine andere, konnte sie nur ein Stellungskrieg mit Umgehungsmanövern, Vorpostengefechten und Patrouillengängen sein. Frontalangriffe waren durch die Art des Geländes von vornherein ausgeschlossen. Und doch wäre es unrichtig, von einer „ruhigen Front" zu sprechen.

Welch wichtige Aufgabe den Patrouillen zukam, darüber sagt das Tagebuch des Armee-Gruppen-Kommandos vom 25. August 1915: „Eine Patrouille auf richtigem Felsgipfel ist ausschlaggebender als fünf Bataillone in der Tiefe oder in Stellung."

Die Italiener sandten im Gegensatz zu den Österreichern fast keine Patrouille über die Grenze herüber, wiewohl sie Leute genug besaßen, die im Frieden viel geschmuggelt hatten und daher die heimlichsten Steige kannten.

Nicht nur die feindliche Einwirkung durch alle Arten von Geschossen, teils unmittelbar, teils durch die verheerende Wirkung der herumfliegenden Gesteinssplitter oder die Gefahren der vielen nächtlichen Patrouillengänge bis in die feindliche Front, sondern auch die Schrecknisse des Winters in den tiefverschneiten Bergen durch seine Lawinen, durch Hunger und Kälte, die Gefahren des Sommers mit Blitz, Steinschlag, Absturz, die oft elenden Unterkünfte, die Schwierigkeiten mit dem Nachschub der Verpflegung usw. erforderten harte Männer. Der weiße Tod steht beim Posten auf der Feldwache, er stapft hinter den Gehenden und Arbeitenden in brusttiefem Schnee überwächteter Wege und hockt als ständiger Gast auf den Pritschen der Unterkünfte. Das ist die Zeit der lawinendurchdonnerten Nächte, da Wälder und Menschenwerk wie leichtes Kinderspielzeug zerbrechen ..."[1]).

Die Größe der vollbrachten Taten kann nur der ahnen, der im Winter unter den schwierigsten Verhältnissen Hochturen aller Art gemacht und Entbehrungen schlimmster Art schon selbst ertragen hat.

1. Front: Freikofel bis Valentintörl

Die Italiener beschossen das eingesehene Kötschach, wo arger Schaden angerichtet wurde, Wetzmann, Würmlach, und besonders oft (34mal) Mauthen. Dieses hatte aber nicht viel zu leiden, auch die Fliegerbomben taten ihm fast nichts. Die Bewohner flüchteten wie gewöhnlich bei Beschießungen in die Valentinklamm. Viel vernichtender als die feindlichen Geschosse wirkte aber der „weiße Tod". Nicht weniger als 160 Soldaten, darunter viele Offiziere und auch ein General — v. Henneberg, Kommandant der 57. Gebirgs-Brigade, verschüttet am 17. März 1917 im Nölblinggraben — fielen allein im Plöckenabschnitt den Lawinen zum Opfer.

Über die Gebirgsfront der 10. Armee meldet der Bericht, daß im Winter 1915/16 gegen 1000 Mann durch Lawinen verunglückt und über 3000 Erfrierungsfälle vorgekommen waren und daß an bloß drei Tagen im Dezember 1916 durch Lawinen 3 Offiziere und 634 Mann tot blieben und 143 verletzt wurden. Blitzschläge töteten

[1]) „Die Verteidigung Kärntens" und „Das Kriegsland Kärnten" von Dr. F. J. Krug.

damals 2 Mann. Im Winter 1916/17 gab es Schneehöhen von 4 bis 9 *m* und Temperaturen bis zu 24° Kälte. Heftige Schneestürme, Verwehungen und stete Lawinengefahr stellten an die Besatzungen hohe Anforderungen. Zu Bergungen wurden Rettungsabteilungen aufgestellt. Der Winter 1916/17 forderte an der Kärntner Front an Lawinenopfern Tote und Vermißte: 10 Offiziere, 1070 Mann, Verwundete: 5 Offiziere und 328 Mann. In diesem Abschnitte waren im Verlaufe des Krieges eine ganze Reihe von Infanterietruppen tätig, so: das 10., 40. und 43. Landsturmbataillon, das Kärntnerische Hausregiment Infanterie-Regiment 7, verschiedene andere deutschösterreichische, polnische, tschechische und bosnische Regimentsteile, 30,5-*cm*-Mörserbatterien, Hochgebirgskompagnien, die Feldjägerbataillone 7, 8, 9 und 30, sowie Sappeure, und ferner Gebirgshaubitzen-, -kanonen- und eine Marinebatterie. Auf dem Polinik, der besonders oft von feindlichen Flugzeugen überflogen wurde, waren Artilleriestellungen mit 16 Haubitzen und Kanonen nördlich der Oberen Himmelbergalpe und bei der Schroggebirgalpe; an den Westhängen des Kleinen Pal verwehrte die „Maschinengewehrnase" dem Feinde das Eindringen über den Paß. Nördlich vom Plöckenhaus und auf der Cellonalpe standen Haubitzen. Hauptstellung der Artillerie zur Sicherung der Plöckenstraße war die Mauthneralpe mit 17 Geschützen (im August 1916) und auch auf dem Wodnertörl und Judengras dienten Geschütze diesem Zwecke. Einen 42er beherbergte das Dorf Wetzmann, 30,5-*cm*-Geschütze wurden nach Bedarf auf der Plöckenstraße, bei Würmlach und bei St. Daniel verwendet, jedoch in der Regel bald wieder nach Tirol sowie an die Isonzofront abgezogen.

Freikofel, Großer und Kleiner Pal — der Kleine ist der höhere — bildeten die Schauplätze blutigen Ringens, wo die Gegner einander bis auf 40 und 30 *m* Entfernung gegenüberlagen. Der Besitz dieser Höhen war zugleich der Schlüssel für das enge Tor des Plöckenpasses und damit des einzigen auch für Artillerie fahrbaren Überganges aus Italien nach Österreich zwischen Tarvis und Sexten. Großer Pal und Freikofel wurden am 29. Mai und 10. Juni 1915 vom Feldjägerbataillon 30 erstürmt und die Südwestfront des vom Italiener besetzten Kleinen Pal am 14. Juni den Italienern durch das 10. Landsturmbataillon entrissen. Der Plöckenfriedhof und jener in Mauthen geben ein beredtes Zeugnis von den heißen und heldenhaften Kämpfen, die auf diesen Höhen tobten. Vom 1. bis 10. Juli 1915 gab es im Pal-Abschnitt auf österreichischer Seite 171 Gefallene und 526 Verwundete.

Nach dem Durchbruch bei Karfreit und Tolmein wurden diese Gipfel am 28. Oktober 1917 wieder vollständig in Besitz genommen.

Der Frischen- oder Cellonkofel, der den Paß im Westen schützende Wächter, war vom Anfang an von den Italienern besetzt worden, die anschließende Grüne Schneide dagegen beherbergte einen österreichischen Posten, eine „Landsturm-Assistenz". Als diese, bestehend aus 1 Unteroffizier und 15 Mann, am 19. Juni 1915 von den Italienern ausgehoben wurde und auch ein zwei Tage später erfolgter Gegenangriff die Grüne Schneide nicht zurückerobern konnte, erhielt der Gendarmerie-Bezirkswachtmeister Simon Steinberger den Befehl, die besten Kletterer von der 25. Gebirgsbrigade ausfindig zu machen und den Cellon von der Ostseite aus zu besteigen. Steinberger wählte fünf Mann von der Gendarmerieassistenz Kötschach und Mauthen, die Landsturmmänner Bertnik, Buchacher (beide Steirer) und die Feldjäger Großmann, Erlacher und Pichler (alle drei Steirer), erstieg den Cellon am 23. und 24. Juni abends und schlug die italienische Besatzung bei Tagesanbruch von der östlichen auf die westliche Cellonspitze zurück. Die Italiener besaßen dort gute Deckung und erhielten Verstärkung, so daß die kleine Schar nicht mehr unternehmen konnte und genug zu tun hatte, um ihre Spitze zu halten, bis nach fünf Tagen

Verstärkung eintraf. Bei einem Versuch am 18. Juli 1915, den Cellon vollständig in Besitz zu nehmen, eroberte Steinberger mit 30 Mann die westliche Spitze, mußte aber die von ihm besetzte Stellung infolge der großen feindlichen Übermacht und eigener Verluste wieder räumen. Seine kühne Tat trug ihm die Goldene Tapferkeitsmedaille ein. Auch der Finanzwach-Oberrespizient Franz Weilharter, der bereits 50 Jahre zählte, stürmte den westlichen Cellongipfel und warf den Gegner, fand aber bei dem Sturm den Heldentod[1]). Am 8. Oktober 1915 versuchten die Italiener den äußersten linken Flügel anzugreifen und wollten sich der Feldwache nähern, wurden aber abgewehrt. Auf italienischer Seite befand sich eine verhältnismäßig große Zahl deutschsprechender Mannschaft, die die Österreicher aufforderte, hinüber zu kommen, sie bot ihnen Schnaps und Zigaretten an, erzählte, daß sie friere und die Österreicher möchten das Schießen einstellen, dann würden sie, die Italiener, auch nicht schießen.

Der Kriegssteig von der Oberen Valentinalpe zum Eiskar

Am 25. Juni 1916 unternahm der Feind einen Angriff auf die östliche Spitze, der glatt abgeschlagen wurde; vier Tage später gelang es ihm jedoch, den Gipfel zu nehmen und die ganze Besatzung fast ohne Gefecht und Opfer gefangenzunehmen.

Die Besatzung bestand aus Hauptmann Göttinger, J.R. 31, Kommandant der Hochgebirgskompagnie 25 und aus 8 Offizieren vom Landsturm-Bataillon 43, J.R. 27, J.R. 7, Hochgebirgskompagnie 25 und Feldkanonenbatterie 2/94, ferner aus 156 Mann mit 3 Maschinengewehren, 2 Minen- und 1 Granatwerfer, sowie reichlicher Munition und Handgranaten. Die Mannschaft setzte sich aus einer halben Hochgebirgskompagnie 25 und der für die Ablösung bestimmten halben Kompagnie des Landsturmbataillons 43 zusammen. Die Italiener legten zuerst ein heftiges Artilleriefeuer auf den Gipfel. Nach den Aussagen eines italienischen Überläufers wurde schon in der Nacht vom 23. auf 24. Juni die 109. Alpinikompagnie zum Angriff bereitgestellt, diese meuterte aber offen, wurde durch Karabinieri umzingelt, entwaffnet und abgeführt. Auch eine andere Kompagnie hatte dieselbe Absicht, da es für aussichtslos gehalten wurde, den Gipfel zu erobern. Der Befehl wurde dann doch durchgeführt, doch rechnete keiner der Teilnehmer darauf, am Leben zu bleiben[2]).

Nach den Aussagen dreier österreichischer Infanteristen, die sich nach dem Überfall verwundet durch Abstieg über die Nordostwand des Cellons retteten, hatte sich die Mannschaft der Cellonbesatzung gegen das starke italienische Artilleriefeuer in ihrer geschützt gelegenen Baracke zu decken gesucht und war dort durch den unvermutet

[1]) Das Ganze über den Cellon z. Teil nach Mitteilungen von Gendarmeriebezirkswachtmeister Steinberger in Krumpendorf.

[2]) Mitteilung eines beteiligten Italieners an Fähnrich Enzenhofer.

einsetzenden italienischen Angriff, der zu Mittag im Nebel erfolgte, überrascht worden. Die Offiziere befanden sich nicht bei der Mannschaft, sondern getrennt in ihrer eigenen Unterkunft. Während eines kurzen Kampfes zwischen Besatzung und Italienern wurde aus einem Fenster der Offiziersbaracke ein weißes oder gelbes Tuch geschwenkt, was die Mannschaft als Zeichen der Ergebung der Offiziere annahm und, nun mutlos geworden, die Waffen streckte. Das Armee-Kommando sprach die Ansicht aus, daß die Italiener nach Überwältigung der Offiziere das Tuch selbst zum Fenster hinausgehalten hätten[1]).

Der Verlust des Cellons bedeutete, daß die Italiener nun bessere Beobachtungsverhältnisse auf Pal, Promos und Plöckenstraße sowie ins Valentintal[2]) hatten; ferner war die Cellon-Schulter (die österreichische Stellung auf dem Hang gegen den Plöckenpaß) jetzt mehr bedroht und es mußte eine neue Stellung aus dem Valentintal gegen die Schulter gebaut werden, um das Herabsteigen des Feindes nach Norden zu verhindern.

Die Italiener bemühten sich anfangs August 1916, die Schulter zu nehmen und drangen zwei bis drei Kompagnien stark in eine Feldwach-Stellung ein, deren Besatzung durch einen Artillerie-Volltreffer getötet worden war. Weiter kamen sie aber nicht, die österreichische Artillerie vom Köder und Wodnertörl wirkte gegen die italienische Cellonstellung und der Feind wurde zurückgeschlagen. Die Stellung auf der Cellonschulter wurde nun technisch besser ausgebaut.

Nach dem Verluste des Cellon sah sich die österreichische Heeresleitung veranlaßt, als Ersatz dafür die Besetzung des „Gabele", auch „Gaberl" genannt, und später der Kellerwand ins Auge zu fassen. Steinberger wurde zum Leutnant Krapf nach Ober-Valentin befohlen und es wurde nun nach einem Aufstieg zum Eiskar geforscht. Östlich des von diesem abfließenden Wasserfalles wurde eine solche Möglichkeit gefunden. Steinberger versuchte hierauf mit dem Korporal Stöcklinger und dem Infanteristen Lassnigg sowie noch einigen Soldaten den Aufstieg. Die ersten drei kamen auch bis zu der schwierigsten Steilstelle, die ohne Hilfsmittel nicht zu nehmen war. Steinberger war der Ansicht, daß eine Besetzung des Eiskars keinen Wert habe, da es vom Cellon, vom Kollinkofel und von der Hohen Warte, wo überall der Italiener saß, eingesehen und daher große Verluste fordern werde. Er riet seinen Gefährten daher zur Umkehr. Leutnant Krapf war es aber sehr um den Besitz des Eiskars zu tun und er versprach den beiden Soldaten Urlaube, wenn sie hinaufkämen. Lassnig und Stöcklinger rüsteten sich nun mit Mauerhaken aus und bezwangen am 6. Juli 1916 die schwierige Stelle wirklich. Von dort ging es dann gut ins Eiskar. Die nachfolgende Hochgebirgskompagnie besetzte sodann das Gabele am Ostrande des Eiskars und richtete dort eine 20 Mann starke Offiziersfeldwache ein. Der Kletterſteig wurde im Laufe der Zeit so weit mit Seilen, Haken und Strickleitern versichert, daß es möglich wurde, die Besatzung im Gabele leichter mit Schießbedarf und Verpflegung zu versorgen. Als Nachschubstation wurde „Kunz" mit anfangs 20 Mann Trägern gewählt. Es ist das ein Punkt oberhalb des Gletscherabflusses, der nach dem ersten Telephonisten so benannt und auf dem eine Seilbahnstelle errichtet wurde. Die Reserveſtellung der Kompagnie befand sich auf der Oberen Valentinalpe.

Da der Kollinkofel vom Feinde besetzt war, konnte das Eiskar nur bei Dunkelheit oder Nebel begangen werden. Die Nachschubstelle „Kunz" und die Besatzung „Gabele" waren außer den feindlichen Einwirkungen auch den Witterungsunbilden ausgesetzt, da die Unterbringung in den ersten Monaten nur in Zelten möglich war.

[1]) Tagebuch des Armee-Gruppen-Kommandos der 10. Armee vom 6. Juli 1916.

[2]) Die österreichische Besatzung hatte wegen der vorzüglichen Beobachtung gegen Süden und Südosten schon im Juli 1915 eine Fernsprechleitung zwischen Cellon und Plöcken hergestellt.

Fast täglich mußten Leute mit Erfrierungen abbefördert werden. Die Ablösung war zuerst wöchentlich, später alle 14 Tage und dann monatlich.

Anfang August 1916 sollte im Gabele ein Maschinengewehr eingebaut werden. Die Italiener versuchten — was sonst nicht ihre Art war — von der Grünen Schneide mit Patrouillen gegen das Gaberl vorzugehen, wurden jedoch durch die österreichische Besatzung und durch die Geländeschwierigkeiten daran gehindert. Die Italiener zogen dann zu ihrer Sicherung auf der Grünen Schneide eine dichte Feldwachenlinie. Auf dem Gaberl wurden von den Österreichern Kavernen gebaut und 2 Maschinengewehre in Stellung gebracht.

Um den sehr schmerzlichen Verlust des Cellons wettzumachen, ordnete die 94. Infanterie-Truppendivision eine Auskundschaftung der Besetzungsmöglichkeit des Kellerwand-Gipfels an. Am 25. Juli 1916 prüfte eine Patrouille, bestehend aus Oberleutnant Jaehn, Oberleutnant Dr. Gunkel, Leutnant Hanke, Leutnant Krapf, Leutnant Sliutz und Einjährig-Freiwilliger Enzenhofer der Hochgebirgskompagnie 59 die Aufstiegsmöglichkeiten. Das Ergebnis war, daß die Hochgebirgskompagnie 1/94 des Oberleutnant Jaehn, die bisher dem Bataillon Hauptmann Kührner des Infanterie-Regimentes Nr. 7 zugeteilt war, zur Besetzung der Kellerspitzen befohlen wurde. Nach den nötigen Vorbereitungen erstieg Einjährig-Freiwilliger Enzenhofer am 5. August 1916 mit einer 6 Mann starken Patrouille den Westgipfel, was bei den Italienern sofort die Besetzung des Ostgipfels auslöste. Die kleine Schar legte während des Anstieges eine Fernsprechleitung, sie hatte Verpflegung auf 4 Tage mit sich. Die Absicht war, die Spitze so lange zu halten, als es die Witterungsverhältnisse zuließen. Oberleutnant Jaehn, der am 7. August mit Verstärkung und Verpflegung folgte, wurde auf dem vom Eiskar aufsteigenden Bande, der „Weißen Schulter", wo jede Deckungsmöglichkeit fehlte, angegriffen, so daß zwei Drittel der Verstärkung tot blieben oder verwundet wurden. Jaehn selbst wurde durch Bauchschüsse schwer verwundet und erlag bald darauf seinen Verletzungen. Die Italiener griffen am selben Tage auch Enzenhofer mit seiner Patrouille an, wurden aber zuerst durch Feuer und, als der Schießbedarf ausgegangen war, durch Steinlawinen zurückgeschlagen. Vor der Stellung blieben 30 Tote liegen. Sliutz löste dann Enzenhofer, der für seine alpine und militärische Leistung die Goldene Tapferkeitsmedaille erhielt, unter großen Schwierigkeiten ab. Die Erkletterung sowie der Verpflegs- und Munitionsnachschub auf die Kellerspitze waren nur in der Dunkelheit möglich. Der Anstieg war fast durchaus eingesehen und von den Italienern während der ganzen Nacht durch Steinlawinen gefährdet, wobei oft Träger im Auf- und Abstieg verletzt wurden. Auch ein neuerlicher Versuch der Italiener, den Westgipfel zu erobern, mißlang.

Die Entbehrungen, welche die Besatzung auszustehen hatte, waren sehr groß. Wegen Platzmangel konnten nicht einmal Zelte aufgestellt werden, als Unterschlupf diente eine kleine Kaverne in der Nordseite. Auf der Hohen Warte, die von Beginn an in italienischem Besitz war, stand eine genau eingeschossene Gebirgskanone, die den wackeren Männern auf der Kellerwand oft äußerst unangenehm wurde. Die Ablösung erfolgte alle fünf Tage. Verwundete brauchten zwei Nächte zur Hinabbeförderung, Schwerverwundete starben meist unterwegs. Bei jeder Trägerstaffel wurden ein oder zwei durch die Steinlawinen verletzt, einige stürzten ab. Fernspruch war nicht möglich, weil die Drähte, obzwar Gebirgskabel, fortgesetzt durch die Steinlawinen abgerissen wurden. Bei Gewitter war das Kabel oft an vielen Stellen gerissen. Nach einmonatiger Besetzung löste eine andere Hochgebirgskompagnie ab.

Die Kellerspitzen gingen dann doch noch verloren. Das Tagebuch des Armee-Gruppenkommandos schreibt darüber am 28. November 1916: „Fähnrich Enzenhofer .... war seit 25. November l. J. Kommandant der Kellerwandbesatzung. Die

Versorgung der Besatzung mit materiellen Bedürfnissen war mit Rücksicht auf das außergewöhnlich schwierige, durch hohe Schneelage und Vereisung nur sehr geübten Kletterern zugängliche Terrain überaus mühevoll. An eine Verstärkung der Besatzung konnte aus diesem Grunde nicht gedacht werden. Dem Gegner war die Besitznahme der Kellerwand ein Dorn im Auge. Schon zwei Tage nach der Ersteigung der Wand begannen die feindlichen Angriffe. Nachdem diese erfolglos blieben, versuchten die Italiener mit konzentriertem Artilleriefeuer der Kellerwand beizukommen. In den letzten Septembertagen brachten sie, durch die von ihrer Seite bedeutend leichteren Aufstiegsverhältnisse begünstigt, auf nahe Distanz beiderseits der eigenen, auf einen kleinen Raum beschränkten Besatzung zwei Minenwerfer in Stellung und schoben auch einzelne Schützenposten von drei Seiten näher heran, so daß der Aufstieg zur Kellerwand, der Eingang zur Kaverne und die Zelte direkt bestrichen waren. Von drei Seiten eingeschlossen, auf engem Raum unter Feuer gehalten, hielt Fähnrich Enzenhofer die Kellerwandspitze für unhaltbar und entschloß sich, dieselbe am 27. September, 3 Uhr vormittags, zu räumen, um die Besatzung nicht der Gefangennahme auszusetzen. Die Handlungsweise des Fähnrichs Enzenhofer muß sicherlich ihre triftigen Beweggründe haben, denn Enzenhofer war gewissermaßen der spiritus rector der ganzen Kellerwandunternehmung gewesen und wird sich nur unter der Wucht der zwingenden Notwendigkeit zum Räumen der Stellung veranlaßt gesehen haben. Nach taktischer Beurteilung war die Kellerwand weder als Beobachtungsposten noch als Flankierungsanlage benützbar. Sie war als Ausgangspunkt für eine überraschende Unternehmung gegen den Kollinkofel gedacht. Der Gegner erkannte jedoch rechtzeitig die eigene Absicht und sicherte sich dagegen. Somit hatte die Kellerwand auch in dieser Beziehung ihren Wert zum großen Teil eingebüßt."

Die „Platte" auf dem Weg Pichl—Nießner zur „Austriascharte" (Zeitschrift 1925, S. 168)

Das Armee-Oberkommando nahm den Bericht über die Gründe, die die Räumung der Kellerwandspitze veranlaßten, zur Kenntnis und gewann den Eindruck, daß Fähnrich Enzenhofer richtig gehandelt habe.

Nun war man gezwungen, sich auf das Gabele zurückzuziehen und baute es aus, so daß es möglich wurde, dort zu überwintern. Eine Seilbahn hielt die Verbindung Ober-Valentin—Kunz—Gabele aufrecht. Im Jahre 1917 wurde im Gabeleschartl eine Gebirgskanone auf einige Tage in Stellung gebracht und die italienischen Baracken auf der Grünen Schneide und auf dem Cellon in Brand geschossen, was unter den Gegnern große Verwirrung hervorrief. Der höchste Kunzkopf, wurde von Sliutz bestiegen und mit einer Feldwache besetzt, die einen Abstieg des Feindes ins Eiskar zu verhindern hatte.

Jeder Bergsteiger wird sich ein Bild von den ungeheueren Schwierigkeiten machen

können, unter denen die Besetzung des Eiskars und der Kellerwand vor sich gingen, und wird sich beugen vor dem Pflichtgefühl, das jene Männer durchdrang, die auch in eisigen, sturmdurchtobten Wintern ihre harte Pflicht für Vaterland und Heimat erfüllten. Aber auch unten in der Oberen Valentin war der Winter ernst genug. So wurde im November 1916 ein Zug der Hochgebirgskompagnie Hauptmann Assam von einer Lawine verschüttet, wobei ein Bruder des Hauptmanns mit 19 Mann den weißen Tod erlitt[1]).

Polinik — Mauthneralm — Mooskofelgruppe — Wodnertörl — Rauchkofel — Maderkopf bildeten die zweite Linie. Auf dem Wodnertörl stand außer vier Haubitzen eine stärkere Infanteriefeldwache. An Seilbahnen wurden gebaut: Kötschach—Lamprecht—Plöcken, Lamprecht—Mauthneralpe, Weidenburg—Köderhöhe.

2. Front: Valentintörl bis Steinwand

Auch dieser Abschnitt war zuerst nur von Gendarmerie und Finanzwache, sowie von Kärntner Freiwilligen-Schützen besetzt.

Der wichtige Wolayerpaß, den Teile des polnischen Infanterieregimentes Nr. 57 zu halten hatten, ging leider durch deren Schuld verloren. Unter den Abstürzen zwischen Seekopf und Cima di Sasso Nero waren in jeder Nacht zwei Feldwachen aufgestellt worden. Diese wurden von den 57ern vernachlässigt und dadurch einer Abteilung von „Alpini" in der Nacht vom 10. auf den 11. Juni 1915 Gelegenheit gegeben, wahrscheinlich vom Nordostgrat des Seekopfes[2]) mit Strickleitern nach Norden abzusteigen und so der Besatzung des Wolayerpasses in den Rücken zu fallen. Hiebei wurden zwei Züge aufgerieben und ein dritter durch Artillerie-, Maschinengewehr-Infanteriefeuer und Handgranaten an der Hilfeleistung verhindert. Ein Gegenangriff, der für die Nacht vom 12. auf den 13. Juni geplant war, unterblieb mit Rücksicht auf starke feindliche Infanterie- und Artilleriewirkung. Das Tagebuch des A.Gr.Ko. sagt darüber: „Am Wolayersee ist der kleine Erfolg des Gegners nicht zuletzt der schwächlichen Haltung und Führung des vordem mehr als 10 Jahre als Lehrer der deutschen Sprache in einer Schule tätig gewesenen Bataillons-Kommandanten zuzuschreiben, dessen Enthebung und provisorischer Ersatz bereits erfolgt ist."

Die österreichische Stellung war nun auf das nördliche Seeufer zurückgedrängt worden und verlief östlich an den Rauchkofelhängen zum Valentintörl, das eine Maschinengewehr-Abteilung vom J.R. 7 besetzt hielt.

Der Paß blieb von da an in den Händen von Alpini und Bersaglieri, die ihre Stellungen bis hoch hinauf am Seekopf-Nordostgrat ausbauten, wobei sie von der auf dem Verbindungsgrat zwischen Sasso Nero und Südlichem Wolayerkopf in Kavernen wohlgedeckten italienischen Artillerie wirksam unterstützt wurden. Dort gähnen zehn Ausschußlöcher gegen den Frauenhügel herüber. Dieses böse Ereignis bereitete der dritten Kompagnie des Inf. R. 7/II., unter dem Befehl des Hauptmanns Tunner, die den Seeabschnitt zu verteidigen hatte, bis zu ihrer Ablösung schlimme Tage. Am 17. Juni 1915 besetzte das Feldjägerbataillon Nr. 30 den ganzen Abschnitt vom Valentintörl bis zur Steinwand mit 4, später 6 Kompagnien. Zwei davon standen an den Hängen des Rauchkofels und am See. Die eigene Hauptstellung befand sich auf

---

[1]) Obige Darstellung der Besetzung von Eiskar, Gabele und Kellerspitze ist verfaßt nach Mitteilungen des Leutnants Rudolf Sliutz in Klagenfurt und des Gendarmeriebezirkswachtmeisters Steinberger, sowie auf Grund der beim Armee-Gruppen-Kommando eingelangten Berichte.

[2]) Oberstleutnant Gressel ist dagegen der Überzeugung, daß sich die Italiener durch die hohe Schlucht östlich des Gipfels der Cima di Sasso Nero abgeseilt haben.

dem gleich hinter der Wolayersee-Hütte aufsteigenden „Frauenhügel". Eine Feldwache stand im Keller der anfangs Juni durch die vom Monte Gola wirkende italienische Artillerie zusammengeschossenen Hütte, eine andere auf dem Valentintörl. Die Mulde westlich der Hütte, das „Birnbaumertörl", war bloß durch schwache Drahthindernisse geschützt und der vom Seekopf herabziehende Schutthang, um eine Umgehung des Frauenhügels zu verhindern, bei Nacht besetzt.

Artilleriestellungen befanden sich auf dem Maderkopf, der zuerst nur Signalstelle war, und auf dem Judengras (15 *cm*-Haubitzen), von wo sowohl der Wolayerpaß wie auch die den Österreichern sehr unangenehm, weil flankierend wirkenden feindlichen Artilleriestellungen beim Wolayerkopf beschossen wurden. Auch vor der Talstufe, die zur Oberen Wolayeralpe heraufführt, standen zwei Mörser. Andere Artilleriestellungen waren auf der Säbelspitze und auf dem Stallonkofel.

Zweimal wurde von den 30er Jägern versucht, den westlichen Teil der italienischen Paßbesetzung, die „Seekopfstellung", zu nehmen, wodurch die ganze Paßstellung aufgerollt worden wäre, die Bemühungen scheiterten aber an der Schwierigkeit des eingesehenen Geländes. Das Tangelloch zwischen Seekopf und Monte Canale, sowie dieser und die Cima di Sasso Nero gehörten den Italienern, die Creta di Chianaletta war nicht besetzt. Die Gegner behaupteten sich auch auf dem südlichen Wolayerkopf, indes die Nordspitze anfangs Juni 1915 unter der Führung eines Bauern Stramitzer aus Wetzmann vom Kreuzen aus erobert worden war. Der Anschlag der Italiener im Frühjahr 1916, die Nordspitze zu besetzen, wurde vor dem Kaverneneingang in verzweifeltem Nahkampf abgewehrt. Ein Versuch, den Wolayerkopf durch den Kamin der Ostwand zu erklettern, wurde von den Italienern rechtzeitig entdeckt und vereitelt. Die große Ostwandschlucht wird durch einen Felsgrat geteilt, der mehrere Türme trägt. Auf dem Gipfel des zweiten Turmes nistete sich Fähnrich Prusik im Frühjahr 1917 in nächster Nähe des Gegners (auf Steinwurfweite) ein, wodurch der große Feldwachenhalbkreis am Fuß der Schutthalden überflüssig wurde. Eine 80 *m* lange Strickleiter erleichterte ihm die Verbindung zu seinem Unterstand. Es sollte diese Besetzung eine Vorbereitung für eine größere Unternehmung gegen den Hauptgipfel des Wolayerkopfes sein, sie kam aber wegen des Vormarsches im Oktober 1917 nicht mehr zur Durchführung. Biegenköpfe, Kreuzen und Lahnerjoch waren österreichisch. Die dem Kreuzen vorgelagerte „Pyramide" wechselte mehrmals den Besitzer, um dann endgültig in österreichischen Händen zu bleiben.

Im Jahre 1916 setzten sich die Österreicher sogar am südlichen Seeufer, am Westhange der Seewarte fest und sprengten in ihm eine Kaverne mit zwei Maschinengewehrständen aus, welche Stellung den Italienern sehr lästig wurde, da nun ihrer Paßstellung in den Rücken geschossen wurde.

Eine erfolgreiche Unternehmung wurde noch im Winter 1916—17 vom Lahnerjoch aus durchgeführt. Am 4. Februar 1917 drang unter Führung von Oberleutnant Lienerth und der Fähnriche Hohler und Prusik ein 70 Mann starkes Jagdkommando, durch Nebel begünstigt, bis 200 Schritte vor die feindliche Stellung vor, nahm 1 Offizier und 28 Mann gefangen, erbeutete 1 Minenwerfer, 1 Maschinengewehr und einige Gewehre. Ein Teil der Besatzung wurde niedergemacht, Stellung und Material gesprengt und dann wieder in die alte Stellung zurückgegangen, da der Besitz der italienischen Stellung keinen Wert gehabt hätte.

Viel böser noch als die hauptsächlich verteidigungsweise geführten Kämpfe mit den Italienern war der Krieg mit den Lawinen. Der schwerste Unfall ereignete sich im Winter 1915—16, wo durch vereinigte Lahnen vom Wolayerkopf und den Biegenköpfen die Reserveanlage beim Hildenwasserfall (so benannt nach der Frau des Bataillonskommandanten Walter vom Feldjägerbataillon 30) teilweise vernichtet wurde, wobei etwa 100 Mann ihr Leben lassen mußten. Auch der gewiß lawinen-

erfahrene Matthias Zdarsky wurde am 28. Februar 1916 unter dem Lahnerjoch von einer Lawine erfaßt und schwer verletzt.

Im zweiten Kriegsjahr wurden folgende Seilbahnen gebaut: Kötschach—Birnbaum — St. Lorenzen, Birnbaum—Nostra, Nostra—Wodnertal—Jägerheim (dort steht die unter Major Herber vom Kärntner Freiwilligen Schützenbataillon erbaute „Schützenkapelle" auf einem Felsblock), Jägerheim—Judengras und von dort weiter zum Rauchkofel mit Handbetrieb. Ferner ein Handaufzug zur Reserveverstellung beim Hildenfall, von wo im Sommer die Tragtiere in der Dunkelheit zum Frauenhügel gingen[1]) und endlich eine Seilbahn auf den Nördlichen Wolayerkopf.

3. Front: Steinwand bis Luggauertörl

Die 3. Kompagnie des Hauptmanns Tunner bekam nach ihrer Abziehung vom Wolayersee sowie das ganze 2. Bataillon des Infanterie-Regiments 7 unter dem Kommandanten Hauptmann Julius Kührner den Abschnitt westlich der Steinwand zugewiesen. Vor den Siebenern hatten die Kärntner Freiwilligen Schützen und Teile des Landsturm-Bataillons 10, ferner ein Marsch-Bataillon der Gebirgsschützen I (damals noch Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 4) den Peralba-Abschnitt besetzt gehalten. Die Steinwand blieb wegen ihrer schwierigen und gefährlichen Ersteigung unbesetzt, die Schönleitenschneid, auch mit dem rätselhaften Namen „Edigon" bedacht, wurde von Teilen des 2. Bataillons des J. R. 7 und ab 23. Mai 1917 von dem Steirischen Freiwilligen Schützenbataillon besetzt. In der Raudenscharte (auch Schönjöchl genannt) befand sich Artillerie. Am Westgrat der Raudenspitze standen Feldwachen der Siebener. Im Herbst 1917 wurden die Feldwachen, als unvermutet reicher Schneefall kam, entblößt von Verpflegung und Holz, abgeschnitten, bis sie am dritten Tage durch eine Rettungsmannschaft geholt werden konnten. Als das Steirische Freiwillige Schützenbataillon die Siebener ablöste, wurde unter der Leitung des Bergführers Zugführer Adam Salcher aus Lorenzen durch Kletterpatrouillen ungeachtet des feindlichen Feuers ein Steig vom Öfenpaß über die Raudenspitze hinüber zur Raudenscharte angelegt, wodurch die Verbindung mit der Schönleitenschneid hergestellt wurde. Das Öfnerjoch oder Mitterjöchl war von Leuten des J. R. 7 gehalten.

Das Hochalpljoch (Oregonepaß) war der Reihe nach von Kärntner Freiwilligen Schützen, vom Gebirgsschützen-Regiment I (früher Landwehr-Inf.-Reg. 4), von der 3. Kompagnie des 2. Bataillons J. R. 7, von den Hochgebirgskompagnien 2 und 4 und schließlich von der 3. Kompagnie des Steirischen Freiwilligen Schützenbataillons besetzt. Eine Seilbahn vermittelte den Nachschub von der im obersten Talboden gelegenen Brennerhütte.

Am 12. Juli 1915 erstieg Salcher den Ciadenis mit einer Patrouille des Bataillons Kührner von J. R. 7 und zeigte der Mannschaft im feindlichen Feuer einen Kletterweg auf den Monte Avanza[2]). Auf dem Gipfel wurde ein Maschinengewehr und ein Minenwerfer untergebracht. Während der strengsten Wintermonate wurde diese Stellung auf diesem schwierigen Gipfel wieder geräumt. Am 27. April 1916 erstiegen der Hochgebirgskompagnie-Kommandant Oberleutnant Jaehn und Leutnant des J. R. 7 Boschanig unter vollkommen winterlichen Verhältnissen den Ciadenisgipfel. Sie beschlossen, den von der Spitze nach Süden abstreichenden viertürmigen Grat nicht zu besetzen, weil die dort befindlichen Leute einem schweren feindlichen

[1]) Quellen: Mitteilungen des Oberleutnant Willi Beringer und Oberstleutnant Karl Gressel.

[2]) Aus dem Regimentskommandobefehl des Hauptmanns Kührner (Geschichte des k. k. Freiwilligen Schützenregiments Mauthen Nr. II).

Feuer von vier Seiten ausgesetzt gewesen wären und die Verbindung mit der Turmstellung kaum aufrechtzuerhalten war. Die Italiener besetzten nachher den Grat[1]). Auch der Jägersattel (Cacciatore) zwischen Ciadenis und Avanza, der von den Österreichern nie besetzt worden war, wurde von den Italienern besetzt, stark ausgebaut und ein Aufzug auf den Ciadenisgrat erstellt; der Avanza wurde auch mit Kavernengeschützen ausgerüstet. Am 18. Mai 1917 besorgte das Steirische Freiwillige Schützenbataillon, dem Gruppenkommando Oberst Fasser unterstehend, unter Hauptmann Gressel die Ablösung des 2. Bataillons des J. R. 7 in dem Abschnitt Steinwand bis Torkarspitze.

Die Grenze von dort bis zur Steinkarspitze bewachten die Salzburger Schützen, die unter Kommando der Siebener bis zum Vormarsch nach Italien auf der Luggauer Alpe blieben.

Im Peralbaabschnitt führte das Steirische Freiwillige Schützenbataillon gleich den Kärntner Söhnen kühne Einzelunternehmungen aus, die den Welschen bedeutende Opfer kosteten und ihren Stellungen schweren Schaden zufügten[2]).

Hier sei nur eine Tat dieses Schützenbataillons erwähnt: Der Unterjäger Franz Plechinger, ein Grazer, überkletterte trotz heftigen feindlichen Infanterie- und Maschinengewehrfeuers im Angesichte des Feindes barfuß die Steinwand und stellte so die Verbindung des eigenen Abschnittes mit dem Nachbarbataillon her.

Anfangs August 1915 wurde befohlen, die Kote 2013 oberhalb der Malga Chivion zu besetzen und bis zu dieser Alm Patrouillen vorzuschieben, weil sonst auf dem leicht begehbaren Rücken eine Flankierung der österreichischen Stellungen auf dem Hochweißstein und Hochalpl zu befürchten war. Die Italiener brannten dann diese Alpe nieder. Dort vollbrachte der Korporal Stückler vom 10. Marschbataillon J. R. 7 am 8. September 1915 eine fast romanhaft klingende Tat, die ihm die Goldene Tapferkeitsmedaille und eine Belohnung von 300 Kronen durch Erzherzog Eugen eintrug: Stückler und die beiden Gefreiten Scharf und Haßler, die mit ihm auf einem Patrouillengang südlich von Kote 2013 waren, bemerkten drei italienische Infanteristen. Diese wurden abgeschossen. Nun sah er 1 Offizier und 9 Infanteristen heranlaufen, schoß drei davon ab, stürzte sich mit „Hurra" auf die restlichen 7 Italiener und nahm sie gefangen. Während er sie abführen wollte, tauchte hinter seinem Rücken aus dem Walde eine italienische Kompagnie auf, die vom Hochweißstein Salvenfeuer erhielt. Stückler schoß 2 Offiziere nieder. Indessen kam noch eine andere Kompagnie angerückt, so daß er nun mit seinen 2 Mann und den 7 Gefangenen eingeschlossen war. Er schoß zuerst die Gefangenen nieder, deckte sich gegen die feindlichen Kompagnien und beschoß die neue feindliche Kompagnie, indes die erstaufgetauchte von den österreichischen Stellungen aus beschossen wurde. Es gelang ihm durch Eingreifen von einigen Infanteristen unter Führung der Korporale Kronegger und Steinköllner unversehrt heimzukehren.

Vom J. R. 7 unternahm im September 1916 eine dreiköpfige Patrouille unter Zugführer Stöffler einen Streifzug ins Feindesland, hielt sich volle 8 Tage in ganzer militärischer Ausrüstung im feindlichen Truppen- und Etappenbereich auf und brachte reiche Erkundigungen heim.

Ein am 22. März 1917 unternommener Patrouillengang von 40 Leuten des Bataillons II/7 und des Salzburger Schützenbataillons ins Visdendetal hatte folgendes Ergebnis: 43 Italiener tot, 1 gefangen; eigenerseits 1 Leichtverwundeter.

---

[1]) Damit ist die Angabe in der Zeitschrift 1925, S. 181, wonach die Italiener vor den Österreichern auf den Grat gekommen wären, richtiggestellt.

[2]) Siehe: Oberleutnant i. R. Franz Jrcher, „Das k. k. Steierische Freiwillige Schützenbataillon im Felde", Graz 1918. In diesem Buche wird ein Abriß der Bataillonsgeschichte gegeben und werden mehrere schneidige Patrouillengänge geschildert.

Der Hochweißstein (Monte Peralba) war zuerst unbesetzt geblieben und wies nur auf der ostseitigen Schulter eine eigene Feldwache auf. Als aber die Italiener in einer Nacht diesen Posten aushoben, wobei ein Fähnrich und einige Leute fielen, bedeutete der Verlust dieser überhöhten Stellung eine große Erschwerung in der Festhaltung des Hochalplpasses. Sonderbarerweise besetzten die Italiener auch dann den Hochweißstein noch nicht. Die Lage besserte sich für die Österreicher erst, als zwei Patrouillen den Berg von Norden erkletterten und die unten auf dem Paß nächtlich angreifenden Züge des Gebirgsschützen-Regimentes I durch ihr Eingreifen mit Handgranaten wirksam unterstützten. Am 11. Juni 1915 wurden diese zwei Patrouillen mit dem Kommandanten Korporal Rudolf Fellner und Gefreiten Ludwig Lipoth, beide vom 9. Marschbataillon des Gebirgsschützen-Reg. I (Landwehr J. R. 4) beauftragt, die am Peralba eingenistete feindliche Patrouille anzugreifen und aus ihrer gut gedeckten Stellung nach Süden hinabzuwerfen. Sie nahmen freiwillig sich meldende Mannschaft, Seile und Handgranaten mit. Lipoth ging den Feind in der Front an und zog daher wohlgezieltes Feuer auf sich, so daß er seine drei Leute verlor; er ließ aber nicht locker, sondern schoß um so lebhafter und wirksamer. Fellner arbeitete sich indessen durch schwierige Kamine auf die Höhe eines sehr ausgesetzten Turmes. Da aber die dortige kleine Plattform keinen Ausschuß gegen die tiefer befindliche Patrouille bot, so seilte er sich ab und bewarf freischwebend den Feind mit Handgranaten. Seine drei Mann aber schossen jeden Italiener, der flüchten wollte, ab, und es gelang so, die ganze Alpinipatrouille, die sich äußerst zäh und tapfer benahm, bis auf den letzten Mann niederzumachen, ehe diese noch eine Meldung nach rückwärts erstatten konnte. Fellner und Lipoth bekamen die Goldene Tapferkeitsmedaille.

Erst von diesem Tage an blieb auch der Hochweißstein oder „Hohe Peralba" von den Österreichern besetzt. Die 3. Kompagnie des 2. Bataillons J. R. 7 übernahm den Hochalplpaß und den Gipfel. Ruhigere Zeiten hatte dagegen die 2. Kompagnie in dem Abschnitte Luggaueralm, der daher scherzweise auch „die Salonfront" geheißen wurde.

Auf dem Hochweißstein wechselten Leutnant Dr. Franz Schurz und ein aktiver Fähnrich Albert Miorini Edler v. Sebenterberg, beide vom J. R. 7, zweitägig in der Wache ab. Diese bestand aus einem Offizier und 15 bis 20 Mann. Die Besatzung stellte drei Feldwachen: eine am westlichen Teil mit 10 Mann, für welche eine Bretterbude aufgestellt war, eine in der Scharte, wo eine Steinhütte stand und die dritte am westlichen Teil am Ende des Aufstieges. Dort war auch der Offizier und der Fernsprecher. Außerdem war besetzt der „Mittlere Peralba", der, wie erwähnt, schon einmal verlorengegangen war und zu dem es eine unmittelbare Verbindung vom „Hohen Peralba" nicht gab; dort befand sich ebenfalls ein Offizier, und der „Untere Peralba". Von ihm ging die Stellung im Bogen zurück gegen den Hochalplpaß zum Hochalpl oder der sogenannten „Tunnerspitze", die ihren Kriegsnamen nach dem Hauptmann Tunner erhalten hatte. Dort befanden sich auch die Artillerie und die Maschinengewehrabteilung mit zwei Gewehren in Stellung. Der Hochweißstein wurde von den Italienern immer häufiger beschossen, namentlich österreichische Kolonnen konnten nicht bei Tag gehen, die Menage mußte in der Nacht hinaufgeschafft werden. Als einmal eine 20 Mann starke Alpini-Patrouille gegen den Mittleren Peralba aufsteigen wollte, eilte Miorini trotz des heftigen feindlichen Feuers sogleich auf den gefährdeten Mittelteil, der nur auf der dem Feind zugekehrten Seite erreicht werden konnte und zwang so den an Zahl überlegenen Gegner zur eiligen Flucht in die Tiefe.

Das Bladnerjoch wurde erst später von den Österreichern besetzt und hatte dann, so wie der Ofenpaß und die unteren Stellungen am Hochweißstein sehr unter

der feindlichen Einwirkung zu leiden. Im Laufe der Zeit bauten die Italiener ihre Stellungen immer besser aus, ohne daß die Österreicher, die nur über vier Gebirgsgeschütze mit kurzer Tragweite verfügten, es hindern konnten. Auf dem Hochweißstein herrschte im allgemeinen empfindliche Kälte. Noch unangenehmer und schlimmer aber war die ständige Blitzgefahr. Der Berg ragt hoch über seine Nachbarn empor und bildet den Blitzableiter der ganzen Gegend. „Alles was Eisen war, fing an zu singen und es blitzte und krachte, als wollte die Welt untergehen." So ließen die Elemente ihr großes Trommelfeuer auf die wehrlosen Menschlein auf dem Berge los. Es gab zahlreiche Blitzverletzte, auch zwei Tote, an einem Julitage wurden 6 Leute durch den Blitz verwundet. Endlich bekam der Berg zwei Blitzableiter auf den höchsten Punkten und es wurde dann besser. Der Feind störte die Ruhe der Besatzung wenig, hie und da gab es Infanteriegeplänkel und manchmal einen Toten oder einen Verwundeten. Die Besatzung besaß auch bloß Infanteriegewehre und einige Verschläge Munition, sowie höchstens ein Dutzend Handgranaten und einige Leuchtraketen. Dieser fast friedensmäßige Zustand änderte sich aber anfangs August 1915 infolge des Verrates eines Überläufers, der den Italienern die Stellungen und die Stärke der Besatzung auf dem Hochweißstein verriet. Eine österreichische Patrouille, der sich auch ein Triestiner angeschlossen hatte, war anfangs August auf Erkundigung ins Piavetal abgestiegen. Kurz darauf, am 4. August, legten die Italiener Artilleriefeuer auf den Berg und am Vormittag des 6. wurde plötzlich lebhafte Bewegung und Schießerei im Piavetal bemerkt.

Am 7. August wurde der Peralba den ganzen Tag beschossen und das Bladnerjoch angegriffen. Die Besatzung auf dem Peralba mußte zusehen, denn die Tragweite ihrer Geschütze reichte nicht bis zum Feind. Am Abend war das mit Fernsprecher gemeldete Ergebnis: „Bladnerjoch hat sich gehalten, nur eine vorgeschobene Feldwache mußte zurückgenommen werden, etwa 40 Italiener sind vom Bladnerjoch aus im Anstieg auf der Südseite des Peralba beobachtet worden, daher alle Vorsichtsmaßregeln treffen. Strengste Alarmbereitschaft." Die Besatzung oben legte einem solchen Ersteigungsversuch nicht viel Bedeutung bei, traf aber doch alle Vorsichtsmaßregeln. „Alle Mann auf Posten, Brotsack mit Patronen umgehängt, menagiert darf erst in der Frühe werden, ständig marschierende Patrouille mit Unteroffizier zwischen den einzelnen Feldwachen, peinlichste Aufmerksamkeit!" Niemand glaubte recht an die ansteigenden Italiener. Gegen 1 Uhr nachts kamen die Menageträger, um 2 Uhr war noch alles in Ordnung, doch wenige Minuten später entstand auf der dritten Feldwache großer Lärm, Schießen, Geschrei „Evviva Italia"! Trotz aller Wachsamkeit war es dem Feind gelungen, von Westen aufzusteigen. Die zweite Stellung in der Scharte wurde von einem Gefreiten, der dabei verwundet wurde, gegen die Italiener gehalten. Diese wiederholten den Angriff auch nicht mehr; was heranschlich, wurde mit Salven empfangen und es wurde langsam ruhiger. Die Stärke des Gegners war unbekannt. Bald kam Verstärkung mit 10 bis 15 Mann. Als es gegen 3 Uhr heller wurde, befahl Dr. Schurz die Vorrückung gegen die dritte Feldwache. Zur allgemeinen Überraschung wurde festgestellt, daß die Italiener den Berg wieder verlassen hatten; ihren Führer, einen Maresciallo[1]), der Bergführer gewesen sein soll, hatten sie mit einem Bauchschuß knapp ober der zweiten Feldwache zurückgelassen. Ohne Gegenwirkung wurde bis zur dritten Feldwache vorgerückt. Dort lagen fünf tote Österreicher und ebensoviele Italiener. Die Feldwache wurde neu aufgestellt und der Rückweg angetreten. Beim Versuch, den schwerverwundeten Italiener zu bergen, wurde die Mannschaft von italienischer Artillerie beschossen und mußte ihn liegen lassen. Er scheint beim Bemühen, sich auf die italienische Seite

[1]) Italienischer Abschnittskommandant. Siehe Zeitschrift 1925, S. 182.

zu schleppen, abgestürzt zu sein und wurde erst Monate später tot aufgefunden. Auf österreichischer Seite gab es im ganzen 5 Tote und mindestens ebensoviel Verwundete, also fast die Hälfte der in Stellung befindlichen Mannschaft, doch — der Peralba war behauptet worden!

Nun wurde der Berg unter der Leitung von Reserveoberleutnant Dr.-Ing. Assam, der auch die Überwinterung von 1915/16 oben mitmachte, und einem Kadett-Aspiranten ausgebaut[1]).

Nach dem Ruhmestag des 24. Oktobers 1917, der Durchbrechung der italienischen Front, räumten die Italiener in Hast ihre Felsennester und jagten nach Süden. Unvollendet blieb damit auch die Hauptaufgabe ihrer letzten Wochen, einen Tunnel durch den Ciadenis zu bohren, um das anmutig gelegene und unbeschädigt gebliebene St. Lorenzen dann unmittelbar beschießen zu können. An ihre zum Meere gerichteten Fersen hefteten sich die braven Vaterlands- und Heimatsverteidiger, die es zuwege gebracht hatten, durch 2½ Jahre, auch unter den schwierigsten Verhältnissen, einen weit überlegenen Feind von heimatlicher Erde fernzuhalten.

Soldatenfriedhöfe in den Bergen der Karnischen Hauptkette

„Vergiß die treuen Toten nicht, und schmücke auch unsere Urne mit dem Eichenkranz!" Theodor Körner.

Die lange und schwierige Gebirgsfront, sowie der Mangel an fahrbaren Übergängen war Ursache, daß mit Ausnahme des Plöckenpasses, den zu nehmen sich die Italiener heiß bemühten, und um dessen Besitz blutige Kämpfe auf dem Freikofel, Kleinem und Großem Pal tobten, keine größeren Gefechte auf dem ganzen Gebirgskamm bis Sillian vorkamen. Und dennoch gab es in Anbetracht der geringen Truppenzahl, die Kärnten vor dem Einbruch des Feindes mit größtem Erfolge schützte und die schwere Arbeit zu verrichten hatte, verhältnismäßig viele Kämpfer, die ihr Leben für Heimat und Vaterland hingaben und viele, die den weißen Tod erleiden mußten. Es war natürlich, daß die Bestattung der Opfer meist an Ort und Stelle erfolgte und an Fürsorge für die Gefallenen erst nach Beendigung der Feindseligkeiten gedacht werden konnte.

Weder der Staat noch das Land Kärnten tat dazu etwas Wesentliches oder konnte dazu das beitragen, was im Falle eines guten Ausganges des Krieges selbstverständlich gewesen wäre, und auch die Gemeinden besaßen nicht die erforderlichen Mittel. Da entstand das „Österreichische Schwarze Kreuz" mit dem Landesverband Kärnten, der sich die edle Aufgabe setzte, die Kriegerleichen in würdiger Weise zu bestatten, das Gedächtnis der Helden zu ehren und der Nachwelt als ruhmreiches Beispiel zu erhalten. Vorbildlich wirkte und arbeitet in dieser Bewegung Oberstleutnant d. R. Paul Freih. von Kaschnitz, ein Leidensgefährte von mir aus sibirischer Kriegsgefangenschaft, dem es gleich mir geglückt war, noch während des Krieges als Invalide von Krasnojarsk über Dänemark in die Heimat zurückzukehren. Ihm verdanke ich im wesentlichen die hier folgenden Angaben über die Soldatenfriedhöfe.

Nicht alle Toten sind in diesen gemeinsamen Friedhöfen, sondern viele auf Ortsfriedhöfen zur Ruhe gelegt worden. In Hermagor sehen wir den ersten Soldatenfriedhof mit 69 Kriegstoten. In Tröppolach und in Grimminitzen treffen wir, wenn wir gailaufwärts gehen, Soldatenfriedhöfe, in letztgenanntem Ort einen solchen mit 116 Gräbern, die eine Kapelle mit der Gruft des von einer Lawine

[1]) Nach Mitteilungen des Oberleutnants Dr. Schurz in Klagenfurt.

verschütteten Generalmajors Freiherrn von Henneberg umgeben. Bei Dellach und in Laas am Gailberge sind die nächsten Ruhestätten, in Kötschach und Mauthen schlummern in wohlgepflegten Friedhöfen 694 Kriegstote. Unterhalb von Birnbaum befindet sich an und oberhalb der Straße eines der eindrucksvollsten Heldendenkmäler in diesem Gebiete „in treu kameradschaftlichem Gedenken an die in der Nacht vom 11. auf den 12. März 1916 bei der Lawinenkatastrophe im Oberen Wodnertal verunglückten Jäger und Kärntner freiwilligen Schützen. Gewidmet von ihren Kameraden, Offizieren und Mannschaften des k. u. k. Feldjägerbaons Nr. 30 und II. Feldbaons des k. u. k. Kärntner freiwilligen Schützenregimentes". Vom anderen Ufer der Gail etwas unterhalb der Gehöfte von Nostra grüßt das Steinzeichen des Soldatenfriedhofes Nostra herüber. Auf dem Gottesacker in Kornath oberhalb von Birnbaum erinnert ein Denkmal an die gefallenen und an Kriegskrankheiten gestorbenen Söhne der kleinen Gemeinde Birnbaum. In Liesing ruhen auf dem Ortsfriedhof (90) Kriegstote, darunter 30 am 27. Februar 1916 von einer Lawine getötete Artilleristen der Gebirgskanonenbatterie und einige Jäger in einem Massengrabe. Darüber erhebt sich ein Denkmal, das von je einer Figur, einen Artilleristen und einen Jäger, die treu Totenwache halten, darstellend, bewacht wird.

Etwas westlich von St. Lorenzen fällt uns rechter Hand ein großer Soldatenfriedhof auf. Er birgt 99 Schläfer. Eine Lawine verschlang am 12. Januar 1917 20 Opfer, auf einer Tafel lesen wir „Gefallen", dann „Abgestürzt auf dem Ciadenis, vom Blitz getroffen und abgestürzt", ferner die Namen russischer Kriegsgefangener, von denen viele durch Lawinen zugrunde gegangen waren; am 12. Januar 1917 sind gegen 50 verschüttet worden.

Im Vorhof des Klosters in Luggau ruhen 23 Russen.

Steigen wir aus dem Tale gegen die Gipfel empor, so stoßen wir bei der Luggauer Alpe, mehr als 2100 *m* hoch, auf einen Kriegerfriedhof mit 24 Gräbern, den das Kärntner Infanterieregiment Nr. 7 erbaut hat. Über das Luggauer Törl gelangen wir nach Osten in den Abschluß des Frohntales. Der hier angelegte Friedhof litt jährlich so unter den von der Zwölferspitze abgehenden Lawinen, daß die Reste der Leichen im Sommer 1924 auf den Soldatenfriedhof in St. Lorenzen übertragen wurden.

Der Friedhof des Feldjägerbataillons Nr. 30 neben der Niedergailtaler Alm, das im Sommer 1916 seine größten Verluste hatte, wurde im Juli 1924 in Ordnung gebracht, mit einem Zaun umgeben und auf jedem Grabhügel ein Alpenrosenstrauch gepflanzt.

Die vielen Opfer des Kreuzen ruhen in einer Mulde östlich des Giramondopasses. Aus ausgeschossenen Artilleriegeschoßhülsen wurde hier ein Denkmal gesetzt. Der Friedhof wurde aber aufgelassen, die Gebeine wurden auf den bestehenden Soldatenfriedhof bei der Unteren Wodnerhütte übertragen.

In der Umgebung des Wolayersees, auf dem Rauchkofel und Maderkopf befinden sich noch vereinzelte Grabstellen.

Im Plöckengebiet fand das heißeste Ringen statt. 11 Friedhöfe beherbergen in 848 Gräbern 1332 Tote. Nur wenige von diesen Friedhöfen sind gut erhalten, andere sind zerstört und verwahrlost. Die Kameradschaftsvereinigung des ehemaligen Infanterieregimentes Nr. 7 erbaut auf dem Plöcken eine Erinnerungskapelle, in deren Nähe dann die Gebeine der verstreuten Gräber gesammelt beigesetzt werden. In dem Gebiete östlich von Promos und Köderhöhe bis zum Naßfeld lagen an 45 Stellen verstreut in 149 Gräbern 160 Tote. 112 davon wurden im Jahre 1924 in einem neuangelegten Sammelfriedhof auf der Bischofalm (früher Deutsch-Skarnitzalm) in feierlicher Weise endgültig bestattet.

Möge das Gedenken an die Toten, die hier im Frieden der Berge ruhen, nicht nur

bei den Verwandten und bei den engeren Heimatsgenossen wach und in Ehren gehalten bleiben, sondern auch bei allen Alpenwanderern und Bergsteigern, die ihren Fuß in jenes einst vom Kampf umtobte, so herrliche Gebiet setzen. Möge aber auch das erhebende Beispiel der Gefallenen, Verschütteten und durch die Leiden des Krieges umgekommenen Helden den Dank für den Schutz deutschen Bodens und für die Hingebung an Volk und Vaterland auslösen und möge endlich der heldenhafte und opferwillige Geist der Braven auch in jene unseres Volkes übergehen, die Opfersinn und Heldentod für das Vaterland und für ihr angestammtes Volk bisher noch nicht zu würdigen wußten!

Einschlägiges Schrifttum

zu dem Aufsatz: „Die Bergwelt um den Wolayer See und den Hochweißstein" in der Zeitschrift 1925 und 1926.

„Die Erschließung der Ostalpen." Herausgegeben vom D. u. Ö. A.-V., III. Band: „Die Karnischen Alpen" von Dr. Karl Diener.

„Der Hochtourist" von Purtscheller und Heß, 1911, III. Band, Karnische Hauptkette. (Enthält das deutsche und italienische Schrifttum bis 1910.)

Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1869/70, S. 51: Paul Grohmann; 1880, S. 276: „Von Lienz in das Lessachtal und auf die Paralba", von C. Wagner; 1883, S. 478: „Aus den Julischen und Karnischen Alpen", von V. Hecht; 1890: „Aus den Karnischen Alpen", von Dr. Fritz Frech; 1890: „Die Sappada-Gruppe", von Dr. Karl Diener; 1893, S. 428: „Vom Spitzkofel zur Kellerwand", von Anton Heilmann; 1898: Über die Hauptkette der Karnischen Alpen, von Georg Geyer; 1901: „Das Biegengebirge im Hauptzuge der Karnischen Alpen", von Hans Wödl; 1918: „Die Julischen und Karnischen Alpen im Kriege", von J. Aichinger.

Mitteilungen des D. u. Ö. A.-V. 1881, S. 332: „Kellerwand und Kollin", von H. Findenegg; 1894, S. 59: „Kellerwand", von J. Aichinger; 1895, S. 277: „Mooskofel; Kellerwand", von A. v. Krafft; 1896, S. 137: Mooskofel, Kellerwand; 1896, S. 293: „Die Mooskofelgruppe in den Carnischen Alpen", von Heinrich Prunner in Kötschach; 1897, S. 151, 164: „Die Wolayersee-Hütte der Sektion Obergailtal", von K. Kögeler; 1898, S. 275: Gamskofel über die Nordwestwand, von H. Koban u. A. Ortner; 1899, S. 29: „Der Coglians", von Rudolf Wagner in Graz; 1899, S. 259: „Monte Coglians über den Südwestgrat, Kollinkofel von Norden", von H. Koban; 1902, S. 181: Zwei neue Wege auf den Polinik (Ostwand und vom Polinikkar aus); Monte Coglians über die Nordwand, neuer Weg ins Kar; Vom Eiskar auf die Kellerwand auf teilweise neuem Wege, von H. Koban; 1902, S. 263: „Auf den Monte Coglians über die Nordwand", von Heinrich Prunner. 1925, Nr. 7: „Winter im Grenzland" von Dr. F. Rudovsky.

Nachrichten des Zweiges „Austria" D. u. Ö. A.-V., 1923, Folge 4: „Die Eröffnung unserer wiedererstandenen Hütte am Wolayer See, von E. Pichl; 1923, Folge 5: „Die Eröffnung der Eduard-Pichl-Hütte am Wolayer See in den Karnischen Alpen", von E. Pichl; 1924, Folge 4: „Unser Wolayersee-Gebiet in den Karnischen Alpen", von E. Pichl; 1924, Folge 5: „Unser Arbeitsgebiet in den Karnischen Alpen", von E. Pichl; 1925, Folge 3: Der westliche Teil der Karnischen Alpen", von Dr. Franz Rudovsky; 1925, Folge 4: „Wie und wo verbringe ich meinen Urlaub? 12. Tag: „Zur Pichlhütte am Wolayersee", von Hanns Barth; 1925, Folge 4: Der Chianalettagrat im Biegengebirge", Erste Ersteigung über die Nordwand, von Hans Slezak; 1925, Folge 4: Auf der Raudenspitze in den Karnischen Alpen", von Hilde Führing; 1925, Folge 4: „Neue Bergfahrten. Wolayersee-Gebiet"; 1925, Folge 5: „Jungmannschaft der „Austria", Erstersteigungen; 1925, Folge 6: Ein Jahr der Arbeit und der Freude! Die Talherbergen in Mauthen und St. Lorenzen, die Raudenschartenhütte und Torkarhütte"; 1926, Folge 3: Jungmannschaft der „Austria". Neue Bergfahrten. Karnische Hauptkette.

Österreichische Alpenzeitung, 1893, Nr. 386—388: „Kellerwand und Monte Coglians", von Georg Geyer; 1895, S. 306: Kellerwand, Monte Coglians. Hinterer u. Vorderer Mooskofel; 1896, S. 262, 275, 289: Deutsche Sprachinseln in den Carnischen Alpen, von Anton Viktorin; 1898, Nr. 509: „Wolayerkopf" von Hans Wödl; 1899, S. 89: Gamskofel, von L. Patera; 1899: S. 90: Cellonkofel—Collin-Westgrat, von Dr. L. Darmstädter; 1899, Nr. 530: „Seekopf und Monte Canale", von Hans Wödl; 1899, S. 123:

Seekopf, Rauchkofel. Cima die Sasso Nero. Monte Canale-Seekopf, von Hans Wödl; 1899, S. 205: Kellerwand; 1. Ersteigung direkt aus dem oberen Valentinkar, von Dr. Julius Kugy; 1902, S. 242: Kellerwand, 1. Begehung des Westgrates, von G. Jahn und F. Langsteiner; 1903, S. 205, 217: „Erste Begehung des Westgrates der Kellerwand", von Ferdinand Langsteiner; 1905, S. 93: Gamskofel (neuer Weg über die Nordwestwand, 1. Überquerung, von Ekkehard Beyrer; 1905, S. 113: Hochweißstein, von Hermann Sattler; 1923, Nr. 1009: „Ein Bergerlebnis", von Ing. F. Kleinhans; 1923, Nr. 1012 u. Nr. 1013: Creta di Chianaletta; 1923, Nr. 1018: „Über die Nordwand auf den Monte Coglians", von Dr. F. Tursky.

Österreichische Touristenzeitung, 1881, S. 76: „Von der Kellerwand", von H. Findenegg; 1898, S. 228: Kellerwand, von M. v. Statzer; 1898, S. 247: Kollinkofel—Kellerwand, Wolayerseekopf; 1907, S. 315: „Zu Weihnachten auf den Monte Paralba oder Hochweißstein", von L. Patera; 1922, Nr. 7: „Ein Anstieg durch die Nordflucht des Biegengebirges", von Ing. Ed. Mayer; 1922, S. 75: „Der Moserkofelgrat", von L. Patera; 1925, Heft 12: In den karnischen Bergen, von Dr. Franz Rudovsky.

Österreichischer Gebirgsfreund, 1908, S. 34, 35: Hochweißstein, Wolayerkopf, Cima di Sasso Nero, Canale, Übergang vom Seekopf, von L. Patera; 1908, S. 149: Über die Nordostseite des Polinik, von Karl Baum.

Der Bergsteiger, 1924, Nr. 31: Hochalplspitz-Ostanstiege, von Dr. Franz Rudovsky.

Das k. k. Steir. freiw. Schützen-Baon. im Felde, Graz 1918, von F. Irmler, Oblt. i. R.

Geschichte des k. k. freiwilligen Schützenregimentes Mauthen Nr. II.

Das Kriegsland Kärnten. Mit 144 Bildern. Herausgegeben von Oberst Alois Veltzé, München, R. Piper & Co., Verlag.

Geologische Charakterbilder, 9. Heft. Gebr. Borntraeger, Berlin 1911: „Die karnische Hauptkette der Südalpen", von Georg Geyer.

In Alto, 1890, S. 22: Kellerwand, von E. Tellini; 1895, S. 84: Kellerwand, von G. Urbanis; 1896, Nr. 6: Kellerwand, von H. Kofler; 1896, S. 30: „Tre giorni in Carnia", von E. Pico; 1895, S. 34, und 1896, Nr. 1: Hohe Warte, von G. Marinelli; 1898, S. 14: Kellerwand, von O. Marinelli; 1898, S. 2: Hohe Warte, von G. Urbanis; 1899, S. 51: Monte Canale, von A. Ferrucci.

Cronaca della S. A. F., 1881, S. 23: Kellerwand, von C. Mantica.

Guida dalla Carnia. Herausgegeben vom S. A. F., 1898, von G. Marinelli.

Alpi Giulie, 1900, S. 56: Kellerwand, von Dr. J. Kugy.

Bollettino del C. A. I, 1888, S. 112: Hohe Warte, von G. Marinelli.

Die „Akademikerhütte" am Wolayer See

Obstanzer Wiese

Über die westliche Karnische Hauptkette

Von Dr. Franz Rudovsky, Wien

„Für Heimat und Volk,
Unser höchstes Gut."
(Inschrift auf dem Villacher Stadtturm.)

Allgemeines

In der „Erschließung der Ostalpen" von E. Richter (3. Band, 1894) heißt es in der Arbeit von Karl Diener in wenigen Zeilen: „Die Erhebungen zwischen der Paralba und dem Kreuzbergpaß, 1632 *m*, sind in der touristischen Literatur vollkommen vernachlässigt, obwohl einzelne unter ihnen, wie Hartkarspitze, 2576 *m*, Porze, 2598 *m*, oder Kinigat, 2676 *m*, als keineswegs uninteressante Bergformen bezeichnet werden dürfen. Die von Süden unschwer zugängliche Porze hat Prof. F. Frech bestiegen. Über eine Besteigung der Cima Trugnoni, 2544 *m*, (Anmerkung, richtig: Frugnoni) hat A. Lazzarini berichtet. Das Westkap des Karnischen Hauptzuges bildet der als Aussichtsberg berühmte Helm, 2430 *m*, dessen höchste Kuppe ein von der Sektion Sillian des D. u. Ö. Alpenvereins erbautes Unterkunftshaus trägt. Auf die Bedeutung des Helm als Aussichtspunkt haben Paul Grohmann und J. Müller et zuerst hingewiesen".

Über Bergturen auf die Wilde Karlspitze (besser Kaarlspitzen, 2496 *m*) berichten Dr. Victor Wolf v. Glanwell in Ö. A.-Z., Jahrg. 1898, Anton Victorin ebenda und in den „Mitt." unsres Vereines; über die Besteigung der Königswand, 2686 *m*, gibt A. Victorin gleichfalls einen Bericht in der Ö. A.-Z. Jahrg. 1898. Auch im Turenbericht von A. Victorin in der Ö. A.-Z. Jahrg. 1899 erschienen mehrere Besteigungen in dieser Kette: Pfannspitze, Porze, Roßkarspitze.

Lothar Patéra überschritt als erster Kreuzen (Mt. Antola, 2524 *m*) — Hochspitze — Forc. Bancomun (Ö. A.-Z., Jahrg. 1900). Er kam um einen Tag dem nächsten Begeher K. Sandtner-Wien zuvor.

Über die Namengebung dieser Berge herrscht in früherer Zeit keine Einheitlichkeit.

Erst die neue Karte des Grenzverlaufes und der anschließenden Gebietszonen, aufgenommen vom österr.-ital. Grenzregulierungsausschuß, herausgegeben vom Wiener Kartographischen Institut im Maßstab 1 : 25 000, Blatt 11 und 12, behebt die Zweifel. Über ausländische und ältere Schriften gibt der Aufsatz von Ing. Eduard Pichl in der „Zeitschrift" unsres Vereines, 1925, „Die Bergwelt um den Wolayer See und den Hochweißstein" erschöpfend Auskunft. Zu erwähnen wäre noch die geologische Studie von G. Geyer in den „Geologischen Charakterbildern", Heft 9 (H. Stille und K. Andrée, Verlag Gebr. Borntraeger, Berlin), mit dem Titel: „Die Karnische Hauptkette der Südalpen". Außerdem hatte ich Einsicht in ein Manuskript von Lothar Patéra, das die Talstationen behandelt und volkskundlich sehr interessant wäre; diese Schrift befindet sich derzeit im Besitz der Bücherei des Alpenvereines „Donauland". Naturkundlich gibt beste Auskunft der „Naturführer" von Prof. K. W. v. Dalla Torre: Tirol (Verlag W. Junk, Berlin).

Da dieser kleine, bescheidene Teil des Karnischen Kammes die einzige Schutzhütte, die auf dem Helm stand, an Italien verloren hat, so ist er eigentlich ohne Schutzhütte, für manche Leute ein geradezu idealer Zustand. Doch will die Sektion „Austria" unsres Vereines alte Baracken in wohnfähigen Zustand bringen. Sie plant für das Jahr 1926 die Einrichtung bzw. Wiederherstellung von drei unbewirtschafteten Schutzhütten in den Karnischen Alpen und zwar: Steinkaarhütte, 2520 *m*, Reiterkaarhütte, 2351 *m*, und Porzehütte, 1900 *m*, sowie Ausbau des Wegnetzes in den Karnischen Alpen, damit für einfache Bergsteiger oben Unterkünfte und Verbindungswege vorhanden seien. Außerdem ist eine Talherberge in Ober-Tilliach geplant, ähnlich wie sie schon beim Gastwirt A. Salcher in St. Lorenzen besteht. Die weite Entfernung von unsren Städten wird wohl nie einen größeren Besuch durch Bergsteiger ermöglichen; wünschenswert wäre, daß die Strecke Kötschach—Sillian dem Post- und Kraftwagenverkehr erschlossen würde. Gelegentlich kann von Sillian das leere Lastenauto benützt werden, das bis Kartitsch fährt und Holz zu Tal schafft. Im Winter kann für Gepäck die Liebenswürdigkeit mancher Bauern aus Tilliach oder Luggau in Anspruch genommen werden, die mit dem Schlitten nach Sillian einkaufen fahren.

In seiner Monographie über die Sappada-Gruppe („Zeitschrift", 1890, S. 321, wo auch die ganze ältere Literatur über die Karnischen Berge zu finden ist), nennt K. Diener das Tilliacher Joch bei seiner Wanderung aus Italien zur Bahnstation nach Sillian. Er gibt ihm den Beinamen „uninteressant"; es „bietet der Weg nur sehr geringe landschaftliche Schönheiten. Von der Paßhöhe selbst genießt man nur eine beschränkte Aussicht auf die nahen Kalkwände der Roßkarspitze" (S. 330).

Nun, ich stimme zu, da der Verfasser im Hochsommer über das Joch kam, da er seine Klettereien in der Rinaldogruppe erledigte und diese Wanderung nur eine unangenehme Beigabe war. Wer das Tilliacher Joch im Winter betritt, wann eine riesige Wächte nach Norden hängt, die prachtvolle Talfahrt genießt mit Bretteln, wem ein Blick auf die verschneiten Felsköpfe in der Runde an einem strahlenden Morgen beschieden ist: der wird dann natürlich andere Eindrücke haben. Die Kletterfahrten auf diese Berge des Karnischen Hauptzuges, seien es jetzt auf die Kinigate, auf die Königswand, Liköflwand, Roßkopf und andere: sie vollziehen sich meist auf brüchigem Fels und erfordern große Aufmerksamkeit. Die Weltabgeschiedenheit entschädigt aber reichlich. Die bergsteigerische Würdigung der winterlichen Fahrten ist überhaupt erst im Beginn und wird erst durch Herstellung der Unterkünfte durch die Sektion „Austria" in verstärktem Ausmaß geschehen können. Der Aufbau des Gebirges bedingt im Winter besondere Vorsicht. Die felsigen Gipfel tragen Wächten, mit Winterende konnte ich lange Schneebretter beobachten, so daß für reine Schisportler hier kein Gelände ist. Für Schituristen dagegen sind hier prächtige Berge. Die Kammwanderungen auf dem Hauptkamm sind ebenso wie die kleineren Ausflüge auf die

Vorberge recht lohnend wegen des wunderbaren Anblickes der Tauernkette und der südlichen Karnischen Berge. Der Winterweg vom Tilliacher Joch herunter, dann durch das Winklertal heraus, ebenso die Fahrt vom Oregonesattel durch das Frohntal heraus: sie zählen zu meinen schönsten Erinnerungen. Die anderen Täler dürften wegen Lawinengefahr kaum in Betracht kommen. Ich konnte Lawinenreste im Erschbaumertal und im Hollbruckertal bis 2 *m* Höhe beobachten noch im Juni.

Zur Zeit Dieners konnte einer ungehindert überall über die Grenze gehen. Wir armen Nachfolger einer glücklicheren Bergsteigergeneration müssen heute ängstlich auf die Grenzsteine überall achten, weil der Grenzübertritt nur über Innichen mit einem Riesenumweg über den Kreuzbergsattel möglich ist. Dadurch werden natürlich die meisten Bergfahrten sehr gehindert. So verlockend der Übergang über die Cima Frugnoni (ein alter Schmugglerweg!) wäre, oder der Weg über die Forc. Cima Vallone hinüber zur Longeringruppe, der Weg über das Winklerjoch nach Bladen (Sappada) — alles ist heute verschlossen, denn die zahlreichen Finanzieri oben auf dem Grenzkamm achten genau darauf, daß wir nur auf dem behördlich gestatteten Umweg die Grenze betreten. Wenn auch einzelne ital. Soldaten entgegenkommend uns auch ohne Visum und Paß auf der ital. Seite des Gebirges da und dort eine Besteigung erlauben (einer erklärte mir: „'Eute ik sein Mussolini!"), ein Gefühl der Unsicherheit verläßt uns gleichwohl nicht, denn die Gefahr ist zu groß, daß der Rest des Urlaubes vielleicht in Udine oder anderswo abzusitzen ist.

Zur Namenkunde

Die neue österreichische Grenzverlaufkarte 1 : 25 000 regelt wenigstens die Namengebung des Grenzgebietes. Sie ist in der älteren Literatur sehr wechselnd und nirgends einheitlich. Wenn wir bei den Bergen im Westen beginnen, erscheint zuerst als Kletterberg nach Purtscheller die Wilde Karlspitze. Nun heißt das oberste Kar: Wildes Kaarl auf der neuen Karte. Es wäre also besser Wilde Kaarlspitzen zu schreiben, da es sich um ein mehrgipfeliges Felsmassiv handelt[1]). Die Hochgränten, 2485 *m*, erscheint früher als Hochgrünten; die Cima Frugnoni wird auf den älteren Karten, ebenso bei Diener („Erschließung der Ostalpen, Band 3) Cima Trugnoni geschrieben. Aus dem Schustertal führt ein Steig beim Wiederschwing und Rötheberg, 2458 *m*, auch Rotberg genannt, hinüber zur Obstanzerwiese. Auf dem Hang nordöstlich der Pfannspitze ist bei den Bauern der „Grüne Winkel" bekannt, ein kleiner bewachsener Rücken, wo sich Standschützen bei Kriegsbeginn 1915 einnisteten. Der Kinigat im „Hochtourist" ist der Kleine Kinigat, während der Große Kinigat mit der Königswand daselbst vereinigt erscheint. Die Königswand, 2686 *m*, erscheint auf der alten Karte der beiden Bauerngeographen Peter Anich und Blasius Huber (aus dem Jahr 1774; sie hängt im Innsbrucker Ferdinandeum) als Könighauberg. Auf dieser Karte sind dann einige Almen noch eingezeichnet, deren Namen heute anscheinend nicht mehr bekannt sind, ich konnte nicht alles erfragen. Der „Santegrund" beim Kinigat heißt eigentlich bei den Bauern „Sante Gerunscht", hat mit Grund nichts zu tun und bezeichnet die lange, mit Geröll gefüllte Schlucht, die in die Scharte zwischen Großem und Kleinem Kinigat führt. Das Erschbaumer Tal heißt auf der Anich-

[1]) Siehe „Beiträge zur Geographie der Almen in Österreich" von Prof. Dr. Rob. Sieger (Verlag Moser in Graz, 1925): Über die jährliche Almwanderung u. a. in Deutschtirol und Kärnten von Hermann Jurinka mit der Bemerkung auf S. 7: Kaar schrieben die alten Spezialkarten; die Gründe, die E. Richter veranlaßten, die Schreibung Kar abzulehnen (Kaarl und Karl nicht zu verwechseln!), sprechen mehr für diese Form als für seine allseits zurückgewiesene Schreibung Kahr.

Karte Espanner Tal; die Porze, 2599 *m* (Cima Palombino), mit dem Porzekaarl, ist als Portswand eingetragen in recht guter Darstellung. Überhaupt schien mir beim Studium der Anich-Karte, daß Anich und sein Mithelfer ganz genau unterscheidet. Über den Namen Erschbaumer Tal sei noch eine kurze Notiz erwähnt.

Escher heißt, wie „Der Schlern" im 11. Heft, 6. Jahrgang, November 1925, schreibt, der Aufseher über die Feldgatterln und Zäune, damit das Weidevieh nicht in die Felder gelange. Dafür wurde ihm dort, wo die Gemeindegrenzen zusammenstoßen, ein allen drei Gemeinden gemeinsam gehöriges Grundstück zur Benützung überlassen, das sogenannte Escherstückl. Er war somit eine Art Flurwächter, woraus sich auch die Bedeutung des Wortes Escher oder Ersch ergibt. Das Escherdienstl wurde regelmäßig einem alten, ausgedienten Bauernknecht auf Lebenszeit zugeteilt und zwar abwechselnd in den drei Gemeinden.

Der Tscharknollen, 2482 *m*, wird auch Tscharknoll ebenso wie der benachbarte Reslerknoll, 2304 *m*, geschrieben. Die Filmoorhöhe, 2457 *m* (La Pitturina) heißt auch kurz: „auf Filmoor". Die Hochalmen, die vom Tscharknollen, Filmoor und Heretkofel, 2438 *m*, umrahmt sind, sind Stuckenwiesen und Heretwiesen benannt. Die Roßkaarspitze, 2511 *m*, heißt auch Roßkaarlspitz (ital. Cima Vallone). Das Tilliacher Joch wird als Forc. Dignas nach den gleichnamigen Almen auf der italienischen Seite in der italienischen Literatur genannt. Der Gamsfleck, 2434 *m*, der Kartenskizze im „Hochtourist", B. 3, ist mit dem Bärenbadeck, 2430 *m* (Croda nera), identisch. Was Purtscheller mit Stollen (südlich vom Spitzköfele, 2314 *m*) bezeichnet, konnte ich bei den Einheimischen nicht erfahren. Es ist damit entweder die Kesselhöhe, 2375 *m*, oder Col del Rocco, 2370 *m*, gemeint. Das Hocheck, 2421 *m* (Mt. Cecido), erscheint auch als Reiterkaarspitz. Ein andres Hocheck, 2477 *m*, liegt nördlich der Liköflwand. Beim Spitzköfele zieht westlich der Brandlahnerwald; auf der Alm der Tagwiese nächtigte ich einmal sehr primitiv. Die Übergänge beim Gamskofel, 2420 *m* (Cima Mezzana), sind auf älteren Karten als Forc. Val Mezzana, 2223 *m*, und Forc. Val de Carnia, 2314 *m*, genannt. Wir bedienen uns lieber des Ausdruckes Mooserscharte für die erstere. Für die Scharte, die in das ital. Tal zur Malga Carnia hinüberleitet, müßte noch ein entsprechender deutscher Name geprägt werden, etwa nach dem nahen Hochspitz: Hochspitzjoch.

Viele Arten der Schreibweise bestehen beim Hochspitz, 2581 *m*; bald erscheint er als Rabtaler Hochspitze, Mt. Valcomún, dann Mt. Val commune. Als Mt. Bancomun erscheint er auf der Carta d'Italia, Nr. 13, Valle Visdende. Den Stollen, 2331 *m*, zeichnet Purtscheller südlich des Weges ein, der aus dem Winklertal, die Edenwand links lassend, hochführt und dann heruntergeht durch das Mitterkaar in das Raabtal hinaus. Er ist dagegen nördlich einzuzeichnen. Aus dem obersten Winklertal führt westlich ein schöner Weg über den Hinlahnerkogel, 2237 *m*, zum Hinterkofleck, 2097 *m*, und durch den Schaufeltalerwald hinunter zur Gail. Viele Schreibarten kennt auch die Steinkaarspitze, 2524 *m*: Als Mt. Antola, als Kreuzen oder Kreuzenhöhe leicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Höhe im Obergailtal. Auch „Dreiländerspitze" heißt die Steinkaarspitze; in dem prächtigen Heimatbuch „Landeskunde von Kärnten" (Verfasser F. Lex, V. Paschinger, M. Wutte, Verlag Merkel in Klagenfurt, 1923) finden sich über die Dreiländermarken mancherlei Angaben. Oft gebraucht ist die Zusammensetzung mit „Lahn": Altlahnereck, Kircherlahn, Hinlahnerkogel, Brandlahnerwald, Schönlahneralm. Ober dem Luggauerboden erheben sich die lichten Kalkriffe aus dem schiefrigen schwarzen Gestein: die Weiße Lungern, 2486 *m* und 2461 *m*, auch Lummern (Lungherino bianco).

Heldengedenken

Wir, wir Toten sind nicht tot!
Wund, wund an Schläfe und Schulter und Hand,
Liegen wir rund, rund um unser, um euer Land,
Jeder ein Stein, ein Stück zu ewiger Menschenmauer
Um unser, um euer Land, um Städter und Bauer,
Um euer Kirchlein, Dach und Haus, um Wiege und Habe
und um den Fleiß eurer Hände,
Abwehrend Feind und Brand und Trümmer und Not;
Und wie im Leben einst, lassen wir keinen Krieg herein,
Daß ihr, ihr, vergaßen auch viele uns schon und Blut und Tod,
Solltet glücklich sein. E. Thrasolt.

Auf dem Friedhof in Obertilliach steht ein schlichtes Kreuz mit der Aufschrift: „Hier ruhen 7 tapfere 59er, gefallen am 11. und 12. Juni 1915 auf der Roßkarspitze. Beerdigt am 31. August 1922." An die vielen Braven erinnert das Kreuz, alte Bauern mit Silberhaar, junge Burschen mit dem ersten Bartflaum, die auf dem Karnischen Kamm plötzlich mit Kriegsbeginn die Grenzwacht halten mußten. Nicht große Kampfhandlungen waren es, die sich in diesem Frontteil abspielten; doch war der Patrouillendienst besonders in der Anfangszeit um so reger, um so heldenhafter, als alles, Nahrung, Munition, Unterkunft, mangelte, während ein gut vorbereiteter, an Zahl weit überlegener Gegner auf der anderen Seite lauerte. Schwer war auch der Kampf gegen den Hochgebirgswinter. Die Lawinen auf Obstanz, von dem Tscharknoll, von der Filmoorhöhe erschlugen manchen Soldaten des Inf.-Baons. Nr. 3/104, 1/311, von Geb.-Art.-Regt. Nr. 8, Landsturm-Baon. 165 u. a. Als Helden fielen gleich in den ersten Gefechten auf der Filmoorhöhe die Standschützen Leonhard Hofer, Josef Egger (15 jährig), Josef Gutwenger (20 jährig). In späterer Zeit fielen dem Hochgebirgswinter noch mancher böhmische und kroatische Soldat zum Opfer; einige von ihnen sind in dem Friedhof von Kartitsch beerdigt.

Der Gastwirt Jos. Strasser in Kartitsch, früher Bergführer, erzählte mir, wie die Pfannspitze vor Kriegsbeginn von den Italienern besetzt wurde; am 3. Juli 1915 warf eine 30 Mann starke Patrouille von Standschützen unter ihrem Führer Christian Bodner die Italiener hinunter. Auch vom Kleinen Kinigat (Mt. Cavallatto) vertrieben die Standschützen von Kartitsch mit Gendarmerieverstärkung die Italiener. Das Wildkarleck dagegen wurde trotz heftiger Angriffe, die den Standschützen große Verluste brachten, vom Feind behauptet; desgleichen wurde bei der Porze eine Patrouille der 59er gänzlich aufgerieben. Im Gebiet vom Tilliacher Joch tat sich die Finanzwache, Höfer, Klammer, Lugger (Lucker?) u. a. hervor. Die Kesselhöhe, 2375 *m*, wurde von wenigen Standschützen aus Untertilliach gegen mehrmaligen feindlichen Ansturm gehalten. Auch die Standschützen aus Inner- und Außer-Villgraten zeichneten sich in diesem Abschnitt als kühne Bergsteiger und furchtlose Schützen aus.

Mit Freund Hitzker stand ich vor der kleinen Thußwalderhütte im Frohntal. Wir waren von der Torkarspitze heruntergekommen, mager „wie ein Brett, das vor Hunger sich selbst gefressen hätt'" — der alte Thußwalder versorgte uns mit einem mächtigen Stück Polenta, denn wir wollten noch weiter. Das Wetter war aber trüb, regenschwer hingen die Wolken über dem Hochweißstein und der Raudenspitze; so entschlossen wir uns zum Warten. Richtig peitschte in der Nacht der Regen an unsre Bretterhütte, Nebel jagte morgens über den Almboden. Früh sahen wir zwei Männer, tief vermummt, vom Ochsenboden heraufkommen mit Hacke und Schaufel. Am Hang der Zwölferspitze begannen sie zu graben. Eine Weile sahen wir von weitem zu. Die Neugierde trieb nus bald hin. Kistchen standen da bereit, in Reihen — in

diese rollten Menschenschädel und Knochen, Bergstiefel und Stoffetzen, Würmer und Käfer. Es waren die Überreste eines Heldenfriedhofes da heroben. Kein Kreuz hatte den Platz bezeichnet, achtlos waren wir tags vorher bei diesem Platz vorübergegangen. Nun sollten die Reste hinaus, ins Tal hinunter in geweihte Erde. Finstere Wolken segelten in langsamer feierlicher Fahrt über den Hochweißstein. Rundum die Hänge schienen in geheimnisvollem Zauber der jungen Almrosen zu glühen; wir flohen in unsere ärmliche Hütte, kein Lied wollte diesen Abend über die Lippe. Tief in Erinnerungen waren wir beide versunken, alle die Toten waren lebendig geworden, der Nachtwind brachte ihre Stimmen herein in die verschlossene Hütte.

Sippen sterben, Du stirbst wie sie. Eines weiß ich, das ewig lebt:
Der Toten Tatruhm. (Edda.)

Vom Volksleben

An einem der großen Marienfeiertage muß der Bergsteiger heruntergehen vom Karnischen Kamm. Er wird es nicht bereuen. Kommt er zum Servitenkloster Maria Luggau, oder zu Fronleichnam nach Kartitsch, so bietet sich ihm ein buntes, reich wechselndes Bild; an diesen Tagen kann er die Bauern und ihre schöne alte Tracht studieren. Er sieht dann die Pustertaler mit dem langen schwarzen Rock und weißen Strümpfen, die „Güntschnen" oder das „Mentschervolk" mit ihren Hüten und lange flatternden Bändern. Ein ganz prächtiger Menschenschlag lebt in diesen Tälern; Holzhandel und eine berühmte Pferdezucht geben den Leuten, was sie zu einem bescheidenen Leben brauchen. Da die Tilliacher ebenso wie die Lesachtaler wegen des Viehhandels nach Deutschland und in andere Länder kommen, so finden wir Leute unter ihnen, die auch für das Bergsteigen Verständnis haben. Erwachsene und Kinder grüßen den unbekannten Wanderer freundlich wie einen alten Bekannten. — An Wintertagen hören wir in der Stube wie in Märchen die Spinnräder schnurren und wir träumen und vergessen die ferne laute Welt.

Über die eigenartigen Siedlungsverhältnisse berichtet H. Wopfner in der „Zeitschrift" 1920, S. 70, „Die Besiedlung unserer Hochgebirgstäler": angeblich seien Schlesier die Begründer von Tilliach. Viel altes Wesen, eigentümliche Namen dunkler Herkunft erhielt sich hier in den Tälern von Kartitsch und Tilliach. Viele alte, bunt bemalte Bauernmöbel sind leider in der Umsturzzeit ins Ausland verkauft worden; doch sind da und dort noch immer solche zu sehen. Eigenartig ist das holzgeschnitzte Rosenkranzbild in der Kirche von St. Oswald. Ein Erker mit Butzenscheiben beim Gemeindehaus in Tilliach erinnert an Südtiroler Bauweise; nirgends sonst ist ein solcher Bau zu finden in unsren Gegenden. Manche Häuser zeigen schöne Bemalung: St. Christoph, St. Florian, St. Antonius sollen das Haus behüten. Herr akad. Maler Neuhauser bemüht sich, diese und auch andre alte Sitten am Leben zu erhalten. Unermüdlich ist seine Obsorge für alte bemalte Häuser, für Wegkreuze, alte Friedhofskreuze u. a. Reich ausgestattet mit schönen Freskogemälden sind die Kirchen; besonders in Obertilliach unterscheidet sich die Kirche vorteilhaft von den Holzhäusern rundherum. In Obertilliach, im einzigen Gasthof der Johanna Weiler, sind prächtige alte Zirbenholzkästen zu sehen. Ein Marterl steht auch bei Obertilliach, das einen melancholisch stimmen könnte, wann der Blick auf die Berge nicht so schön wäre:

Betracht' die Uhr und such daran
Die Stunde, wo man nicht sterben kann.

Findst du sie nicht, so sei allezeit
In jeder Stunde zum Sterben bereit.

Höchst eigenartig sind die Festtage, wann aus Italien, aus Forni Avoltri und aus Bladen (Sappada) die Wallfahrer nach Luggau kommen. Mit Freund Hitzler lag ich einmal im Gras oben bei der „Frohn", als der Gesang der Wallfahrer an unser Ohr

drang. Nicht langsam, feierlich geht ihr Gesang, sondern marschartig klang die Litanei, fröhlich zog die Weise, mit dem Lerchenjubel oben schien sie sich zu vereinen, mit den tausend Stimmen im Gras, auf den Feldern, mit den zarten Wanderwolken — ein unvergeßlicher Eindruck. Männer in jedem Alter, Frauen, denen das Alter den Stock in die Hand zwang, Mädeln, die in scarpetti, lustig plaudernd und dabei strickend, leichtfüßig den schottrigen Weg verfolgten. Anders unsre Bauern: nicht froh, dunkel und geheimnisvoll, schwermütig klingt das Beten, wann du etwa oben beim Waldrand von St. Oswald sitzst. Aber mächtige Fahnen tragen sie, zwei Männer müssen links und rechts den Fahnenträger unterstützen, da der Bergwind sich stark in die rie-

Auf der Frohn

sige Fahne legt. Die Burschen setzen ihren Stolz darein, die Fahne auch bei starkem Wind zu tragen, eine Riesenarbeit! Auch auf ihre Gewehre sind sie stolz. Das Lachen kommt beim Zuschauen, wann eine Salve gegen den Himmel kracht. Die Patronen passen nicht alle. Da setzt sich der Schütze dann gleich auf den Felsrain und bearbeitet mit allen Mitteln den Verschluß. Wird es ihm zu dumm, dann haut er mit dem Schuhabsatz auf das Verschlußstück, bis es nachgibt. Oder geht die Patrone nicht gleich heraus, wird der Ladstock hineingesteckt und mit einem Stein daraufgeschlagen, bis die Patrone herausfällt.

Eigenartig sind überall die Kirchen mit dem gotischen Turm und dem barocken Innern. Besonders in Obertilliach wurde dieser Gegensatz mir zum Erlebnis. Altar reiht sich an Altar, Bild an Bild, Marmor und Gold überall, das Auge hat gar nicht Zeit, an Einzelheiten zu haften, die vielleicht unschön sind und dem Städter Anlaß gäben, zu mäkeln. Aber ich denke mir, vielleicht ist auch in der Seele des Bauern der Ausgleich mehrerer Stile beim Bau des Größten, seiner Kirche, nötig, um das Urereignis, das Gotteserleben, diese Synthese aus Freude und abgrundtiefem Leid, zum Ausdruck zu bringen.

Spitzkofele, 2514 *m*, Schwalbenkofel, 2091 *m*, und andere Kofel

Im Augustheft des „Schlern", 1925, stand eine liebevolle Studie über die Tiroler Kofeln. „Und die Kleinen, die Geringen, die Niedrigen — auch sie sind nicht entblößt

Großer und Kleiner Kinigat.

Auf der Luggauer Alm mit Torkaarspitze und Lummern.

Monte Peralba-Nordwand.

jeglicher Schönheit und vielfacher Eigenart, ob zu ihren Füßen auch der Staub der Heerstraße wirbelt und der tosende Wildbach sie der Heimat ihrer Urväter entriß, ihr Gefüge zermürbt und sie achtlos auf das unfruchtbare Bett der Moräne warf. Auch sie haben ihre Geschichte!, wüßten manch traurig ‚Lied aus uralten Zeiten', manch geheimnisvolle Kunde schreckhaften Gebärdens gewalttätiger Elemente, gleich wie traute Erinnerungen und feuchtfröhliche, minnensonnige Erlebnisse wie ihre Namensvettern zu verkünden, die mit samtenen Wiesen bekleidet und mit kraft- und saftvollen Rebgeländen umkränzt sind. Geschicke, Wandel der Zeiten, wandernde Berge und Hügel, kommende und gehende Geschlechter der Menschen, rollende Würfel in der Hand ewiger Allmacht! Harmlos klingt ihr Name, und doch ist an so vielen dieser Großen, denen wir in dieser bescheidenen Abhandlung das Vorrecht einräumen, schon so manches Menschenleben zerschellt." Steile Waldhänge ziehen von unseren Kofeln herunter ins Gailtal, oben auf den Almwiesen klingen die Herdenglocken, selten ist ein Mensch im Sommer anzutreffen; anderes im Winter. Überall klingt die Axt und sind die Holzknechte an der Arbeit. Die vielen Marterln erzählen, welche Gefahr der Beruf hat, welche Macht auch auf den verachteten Kofeln zu fürchten ist. Ob es jetzt Lawinen waren, ob Steinschlag, ob ein fallender Baumstamm, jeder Kofel hat auch hier bei den Bauern seine traurige Geschichte. Besonders aus der Kriegszeit, da der Unverstand trotz aller Warnungen hier wie auch sonst in dem Karnischen Hauptkamm größere Unterkünfte mitten in die Lawinenrinnen hineinbaute. Uns ist heute ein leichteres Urteilen möglich; ob freilich in jedem Fall ein Verurteilen zulässig ist, bleibe dahingestellt.

Kesselkopf, 2251 *m*, Letterspitzl, 2463 *m*

Mit H. Führing war ich von der Obergailalm, wo wir ein prächtiges Nachtlager gefunden hatten, an Stelle eines prophezeiten Freilagers, auf mühsamem Weg aufgestiegen zu dem von E. Pichl benannten Obergailjoch. Früh im Jahr war es, nasse Felsen rundum. Düster erhoben sich vor uns die Felsen der Nordwand der Steinwand, 2520 *m* (Creda verde). Ihre Nordwand hatte ich allein das vergangne Jahr durchstiegen. Der Weg ist sehr durch Steinfall gefährdet und undankbar; er führt im unteren Teil durch Rinnen und Risse auf brüchigem Fels ungefähr in der Fallinie zum Gipfel. Da ich nicht weit oberhalb des Einstieges einen Mauerhaken fand, ist der Weg nicht neu und dürften hier ebenso wie bei der benachbarten Nordwand der Raudenspitze in der Kriegszeit Patrouillen die Berge bestiegen haben. Ich hörte nur Ungewisses darüber, in der Literatur findet sich weiter nichts und öffnet sich hier ein Betätigungsfeld für die junge Mannschaft.

Wir verschoben die geplante Bergfahrt auf das Letterspitzl für den nächsten Tag und suchten unser ärmliches Lager unten wieder auf. Über mächtige Schneefelder stiegen wir am nächsten Tag zu den Wasserköpfen, 2218 *m*, auf, stiegen dann weiter zum Marchkofel, 2300 *m*. Nur zeitweise kamen die Abstürze der Steinwand und des Letterspitzl aus dem Nebel heraus; kaum waren wir auf dem Gipfel des Marchkofels angelangt, zogen die Berge wieder eine dicke Nebelkappe über und kamen nicht mehr zum Vorschein. Im letzten Augenblick war mir's aber vorgekommen, als stünde drüben auf dem Grat des Kesselkofels eine Hütte aus der Kriegszeit. Nun hatte ich schon lange zu Hause fort und fort über den langen Grat, der vom Lahnerjoch, 1998 *m*, bis zur Steinwand, 2520 *m*, zieht, nachgegrübelt und hatte auf eine Erstbegehung gehofft. Doch war mir's schon beim Kartenstudium unmöglich vorgekommen, daß in der Kriegszeit bei der nahen Front hier niemand herumgekrochen sein sollte. Nun ich tröstete mich. Schwarz und düster, ganz abweisend erhoben sich die Nordabstürze des Kesselkopfgrates. Auf steilem Schnee umkreisten

wir sie. O Schreck! Da lagen Balken und Bretter zwischen Lawinenresten. Der Blick suchte die Nebelschicht oben zu durchdringen, vergeblich. Die Ahnung aber wurde immer stärker, daß vor uns schon Leute den Grat begingen, daß die Balken von den Unterständen der Kriegszeit stammten, die der Schnee zerdrückt und zu Tal geschleift hatte. Schon hatten wir auch Gewißheit. Auf dem Fels führte ein ganz schwach kenntliches Steiglein hoch, mitten hinein in eine Scharte des Grates, die sich ober uns öffnete und immer deutlicher wurde, je höher wir stiegen. Kriegsgerümpel zeigte sich, rostige Schwarmöfen, verkohlte Balken, Stacheldraht und unzählige Fußangeln. Eine Kaverne dort, Handgranaten und Flaschen — weiter. Wieder verkohltes Holz und Drahtgewirr. Doch um die Ecke herum — die vordere Wand fehlt, aber ein Dach und drei Wände genügen zum prächtigen Heim: da stand unsre Hütte. Eine Steintreppe

Winter auf der Heretalpe

mit breiten Stufen leitet ganz wunderschön zum Grat hinauf, zum Königsthron dort oben. Nur morgen, morgen sollte sich die Sonne endlich enthüllen! Doch an diesem Abend freuten wir uns an der Einsamkeit und Weltenferne in unsrer Hütte. Jauchzen hätte ich mögen, als ich den Rucksack in die Hütte warf. Bald schleppten wir gemeinsam Balken und Bretter unter das schützende Dach zum Trocknen, suchten im Gerümpel einen brauchbaren Ofen, ebenso eine Ofenröhre: nach langem Bemühen war auch diese angebracht, dann schlug der Kletterhammer lange Nägel in die Balken als Kleiderhalter und bald sang auch das Wasser im Kochen alte vertraute Weise. In den Wänden grollte der Donner. Rasch reinigten wir die Umgebung der Hütte von Geschoßzündern und Fußangeln, um während der Dunkelheit ruhig heizen zu können. Nachtnebel kroch aus allen Schluchten, die graue Masse umhüllte uns und unser Heim bald ganz. Nichts verriet, daß hinter dieser grauen Wand, tief unter uns, überhaupt noch Leben war, draußen in der fernen, fernen Welt. Nicht müde war ich. Ganz still war es in mir geworden, alle Wege öffneten sich jetzt vor dem geistigen Auge, alle gingen sie dahin, namenlos, ziellos, auf tausend Berge, Tausende kamen neu, immer neu. Und meine Seele baute goldne Brücken über Tage und Nächte — den Nebelschwaden sahen die Augen zu, bis die Lider schlafschwer sanken. Die Nachtkälte weckte mich, ein unbekanntes Geräusch war zum Ohr gekommen. Irgendein

Nager krabbelte unter dem Fußboden. Wohl eine Ratte; ich hatte schon vor diesem Berggang viele in den anderen verlassenen Unterständen beobachtet. „Meta" flammte unter dem nassen Holz auf; der Nachtwind löschte das Feuer aber bald wieder aus. Feindlich stand die Nacht noch vor der Hütte, kein Stern sichtbar. Willkommen war mir der Wind, wenn er nur den Nebel verjagte! Das Hoffen war nicht umsonst. Die ganze Dolomitenherrlichkeit lag in der Morgensonne vor uns, als wir, spät genug, zum Grat aufstiegen. Und hier: ein blaues Zeichen. Noch ein paar Schritte weiter. Ein Grenzstein aus prächtigem Marmor. Er zeigt das Zeichen: N 70, 1920. Das I (Italien) hatten dumme Hände herausgemeißelt. Es mußten also schon öfter Leute heroben gewesen sein. Schön erhebt sich der Grat mit prächtigen Türmen und Zacken von unsrem Stand aus. Wir überkletterten ihn zuerst nach Ost, dann zurück nach West. Überall kamen wir zu kleinen Unterständen, wie sie die Plänkler und Feldwachen sich bauten als primitiven Schutz, fanden wir auch Patronen, Handspaten und andres Gerät in Felslöchern und hinter Türmen. Vorbei war's mit dem Zauber der Unberührtheit, doch was machte dies aus! Eine neue Hütte hatten wir dort oben als unser Heim. — Bald kam ich wieder, diesmal mit H. Hitzker und F. Valentin. Sie lieben gleich mir die Räuberromantik in unbesuchter Bergwelt und vor lauter Freude über diese vergessenen Berge tranken wir am ersten Abend endlos viel Tee in der schmierigen Alm unten.

Tee und Zucker sind meine Brüder!
Grüner Tee, dem Nänaduft entsteigt!
Ohne ihn kann ich nicht leben,
Geht er aus, überfällt mich Schwermut.
Wenn das Wasser in meinem Heim kocht,
Erfreut es das Antlitz Gottes!

Diesmal war der Hang bis zu den Abstürzen des Kesselkofels wegen des vielen Schnees noch mühsamer. Der Hochsommer ist wohl besser für alle Turen in diesen Bergen, nur tritt der Wassermangel dann um so fühlbarer auf. Auf neuem Weg erstiegen wir mit Gebrauch der Kletterschuhe die Nordwand der Kote 2282 ziemlich schwierig, immer in der Fallinie sehr steil ansteigend. Der früher erwähnte direkte Anstieg in die Scharte des Grates, zum Grenzstein N 70 dürfte im Sommer wohl ganz gut zu finden sein. Mit der Zeit wird er wahrscheinlich ebenso wie ich es bei einem Nordanstieg auf die nahe Raudenspitze, 2507 *m*, bemerkte, durch Steinschlag von oben und Gerölle unkenntlich werden.

Über einen Erstanstieg von Nordosten zum Letterspitzl, ausgeführt am 5. Oktober 1922, berichtet Dr. H. P. Cornelius in der Ö. A.-Z., Jahrg. 1923, Nr. 1014. Er schreibt: „Östlich der Steinwand, 2520 *m*, ragt aus dem Kamm der Karnischen Hauptkette ein kühnes Felshorn auf, das im Obergailtale unter obigem Namen bekannt ist. Auf der österr. Spezialkarte (Blatt Sillian-S. Stefano, 1 : 75 000) ist es weder kotiert noch benannt. Anmarsch von Liesing durch das Obergailtal; über Schutt und Schrofenrinnen empor auf den Scheidegrat zwischen Ober- und Niedergailtal, am Ostfuß des Letterspitzl (zirka 2300 *m*; 4½ Stunden). Auf, bzw. südlich knapp unter dem Grat weiter, bis ihn ein hoher, quer verlaufender Plattenhang sperrt. Über diesen steil empor (nur anfangs schwierig; etwas spärliche, doch vorzügliche Griffe) zu einem Rasenfleck. Eine niedere, leicht zu ersteigende Felsstufe trennt ihn von einer gegen Nordwest aufwärts ziehenden Grasterrasse, die man bis nahe an ihr oberes Ende verfolgt. Nun südlich über sehr steile, rasendurchsetzte Felsen schwierig und ausgesetzt zur Spitze (1½ Stunden)." Diese Begehung durch Cornelius kann schwerlich eine Erstbegehung sein. Denn es ist nicht anzunehmen, daß in der Kriegszeit bei den nahen Unterkünften kein Mann heraufgestiegen sei, oder daß kein Beobachter hinaufgeschickt worden wäre. Wir fanden bei unsrer Begehung keine Spuren einer früheren Anwesenheit. Die Kletterei auf das Letterspitzl wird mit einem

kurzen Pickel (ich führe den handlichen kleinen Eckensteinpickel immer mit mir) sehr erleichtert werden. Das Letterspitzl zeigt einen formenschönen Aufbau und gäbe auf den verschiedenen Abstürzen noch manche Nuß zum Knacken.

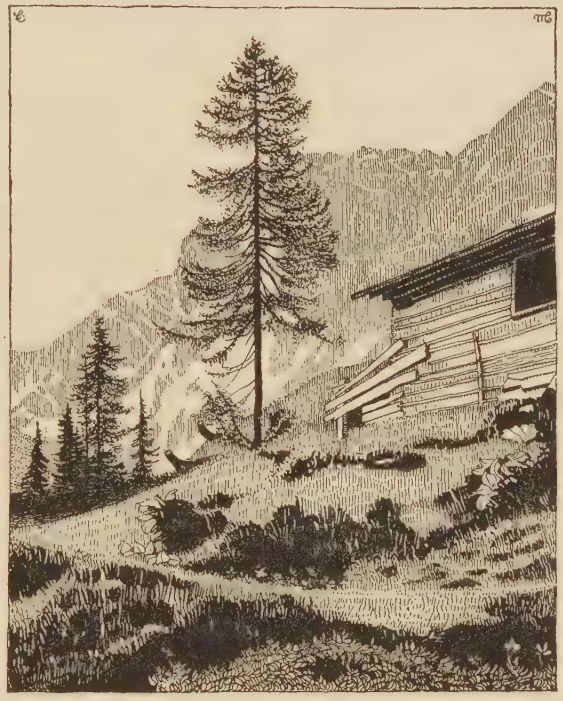
Helm, 2433 *m*, bis Demut, 2591 *m*

Allein war ich von Sillian im März aufgestiegen. Diesmal wollte ich den Karnischen Kamm von West nach Ost begehen. Steil ging der Waldweg hinauf. Ein trüber Tag lag über den Bergen, nur die nächste Umgebung war sichtbar, der Wind warf mir Schneeflocken ins Gesicht. Willkommen war mir's, denn die schwere Last auf dem Rücken machte mir allzu warm. Die Bretteln konnte ich nur stellenweise benützen. In äußerst lästigem An- und Abschnallen erreichte ich nachmittags den Helmgipfel. Schier endlos war mir zuletzt der Anstieg erschienen. Ich verwünschte die italienische Zollwache — ihr gehört jetzt das Haus, der Berg wurde Mt. Elmo benannt —, stieg etwas ab, um den Felsen zu verlassen, band die Bretteln wieder an die Füße und kam ziemlich rasch zum Hochgrubenkopf, 2537 *m*, von diesem noch rascher zum Hornischeck, 2551 *m*, und zur Hollbruckerspitze, 2581 *m*. Ich eilte jetzt sehr, hinunter ins Hollbrucker Tal, denn ganz unbekannt war mir, wo ich nächtigen sollte. Bald fand ich einen Holzbau etwas tiefer unten. War's eine Alm, eine Viehhütte oder ein Heustadel — gleichgültig, für diese Nacht sollte sie mir genügen. Immerhin, erfreulich konnte solcher Beginn der Urlaubstur nicht genannt werden, denn ich fand, als ich dem Bau ganz nahe war, einen Viehstall, voll mit gefrorenen Kuhfladen, nur eine Ecke nicht vom Schnee im Innern angeweht. Dort mußte ich mein Nachtlager herrichten. Draußen rieselten kleine Eiskörner über die Hüttenwand. Da ich eine schlaflose Nacht in der Eisenbahn hinter mir hatte, konnte ich im Zelt eine Weile schlafen. Gegen Mitternacht erst weckte mich die Kälte. Der Morgen war zeitweilig klar. Ich stapfte wieder hinauf zur Hollbruckerspitze, eine prächtige Fahrt führte mich dann über die Hochgränten, 2485 *m*. Langsam ansteigend kam der Gipfel des Demut, 2591 *m* (auch Diemuet, La Mutta), in Sicht.

Auf der Südseite ging ich zeitweilig ohne Bretteln bis zur Schönthalhöhe, 2634 *m*, wo ich umkehrte, weil es wieder zu schneien begann. Durch das Hollbrukker Tal heraus nach Kartitsch war eine recht hübsche Fahrt, da der Eisenreich, 2649 *m*, sich im Hintergrund des Tales schön aufbaut. Auch der Blick nach Norden auf dem Golzentipp, 2317 *m*, zeigt einen wunderschönen Schiberg mit sanften Hängen bis herunter ins Tal. Unsre Karnischen Berge haben leider im Aufbau Stufen in dem Gelände, felsige Unterbrechungen, die sie zu Schibergen weniger geeignet machen. Die Gipfel sind (worauf schon der Band 3 des Schiführers von H. Biendl und A. Radio-Radiis, 1923) aufmerksam macht, meist nur nach Ablegen der Bretteln zu erreichen.

Vorigen Winter, im Februar, stieg ich durch das Schustertal auf. Ich wollte auf die Hochfläche kommen, auf der der Obstanzer See, 2299 *m* liegt. Durch das Winklertal wäre der Anstieg kürzer. Doch fürchtete ich, daß die Holztreppe, die aus dem hinteren Winkel des Tales hochleitet über die Felsen, verschneit oder mit Eis bedeckt und dann nicht mehr für mich passierbar wäre. Der Anstieg durch das Schustertal ist sehr langweilig. Über den Zug, der vom Eisenreich nach Norden zur Gatterspitze, 2430 *m*, geht, führt ein Joch hinüber nach Westen und geht es in leichter Fahrt zum See. In der Nähe des Sees steht eine Kriegsbaracke, die leidlich benützbar ist. Anscheinend wird sie von den Viehhütern in wohnlichem Zustand erhalten. Rundherum stehen auch kleinere Heuhütten, die hier ebenso wie im benachbarten Erschbaumer Tal für bescheidene Wandrer zur Unterkunft genügen. Vom See ist leicht die Cima Frugnoni, 2561 *m*, erreichbar und gab mir eine

genußvolle Abfahrt, da mein ganzes Gepäck in der Zwischenzeit in der Baracke blieb. Eine weitere schöne Fahrt bot sich mir von Obertilliach an einem herrlichen Morgen hinauf zum Bösring, 2324 *m*. Nach Patéra sollen die Gemeinden von Tilliach mehr Sonnentage haben als Davos und andere berühmte Orte. Es ist nur schade, daß die ganze Gegend so weltfern liegt, Straße, Unterkunft und alles noch auf viele Jahre nicht für Fremdenverkehr in Betracht kommen. Von Obertilliach führt ein bequemer Weg hinein in das Obertilliacher Tal. Durch Wald langsam ansteigend in vielen Kehren, erreichte ich den Hohen Bösring, 2324 *m*; von dort ging ich weiter zum Heretkofel, 2438 *m*, und teilweise ohne Bretteln über Felsen, dann auch im Hochwald ziemlich mühsam wieder herunter zum Paffenboden, wo eine kleine, primitive Holzknechthütte steht. Ein anderes Mal wieder kam ich im März. Tief verschneit lag noch Tilliach. Diesmal nächtigte ich nicht in der Pfaffenbodenhütte, sondern wollte hinauf zur Finanzerhütte, die irgendwo unter dem „Tilliacher Joch," 2094 *m*, stehen sollte. Ich kam aber wegen der schlechten Schneebeschaffenheit nur bis zur Klapfhütte. So heißt eine kleine Baracke bei den Tilliachern, weil sie auf dem „Klapf", einem Felskopf steht, der ungefähr in 1700 *m* Höhe etwa bei der Wegteilung zum Tilliacher Joch und zum Paß der Cima Vallone, 2363 *m*, liegt. Auch sie ist leidlich benutzbar. Wir verwendeten sie bei einem Anstieg im Sommer, über die Nordwand der Porze, 2599 *m*, die sich von der Hütte aus in schöner Wand aufbaut. Auch die Roßkaarspitze, 2511 *m*, zeigt einen schönen Aufbau, besonders der Ostgrat gewährt einen schönen Anblick. Den Ostgrat der Roßkaarspitze und die Nordwand der Porze überschritt ich mit H. Hitzker und F. Valentin im Sommer 1925. In der Literatur findet sich anscheinend nichts über Begehungen, doch dürften in der Kriegszeit wohl beide Berge nach allen Seiten begangen worden sein. Die Finanzerhütte entdeckte ich erst im Sommer. Im Winter war sie ganz vom Schnee zugedeckt, auch die Klapfhütte hatte Schnee bis nahe zum Dach. Auch den Schwalbenkofel, 2165 *m*, erstieg ich mit den Bretteln, von Obertilliach zuerst nach Untertilliach abfahrend. Doch ist die Mühe groß und der Lohn gering.



Obergailalpe mit Steinwand

Anders gestaltet sich das Bergsteigen im Sommer in diesem Abschnitt. Da bleiben diese Schiberge nördlich, wir gehen weiter südlich, gegen die Hauptkette los. Wer mit bescheidener Unterkunft vorlieb nimmt, wer überhaupt das Zelt oder den Zdarskysack mitführt, der braucht wochenlang überhaupt nicht herunterzugehen: wie ich dieses Spiel schon mehrmals ausführte. Der „Hochtourist" beschreibt nur Helm, Wilde Kaarl-

spitze, Königswand und Kinigat mit ihren Hauptanstiegen. Sie sind wohl schöne Berge; doch neben ihnen sind auch die anderen Berge bemerkenswert, ich greife nur die Porze, die Liköflwand, die Königswand und die Gatterspitze heraus, die bedeutende Nordabstürze haben; die erfreuen den Kletterer ebenso wie die im „Hochtouristen" genannten Gipfel. Auch die Schwierigkeiten sind zum Teil bedeutend. Das Gestein ist durch Brüchigkeit gekennzeichnet, der Kalk ist stark verwittert. Als erste bedeutende Felsgestalt, wenn im Westen, beim Helm, dem „Westkap" begonnen wird, erscheinen die Wilden Kaarlspitzen, 2496 *m*. Sie zeichnen sich durch Brüchigkeit aus, doch ist die Kletterei kurz. Von den Kaarlspitzen geht der Kalkzug nach Osten. Überall auf den Almen sind kleine Kalkklippen zu sehen, die steil aufgerichtet sind. Sehr schön ist das zu beobachten vom Gipfel der Zenzerspitze, 2392 *m*, oder von der Gatterspitze, 2430 *m*. Im Norden des Wiederschwinggipfels, 2388 *m*, stehen ganz steile, kleine Kalkklippen mitten unter Urgesteinsfelsen, kleine Türme mit stark verwitterten Wänden. Zwischen diesen Kalktürmen waren verkohlte Baracken zu finden, die Klippen boten prächtigen Schutz im Krieg gegen feindliche Sicht. Auf dem Hollbrucked, 2574 *m*, zeichnete sich eine Kompagnie des 3. Kaiserschützen-Regiments aus. Die Hollbruckerspitze, 2581 *m* (Cima di Pontegrotta), ist ganz reizlos. Schöner ist im Sommer die Hochgräntenspitze, 2485 *m*, mit dem Hochgräntensee, 2429 *m*, mit Blick auf den Demut, 2591 *m* (La Mutta, Diemuet). Standschützen aus Vilgratten hielten hier in geringer Zahl gegen einen starken Feind die Front. Da und dort erinnern Kriegsbauten an vergangne Zeit. Den Hollbrucker Eisenreich, 2649 *m*, erstieg ich im Junibeginn 1925 von Norden, wahrscheinlich als erster Turist. Schustertaler und Winklertaler Eisenreich, 2665 *m* und 2630 *m*, heißen die Gipfel dieses Massivs, je nachdem einer aus einem Tal heraufsieht. (Die Benennung „Wintertaler Eisenreich" im „Schiführer" ist unrichtig.)

Gatterspitze, 2430 *m*, Roßkopf, 2603 *m*

Auf der Zenzerspitze, 2392 *m*, hatte ich mein Nachtlager bezogen in einem alten Unterstand aus der Kriegszeit. Ein kleiner, mit Rasenziegel außen überkleideter Bau mit einem Raum, ganz gut erhalten. Aus ihm führte eine Steintreppe, schon recht nahe dem Verfall, zu einem Ausguck auf dem Gipfel. Einsamkeit rundherum, tiefe Einsamkeit, wie ich sie selten erlebt hatte. Am Tage hatte ich eine Schar Gemsen bei der Hollbruckerspitze, 2581 *m*, beobachtet, doch am Abend schien alles Leben in diesen Bergen erstorben. Als ich im Erdbau meine Sachen in Ordnung verteilte, glaubte ich draußen Stimmen zu hören. Ein flüchtiger Blick hinaus sagte mir sofort, daß es Täuschung war, wie sie so oft bei einsamer Bergfahrt vorkommt. Auch an eine boshafte Bemerkung erinnerte ich mich, die ich einmal in der Gaststube des Strassers in Kartitsch gehört hatte. Die Kartitscher Bauern sollen beim Kartenspielen noch mehr Krawall machen und schreien als die „Walischen" beim Morraspiel. Was sehr viel heißt! In Kartitsch sollen sie so kräftig „reden", daß man oben an der Felswand ihre Stimme hört.

Im Westen flammte über den Eisriesen der Zentralalpen noch das Abendlicht. Aber in meinem Erdloch war es schon finster und ich zündete die Kerze an. Der Schnee leuchtete im Dunkel draußen, dunkelbraun dehnte sich die Steilhalde vor mir. Sie sprach von den Lawinen, sprach zu mir von der Sehnsucht nach der goldenen Last der Arnika, Fingerkraut, Goldpippau, und dem saftigen Berggras, nach Kohlröserl und hundert bunten Käfern — ein Knabbern unter dem Balken: schon hatte ich einen Gefährten in der Einsamkeit. Da ich mich nicht bewegte, kam der nächtliche Besuch ganz hervor: eine Ratte. Wie der Blitz verschwand sie bei meiner Bewegung. Alte

Brotrinde stopfte ich ins Loch, dann hüllte ich mich ins Zeltblatt. Ich wollte mir von den Hexen träumen lassen, die im Hollbrucker Tal hausen sollten. Als ich erwachte, schien die Sonne in das Erdloch, so gut hatte ich geschlafen. Der Hollbrucker Eisenreich, 2649 *m*, war mein Ziel. Wohl lagen noch alle Wände im Schnee versteckt, nur da und dort sahen schwarze Blöcke und finstere Felspfeiler aus dem Winterkleid heraus. Aber gerade auf dem Schnee hoffte ich rasch hoch zu kommen. Über einen Lawinenkegel eilte ich, so rasch ich konnte. Man kann ja im Frühjahr nicht wissen, ob etwas von oben nachkommt. Auch versprach der Tag recht heiß zu werden. Schon hemmten glatte Platten mein Steigen. Aber beim Zugreifen wurden sie harmlos. Steile Köpfel, wasserüberronnen, zwangen zum Ausweichen in eine Lawinenrinne. Weicher, nasser Schnee bildete hier die Unterlage. Da mußte ich „schwindeln" und erleichtert atmete ich auf, als ich den rechten Begrenzungsgrat der Rinne betreten konnte. Wieder sperrte eine nasse Platte das Vordringen. Die Kletterschuhe hätten auch nicht geholfen — also einen Haken hinein als Griff und Sicherung. Die klammen Finger griffen hoch, der Körper kam mit Schnaufen und Pusten nach, überwunden und vorbei der Kampf. Leichtere Felspartien machten das Hochsteigen jetzt zum Vergnügen und bald stand ich auf dem Gipfel. Spät war es geworden, ich schätzte auf 3 Uhr. Der Abstieg war leicht. Ich wählte den Grenzkamm als weiteren Weg über die Schönthalhöhe, 2634 *m*, und dann stieg ich über eine Steilhalde ab. Schnee wechselte mit winterdürrem Gras ab, da und dort stand eine silberweiße, kraushaarige Dyras als erste Botin des neuen Lebens.

Roßkaarspitze (Wintermorgen)

Ein Wald, fast ein Urwald mit seinen Baumleichen und Bartflechten, nahm mich auf. Und da — ein schrecklicher Anblick. Auf dem ganzen Hang jeder Baum zur Hälfte abgebrochen. Mochte der Stamm noch so stark sein, eine schreckliche Wunde hatte er in der Mitte. Lawinendruck mußte vor kurzem erst den Wald derart vernichtet haben. Lange sah ich das Unheil an. Selbst das Tierleben, im Wald sonst so vielfältig, schien hier vernichtet. Doch nein. Ein Schwarzspecht hämmerte dort, nicht weit von mir, er fand wohl reiche Beute auf den Baumleichen. Noch einen Blick dann auf die Zenzerspitze, auf Gatterspitze und Pfannhorn sendend, stieg ich hinunter nach Kartitsch, wo schon die Böller krachten. Fronleichnam galten sie. In Kartitsch wurde ich vor zwei Jahren mit akad. Maler Neuhauser bekannt, der sich jetzt in Sillian dauernd niederließ und ein guter Kenner von Land und Leuten ist. Ich hatte schon von Holzknechten gehört, daß das Hollbrucker Tal ganz verhext sei. Oft schon haben die Büblein, so erzählten sie, wann sie Ziegen in den Wänden hüteten, seltsam gekleidete, alte Bäuerinnen gesehen. Nach jeder solchen Erscheinung gab es Blitz und Unwetter, ver-

heerende Muren ergossen sich über die Felder, Brände suchten das Dorf heim. Ein beherzter Bub hatte ein solches altes Weib einmal bis hinauf zu den Schneefeldern des Eisenreichs verfolgt. Doch sah er auf einmal zu seinem Entsetzen, daß auf dem Schnee keinerlei Spur blieb durch Schuhdruck. Er rief die Alte an, sie drehte sich um und sprach irgend etwas Unverständliches — der Bub kam abends mit den Geißen nach Hause, lallte Unverständliches im Fieber und wenige Tage später stand ein frisches Kreuzel auf dem Friedhof. Herr Maler Neuhauser, der viel mit den Bauern in Kartitsch beisammen ist, wußte mir noch viele merkwürdige Geschichten zu erzählen. Sie seien wiedergegeben, da sie wahrscheinlich im Lauf der jetzigen schnellebigen Zeit bald vergessen sein werden. Holzknechte hatten im Hollbrucker Tal einmal Polenta gekocht. Sie konnten die große Menge nicht aufessen. Da trieben sie Schabernack mit der Speise; einer formte aus dem Teig ein Männchen, stellte es auf den Tisch und befahl ihm: „Friß die Polenta auf!" Die Haare standen den Burschen zu Berg, denn kaum waren die Worte herauß en, wuchs das Mandel, wuchs und wuchs bis zur Decke hinauf, stieg herunter vom Tisch, meckerte gräßlich, fraß alles, was Eßbares in der Hütte war und verschwand im Wald. Wenn eine Speise oben auf der Alm fehlt, dann hat es das Polentamandel gefressen.

Auch bei der St.-Oswald-Kirche spukt es. Neuhauser erzählte mir folgende Geschichte. Es wollte einmal ein Bauernbursch durchaus Hexen sehen. Er ging zu einem alten Hirten, der die Geheimwege in das Zauberreich kannte und der vertraute ihm nach langem Hin- und Herreden an, er müsse drei Monate vor Christmette drei Kräuter auf die Brust binden. Dann werde er sehen, wer von den Weibern im Dorfe eine Hexe sei; kenntlich seien sie ihm in der Mette, daß sie ein Milchsechterl (= Seiher) auf dem Kopf trügen. Der Bursche tat alles. In der Mette soll er vor Schreck davongelaufen sein und man brachte aus ihm nur heraus, daß er alle Weiber mit dem Sechterl sah, darunter auch sein Dirndl. Bald nachher erhängte er sich. Von einem Kreuzweg nächst Kartitsch erzählte mir auch mein Gewährsmann, wo der Teufel allezeit sein Unwesen trieb. Er blieb aber nicht nur beim Weg, sondern machte auch die nächste Umgebung unsicher. Bis die Anreiner sich zusammentaten und eine Kapelle beim Kreuzweg bauten. Da war's vorbei mit dem Teufelswesen und die Leute hatten Ruhe. In Kartitsch selbst soll einmal ein Pfarrer gelebt haben, der über das Wetter Macht hatte und noch vor dem Sterben ein Hagelwetter beschwor. In dem gleichen Ort lebte ein überaus geiziger Bauer, dem zur Strafe für den Geiz das ganze Getreide einmal davonflog.

Die Gegend ist eigenartig. „Verworfen" — nicht nur, was all den Zauberspuk betrifft, sondern geologisch: Kalkklippen mitten im Urgestein. Mächtig war das Naturwalten. Hier schwarzgrüne, bratschige Hänge, dort ein spitzer weißer Kalkturm; hier auf dem dunklen Urgestein ein reicher Besatz von schwefelgelben und roten Flechten, dort ein hausgroßer scharfkantiger Kalkblock mit Rillen und Rinnen vom Schmelzwasser. Durch die Kampfzone des Hochwaldes schritt ich allein hinauf. Überall die gebrochenen Bäume, die vom Lawinenjahr schmerzliche Kunde gaben. Bald hatte ich den Kamm erreicht, über dem die Gatterspitze, 2430 *m*, sich im Süden aufbaut. Auch dieser Berg zeigt Kalk als Unterbau und Urgestein im oberen Teil, ein ähnlicher Bau wie bei den Hochalpelspitzen, 2462 *m*, im östlichen Frohntal.

Über sehr steile Schrofen klomm ich aufwärts zu einem Riß. Der Kalk ist sehr brüchig. Ich kam zu einem Köpfel, wobei ich mich wegen der brüchigen Felsen ziemlich plagte. Von hier ging es weiter wieder über Schrofen zu einem kurzen Kamin, der mich in die Urgesteinszone weiterleitete. Sehr steiler Wandbau zwang zu einiger Vorsicht, der steile Rasen und Schutt auf den Bändern erforderte gleichfalls ungeteilte Aufmerksamkeit. Immerhin — lange hatte ich nicht gebraucht; Uhr hatte ich keine mit, doch als die Sonne hochstieg, lag ich schon oben auf dem Gipfel und streckte mich

wohlig. Im winterdürren Gras auf den Flanken leuchtete zarter Krokus. Ganz nahe legte ich mich zu ihm hin und schaute das zarte Blau an. Schaute hinauf ins Morgenlicht, sah nach den Wanderwolken in der Ferne und war glücklich.

An einem anderen Tag saß ich in der Sonne vor der Kriegsbaracke beim Obstanzer See, 2209 *m*. Sah dem Spiel der jungen Ratten zu; die junge Generation wurde anscheinend von der Mutter belehrt, sie sprangen zwischen den Balken herum, tollten im Kriegsgerümpel, daß das Blech klirrte, rumorten, putzten sich, strichen in der Morgensonne den Bart — ein köstlicher Anblick! Menschen kamen hierher jedenfalls sehr selten. Der Obstanzer See war ganz nahe, doch verbarg die Schneedecke ihn noch ganz. Kühn erhebt sich im Osten der Roßkopf, 2603 *m*. Er war mein Ziel. Über steilen Schutt zuerst, dann über einen steilen Schneefleck kam ich im Anstieg auf eine zart begrünte Fläche; über ekle Schrofen stieg ich durch Rinnen weiter, bis mir eine glatte Wandstufe den direkten Weiterweg sperrte. Ich mußte zum Grat ausweichen. Locker und steil der Fels. Einen Felskopf nach dem andern brachte ich unter mich, Platten, griffarm und naß. Zum Teil umging ich sie auf schrofigem Fels, zum Teil packte ich sie an. Der Kalk ist steil geschichtet, stark verwittert; viele Blöcke warf mein Fuß in die Tiefe. Mir war das Kollern und Krachen unten fast angenehm zu hören, denn Totenstille lag über den Bergen. Die Pfannspitze, der Eisenreich, alle hatten noch ein Winterkleid; wo mein Blick in der Runde suchte, überall Starrheit und Ruhe. Doch jetzt rührte sich auf dem Grenzkamm irgend etwas. Eine Gemse tauchte auf, stand eine Weile und verschwand wieder. Ich kletterte weiter, gegen Ost. Der Felsgrat bietet keine besondern Schwierigkeiten. Leider verwehrte die Schneehaube das Sitzen und Verweilen oben. Ich war leider zu früh im Jahr immer in diesen Bergen. Wer im Hochsommer hinkommt, wann die Berge ganz schneefrei sind, der wird an vielen Orten ein schöneres Klettern jedenfalls haben, als mir es beschieden war. Ganz prächtig ist die Rundsicht, besonders der Blick auf den stolzen Großglockner, in der Ferne die Zillertaler, in der nächsten Nähe die Berge des Hauptkammes.

Den Roßkopf, 2603 *m*, bestieg L. Patéra anscheinend als erster Turist. Seine Veröffentlichung war mir nicht zugänglich und entnehme ich den „Mitteilungen" unsres Vereines vom 30. April 1915, Nr. 7/8, Seite 75, daß Lothar und Marianne Patéra mit Johann Tassenbacher am 29. Juni 1913 den Gipfel als erste Turisten betraten (beschrieben in den Berichten der Sektion Tauriskia, 1913). Die Angabe: 1. turistische Ersteigung läßt mich vermuten, daß Patéra den naturgemäß gegebenen Weg vom Obstanzer See, also von Westen über den schrofigen Fels ging[1]). Mein Weg von Südwest wäre also turistisch neu. In die Scharte zwischen Roßkopf und Pfannspitze führt ein schwach ausgeprägtes Steiglein. Es leitet hinüber ins Erschbaumer Tal. Auf dem Zug nördlich des Roßkopfes fand ich die Spuren, alte Balken und anderes Gerümpel, von einer Seilbahn. Die Pfannspitze, 2678 *m* (Cima Vanscuro), bietet von der Scharte aus einen düsteren und finsteren Anblick.

Pfannspitz, 2678 *m*, Liköflwand, 2465 *m*

Die Pfannspitze hat für mich nur unangenehme Erinnerungen. Das eine Mal kam ich im Frühwinter; durchs Schustertal mühte ich mich hinauf nach Obstanz, stapfte dann weiter die weite Fläche, während Sturm einsetzte. Ich wollte die Besteigung ertrotzen, kam bis zum Grat, der von Westen zum Gipfel leitet. Doch der Sturm schlug mir so viel Schnee entgegen, daß ich umkehren mußte. Ein zweites Mal kam ich in die Scharte zwischen Roßkopf und Pfannspitze, ich wollte über die Felsen der Nordseite. Auch dieses Unternehmen mißlang, weil die Wächten mein Weiterkommen

[1]) Siehe Ö. T. Z. 1922, S. 78.

verhinderten. Spätwinter war es, rundherum gingen Lawinen ab — da zog ich mich in die Baracke auf Obstanz zurück. Ich brauchte das Mißlingen der Bergfahrt aber nicht zu bereuen. Denn das Naturwalten, das Schauspiel der abgehenden, donnernden Lawinen war so gewaltig, daß ich nur schaute und wieder schaute. Vor zwei Jahren war ich in der Finanzerhütte im Frohntal gewesen, wo das gleiche Schauspiel sich abwickelte: von Raudenspitze, von Hochalpelspitze und Zwölferspitze Lawine auf Lawine, ein ununterbrochenes Donnern. Die Besteigung der Kinigate (Großer Kinigat, 2689 *m*, Mt. Cavallino, Kleiner Kinigat, 2671 *m*, Mt. Cavallatto oder Cima Silvella) aus der Schlucht her, dann von Osten her über den Grat der Königswand bietet keine besonderen Schwierigkeiten. Anders dagegen gestaltet sich die Besteigung von Norden. Den Kleinen Kinigat umkletterte ich allein von Norden in einem Bogen, der direkte Anstieg wäre noch auszuführen. Den Großen Kinigat packte ich mit Hitzker und Valentin im Juni 1925 an und mußten wir an einer plattigen Stelle Mauerhaken verwenden. Angeblich hat auch die Nordwand des Großen Kinigat eine deutsche Patrouille vor dem Durchbruch bei Tolmein durchklettert; Näheres konnte ich nicht erfahren. Ein weiterer schwieriger Anstieg war von uns über die Nordwestkante ausgeführt; der Anstieg über die Westwand mit sehr steilen Rissen mißlang mir. In dieser Gruppe sind noch einige, jedenfalls schwierige, aber landschaftlich sehr schöne Anstiege ausführbar. Die Wandhöhe ist 400—600 *m* über dem Kar, so daß der Zeitaufwand dementsprechend sich gestalten wird. Ich vermeide eine solche Angabe, da sie sehr wechselt, je nachdem einer allein geht oder je nach der Jahreszeit, wann in den Rinnen, wie bei unsrer Begehung, noch Eis liegt. Empfehlenswert ist jedenfalls eine frühe Jahreszeit, da später der Wassermangel im obersten Kar recht unangenehm wird.

Im Sommer ist der Aufstieg zur Pfannspitze von allen Seiten einfach und sehr lohnend. Ein prächtiger Kletterberg ist die Liköflwand. An ihrem Fuß im Westen stehen mehrere Heustadel, die leider im Spätwinter geleert werden, sonst hätten wir billige Standplätze. Denn in der Südwestwand kann Route auf Route durchgelegt werden. Ich habe zur Kote 2465 *m* durch einen Kamin in ziemlich anstrengender Kletterei einen Aufstieg ausgeführt, ebenso weiter südlich über leichtere Schrofen zur Kote 2380 *m*. Die Liköflwand zieht von Nordwest nach Südost und kann ihre Besteigung leicht mit der Ersteigung des Tscharknoll, 2482 *m*, verbunden werden, von wo dann nach Filmoor, 2407 *m*, abgestiegen wird. Überall finden sich noch Kriegserinnerungen. Strasser erzählte, daß er vor nicht zu langer Zeit noch unter dem Gerümpel einen Mantel sah; er hob ihn auf und fand einen Leichnam, der wahrscheinlich durch die Schneeschmelze vom Erdreich befreit worden war. Schön ist der Blick von dem Gipfel der Liköflwand auf die Wände der Kinigate und die Königswand; in der Ferne stehen die Zinnen der Lienzer Berge und im Norden die herrliche weiße Pyramide des Großglockners.

Tscharknollen, 2482 *m*, Königswand, 2686 *m*

Vom Tscharknoll erzählen viele Kreuze auf dem Friedhof in Kartitsch; durch Lawinen und Absturz ging mancher Soldat vom Inf.-Rgt. 34, Geb.-Artill.-Rgt. 6, Landsturm-Baon. 165 und andere zugrunde. Noch stehen Telephonstangen, Seilbahnreste und liegen verkohlte Balken herum. Ich stand an einem Junimittag auf seinem Gipfel. Köstliche Stille lag über allen Bergen. Träumerisch wanderte das Auge von Berg zu Berg, blieb auf dem italienischen Kamm haften, ging weiter voll Sehnsucht. Ich schob den Rucksack zurecht, nicht lange, da war die Zeit versunken, mit aller Sehnsucht, ich schlief. War es das Brausen der Schmelzwässer, das der Wind heraufträgt, war es das Geräusch der Tritte der italienischen Finanzer, die auf der Filmoorhöhe auf-

getaucht waren — kurz, ich erwachte und nach einigem Überlegen, wollte ich hinunter ins Erschbaumer Tal, um am nächsten Tag die Königswand zu besteigen. Auf dem steilen Schnee war ich im Nu drunten, nicht lange dauerte es, so stand ich vor der kleinen Halterhütte, in der ich schon einmal genächtigt hatte. Früher Nachmittag war es, zum Faulenzen noch zu früh. Da ließ ich den Sack in der Hütte und stieg zur Königswand auf. Diese Wand schließt mit den Wänden der zwei Kinigate das Erschbaumer Tal im Süden ab und bildet die natürliche Grenze gegen Italien. Ich wollte auf dem Schnee aufsteigen bis zur schmalen Schneezunge, die in die Wand führte. Ein Kamin dann weiter oben sollte für den weiteren Weg sorgen. Der Schnee war nachmittags recht weich geworden. Das Stapfen wurde immer mühsamer und langsamer. Die Steilheit nahm zu, schon war ich nahe dem Felsen. So wie ich unten gesehen hatte, war es am besten: auf der Schneezunge in den Kamin hinein. Aber der Schnee war ganz nachgiebig, jeder Tritt mußte peinlich genau geprüft werden. Gerne hätte ich schon den Felsen in der Hand gehabt, aber noch trennten mich einige Meter davon. Nun war ich beim Rand der Schneezunge und wollte zum Fels hinüber. Plötzlich gab die ganze Schneemasse nach, wenige Augenblicke später flog ich mit dem Kopf an die Wand und erst im Kar unten öffnete ich wieder die Augen. Ich war nur beschämt: „Dumme und Ungeschickte gehören nicht in die Berge", sagt A. Rössel in seinem kleinen Büchlein „Sportliches Bergsteigen". — Dumm war es gewesen, so sehr der trügerischen, unterwaschenen Schneemasse zu vertrauen; ungeschickt außerdem, weil meine rasche Bewegung die Masse ins Gleiten brachte. — Nun, einige Zeit später durchstieg ich auch diese Wand. Sie hatte nicht mehr den Reiz wie früher, weil ich inzwischen gehört hatte, daß der Bergführer Forcher aus Sexten im Krieg im Patrouillendienst ebenda hinaufgeklettert war.

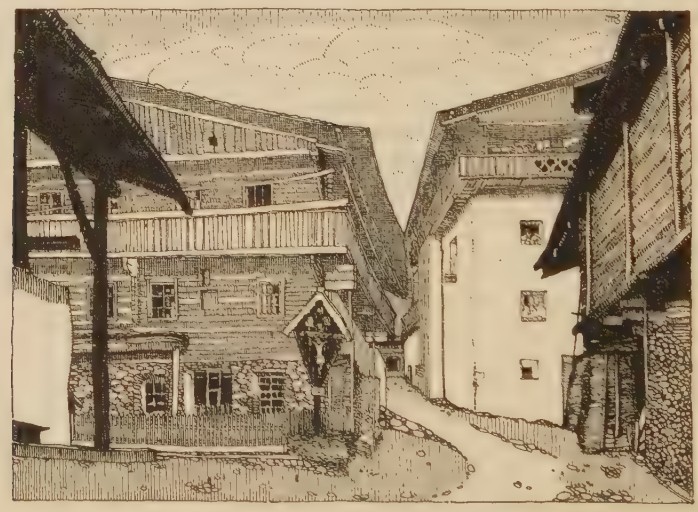
Golpe, 2314 *m*, bis Bärenbadeck, 2430 *m*

Vom Torkarl, 2573 *m*, ging ich den bratschigen Hang zuerst, dann über das Geröll direkt hinunter zum Luggauertörl, 2226 *m*, und hatte dann auf dem Luggauerboden weiter unten in einer alten Baracke Unterschlupf gefunden. Der Kletterhammer hatte zwar reichliche Arbeit, um eine Bettstatt, einen Tisch und eine Bank halbwegs herzurichten, doch beim letzten Abendschein war alles fertig. An Holz ist hier nirgends Mangel, was das Wichtigste für uns Wanderer ist. Frühsommer war, über den Almboden dehnten sich weit und breit die Schneefelder. Noch abends stieg ich zur Golpe hinauf, ein Gupf oder Klapf besser gesagt, der aber wegen der prächtigen Rundschau mir große Freude machte. Vielleicht war es auch Freude darüber, daß der nächste Tag eine genußvolle Wanderung über die Berge bringen sollte, ohne jede Mühe und Gefahr, daß ich ein kleines Heim dort unten ganz allein hatte, daß der nächste Tag prächtig zu werden versprach — kurz, ich war glücklich auf der Golpe. Der Blick in der Morgensonne von der Steinkaarspitze auf die unheimlichen Plattenschüsse der Nordwand des Hochweißsteins ist herrlich; mächtig locken auch die Kamine der Nordwand des Scheibenkofels und die vielen anderen Nordwände seiner Trabanten. Ich suchte unter dem Gipfel des Hochweißsteins die kleine Kaverne des Inf.-Rgt. 7 zu erspähen, in der ich auch schon zweimal genächtigt hatte, doch fand ich sie nicht. Hatte ich gehofft, ohne sonderliche Mühe auf dem Kamm wandern zu können, so täuschte ich mich gewaltig. Um nicht im Schnee stapfen zu müssen, machte ich da und dort kleine Umwege, und ging auf aperem Boden. Doch wurden die Umwege immer größer und größer. Nach Überschreiten des Hochspitzes und des Gamskofels war schon reichlich Mittag vorüber, als ich zum Winklerjoch, 2248 *m*, abstieg. (Woher der Name Erlerjoch der alten Spezialkarte stammt, konnte ich nicht erfahren, anscheinend ist dieser Name schon länger nicht mehr im Gebrauch.) Überall

verkohlte Baracken, Draht, versteckte Schwarmöfen, alte Stellungsbauten, dem Einfallen nahe. Auf der Reiterkaarspitze, 2421 *m*, überlegte ich lange, ob ich noch weitergehen sollte, denn das Schneewaten hatte mich stark angestrengt. Schließlich überwog der alpine Ehrgeiz und ich trottete weiter zum Bärenbadeck, 2430 *m*, wo ein kurzer Abstieg zum Tilliacher Joch, 2094 *m*, hinunterleitet. So landschaftlich schön diese Wanderung ist, etwas mühevoll ist sie trotzdem. Wer aber an das Nachtlager keine besonderen Ansprüche stellt, kann überall unterbrechen und absteigen entweder zu einer Kriegsbaracke oder zu einer Almhütte. Vom Tilliacher Joch stieg ich herunter zur kleinen Klapfhütte, wo meine Bergfahrt ihr Ende fand.

Stille Erwartung

Mit den Niederen Tauern vergleiche ich diese Berge der westlichen Karnischen Kette. „Eine ergreifende Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit finden wir in den stillen Talwinkeln, welche in steil übereinander gebauten Terrassen zu Füßen der Gipfelmassive zwischen den Steilwänden der mächtigen Seitenkämme eingebettet liegen", schrieb H. Wödl in der „Zeitschrift", Jahrgang 1890. Ich darf Herrn H. Wödl, wenn er auch ein Lebensalter älter ist als ich, meinen Freund nennen. Gar oft unterhielt ich mich mit ihm über das Bergsteigen und die Ziele des Bergsteigers; wir waren uns einig darüber, daß mit fortschreitenden Jahren das Bergsteigen immer größere Freude gewähre. Freilich macht das Bergsteigen bei jedem mit den Jahren Wandlungen mit. War zuerst dem Jüngling das Ziel alles, der Weg nur unangenehme, hinderliche Beigabe, so wird mit reiferen Jahren auch der Weg wertvoll. Es wächst das Verständnis für alle Formen der Natur, es leuchtet uns immer mehr ein, daß im ganzen Ablauf des Naturgeschehens ein göttlicher Weltgedanke sich offenbaren will. Und je tiefer wir die einzelnen Formen, die der Weg bietet, erfassen, desto lieber wird uns auch mit der Zeit der Weg. Bis schließlich ein Drittes lebendig wird: die willensbefreite Schau. Freilich wird der altersmüde Arm den Pickel in die Ecke stellen müssen, wann das Verständnis für die reine Schau kommt; nur ahnen können wir diesen seligen Zustand, wann wir auf dem weltfernen Gipfel stehen und Weg, Ziel, Schau, alles in ein Glück verschmilzt.



Aus Obertilliach

Eingang in das Rainbachtal

Die Zittauer Hütte im Reichenspitzgebiet

Ihre Zugänge und die Bergfahrten in ihrer Umgebung

Von Alfred Queitsch, Zittau

Das Stück Bergland, über welches ich hier schreiben will, das Reichenspitzgebiet, ist schon im Jahrbuch 1896 recht eingehend behandelt worden. Es sind seitdem bald dreißig Jahre vergangen, eine Zeit, in welcher zwar die Berge ihre Gestalt bewahrt haben, doch allerhand Menschenwerk Veränderungen in der Gegend geschaffen hat — unter anderem ist auch die Zittauer Hütte dort gebaut worden — so daß es angebracht erscheint, Dr. Kögels Arbeit etwas zu ergänzen. Außerdem, so erschöpfend das Gebiet im allgemeinen in Dr. Kögels Monographie behandelt worden ist, sind doch seine Mitteilungen just über die Hauptgipfel recht dürftig. Diesen Mangel will ich hier verbessern, ich werde mich dabei auf das Gebiet rund um die Zittauer Hütte beschränken.

Nur kurz will ich dem Unkundigen hier sagen, wo die Reichenspitzgruppe und die Zittauer Hütte liegen. Die Berggruppe gehört zu den Zillertaler Alpen, bildet ihren östlichsten Teil, und ist ihrer Lage und Gestalt nach, so wie etwa die Olperergruppe, als eine selbständige Berggruppe innerhalb der Zillertaler Alpen anzusehen. In der

Birnlücke hängt sie mit der westlichen Venedigergruppe zusammen. Eisenbahnstationen für den Eintritt in das Gebiet sind hauptsächlich Krimml, die Endstation der Pinzgauer Lokalbahn Zell am See—Krimml, dann Zell am Ziller und Mayerhofen im Zillertal, und schließlich das jetzt italienische Taufers im Ahrntal.

So recht mitten im Herzen der Reichenspitzgruppe liegt die Zittauer Hütte auf einer Höhenterrasse im Schluß des Wildgerlostales, in 2330 *m* Höhe, am Ufer eines Hochsees, in dem sich die Hauptgipfel der Berggruppe: Reichenspitz, Gabelkopf und Wildgerlosspitze spiegeln. Etwas abgelegen von den Straßen, durch welche der allgemeine Touristenstrom flutet — für die Hütteneinnahmen ein Nachteil, doch ein großer Vorteil für den Alpenwanderer, der Bergeinsamkeit sucht und sich in der Gesellschaft gleichgestimmter Höhenfreunde wohler fühlt, als im großen Troß der Auchtouristen und protzigen Sommerfrischler. Fürchte nicht, lieber Bergfreund, daß ich dieser Einsamkeit mit meiner Veröffentlichung Gefahr bringen werde. Noch ein Umstand wird wohl auch ferner verhindern, daß solche Leute auf die Zittauer Hütte kommen, die der echte Bergfreund dort nicht gern sehen mag: die Zugänge zur Hütte, wenn auch landschaftlich wunderbar schön, sind weit und unbequem, und bis jetzt muß man auf jedem Wege zur Hütte einige hundert Meter verlorene Steigung in Kauf nehmen, außer auf dem Wege von Zell am Ziller über Gerlos, der aber einen sehr langen Anmarsch durch hochtouristisch uninteressantes Gebiet erfordert, und dessen Wegverhältnisse derartige sind, daß man in einem regenreichen Sommer, wie z. B. 1924, oft buchstäblich — im Sumpfe stecken bleibt. Doch wir wollen uns nun die Zugänge zur Hütte betrachten, und dann die Bergfahrten, die von ihr aus möglich sind. Ich will dem Leser dabei eigene Erlebnisse erzählen; diese werden ihm ein besseres Bild gewähren, wie trockene Wegbeschreibungen.

1. Durch die Wilde Gerlos, der leichteste und bis jetzt kürzeste Weg. Von Krimml über die Filzsteinalm auf den Plattenkogel bis zum Durlasboden, wo sich der Weg mit dem von Zell am Ziller über Gerlos vereinigt, 2½ Stunden, vom Durlasboden zur Hütte 3½ Stunden. Ich selbst bin auf diesem Wege von Krimml aus das erstemal zur Zittauer Hütte gegangen. Es war auf meiner ersten Alpenfahrt. Alpine Übung und Erfahrung hatte ich noch gar nicht, auch nur sehr oberflächliche geographische Begriffe der Gegenden, die ich mir zu durchwandern vorgenommen hatte. Daß ich auf dieser Reise als Zittauer auch die Zittauer Hütte besuchen würde, war mir selbstverständlich. In Krimml angekommen, erkundigte ich mich nach näheren Einzelheiten über die Wege zur Hütte, und man sagte mir, daß es am sichersten und bequemsten sei, über den Plattenkogel und die Wilde Gerlos zu gehen. Ich hatte am Vormittage die Wasserfälle besucht und machte mich ziemlich spät nachmittags auf den Weitermarsch. Über die Entfernung war ich unterrichtet, auch darüber, daß auf dem Wege zwei Gelegenheiten zum Übernachten vorhanden seien: Waltls Gasthaus auf dem Plattenkogel, und die Finkaualm in der Wilden Gerlos. Also wanderte ich trotz der späten Stunde unbekümmert dahin, gar nicht in der Absicht, noch am selben Tage bis zur Hütte zu gelangen. Es ist eine genußreiche und über den Plattenkogel bis zum Durlasboden ganz bequeme Wanderung. Schon beim Aufstieg von Krimml bis zur Filzsteinalm gibt es wunderschöne Durchblicke durch den Wald nach Krimml und auf die Wasserfälle, dabei entfaltet sich der Gebirgskranz um Krimml immer gewaltiger. Der Höhepunkt dieses Rückblickes ist bei der Filzsteinalm, gegen 1600 *m*, erreicht. Dort überblickt man den ganzen Krimmler Talkessel, die Wasserfälle in ihrer ganzen Ausdehnung, und eine gewaltige Bergrunde faßt das Bild in einen harmonischen Rahmen. Damals war mir die ganze Bergumrahmung noch unbekannt, heute kenne ich jeden Gipfel ringsum. Dafür war der Eindruck damals noch neu, und ich nahm ihn mit bewunderndem Staunen in mich auf. Das nächste Stück des Weiterweges ist ein gemütlicher Bummel: ein sanfter Wiesenweg führt in kaum merklicher

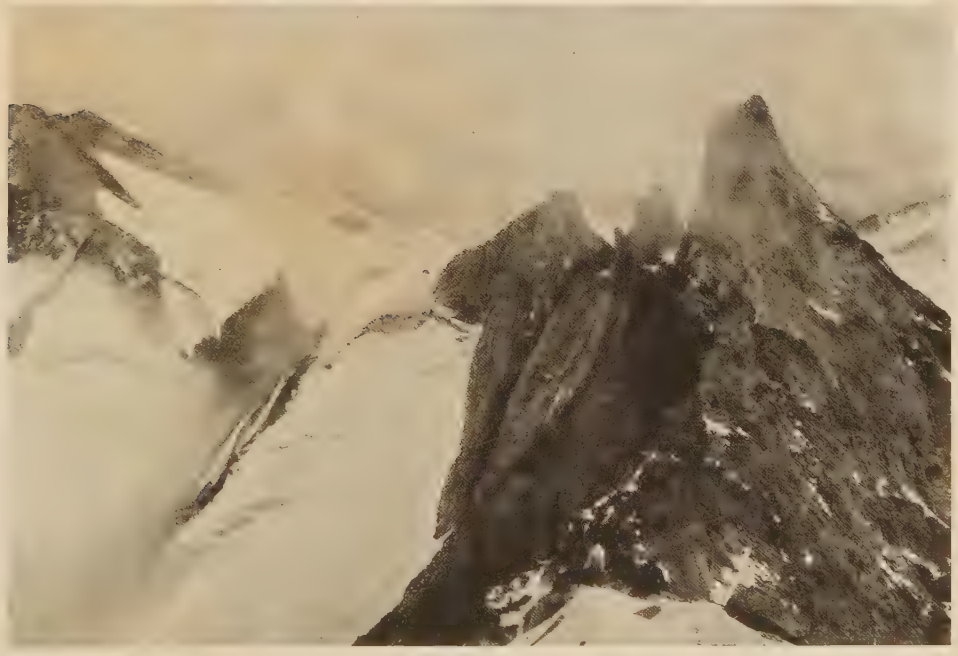
Steigung nördlich um den Gipfel des Plattenkogels herum. Wetterfichten stehen gruppenweise auf dem grünen Plan, dazwischen verstreut weidendes Vieh, einzelne graue Almhütten blicken da und dort aus den Fichten hervor, zur Seite begleitet uns der Zug der Kelchsauer Schieferalpen, sanft geformte, samtgrüne Grasberge, bei deren Anblick besonders der Schiläufer allerhand sehnsüchtige Betrachtungen anstellt, denn da liegen Schiparadiese so offenkundig vor Augen: das Nadernachtal, das oberste Salzachtal bis zum Markkircheljoch, Königsleiten, Salzachgeier, Schafsiedel, Galtenberg und wie sie alle heißen — ich habe sie als Schimann erst später kennengelernt — aber schon damals beim ersten Anblick fiel mir ihre Eignung als herrliches Schigelände auf. Weit und frei schweift der Blick nach Westen, wo sich an die Kelchsauer die Tuxer Schieferberge anschließen. Man spaziert auf diesem grünen Wiesenwege so mühelos dahin, kommt zu Waltls Gasthaus, man weiß nicht wie. Damals lud dort eine Wegtafel zu einem kleinen Abstecher ein: zum Reichenspitzblick. In neuester Zeit habe ich die Wegtafel vermißt, das ist schade, denn der Kundige wird zwar gerne die wenigen hundert Schritt vom Wege abweichen, um einen ganz unvergleichlich schönen Blick auf die Reichenspitzgruppe zu genießen — der Unkundige aber wird dort seines Weges weiterziehen und etwas sehr Schönes versäumen. Auch ich war damals der Einladung der Wegtafel gefolgt, und sah zum erstenmal das wunderbar schöne Bergbild im goldigen Abendscheine über dem finstern Wildgerlosgrunde, ein Anblick, der einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hatte, und meine ganz besondere Liebe und Anhänglichkeit an dieses Berggebiet begründete. Er war aber auch die Veranlassung, daß ich am selben Abend noch ganz wider Willen bis zur Zittauer Hütte gelangte. Es war gegen 6 Uhr nachmittags, Anfang September, und noch immer fast zwei Stunden Tageslicht zum Weiterwandern zur Verfügung; ich wollte diesem wunderbaren Bergbilde noch heute so nahe wie möglich kommen, also beschloß ich, noch bis zur Finkaualm in die Wilde Gerlos hineinzugehen. Bis zum Durlasboden hinab war guter Weg, dann aber begann ein unerfreuliches Waten auf sumpfigem Wiesenboden. Jetzt ist der Weg zum Teil verlegt und in guten Stand gesetzt, so daß er mir auch im regenreichen Sommer 1924 recht annehmbar erschienen ist. Doch damals herrschten noch recht urtümliche Zustände. Freilich, der Vorblick entschädigte vollauf für die Mängel des Weges! Da öffnete sich der finstere Wildgerlosgrund, der Eingang an beiden Seiten von wildzackigen Felsbergen flankiert. Kleine Gletscher liegen in den Hochkaren, ihr grelles Weiß sticht scharf von den dunklen Felszähnen ab. Vor allem aber fällt auf der linken Seite eine hohe, kühne Firnpyramide ins Auge. Ich weiß es jetzt, nachdem ich allerhand Entdeckungsfahrten im ganzen Gebiet gemacht habe, daß es der höchste Gipfel im Gerloskamm ist. Von den Einheimischen der Krimmler- und der Gerlosseite wird er verschieden benannt: Schaflkopf von den Krimmlern, Gerloskopf in der Gerlos — in der Alpenvereinskarte ist er als Wildkar- oder Trisselkopf mit 3080 *m* eingezeichnet. Da er sich aus dem Wildkarkees erhebt, und die Führer sich die Benennungen der Alpenvereinskarte zu eigen gemacht haben, ist es am besten, bei der Bezeichnung „Wildkarkopf" zu bleiben; der Name „Trisselkopf" ist nicht angebracht, denn dieser kommt einem niedrigeren, über der Trisselalm zum Wildgerlostal vorspringenden Gipfel zu. — Vor allem aber zog die Hauptgruppe immer wieder die Blicke auf sich. Da prangte das stolze Bergtrio: Gabelkopf, Reichenspitze, Wildgerlosspitze, über dem finstern Talschlunde förmlich am Himmel schwebend, die dunklen Felshäupter von rötlichem Schein sanft überhaucht, die wallenden Firnmäntel rotglühend im Abendscheine.

Wacker schritt ich aus. An einigen Almen, an denen ich vorüberkam, frug ich die Männer, die da bei einer unbekannten Hantierung um ein Feuer herumstanden: „Ist das die Finkaualm?" Worauf ich immer wieder die Antwort erhielt: „Na, a Viertelstund weiter eini!" Schließlich traf ich auf keine Alm mehr, und es ward dunkel.

Längst schon war ich im innern Tal, kohlschwarz und himmelhoch ragten die Riesenberge zu beiden Seiten empor, mit geisterhaft bleichem Schimmer vor mir die Gletscher. Wenn jetzt nicht bald nahe und deutlich am Wege die Finkaualm auftaucht, dann würde ich sie wohl an diesem Abend nicht mehr finden, das sah ich ein. Ich wußte ja nicht, daß diese Alm drüben jenseits des Baches an der andern Talseite lag, und daß ich schon daran vorüber war. (Jetzt führt der Weg ein größeres Stück auf der orographisch linken Talseite unmittelbar an der Finkaualm vorüber und vermeidet damit die schlimmsten Sumpfstellen des Talgrundes, die sich mit ihren Erlenauen dem Wanderer schon von weitem verraten.) Noch war ich nicht mit allen Möglichkeiten einer Alpenwanderung vertraut, sonst hätte ich schon in einer anderen Alm Nachtquartier, wenn auch recht dürftig, gesucht und gefunden. So glaubte ich, daß mir nichts anderes übrigblieb, als noch bis zur Hütte hinaufzusteigen, wenn ich nicht zurückgehen oder die Nacht im Freien zubringen wollte. Es war 8 Uhr abends und bereits ziemlich dunkel geworden. Bis zur Hütte rechnete ich noch 2 Stunden. Ich hatte eine kleine Karbidlaterne bei mir, die grade 2 Stunden mit einer Füllung brannte, diese setzte ich instand, zündete sie an und stieg nun darauf los, so schnell ich es imstande war — in den 2 Stunden mußte das Ziel unbedingt erreicht werden, denn das Reinigen und Neufüllen einer Karbidlampe draußen im Freien bei vollkommener Finsternis ist eine mühsame Aufgabe. Der Steig ward jetzt steinig, trocken und recht gut, er führte durch Wald und begann scharf zu steigen. Soviel Erfahrung hatte ich nun doch schon, daß ich daraus schloß, daß das Gebiet der Almen nun hinter mir lag — (hier ist das zwar nicht der Fall, auf der nächsten Höhenstufe liegt in etwas über 1500 *m* die Trisselalm, links vom Wege). Diese Wanderung bei Nacht und Laternenschein ins Unbekannte hatte ihre eigenen Reize! Was für wechselvolle, oft phantastische Bilder enthüllte da der schwankende, flüchtige Lichtschein in immer neuer Folge vor mir! Die mächtigen Zirben, die riesigen, krummholzüberwucherten Felstrümmer, der weißsprühende Gischt des Baches — alles plötzlich aus tiefster Finsternis auftauchend, um sofort wieder darin zu verschwinden. Der Wald und die einzelnen Zirben blieben zurück, als der Weg eine neue Höhenstufe erklommen hatte, Ströme von Geröll bedeckten den Talboden, und der Weg wurde darin oft undeutlich und drohte, sich ganz zu verlieren. (Jetzt ist er in diesem Teil recht gut hergerichtet, und wenn ihn nicht Muren aufs neue verschütten, sogar bei Dämmerung und Nebel nicht zu verfehlen.) Markierungsflecke halfen über die Stellen hinweg, doch waren sie bei Laternenlicht nicht so leicht zu finden wie bei Tage. Schließlich lenkte der Steig an eine Felswand. Das freute mich sehr, denn in einer Felswand ist ein Abkommen vom Wege nicht zu befürchten. Ein Felsplattensteg führte über einen klammartigen Einriß, durch den ein Sturzbach niedertobte, dann lenkte der Steig nach rechts hinaus und an einer Geröllhalde empor, schließlich auf einem schmalen Kamme fort, wie auf einem Dachfirsten. Das war die Moräne, auf welcher der Weg ein gutes Stück hinführt — aber das wußte ich noch nicht. Links in finsterer Tiefe, im Dunkeln unsichtbar, brauste der Bach, rechts seitwärts schimmerte undeutlich etwas Weißes: die Gletscherzunge. Grade hier bietet am Tage die Gletscherzunge einen großartigen Anblick: in tiefgrünen, über 50 *m* mächtigen Wülsten quillt das Eis über eine gegen 100 *m* hohe Felswand — oft lösen sich mit betäubendem Krachen Eislawinen los, und unten am Fuß der Felswand sind die Eistrümmer wieder zu einem Eiskuchen zusammengefroren. Der Steig verließ diesen mir merkwürdigen Schotterdamm und wandte sich wieder gegen die finstre Felswand. Doch diese zeigte sich, als ich ihr nahekam, ganz zugänglich — breite Bänder gaben dem Steige Raum, sich immer höher hinaufzuwinden. Die Steigung verflachte sich dabei immer mehr — oft führte der Weg über rundgeschliffene Felspartien, auf denen vom Steige keine Spur zu sehen war und nur die Markierungsflecke mich weiter führten. Noch immer hatte meine Laterne ausgehalten

Blick von der Rainbachscharte ins Rainbachkar.

Südgipfel der Wildgerlosspitze v. Nordgipfel gesehen.



Blick von der Richterspitze nach Süden.

Blick von der Wildgerlosspitze auf Reichenspitze und Venedigergruppe.

— ich beruhigte mich mit der Hoffnung, nun doch die Hütte bald erreicht zu haben, noch bevor die Karbidfüllung verbraucht war. Wieder war ich über ein Wandl hinaufgelangt, da zeichnete sich anscheinend nahe über mir die Hütte wie ein schwarzes Viereck gegen den Nachthimmel ab. „Gewonnen!" jubelte ich innerlich. Aber es währte doch noch gegen zehn Minuten, bis ich vor der Tür stand. Es war 10 Uhr abends — 5½ Stunden hatte ich von Krimml her gebraucht. Freilich war ich das letzte Stück, von der Steilstufe vor der Trisselalp bis herauf, beinahe gerannt und hatte dabei die gewöhnliche Gehzeit um beinahe ¾ Stunden gekürzt. Es war alles finster in der Hütte, alles schon zur Ruhe, die Tür verschlossen. Erst nach langem Klopfen zeigte sich am Fenster ein Frauengesicht, und erst nach langem Verhandeln ward mir aufgemacht — der einsame Wanderer zu so ungewöhnlich später Stunde mochte nicht ganz vertrauenswürdig erscheinen. Doch es klärte sich bald alles auf, und dann ward freilich alles getan, es mir so bequem wie möglich zu machen. Wie oft haben wir später über das Abenteuer meiner späten Einkehr in der Hütte gelacht, als ich dann zu Frau Nockers, der damaligen Hüttenwirtin, besten Bekannten gehörte. Dieser erste Besuch der Zittauer Hütte in Einsamkeit und Finsternis ist ein Erlebnis, welches sich unauslöschlich in meiner Erinnerung eingeprägt hat.

Wir haben hier den leichtesten und bis jetzt kürzesten Zugang zur Zittauer Hütte kennengelernt. Doch da wir einen wesentlichen Teil der Wanderung im Finstern gemacht haben, so will ich noch ergänzen, daß es zwar recht abenteuerlich und romantisch ist, bei Nacht und Laternenschein aus dem Grunde der Wilden Gerlos hinaufzusteigen — zumal wenn man in der Gegend noch unbekannt und ein alpiner Neuling ist, daß es aber doch viel schöner ist, am Tage bei schönem Wetter durch die Wilde Gerlos zu wandern. Auf Schritt und Tritt zeigen sich da Landschaftsbilder von hoher Schönheit und Erhabenheit, dazu ist der Weg jetzt so gut ausgebaut und markiert, daß jeder rüstige Wanderer, auch wenn er keine besondere alpine Übung besitzt, ihn ohne Sorgen gehen kann. Wer vom Zillertale, Bahnstation Zell am Ziller, kommt, wird zuvor eine gute Tageswanderung zu Fuß bis Gerlos zurücklegen — es heißt, daß sie langweilig und turistisch wenig interessant sei. Ich bin einmal von der Zittauer Hütte nach Zell am Ziller gegangen. Was noch davon in meiner Erinnerung haften geblieben ist, will ich hier mitteilen. Als erstes: am Durlasboden angelangt, nachdem ich während eines Gewitters die Wilde Gerlos talaus gewandert war, verabschiedete sich die Reichenspitzgruppe von mir in einer wunderbaren Weise: eine Wolkenbank schwebte im Talhintergrunde, und über ihr stand, überirdisch hoch und silbern strahlend, das so bekannte, wunderschöne Bergtrio — es war ein unvergeßliches Bild! Wohl führte dann die Straße durch eine Tallandschaft, die an wuchtigen, hochalpinen Szenerien nichts mehr aufzuweisen hatte. Dafür gab es noch recht viel unverfälschte Tiroler Dorfidylle auf dem Wege zu sehen. Da bis jetzt noch keine fahrbare Straße durch das Gerlostal führt, hat so manches, was andere Gegenden verschandelt, hier noch keinen Eingang gefunden.

Nun wollen wir die beiden andern Zugangswege zur Zittauer Hütte kennenlernen. Sie beginnen beim Tauernhaus im Krimmler Achental, führen in größere Höhen hinauf, und verlangen von dem Bergwanderer schon etwas alpinistische Übung und Erfahrung. Es sind die Wege über die Roßkarscharte und über die Rainbachscharte. Es ist am besten, den Weg über die Roßkarscharte vom Tauernhause zur Zittauer Hütte zu gehen, den Weg über die Rainbachscharte aber von der Zittauer Hütte zum Tauernhause. So zeigen beide Wege ihre schönsten landschaftlichen Szenerien im Vorblick.

2. Der Weg über die Roßkarscharte. Gehzeit 4½—5 Stunden. Wir beginnen unsere Wanderung vom Tauernhause aus am besten früh morgens, weil wir da für die Schneegipfel des Rainbachtales die beste Beleuchtung haben. Wegweiser und Mar-

kierung weisen uns an der dem Rainbach zugewandten Seite der Gebäude den Anfang des Weges — noch vor der an den Gebäuden liegenden Brücke (nicht über die Brücke!) biegt ein schmaler, nicht immer trockner Fußweg links ab, zwischen einem Zaun und dem Bach. Auf diesem gelangen wir über einen Wiesenplan zu einer weiter oben über den Bach führenden Brücke, und über diese auf einen sehr guten Weg. Dieser führt uns in einigen sehr zügigen Serpentinen am Waldhange empor, wir überwinden damit die Steilstufe, mit der das Rainbachtal gegen das Krimmler Achental absetzt. Der Rainbach braust zur Seite, und bald unter uns, in einem ansehnlichen Wasserfall zur Tiefe, und über die Zirbenwipfel, in himmlischer Höhe vor uns, leuchten die Firnfelder der Reichenspitze herab. Auch ins Krimmler Achental hinein wird der Blick immer freier, das Krimmlerkees entfaltet seinen gewaltigen Eisvorhang im Talhintergrunde, und die silbernen, herrlich geschwungenen Firnschneiden der Dreiherrenspitze, Simonyspitzen und Maurerkeesköpfe rücken immer höher gegen den Himmel empor. Sind wir nahezu in gleicher Höhe mit der Sohle des Rainbachtales angelangt, so sehen wir, daß nach rechts zur Höhe hinauf ein guter Fußsteig vom Hauptwege abzweigt. Jetzt ist da wieder eine Wegtafel vorhanden, die uns sagt, daß dieser Weg über die Rainbachscharte zur Zittauer Hütte führt. Außerdem ist da noch eine Tafel mit allerlei Verboten von der Forstverwaltung angebracht, damit ist die Abzweigstelle gut gekennzeichnet. Wir wollen aber den Weg über die Rainbachscharte in umgekehrter Richtung gehen, deshalb bleiben wir auf dem Hauptwege. Eine köstliche Wanderung beginnt nun. In kaum merklicher Steigung führt der gute Weg durch einen wahren Zirbenpark. Prachtgestalten dieser edlen Hochgebirgsriesen begegnen wir da, oft in gradezu ausgesucht malerischen Gruppierungen — dazu krummholzüberwucherte, oder im Feuer blühender Alpenrosen glühende Riesenblöcke, Durchblicke auf lichtgrüne Wiesenpläne, auf denen Vieh weidet, dazu der weißschäumende Bach — allein schon die Landschafts- oder, sagen wir gleich, die Parkbilder des Talgrundes an sich würden genügen, uns mit ihrer Schönheit vollauf zu befriedigen. Aber dazu kommt noch die gewaltige, formenschöne Bergumrahmung, deren Szenerien bei jeder Wegbiegung überraschend wechseln — die grelleuchtenden Firne hoch über den riesigen, steilen Hängen, aus denen bizarre, dunkle Zinnen, Nadeln und Türme aufstarren zum fast schwarzblauen Himmel — die meisten dieser Hochzinnen über 3000 *m*, und alle andern, diese Höhe nahezu erreichend. In den Vormittagsstunden spielt das Sonnenlicht auf den Firnfeldern in seliger Höhe über uns in weichen Lichtwogen, schafft in den Wänden und Gratzähnen der Felsenwelt scharfe Kontraste von hellgrau beleuchteten Stellen und bläulich schwarzen Schatten — hundert Motive für Maler gibt es da! Im Anschauen all dieser Herrlichkeit spüren wir kaum die Steigung, und wundern uns fast, auf einmal aus der Baumregion herausgekommen zu sein. Reichenspitz, Mandlkarkopf und Roßkopf sind verschwunden — der Südgrat des Roßkopfes verdeckt sie unsern Blicken — da, eine Wegbiegung, ein neues Bild: der Schluß des Rainbachtales: Zillerspitz, Richterspitz, Schwarzwand, Spaten, Nadel, Rainbachkopf, und ein Vorgipfel der Zillerschartenspitze stehen in riesigem Halbrund vor unseren Blicken! Ein überraschendes, eindrucksvolles Bild! Über mehrere Höhenstufen führt unser Weg empor ohne große Mühe. Rauher wird die Umgebung, die Zirben sind ganz verschwunden, das Krummholz sogar ist spärlich geworden und hat immer mehr der Alpenrose Platz gemacht, die das wilde Blockwerk an den Hängen und im Grunde überwuchert und im Frühsommer mit glühendem Rot überzieht. Wie Silberfäden hängen die Sturzbäche an den dunklen Bergwänden — der Talbach schäumt in unregelmäßigen Armen durch grobes Geröll. Links vor uns springt ein Felsaltan aus der Bergflanke — darauf ist der Platz mit den Ruinen der Richterhütte, die eine Windlawine 1917 zerstört hat. 1925 soll der Neubau beginnen, 1926 soll sie wieder dastehen, eine recht gut gelegene Raststätte für den Übergang über die

Gamsscharte ins Zillertal, und ein wertvoller Stützpunkt für viele Hochturen, die jetzt, da der nächste Stützpunkt, das Krimmler Tauernhaus, doch zu tief und zu weit abgelegen ist, ihrer Länge wegen kaum gemacht werden. Es seien da erwähnt die Schwarzwand, Nadel, Rainbachkopf, Zillerscharten-, Zillerplattenspitze, und der kürzeste und leichteste Aufstieg auf die Reichenspitze aus dem Rainbachtale. Noch bevor der Hauptweg zur Richterhütte sich in einigen Serpentinen den Hang emporwindet, zweigt zur Rechten ein Steig ab — eine Wegtafel zeigt an, daß er über die Roßkarscharte zur Zittauer Hütte führt. Die Stelle liegt etwa nahe 2100 *m* hoch. Der Wanderer lasse sich nicht unsicher machen: einige hundert Meter weiter aufwärts zweigt noch ein Steig rechts ab, und noch eine Wegtafel zeigt an, daß er zur Roßkarscharte und Zittauer Hütte führt. Beide Wege führen zum gleichen Ziele, nur kürzt die untere Abzweigung den Weg etwas ab, denn sie schneidet den weiten Bogen ab, den der obere Weg um den Talhintergrund macht, um das jenseitige Gehänge zu gewinnen. Wir können übrigens den Weg schon, etwas über 100 *m* höher, am jenseitigen Talhange eingeschnitten sehen. Auf einem Steg überschreiten wir den Bach, und steigen dann am jenseitigen Talhange etwas über 100 *m* steil empor, bis wir auf einen recht guten Weg treffen. Diesen verfolgen wir nach rechts — er führt jetzt wieder talaus, aber in zügiger Steigung. Wir queren nun den Südhang des Mandlkarkopfes, um ins Roßkar zu gelangen. Rasch verändert sich der Charakter unserer Umgebung zum gewohnten, rauhen Hochgebirgsbilde. Die Vegetation wird spärlich, auf schmalen Rasenflecken zwischen Felsgeröll noch einzelne Alpenrosenbüsche und die fast schwarzblauen Blütenstauden des Eisenhutes, dann nur noch flechtenüberzogenes Geröll. Dazwischen immer mehr und immer größere Schneeflecke. Drüben überm Tal der Windbachkamm, der unser Tal vom Windbachtale scheidet, sinkt vor unsern Blicken zusammen, neue Bergreihen blikken schon über ihn hinweg, eine Reihe firnglänzender Gipfel des Tauernhauptkammes vom Venediger bis zur Röthspitze, und gegen Osten erscheint immer vollständiger fast der ganze Krimmlerkamm von der Schlieferspitze bis zum Foiskarkopf. Nach links zur Höhe hinauf öffnet sich das schneegefüllte Roßkar, links flankiert von schroffen Wänden des Mandlkarkopfes, rechts (im Sinne des Beschauers) eingeschlossen von Geröllhängen des Roßkopfes, der einen Vorgipfel und einen mit wilden Türmen gezierten Grat ins Rainbachtal vorschiebt und damit das Roßkar vom Rainbachkar trennt. Das Schneekar läuft unten in ein Meer von Geröll aus, in dem einige kleine Hochseen eingebettet sind. Bei starker Schneebedeckung, wenn der gebahnte Weg bereits von hier aus teilweise im Schnee verschwindet und keine Spurentrasse ausgetreten ist, nach Neuschnee beispielsweise, kann das Zurechtfinden hier mühsam werden. Solange man kein unsichtiges Wetter hat, sieht man zwar das Ziel, die Roßkarscharte. Aber, hat man einmal den Weg verloren, so kann man mühsam im Schnee stampfen oder im Geröll klettern, während ganz nahe dabei immer wieder ausgeaperte Strecken des guten Weges viel leichter zum Ziele führen würden, wenn man sie wiederfände. Der Weg führt in ziemlichem Bogen, und weiter oben ziemlich hoch am Hange des Roßkopfes hinauf und nähert sich dem Schneefelde erst ganz oben wieder. Er führt nirgends über „ewigen" Schnee, ist vollständig ausgebaut und kann in guten Jahren überhaupt ganz schneefrei sein. Nur im obersten Teile, dicht an der Scharte, gibt es eine Stelle, die meist durch Abrutschungen beschädigt und unangenehm zu begehen ist. Die Scharte selbst, 2692 *m*, ist immer eine Firnschneide, die den Firn des Gerloskeeses von dem des Roßkares trennt. Sie wird vom Wege nicht berührt, der Weg lenkt am Hange des Roßkopfes empor, etwas höher wie die Scharte, führt auf einen Felsgrat, dann noch ein Stück am Roßkopf empor bis etwas über 2700 *m*; eine mächtige Felsplatte, die fast wie ein Mann aussieht, besonders bei Nebel, ist hier als Wegzeichen aufgerichtet. Wun-

derschön ist von hier aus der Niederblick in die Wilde Gerlos. Man sieht hier beide Gerlosseen — der kleinere obere dunkel, der größere untere milchiggrün. Der obere ist freilich oft bis in den Juli hinein zugefroren, dann blickt er wie ein opalgrünes Auge aus den Schneemassen heraus, die ihn dann noch umlagern. Am Ufer des unteren Gerlossees ist schon von hier aus die Zittauer Hütte sichtbar. Ganz leicht können wir von hier aus die Besteigung des Roßkopfes mit dem Übergange über die Roßkarscharte verbinden — ein gebahnter Weg führt hinauf, und im Hochsommer ist er fast immer ausgeapert. Wenig über eine halbe Stunde brauchen wir zu dem Abstecher. Die Aussicht vom Gipfel ist großartig — ich will sie hier nicht eingehend beschreiben, nur erwähnen, daß sie unter anderm einen Einblick in die Südwände des Gabelkopfes gewährt, wodurch wir einen Vorgeschmack der Aufgabe bekommen, die uns gestellt wird, wenn wir die Reichenspitze von der Zittauer Hütte aus auf dem gewöhnlichen Wege besteigen wollen. Dann aber fällt uns auf dem Roßkopf noch etwas auf. Da erscheint uns der Mandlkarkopf, der mit schroffen Wänden aus dem Roßkar aufragt, beträchtlich höher zu sein, als wie er kotiert ist, und unsern Standpunkt um mindestens hundert Meter zu überragen. (Roßkopf 2845, Mandlkarkopf 2872 *m*.)

Wollen wir nun unsere Wanderung zur Zittauer Hütte fortsetzen, so brauchen wir nicht zur Steintafel bei P. 2700 *m* zurückkehren. Wir können vielmehr gradeaus nach Norden hinuntersteigen, — wen etwas Geröllspringen oder Schneewaten nicht verdrießt — und wir werden bald unfehlbar wieder auf den Weg treffen. Dieser ist, sofern er nicht unter Schnee liegt, in sehr gutem Zustande, und reichliche senkrecht gestellte Felstafeln mit Markierungszeichen helfen auch bei Schnee die richtige Trasse einhalten. Am obern Gerlossee mündet von rechts der Weg von der Rainbachscharte ein, und bald darauf zieht sich der Weg hoch über dem Ufer des untern Gerlossees hin, immer im Anblick der Zittauer Hütte, die wir in etwa 20 Minuten erreichen. (Der Weg von der Scharte bis zur Hütte im Abstieg etwa 40 Minuten.) Der hier beschriebene Weg über die Roßkarscharte ist für jeden rüstigen und mit einiger Orientierungsgabe versehenen Bergwanderer gangbar, doch mögen solche, denen Selbständigkeit im Zurechtfinden fehlt, sich einem kundigen Begleiter anschließen.

Es führt aus dem Rainbachtale noch ein stark abkürzender Jagdsteig ins Roßkar hinauf, der die lange Wegschlinge, bis in den Talhintergrund und an den Hängen des Mandlkarkopfes zurück, abschneidet. Er beginnt bei einer kleinen, steinernen Hütte dort, wo das Rainbachtal die starke Knickung aus westlicher zu südwestlicher Richtung macht, und den Talschluß zeigt. Hier findet sich ein Steg über den Rainbach und am jenseitigen Talhange ein sehr dürftiger Steig zu einer deutlichen Höhenterrasse empor. Findige und unternehmungslustige Bergsteiger mögen ihm immerhin nachspüren und durch ihre Entdeckungsfahrt ein großes Stück Weg abschneiden, auch in wilden Szenerien Pfadfindertalente betätigen. Die Allgemeinheit aber sei gewarnt: Nicht für jedermann ist dieser Steig, dessen dürftige Spuren sich oft verlieren, und der über steile, glitschige Gras- und Plattenhänge turmhoch über dem Talgrunde entlangführt. In Freytag und Berndts Touristenwanderkarte, Blatt: Hohe Tauern, ist er eingezeichnet.

3. Über die Rainbachscharte. Dieser Weg ist am besten in der Richtung: „Zittauer Hütte—Krimmler Tauernhaus" zu benützen. Einerseits ist die Orientierung in dieser Richtung ganz unfehlbar, was in der umgekehrten Richtung besonders bei Neuschnee nicht ganz der Fall ist, dann aber hat man in dieser Richtung die schönsten Landschaftsbilder immer im Vorblick. Diese letztere Behauptung fordert freilich eine Ergänzung: Wenn man, vom Tauernhause kommend, im Rainbachkar den Kamin hinaufgestiegen ist, nun auf der Höhe der Scharte plötzlich dem Blick in die Wilde Gerlos und auf die Hauptberge der Gruppe: Reichenspitze, Gabelkopf, Wildgerlos-

spitze, gegenübersteht, so ist das ein Anblick, den man wohl zeitlebens nicht vergißt. Es hat mir immer Freude und heimliche Genugtuung gegeben, die Wirkung dieses gewaltigen, unverhofften Anblickes auf meine Begleiter zu beobachten — unter diesen war mancher, der schon viel Großes und Schönes in der Alpenwelt gesehen hatte. Man kann von der Zittauer Hütte noch spät nachmittags weggehen, nachdem man am Vormittage eine Tur gemacht hat. Schwierige Wegstrecken gibt es eigentlich nicht mehr, seit die Steiganlage im Kamin vollständig erneuert worden ist — das Schneefeld im Kar ist bis auf unbedeutende Reste, die mit wenigen Schritten gequert werden, zusammengeschmolzen, und der Weg im Geröll des Kares so schön hergerichtet, daß er selbst in der Gegenrichtung nicht mehr zu verfehlen ist. Doch wird man selbst bei einem späten Aufbruch von der Hütte diesen Teil des Weges noch bei Tageslicht begehen. Vom Rainbachkarsee ab wird der Weg so gut, daß man ihn auch bei beginnender Dunkelheit nicht mehr verfehlen wird. Gehzeit 3—3½ Stunden. Nachmittags sind die Schneeberge im Vorblick in der schönsten Beleuchtung, vor allem kurz vor Sonnenuntergang. Wir verfolgen von der Zittauer Hütte aus den Weg zum obern Gerlossee bis zur Wegteilung und Wegtafel. Von hier aus links zur immer sichtbaren Rainbachscharte zügig hinauf. Der Weg ist sehr gut, nur liegt der obere Teil manches Jahr dauernd unter Schnee. Doch zeigen genügend Steindauben die Richtung. Auf der Höhe der Scharte, die wir in 45—50 Minuten erreichen, steht eine Wegtafel, die ein weithin sichtbares Richtungszeichen ist. Besonders kann sie dem Unkundigen, der bei noch großer Schneelage vom Rainbachtale herkommt, und nun das schneeerfüllte, allseits von Wänden und Felsbastionen umstarrte Rainbachkar vor sich sieht, den richtigen Ausweg aus dem Kessel zeigen, wenn er mit dem Fernglase die Zinnenmauer absucht.

Doch wir sind jetzt oben, und finden uns da auf der Höhe eines Felsgrates, der den Schönachkamm mit dem Gerloskamm verbindet. Nach der Gerlosseite fällt dieser Grat von der Rainbachscharte bis zur Roßkarscharte nicht allzu steil ab, dagegen nach der Rainbachseite in senkrechten, oft überhängenden Wänden, die stellenweise bis 200 *m* Tiefe haben. Wilde Runsen und Kamine, zum Teil mit Schnee gefüllt, durchfurchen die Wände, in denen häufig aufsteigende Luftströme, mit Feuchtigkeit geladen, uns nassen Nebelstaub ins Gesicht blasen, wenn wir in so einen Schlund hinabblicken. Köstlich ist es, an sonnigwarmen Tagen hier oben zu sitzen. Mächtige Steinplatten, von der Sonne angewärmt, bieten gute Sitzplätze. Die spärlichen Humusflecke zwischen den Blöcken zeigen hochalpine Vegetation — so lebensleer auch die Welt hier oben, in 2730 *m*, auf den ersten Blick scheint, ist sie es doch nicht. Besonders wächst hier der blaue Speik in Menge. Riesenhaft ist hier die Ausschau, und wunderbar schön! Vom Reichenspitzhauptkamm, der zur Rechten, hinter dem Mandlkarkopf vordrängend, mit stolzen Dreitausendern, blendenden Firnfeldern und dunkelzackigen Felshäuptern nach Süden strebt, lösen sich Nebenkämme ab, die gegen das Krimmler Achental ziehen. Diese überschneiden sich wunderbar harmonisch, und werden im Süden vom gewaltigen Tauernhauptkamme noch überragt; da zieht vom Venediger bis rechts von der Röthspitze eine stolze Reihe von Eisriesen den Horizont entlang. Prachtgestalten darin die silbernen Schneiden der Simonyspitzen, die Dreiherrenspitze, die einzig schöne Röthspitze. In der Tiefe reicht unser Blick ins hinterste Krimmler Achental hinein, steigt staunend die weiße Wand des Krimmler Keeses empor, und wandert von der Schlieferspitze die wilde Zackenreihe des Krimmler Kammes entlang zu unserm Standpunkte zurück. Tief unten im Kar, in Schneefelder und graues Geröll eingebettet, das dunkle Auge des Rainbachkarsees. Von ihm weg leiten grüne Terassenstufen zum Rande des Rainbachtales, dessen verschwiegenen Grund wir ahnen, aber nicht sehen. Wenden wir den Blick zurück zur Wilden Gerlos, so ist das Bild nicht weniger schön, freilich fehlt ihm, bei unsrer heutigen Wegrich-

tung, die besondere Wirkung des Überraschenden. Dennoch vermag das wunderschöne Bergtrio des Hauptstockes der Gruppe, Reichenspitz, Gabelkopf, Wildgerlosspitze, immer wieder unsere Blicke zu fesseln. Ganz eigentümlich zeigt sich hier der Gabelkopf, sein Gipfelgrat zeigt seine schmale Seite derart, daß er als feine Nadel erscheint. Tief unten die beiden Seen, die Zittauer Hütte, dahinter der Riesentiefblick zum Talboden der Wilden Gerlos. Und weit hinaus Bergreihen, die in der Ferne immer blauduftiger werden.

Der mit wild übereinander geworfenen Trümmern bedeckte Kammrücken zieht westlich über einen Vorgipfel hinweg zum Roßkopf, 2485 *m*. Ohne Schwierigkeiten ist dieser auch von hier aus in einer knappen Stunde zu erreichen, aber durch unerfreuliches Geröllklettern, das uns nicht verlockend scheint. Weit eher mag den unternehmungslustigen Felskletterer die Fortsetzung des Kammes nach Osten hin anreizen. Da schärft sich der Kamm zu einer mit wilden Türmen gekrönten Mauer, die erst ein Stück wagrecht gegen den Gerloskamm hinüberzieht, um dann mit gewaltigem Aufschwung zu dem Kreuzungspunkt, 3050 *m*, hinaufzustreben, der in der Alpenvereinskarte als Schafelkopf angegeben ist. Auch mich hatte dieser Grat lange gelockt, bis ich ihn schließlich einmal im Aufstieg, und ein anderes Mal im Abstieg durchklettert habe. Die Beschreibung möge in den „Bergfahrten" folgen. Jetzt wollen wir weiterwandern. Vor uns führt ein Kamin in die Tiefe des Kares hinab. In diesem ist eine Steiganlage angebracht: Holzleitern, Felsstufen und Drahtseile. Diese Anlage ist im August 1924 in einen tadellosen Zustand versetzt worden, so daß jede einigermaßen schwindelfreie Person ohne Bedenken hinauf und hinuntersteigen kann. Das war nicht immer so. Bei meinem ersten Besuche nach der Kriegszeit fand ich die Leitern und den ganzen Kamin in einem bösen Zustande vor. Und war schon das steile Schneefeld unter dem Kamin in dem heißen, trocknen Sommer 1921 zu einem glatten Eishang geworden, eine harte Probe für die Eignung zum Hochturisten für einige Leute, die sich mir zufällig angeschlossen hatten, so waren die bedenklich schwankenden Leitern, die turmhoch über den Abgrund hinaufführten, und an denen der Steinschlag die Sprossen gelockert oder zerschlagen hatte, eine recht starke Nervenprobe für meine Begleiter, die ich nur durch stärkenden Zuspruch, gutes Beispiel und kräftige Handreichung über das Hindernis hinaufbrachte. Auch 1924 habe ich die Stelle zweimal passiert, noch bevor die neue Steiganlage fertig war. Die alten Leitern waren teilweise entfernt, im Kamin zwar die lockeren Steine abgelassen worden, doch damit auch stellenweise alle die spärlichen Tritte und Griffe, die von der Natur darin geschaffen waren — ein mürber Schieferschlamm, unangenehm steil, war die Bahn, in die man sich mit der Kante der Nagelschuhe einkrallen mußte —, die Sicherung mit in den mürben Schutt eingehauenem Pickel recht problematisch. Jetzt aber ist die Anlage tadellos. Und unten ist ein Steig an der Wand zum Teil eingesprengt, so weit wie möglich gegen den linken Rand des Schneefeldes hinaus, so daß nur zwei kurze Stücke der Schneelehne zu queren sind, und man dann sofort den bis ins Geröll gut ausgebauten Weg trifft. Das Firnfeld im Kar ist übrigens sehr abgeschmolzen, ich staunte gradezu über die Veränderungen, die ich (1924) hier vorfand. Wenn nicht noch tiefer, spurloser Winterschnee das Kar ausfüllt, etwa im Juni, ist auch in der Gegenrichtung hier oben im Kar, wo sonst das Zurechtfinden für den Unkundigen nicht leicht war, jedes Bedenken geschwunden. Auf dem nun guten Wege wandern wir mühelos weiter. Er führt über mehrere terassenförmig gelagerte, riesige Trümmerhügel, die wohl alte Stirnmoränen sein mögen. Schon sind sie von hochalpiner Vegetation überzogen, und viele bunte Blumen grüßen uns aus dem flechtenüberzogenen Gestein. Wunderbare Szenerien haben wir immer im Vorblick — es ist fürwahr ein Wandern in Schönheit. Vor uns liegt der Rainbachkarsee, 2412 *m*, ein landschaftliches Kleinod. Noch immer umgibt uns eine gewaltige, formenschöne Hochgebirgsschau —

selbst die Röthspitze blickt noch über den Windbachkamm herüber, der sichtlich wieder vor uns emporwächst. Zerfurchte Wände, wilde Zackengrate, über die blendende Firngipfel niederblicken — Einblicke ins Rainbachtal, dessen Schluß ein ganzer Zirkus von Dreitausendern umstellt, die wir hier, von der Zillerplatten- bis zur Reichenspitze, alle überblicken können —, ins Krimmler Achental, dessen hinterer Teil sich immer mehr enthüllt. Die Pflanzenwelt wird reicher — auf den Matten wiegen große Arnikablumen ihre Sonnenrädchen im Winde, manch bunte Alpenblume grüßt uns wieder, Krummholz und Zirben schaffen einen lebensvollen Vordergrund für die erhabenen Szenerien. Und haben wir besonderes Glück, dann sehen wir die hohe Firnwand des Krimmlerkeeses mit seinen stolzen Eiszinnen im Abendschein blutrot glühend über den nebeldampfenden, verdämmernden Talfurchen schweben. Und während wir in das Waldesdunkel hinabsteigen, wächst vor uns der Gamsbühl, den wir vor Stunden noch über den Kopf geschaut haben, kohlschwarz und riesenhaft in die Höhe, und in der Tiefe blickt freundlich das Licht des Krimmler Tauernhauses.

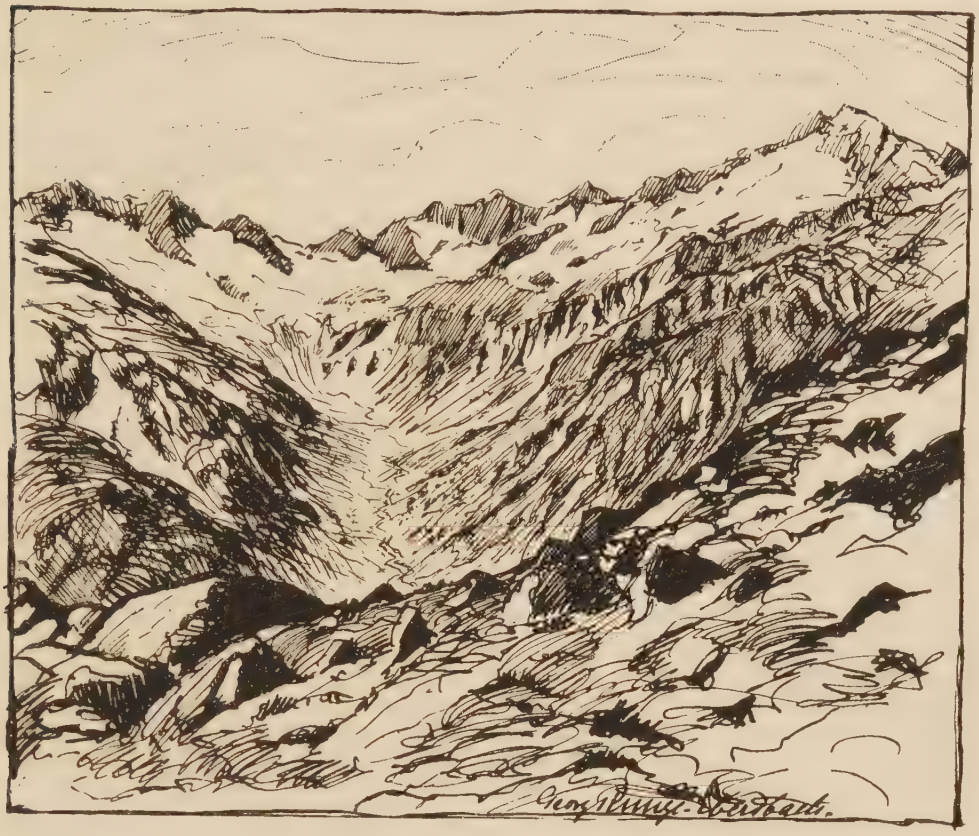
Das sind die gewöhnlichen Zugänge auf gebahnten Wegen. Noch eines gebahnten Weges möchte ich vorher gedenken, bevor ich an die Beschreibung der Bergfahrten gehe. Dieser Weg führt nicht eigentlich zur Zittauer Hütte, aber wir können ihn benützen, wenn wir aus dem Zillertal zum Krimmler Achental — von Mayerhofen nach Krimml oder zum Venediger wollen, und dabei einen Abstecher zur Zittauer Hütte machen möchten. Es ist der Übergang aus dem Zillergrund (Plauener Hütte) über die Gamsscharte ins Rainbachtal, in welchem 1926 die Richter-Hütte wieder neu erstehen soll — und von hier aus am kürzesten über die Roßkarscharte zur Zittauer Hütte. Gehen wir ihn in umgekehrter Richtung von der Zittauer Hütte aus. Die Gehzeit wird von der Zittauer Hütte bis zur Plauener Hütte 5½ Stunden betragen. Auf dem bereits beschriebenen Wege über die Roßkarscharte 1 Stunde von der Hütte in das oberste Rainbachtal, wo der Roßkarschartenweg in den Richterhüttenweg mündet, wieder 1 Stunde. Nun auf den Richterhüttenplatz, 2340 *m*, und auf anfangs deutlichem Wege über einen breiten Geröllstrom, in welchem der Weg teilweise recht schwer zu verfolgen ist, gegen die andere Talseite hinüber, wo wir, sobald wir aus dem Geröllstrome heraus sind, sogleich den sehr guten Weg wieder finden. Dieser windet sich in scharfen Serpentinen gegen einen Grat empor, der von der Richterspitze in den Schluß des Rainbachtales herabzieht, und steigt dann an der Südflanke dieses Grates zügig aufwärts. Bei 2600 *m* treffen wir eine Wegtafel und Wegabzweigung — rechts aufwärts führt ein Steig zum alten Richterhüttenplatze und zur Anstiegstrasse über das Rainbachkees zur Reichenspitze — unser Weg führt links in die Südflanke des Richterspitz-Ostgrates und zieht daran empor. Der Weg führt über keinen Gletscher — das Rainbachkees wird durch diesen Richterspitz-Ostgrat in zwei Teile geschnitten, und in den meisten Sommern ist sowohl der Grat als auch der Weg fast völlig aper, obwohl der Weg in eine große Höhe hinaufführt: in die Gamsscharte, 2980 *m*. Wir sehen bald links unter uns einen Teil des Rainbachkeeses, den Teil, der wie ein schräges, weißes Bandelier von rechts unten nach links oben die riesige Felsflanke der Schwarzwand durchzieht — fast wie das Band eines fürstlichen Hausordens. Die Gratschneiden vom Rainbachkopf bis zur Gamsscharte zeigen sich hier aus nächster Nähe wild zerschartet und mit phantastischen, turmhohen Felsnadeln gespickt. In etwa 1½—2 Stunden haben wir die Gamsscharte erreicht. Im Hochsommer, wenn oft fast der ganze Weg ausgeapert ist, kann man den ganzen Anstieg einen Spaziergang nennen. Zu manchen Zeiten, wenn der Weg unter tiefem Schnee liegt, kann er dagegen recht mühsam, unter Umständen lawinengefährlich sein. Dann wird man sich am besten auf der Höhe des Grates halten, der von der Richterspitze herabzieht, und wird womöglich gar über die Richterspitze hinweg die Scharte gewinnen müssen. Auf der Höhe der Scharte ist eine Wetterunterstandshütte.

Ein überraschender Blick auf die Zillertaler und Tuxer Berge öffnet sich hier, auch das nächste Ziel, die Plauener Hütte, ist von der Scharte aus zu sehen. Wir wollen aber mit dem Übergange eine Bergbesteigung verbinden und folgen einer Markierung, die uns über einen Blockgrat in etwa 40 Minuten auf den Gipfel der Richterspitze, 3080 *m*, führt. Es wird kaum einen zweiten Dreitausender geben, den man so ohne alle Schwierigkeiten, fast auf einem Spaziergange ersteigen kann. Dabei ist die Aussicht sehr lohnend. Ich habe schon stundenlang auf seinem Blockgrat gesessen, und mit Karte und Kompaß die Bergwelt ringsum studiert. Vor allem überblickt man den ganzen Hauptkamm der Zillertaler Alpen, dann aber auch die Olperergruppe. Von größter Wirkung sind aber zwei Schaustücke in nächster Nähe: der zerrissene Grat der Schwarzwand einerseits, und das Kuchelmooskees mit seiner Umrahmung von Reichenspitze, Hahnenkamm, Wildgerlosspitze, Kuchelmoosspitze. Rechts neben der Reichenspitze zeigt der Gabelkopf seine Südwand, in der wir die Traversierung zum Gerloskees hinüber studieren können. Der Ausblick von der Richterspitze ist übrigens noch anderweitig belehrend: wir können den größten Teil der Anstiegstrasse von der Plauener Hütte zur Reichenspitze, Wildgerlosspitze und Kuchelmoosspitze verfolgen, auch einen großen Teil des Anstieges aus dem Rainbachtal (Richter-Hütte) zur Reichenspitze. Krimmlerkamm, Venediger und Dreiherrenspitze grüßen als alte Bekannte — über dem Zillergrunde dominieren Rauchkofel, Kleinspitz und Magner. Es ist gar schön, an einem warmen, sonnigen Tage hier auf den Steinplatten zu sitzen und sich in das Heer von Gipfeln ringsum zu vertiefen. Zumal, wenn die Verhältnisse so sind, als wie ich das letztemal,im August 1924, oben war. Aus frostigem Nebel im Tal fand ich mich hier oben in Sonnenschein, Licht und Wärme versetzt, und über einer milchweißen Nebelsee schienen die zahllosen Gipfelreihen zu schwimmen. Will man wieder zur Gamsscharte absteigen, so achte man auf die Steigspuren und halte sich auf der Grathöhe gegen die Zillerseite, sonst kann man leicht auf die Südostflanke des Berges auf böses, sehr steiles Geröll oder Schnee kommen, und, wenn sonst nichts geschieht, wird man doch ein gutes Stück unterhalb der Scharte auf den Richterhüttenweg treffen. Der Abstieg von der Scharte zur Plauener Hütte ist deutlich sichtbar. Ich selbst bin dieses Wegstück noch nicht gegangen und muß die Beschreibung bringen, die mein Bruder davon macht. Nach dieser ist dieses Stück Weg weniger leicht, als das Wegstück vom Rainbachtal zur Scharte — es liegt ein Stück wirklicher Gletscher in der Trasse, mit einem Bergschrunde, der auf einer steilen Firnbrücke überschritten werden muß. Bei sichtigem Wetter ist aber das Ziel, die Plauener Hütte, auf dem ganzen Abstiege zu sehen, ebenso wie in umgekehrter Richtung die Gamsscharte.

Bergfahrten

Die Reichenspitze, 3305 *m*

Der gewöhnliche Weg führt von der Zittauer Hütte auf den Gabelkopf bis nahe an die Gipfelfelsen, und zwischen diesen und der Wächte, die das Gerloskees auf der Gratschneide neben den Gipfelfelsen nach der Rainbachseite hinausreckt, etwa 2 *m* an einem Wandl hinab auf ein Felsband, welches quer durch die ganze Südwand des Gabelkopfes zieht bis zur Scharte zwischen Gabelkopf und Reichenspitze. Dieses Band wollen wir „das untere Band" nennen. Wenn es völlig ausgeapert ist, läßt es sich ohne Schwierigkeit begehen. An einigen Stellen findet man Markierung und Eisenstifte. Im August 1920 bin ich mit Unterwurzacher dieses Band in umgekehrter Richtung gegangen, da war es geradezu ein Spaziergang — nur die Überwindung des Wandls forderte einen kühnen Klettertrick: Unterwurzacher langte mit der Breitseite des Eispickels auf die Kante hinauf und zog sich dann am Pickel hinauf, von ihm gesichert, konnte ich sein



Talschluß des Rainbachtales

Turnerstück leicht nachmachen. Wir hätten auch die Firnwand neben der Wächte hinaufarbeiten können — diese war aber sprödes Eis, hätte gute Stufen erfordert und also viel mehr Zeit wie das Kletterkunststück. Nicht immer ist aber das Band in so erfreulich bequemem Zustande — im weiteren will ich davon erzählen. Doch sei zuvor noch eine andere Möglichkeit erwähnt: Man kann bis nahe zum Gipfel des Gabelkopfes, 3261 *m*, steigen — der Gipfel, nur wenig Meter über ein schmales Gratstück zu gehen (oder wessen Nerven das nicht mitmachen, der mag reiten) kann leicht dabei mitgenommen werden. Vom Gipfel zieht sich in der Südwand sehr steil (45—50°?) ein wenig ausgeprägter Grat hinab. Auf diesem steigt man ab, bis man ein schmales, steiles Band trifft, auf welchem man ebenfalls zur Reichenspitzscharte weitergehen kann. Es ist nicht besonders schwierig, nur über den Riesenwänden etwas ausgesetzt, und eine böse Stelle ist darin vorhanden: da ist ein ziemlich steiles Stück etwa 3 *m* lang so glatt, als wäre es poliert. Nur am äußersten Rande sind ein paar Querriesen, die das Einsetzen der Schuhkante gestatten. Diese muß man benützen, wenn man die Nagelschuhe für das kurze Stück nicht ausziehen will. 1920 bin ich mit Unterwurzacher auf diesem Wege gegangen — 1913 bin ich, vom untern Bande her, den größten Teil dieser Trasse heraufgeklettert — ich beschreibe es in der Folge. Von der Scharte aus ist der Weiteranstieg leicht zu erkennen: Über ein paar große Blöcke zur Südostwand des Reichenspitzgipfels, und an dieser hinauf — ein Hanfseil, von dem 1920 nur noch

Reste vorhanden waren, hatte früher den Aufstieg erleichtert, doch ist der Fels so gut gestuft und fest, daß er leicht ohne jedes Hilfsmittel erklettert werden kann. Oben ein kleiner Vorgipfel und eine kurze Firnschneide zum Hauptgipfel hinauf. Darauf ein Steinmann, und jetzt eine Signalpyramide. Es möge die Schilderung meiner ersten Ersteigung der Reichenspitze folgen — sie wird dem Leser ein besseres Bild gewähren, wie die trockne Anstiegsbeschreibung. Es war vor vielen Jahren, als ich noch ein blutiger Anfänger im Alpinismus war. Bis dahin hatte ich nur den Venediger von der Kürsinger-Hütte aus mit Führer bestiegen. So hatte ich als „Hochtur" nur einen langen, etwas stumpfsinnigen Schneemarsch ohne jede besondere Merkwürdigkeit kennengelernt, und brannte förmlich darauf, nun einmal eine schwierigere Tur kennenzulernen. Wieder war ich mit meinem Bruder in unser Hüttengebiet gekommen, und wir hatten es uns fest vorgenommen: diesmal gilt es der Reichenspitze! Der damals als Träger auf der Zittauer Hütte anwesende Hans Scharr erklärte sich bereit, uns zu führen, und wir waren voll Erwartung auf die Dinge, die da kommen sollten. Unsere Aufgabe sollte uns diesmal wirklich nicht allzu leicht werden. Es war erst Mitte Juli, und in diesem Jahre ohnehin noch außergewöhnlich viel Schnee. Eine Reihe von Gewittern mit starkem Neuschneefall in den Höhen war außerdem unserm Unternehmen vorhergegangen und hatte Verhältnisse geschaffen, die unsere Tur für Anfänger zu einer wirklich schweren machten. Sehr zeitig, bei Laternenlicht, brachen wir auf. Der Geröllrücken, der sich von der Zittauer Hütte aus gegen den Gabelkopf hinaufzieht und das erste Stück des Anstieges bildet, ward in Angriff genommen — über immer höher getürmte Blockwälle, die immer tiefer von lockerm Schnee bedeckt waren, je höher wir kamen, gab es ein Klettern, das beim irrenden Schein der einen Laterne nicht ganz einfach war — jeder suchte von dem spärlichen Licht so viel wie möglich zu erhaschen. Der Gletscher ward betreten, das Seil angelegt, und im tiefen Pulverschnee aufwärts gewatet. Bei Punkt 3002 m erreichten wir die Kammhöhe — noch war es dunkel, doch zeigte sich das Heer der Bergreihen im Süden bereits im allerersten Morgendämmern, und bot uns einen eindrucksvollen Anblick. Wir benützten diesen ersten Blick hinüber ins Unbekannte zu einer Atempause, dann griffen wir den nun folgenden Steilaufschwung des Gabelkopfes an. Das war eine mühevolle Arbeit. Bis über die Knie sanken wir in den losen, durchfrorenen Schnee ein — ein herrlicher Schnee zum Schifahren wäre das gewesen, mitten im Sommer! Von den in den jetzigen Jahren so zahlreichen Spalten im Gletscher war nichts weiter zu spüren außer dem Bergschrunde, der zwar vom lockeren Schnee zugedeckt war, dessen Lage aber unser Führer kannte, der ihn mit dem Pickel aufstieß, so daß wir seine Breite sehen und unsern Sprung danach bemessen konnten. Es galt, etwa einen Meter weit, aber dabei einen halben Meter aufwärts zu springen, aus dem tiefen Schnee heraus nicht ganz leicht. Unheimlich genug sah im Laternenschein das Loch aus, an dessen oberen Rändern der Schnee eigentümlich hellgrün gefärbt erschien. Dann ging es weiter bis nahe an den Gipfelzacken des Gabelkopfes, wo wir im Morgengrauen ankamen. Scharr-Hans steckte die Laterne in den Rucksack, zündete sich eine „Sport" an, und lud uns nun freundlich ein, ihm nachzufolgen, aber vorsichtig, und nach jedem Schritt den Pickel so tief wie möglich in den Firn einzubohren. Und nun stieg er vor unsern Augen gradewegs die anscheinend senkrechte Schneewand, die vor uns in schauerliche Tiefe sank, hinunter, immer den Pickel zur Seite bis zur Haue in den Schnee einrammend und Tritte stampfend. Das schien uns ein unheimlicher Weg! Aber wir mußten nach, es half nichts! Nach wenigen Metern abwärts begann ein langer Quergang. Immer mit dem Gesicht gegen den Abgrund, der vor unsern Füßen jäh in die Tiefe sank, während unsere Rucksäcke hinten an die Schneewand streiften und uns recht unangenehm hinausdrängten. So ging es mit seitwärts spreizenden Schritten weiter, „immer an der Wand lang", wie Hansl humoristisch bemerkte. Wir gingen

auf dem „unteren Bande" — aber die ganze Felswand war so tief verschneit, daß nirgends auf unserer Bahn eine Spur von Felsen zutage trat. Daß sich an einer so jähen Wand ein solcher Schnee überhaupt ansetzen konnte, schien uns ein Wunder zu sein. So heikel unser Quergang uns am Anfang erschien, wir gewöhnten uns bald an das Außergewöhnliche unserer Lage — wenn man sieht, daß es geht und daß nichts geschieht, wird man schließlich frech. Und Hansl sorgte durch allerhand drastische Bemerkungen noch außerdem dafür, daß wir oft in schallendes Lachen ausbrachen So kamen wir, bald wagrecht, bald ein Stück aufwärts, bald wieder abwärts „quertretend", schließlich um die Südwand des Gabelkopfes herum und in die Reichenspitzscharte. Hier waren keine Schwierigkeiten mehr für uns vorhanden. Aber interessant war die damalige Beschaffenheit der Scharte. Hansl, als Wissender, bedeutete uns schon, nicht allzuhoch an der weißen Schneewand hinzusteigen, welche die Gipfelfelsen von Gabelkopf und Reichenspitze verband — und ich fuhr an einer Stelle mit dem Pickel so locker durch den Schnee, daß es mich verwunderte — es war wie ein Stoß ins leere Nichts. Mein Staunen wuchs aber sogleich noch mehr: wirklich war ich mit dem Pickelstiel ins leere Nichts geraten — ein Loch fiel aus der weißen Wand heraus, durch das ich an einem grausig steilen Schneehang in die Gerlos hinuntersehen konnte! Und über dieser nur locker hergeblasenen Schneewand wölbte sich eine Riesenlast von vereistem Firn, mit Eiszapfen behangen, gleich einem Brückenbogen von einer Wand zur andern ausgespannt. So habe ich die Scharte niemals wieder gefunden. Am Fuße der Wand des Reichenspitzgipfels traf noch eine Partie ein, die von der Richter-Hütte heraufgekommen war, Führer Unterberger mit zwei Berliner Damen. Gemeinsam kletterten wir die Wand hinauf. Das Manilahanfseil, welches damals vom kleinen Vorgipfel bis über die Randkluft herabreichte, war noch neu, der etwas grobe Hanf hatte spitze Grannen, die sich in die Handflächen einbohrten. Deshalb, und weil der Fels ohnehin sehr gut gestuft und angenehm zu klettern war, benützten wir das Seil nach den wenigen ersten Metern überhaupt nicht mehr. Diese Wandkletterei ist eine für einen mäßigen Turner nur frisch-fröhliche Turnerei. Schon dieses erste Mal, und in der Folge immer wieder, ist mir die Reichenspitze gnädig gewesen und hatte mir ihre schöne Aussicht ohne Einschränkung gezeigt. Nur heuer nicht, grade wo ich mit einem guten Photoapparat versehen, mir vorgenommen hatte, ein Gipfelpanorama aufzunehmen. Vielleicht gelingt es mir aber das nächste Mal. Die Aussicht ist wirklich wunderbar. Prachtstücke vor allem die Venedigergruppe, darin vor allem die Röthspitze, auf welche der Hauptkamm der Reichenspitzgruppe, von unserm luftigen Standplatze in gewaltigem Sprunge sich abschwingend, mit von scharfen Graten und Felstürmen durchbrochenen Firnschneiden hinüberstrebt. Sehr klar und übersichtlich zeigt sich die Riesfernergruppe, und neben dieser stehen wie luftige, phantastisch gestaltete Schemen die Dolomiten am Horizont. Den Zillertaler Hauptkamm sehen wir von der Seite her zwar ganz in einen gedrungenen Haufen zusammengeschoben, doch können wir die meisten seiner Hauptgipfel leicht erkennen. Breiter entfaltet sich die Olperergruppe — daneben die Ötztaler und Stubaier. Wildgrausig schwingt sich der Verbindungsgrat von uns zur Wildgerlosspitze hinüber, und wie ein silberner Bogen als Schönachschneide weiter — ein Gewimmel von dunklen Felszacken folgt, dahinter die sanften, grünen Buckel der Schieferalpen, und am nördlichen Horizont die lange, bleiche Mauer der Nördlichen Kalkalpen, vom Wetterstein bis zum Dachstein deutlich zu verfolgen. Im Osten die vom Venedigerstock nach Norden ausstrahlenden Nebenkämme, über die ein Teil der Glocknergruppe hinwegschaut — leider nur ein Teil, in dem das Große Wiesbachhorn dominiert. Der Großglockner selbst zeigt nur seine oberste Spitze genau im Sattel zwischen Groß- und Kleinvenediger. In dieser Hinsicht hat die Gipfelschau vom Hauptgipfel der Wildgerlosspitze etwas voraus: da ist die Glocknergruppe vollständig zu überblicken. Sehr

luftig ist unser Standpunkt, schmal der Platz, auf dem wir stehen können, und nach allen Seiten geht es graufig steil in gewaltige Tiefen. Besonders der eisige Firnhang nach Nordwesten, zum Kuchelmooskees, sieht respekteinflößend aus — jeder wird ihn lieber von unten nach oben, wie in umgekehrter Richtung steigen mögen. In den tiefen, grünen Grund der Wilden Gerlos taucht unser Blick, wo auf lichtgrünem Plan die Almhütten verstreut sind, winzig klein und fern — an den von hier zur Unbedeutendheit zusammengedrückten Wänden des Taltroges schweift der Blick hinauf — da grüßen die beiden Augen der Gerlosseen, und am unteren, grünen die Zittauer Hütte. Da wieder ins Rainbachtal taucht der Blick hinab — und damals grüßte uns darin die Richter-Hütte — und weiter, im Krimmler Achental und am Rande des Krimmlerkeeses hinaufblickend, finden wir bald die Warnsdorfer Hütte mit freien Augen — gegen Westen, wenn wir den Blick über das kreuz und quer zerklüftete Kuchelmooskees hinabwandern lassen, finden wir bald die Plauener Hütte, und weiterhin im grünen Zillergrund Bärenbad und noch andere Wohnstätten. Lange könnte man hier stehen und schauen — bei späteren Besuchen habe ich es auch so gemacht. Die Schneeverhältnisse waren aber andere und erlaubten den Abstieg über die Gletscher auch in der Tageswärme. Dieses erste Mal drängte Hansl bald zum Aufbruche. Flink waren wir wieder unten an der Wand, wo unsere Pickel im Schnee steckten und das Seil darauf zum Trocknen hing. Das Seil ward wieder angelegt, und wir stiegen den oben sehr steilen Rainbachgletscher hinab. Dann ging es, nur wenig fallend, den ganzen Gletscher in der Mitte querend, nach Westen. Tief sanken wir in den jetzt schon recht weichen Schnee — wie sehr wünschte ich mir hier Schier an die Füße! Doch auch dieses ging vorüber — am Südwestrande des Gletschers, grade über den Keeswänden, auf einem etwa 2700 *m* hoch gelegenen, nach Süden vorspringendem Felsaltan, auf dem die erste Richter-Hütte gestanden hatte, bis sie eine Lawine zerstörte, ward Rast gemacht, das Seil abgelegt, und angesichts einer großartigen Ausschau die Jause eingenommen. Dann fuhren wir in Schneerinnen ab — da Hansl das Gelände kannte, konnten wir uns dieses Vergnügen ohne Gefahr erlauben — und nachdem wir über ein mächtiges, flaches Schneefeld (jetzt der Geröllstrom) den Talhintergrund umgangen, standen wir vor der Richter-Hütte, gegen 11 Uhr vormittags. Damals waltete als Hüttenwart Führer Unterwurzacher, der Vater meines jetzigen Turenpartners Kajetan Unterwurzacher. Gegen 1 Uhr gingen wir weiter, waren ½3 im Tauernhaus, gingen um 5 Uhr dort fort und waren ½8 in Krimml. Noch einigemal war ich auf der Reichenspitze — 1920 mit Unterwurzacher bei so günstigen Schneeverhältnissen, daß die Tur schon mehr ein Spaziergang war. Wir hatten den Gabelkopfgipfel mitbestiegen, und waren dann von den Gipfelfelsen grade hinunter in die Südwand zum obern Bande abgestiegen. Nirgends eine Spur von Schnee oder Eis in der Südwand — spielend leicht alles zu begehen. Nachdem wir von der Reichenspitze wieder in die Scharte abgestiegen waren, saßen wir dort noch lange auf sonnenerwärmten Steintafeln und träumten in die gewaltige Bergwelt hinein. An solchen Tagen ist hier freilich ein wunderbarer Raſtplatz. Von der Sonnenwärme flimmert die Luft über den Steinblöcken — links schaut der Gabelkopf wie ein schlankes, gekrümmtes Horn herüber mit so steilen Wänden, daß sie unersteigbar scheinen — tief unten die blendende Fläche des Rainbachkeeses, südlich jäh abbrechend zur blaudünstigen Tiefe des Rainbachtales, und darüber hinaus Bergketten ohne Zahl, in allen Farbschattierungen bis zu den phantastischen, schemenhaften Dolomittürmen fern am Horizont.

Wildgerlosspitze Südgipfel über den Ostgrat, Kuchelmooskees, Reichenspitze, Gabelkopf.

Mit dem Essen kommt der Appetit. Wen einmal das Kraxelfieber gepackt hat, der verlangt nach immer stärkeren Gaben. So stand auch uns der Sinn bald nach „bes-

seren Sachen". Der Wildgerlosspitze sollte unser Besuch gelten. Wieder waren wir in unserer Hütte, und wieder war Scharr-Hansl bereit, uns zu führen. Wir machten unsere Turen sehr gerne mit ihm, denn mit seinen launigen Einfällen machte er unsere Bergfahrten teilweise zu lustigen Abenteuern, ohne doch damit die Stimmung zu stören, wenn Ernst und Andacht mehr am Platze waren. Damit unser Unternehmen die gehörige Würze bekam, tobte am Nachmittage vor der Tur ein gewaltiges Gewitter, und kaum waren dessen Donnerschläge verhallt, so donnerten einige Lawinen von der Wildgerlosspitze herab, daß die Hüttenfenster klirrten und der Fußboden zitterte. Als wir dabei unser Bedenken für unsere Tur äußerten, sagte Hansl: „Dös macht nix, 's lahnt sie oba." Der Morgen kam, und wieder stiegen und kletterten wir drei beim schwankenden Laternenschein über die Blöcke, doch diesmal bald rechts hinüber auf das Gerloskees in die Mulde, die sich erst mäßig, dann zuletzt furchtbar steil zur Reichenspitzscharte hinaufzieht. (Hier darf man nicht zu lange auf der Höhe des Geröllrückens bleiben, sondern muß trachten, so nahe wie möglich gleich oberhalb des Eisbruches auf den Gletscher zu gelangen.) Mäßiger Neuschnee deckte den gut gefrorenen Firn und hinderte kaum unsern Anstieg, der sich ziemlich in der Mitte dieser Mulde vollzog, in der Richtung auf den Fuß des Ostgrates der Wildgerlosspitze. Nur eine breitere Spalte zwang zu einer Umgehung, sonst war unser Anstieg durch Spalten nicht erschwert. Wir konnten aber beobachten, daß sich gegen den Nordgrat und die Schneekarspitze gewaltige Brüche und Spaltennester im Gletscher zeigten. In etwa 2700 *m* Höhe gelangten wir an den Fuß des Ostgrates. Dieser war zu jener Zeit noch eine reine Firnschneide, aus welcher nur im untern Drittel ein einzelner Felszacken aufragte. Ebenso die ganze Wand des Verbindungskammes zwischen der Reichen- und Wildgerlosspitze auf der Gerlosseite. Dadurch war die Besteigung der Wildgerlosspitze von der Gerlosseite aus viel leichter, wie sie in den letzten Jahren geworden ist, denn der Ostgrat ist jetzt ganz aper, ebenso grade der Teil der Wand, an welchem vom Grate aus auf die Kammeinsenkung hinübergequert werden muß. An Stelle des Schnees, in welchem Stufen gestampft oder gehackt werden konnten, sind jetzt glatte, oft eisüberzogene Platten getreten. Die Randkluft war gut überbrückt, und der Schnee derart, daß gute Stufen darin gestampft werden konnten, also rückten wir auf dem Grate zwar langsam, aber ohne Schwierigkeiten in die Höhe. Freilich wurde der Tiefblick, besonders in die Einbuchtung zwischen Ost- und Nordgrat, wo unter senkrechter Riesenwand ein Chaos von Eisklüften lag, immer schauerlicher, und die weiße Kante vor uns schien immer mehr der senkrechten Linie sich zu nähern, je höher wir kamen. Schließlich kamen vom losen Schnee bedeckte, sehr steile Platten, die ziemlich schwierig wurden, aber damit hatten wir bald einen Vorgipfel erreicht, der etwa 60 *m* niedriger sein mag, wie der Südgipfel. Zu diesem streckt sich unser Grat als anscheinend ungangbare Felsschneide hinauf — die Gratschneide besteht aus dünnen, schief in die Luft hinausstarrenden und sehr morschen Steintafeln, an denen absolut keine Griffe oder Tritte zu finden sind. Es ist vielleicht möglich, daß ein Klettervirtuose auch dieses Gratstück einmal überwindet, bis jetzt ist es wohl noch nicht geschehen. Wir hätten eigentlich gar nicht bis auf diesen Vorgipfel hinaufsteigen sollen, denn hier gab es nur einen sehr schwierigen Übergang auf die Kuchelmoosseite, ein schmales Schuttband, welches links neben dem Gipfelturm in die Südwand führte. (Dieses Band ist in den letzten Jahren durch Felssturz verschwunden!) Aber einige Sektionsmitglieder waren einige Wochen vor uns hier heraufgestiegen, um ein Gipfelbuch auf die Wildgerlosspitze zu bringen. Sie waren nur bis zu diesem Vorgipfel gekommen, hatten das Buch hier niedergelegt und daheim in Zittau mich gebeten, wenn ich die Tur auf die Wildgerlosspitze machen sollte, doch das Gipfelbuch an seinen richtigen Platz zu bringen. Also nahmen wir das Buch mit und stiegen nun wieder gegen 150 *m* ab — das war schwerer, wie der Aufstieg, denn von oben her

sieht der Grat grausig steil aus. Ebenso dann der Quergang an der Wand gegen den Hahnenkamm hinüber. Doch ist der obere Teil etwas weniger steil und hatte sehr günstigen Schnee, so daß wir recht gut auf die Grateinsenkung zwischen Wildgerlosspitze und Hahnenkamm gelangten. Auf einer Felsplatte, die aus dem Schnee herausragte, sahen wir da blühende Silenen, so dicht an den Stein angepreßt, daß sie wie darauf gespritzte Blutstropfen aussahen; inmitten dieser starren Welt ewigen Winters ein seltsamer, denkwürdiger Anblick. Von der Grateinsenkung aus gelangten wir nun ohne Schwierigkeiten auf das flach zwischen den von der Wildgerlosspitze zur Kuchelmoos- und Reichenspitze ziehenden Graten eingesenkte oberste Kuchelmooskees. Hat man das Wegstück von der Zittauer Hütte bis hierher überwunden, so deckt sich nun der Weiterweg mit dem von der Plauener Hütte: auf den Wildgerlos-Südgipfel ist er kaum mehr schwierig zu nennen — etwas schwerer auf den Nordgipfel, doch sind auch keine bedeutenden Schwierigkeiten mehr vorhanden. Es kommt freilich auf die Beschaffenheit der Felsen und Grate viel an. Wir lenkten grade in die Mitte der Wildgerlos-Südwand. Bald tauchten aus dem Firn apere Felsstufen heraus. Dort steckten wir unsere Pickel in den Firn, hingen das Seil darüber und stiegen auf guten Schuttbändern in der Wand empor, immer etwas nach links steil aufwärts. So gelangten wir ohne Schwierigkeit auf den Südwestgrat ganz nahe am Gipfelturm. Ein paar lustige Turnkünste überwandten ein paar kitzliche Stellen, der Fels war fest, teilweise mit hartem Firn bedeckt, die Griffe zwar recht weit — es galt eine Ruckstemme, dann eine Flanke auf eine Blockkante hinauf, auf dieser einige Meter zu reiten — dann führte ein Band dicht unter dem Gipfelfelsen gegen den ungeheuren Ostabsturz hinaus. Dieses Band, es mag zwischen drei und vier Meter lang, einen halben Meter breit sein, ist der einigermaßen bequeme Rastplatz für die Besteiger — es können ein halbes Dutzend Personen bequem darauf sitzen, wobei die Füße über die Südwand hinunter frei in der Luft hängen. Auch wir benützten die Sitzgelegenheit zu einer ausgiebigen Jause, wobei wir gar sorgfältig darauf bedacht war, daß keiner an die neben uns ausgebreiteten guten Sachen: Brot, Speck, Wurst usw. anstieß und sie so über die Wand hinausbeförderte. Nur je einer konnte die eigentliche Gipfelhöhe aufsuchen. Sie ist eine schief gegen das Gerloskees überragende Felstafel, etwa noch 2 *m* neben unserm Bande aufragend. Niemand kann darauf stehen, nicht einmal darauf sitzen. Man kann sich nur mit den Händen auf ihre Oberkante aufstützen. Grausig ist da der Niederblick auf das Gerloskees, aus dessen wildzerklüftetem Winkel die Ostwände der Wildgerlosspitze gegen 500 *m* senkrecht, teilweise gar überhängend aufragen. Aber wohl ebenso wild-schauerlich ist der mit Felsnadeln und scharfkantigen Tafeln gespickte Gratabschwung gegen den Hahnenkamm hinüber, von dem aus der Grat dann als Firnschneide zur Reichenspitze aufschwingt. Der Anblick der Reichenspitze ist das Prachtstück der Gipfelschau. (Gewaltiger freilich noch vom Wildgerlosnordgipfel!) Hinter der Reichenspitze die bekannten Größen der Venedigergruppe, von der Reichenspitze nur wenig verdeckt. Die Glocknergruppe tritt schon vollständig neben dem Kleinvenediger hervor. — Wir bekamen bei unsrer Gipfelrast noch Besuch — auf der Wildgerlosspitze damals noch eine Seltenheit. Ein Herr Professor Dr. Hopfgartner aus Innsbruck mit Hüttenwart Bliehm von der Plauener Hütte. Sie waren auch auf dem Nordgipfel gewesen, und machten die Weiterwanderung zum größten Teil mit uns gemeinschaftlich. Mühelos stiegen wir wieder zum Kuchelmoosgletscher hinunter und gingen über den obersten Boden gegen die Reichenspitze weiter. Wir fuhren ein Stück auf eine tiefere Terrasse sitzend ab, und stiegen dann den sehr steilen Firnhang zur Reichenspitze hinauf. Im obersten Drittel ist der Hang außerordentlich steil. Wir fanden tief ausgetretene Stufen vor, sonst hätte es lange Pickelarbeit gegeben. Wie schon mehrmals, zeigte sich auch diesmal die Reichenspitze von ihrer guten Seite, sie ließ ihre herrliche Aussicht

uneingeschränkt bewundern. Bald ging es die bekannten Felsen zur Scharte flott hinab. In der Scharte trennten sich beide Partien: Führer Bliehm hielt, bei der Menge aufgeweichten Schnees, das obere Band für günstiger, Scharr entschied sich für das untere. Es erwies sich bald, daß wir nicht das bessere Teil erwählt hatten, denn während die beiden anderen Herren bald aus unserem Gesichtskreis verschwanden, hatte Hansl immer mehr Mühe und Bedenken. Es wurde auch wirklich niederträchtig, der nasse Schnee rutschte auf dem ziemlich geneigten Schuttbande fast bei jedem Schritte ab, um tiefer unten als brausender Wasserfall aus Schnee über die Felsen zu tosen — es machte einen unheimlichen Eindruck. Bald sagte Hansl, daß wir nicht weiter könnten. Ich wollte wenigstens einen Versuch machen, um aus der Falle herauszukommen. Wir waren nahezu auf die stumpfe Kante des Südgrates gekommen — er schien mir einen Ausweg nach oben zu versprechen. So band ich mich vom Seile los, um erst einmal allein mein Heil zu versuchen — wir machten aus, daß auf mein Rufen „Nachkommen!" die andern nachkommen sollten. Die Aufgabe war nicht leicht — es galt vor allem, Ruhe und Kaltblütigkeit zu bewahren. Mit den Armen bohrte ich in den nassen Schnee hinein und fühlte am Felsen nach Griffen — diese mußten erst sorgfältig auf ihre Festigkeit geprüft werden, ehe ich mich ihnen anvertrauen konnte — mit den Füßen scharrte und trat ich sehr vorsichtig eine Stufe nach der andern — das Hineintreten und vorsichtig sich darin Heben und Hinaufschieben war eine böse Nervenprobe, zumal sehr oft der mühsam gebaute Tritt unter dem Fuße losbrach, sobald die eigentliche Belastungsprobe gemacht wurde. Dennoch kam ich langsam höher — da, endlich, ein höheres, steiles Band, im Schnee Fußspuren: Gewonnen! Nachkommen! schrie ich mit aller Kraft hinunter. Ich mußte lange warten, und mich ziemlich sorgen, ob das Nachsteigen meinen Gefährten auch gelingen würde: Gott sei Dank! Endlich wurden sie sichtbar und kamen zu mir herauf. Der Weiterweg war harmlos im Vergleich zu dem eben Überstandenen. Wir waren dem Gipfel des Gabelkopfes nahe, und standen in wenig Minuten oben. Es war das erstemal, daß wir diesen Gipfel bis zur Spitze erstiegen hatten, und auch diesmal nicht aus freiem Willen. Der Gipfelfelsen ist ganz oben zu einer Kerbe aufgespalten, in der man wie in einem engen Graben geht, dann aber folgt ein etwa 6—8 *m* langes Stück schmaler Mauer mit senkrechtem, mehrere hundert Meter tiefem Absturze nach der Gerlosseite und sehr steilem Abfall nach der Rainbachseite. Absolut Schwindelfreie können darüber aufrecht hinweggehen. Dann findet sich ein gut gangbares Band auf der Rainbachseite, welches zur Gipfelwächte und dem Firn des Gerloskeeses hinausleitet. Den ziemlich steilen oberen Firnbuckel ging es in erweichtem Schnee noch ziemlich gut hinab — nur der Bergschrund zeigte sich als lose überschneite Spalte, sonst war keine weitere bemerkbar. Vom Punkt 3002 *m* ab, wo die Steilheit sehr nachläßt, wurde der Abstieg noch recht mühevoll. Wir hatten auf Abfahren gerechnet, und fanden, daß wir statt dessen, im weichen Schnee bis an die Hüften einsinkend, mühsam waten mußten. Tief unter uns auf dem Kees zwei schwarze Punkte waren die andere Partie, die ziemlich eine Stunde Vorsprung vor uns hatte. Wenn nicht so unangenehme Schneeverhältnisse den Abstieg mühevoll machen, dann ist er vom Punkt 3002 an eine gar reizvolle Wanderung. Grade können wir noch einmal über den Rand des Riesenbechers, den die Umrahmung der obersten Wilden Gerlos darstellt, hinwegblicken auf das Heer der südlichen Bergreihen und in die Täler des Rainbach und der Krimmler Ache. Als ich, alleingehend, das erstemal diesen Überblick genoß, diese zahllosen Bergreihen, die wie die Wogen eines erstarrten Meeres vor mir lagen, war ich tief ergriffen. Diese mir damals noch unbekannte Welt war etwas unsagbar Großes, Gewaltiges! Der Eindruck hat sich kaum vermindert, trotzdem ich nun fast jeden Gipfel, den man hier sehen kann, mit Namen kenne — doch ist ein gewisses vertrautes Heimatgefühl dazugekommen. Die Gipfel: Mandlkarkopf, Roß-

kopf, der Grat zum Gerloskamm: diese alle bilden den seltsam ausgezackten Rand dieses Riesenkraters, auf dessen Grunde anscheinend dicht nebeneinander die beiden Gerlosseen glänzen. Noch blicken wir überall über die Ränder hinweg, selbst über die Scharten im Gerloskamm gegenüber blicken ferne, lichtblaue Bergzüge herüber: Dachstein, Hochkönig, Steinernes Meer. Die braune Hütte auf dem Felsriegel winkt dem Hungrigen und Müden verheißungsvoll — der Rauch aus der Esse verkündet, daß man unsern Abstieg bereits beobachtet und für ein verspätetes Mittagessen gesorgt hat. Also hinunter! Höher rücken die Ränder ringsum, sie werden wieder zu riesenhohen Bergwänden. Wir haben den Geröllrücken erreicht, von dem die Sonne den Neuschnee weggetaut hat — das Seil wird abgelegt, und jeder springt nun nach eignem Gefallen über die Blöcke und Tafeln hinunter. Wir wendeten uns nach rechts, wo Steilhänge zum See hinableiten. Hier konnten wir auf einer Schneezunge bis zum Seeufer abfahren. Schon hatte Loisl, ein Bub, der in der Hütte den Träger unterstützte, das Ruderboot losgemacht und fuhr über den See, uns abzuholen, und so endete unsere Dreigipfelfahrt noch mit einer Seereise. Es war gegen 3 Uhr nachmittag, und nach dem Essen hing bald unser ganzes Gewand draußen zum Trocknen auf der Leine, während wir, hinter riesigen Steintafeln versteckt, ein Sonnenbad nahmen.

Der Südgipfel der Wildgerlosspitze über den Ostgrat ist jetzt nicht mehr so leicht zu erreichen. Im Jahr 1920 versuchten wir mit Unterwurzacher wieder einmal diesen Anstieg. Der Quergang aus dem obern Drittel des Grates über die Wand des Verbindungskammes zur Einsenkung vor dem Hahnenkamm zeigte sich, mit blankem Eis überzogen, als so schwierig, daß wir davon absahen und bis zum Vorgipfel hinaufstiegen. Der Grat selbst war in der untern Hälfte gut gangbar, weiter oben teilweise vereist, zeigte er viele schwierige Stellen. Links um den Vorgipfel nach der Kuchelmoosseite klaffte ein gewaltiger Spalt im Felsen — dieser war, nach Unterwurzachers Bemerkung, ganz neu. Das ganze Stück sah zum Absturz reif aus. Das Schuttband, welches von hier aus in der Mitte der Wildgerlos-Südwand hineinführen und uns den Zugang zu dieser vermitteln sollte, war durch Felssturz verschwunden. Felsstürze verändern fortgesetzt den Zustand dieses Berges, so daß eine Turenbeschreibung für die nächsten Jahre schon nicht mehr als Leitfaden für die Besteigung dienen kann. Wir hatten, da wir schon recht spät aufgebrochen waren, nicht mehr genug Zeit, nun noch den Quergang über die Wand zu erzwingen, und stiegen auf demselben Wege wieder ab — der Abstieg war nicht leicht, er sieht von oben her grausig steil und ausgesetzt aus. Man kann daraus sehen, daß das Gelingen und die leichtere oder schwerere Durchführung von Turen auf beide Berge, Wildgerlosspitze und Reichenspitze, sehr von den jeweiligen Verhältnissen abhängen.

Wildgerlosspitz-Hauptgipfel über den Nordgrat

Die großartigste Bergfahrt, die man von der Zittauer Hütte aus machen kann. Ich selbst bin erst im Sommer 1924 dazugekommen, diese Tur auszuführen, es war die einzige namhafte Bergfahrt, die mir in diesem ausgesprochenen Schlechtwettersommer gelungen ist, und ich muß für dieses Gelingen dem Schicksal ganz besonders dankbar sein. Ganz besonders zu dem Zweck, die Umgebung der Zittauer Hütte genauer zu durchforschen, und möglichst viele Aufnahmen dabei zu machen, war ich diesmal ins Hüttengebiet gekommen. Mit meinem Turenpartner von 1923 bei einer Glocknerfahrt, Herrn Oswald aus Graz, hatte ich mich verabredetermaßen im Tauernhaus getroffen und wir waren gemeinsam über die Rainbachscharte zur Zittauer Hütte gegangen. Ich freute mich ehrlich über den Ausbruch entzückten Staunens, in den mein Freund geriet, als wir aus dem Kamin heraus die Schartenhöhe betraten und so mit einem Male „unsrer" Berggruppe gegenüberstanden. Er hatte doch in

seinen österreichischen Berglanden schon so viel Schönes gesehen! Natürlich war er sofort dabei, als ich vorschlug, gleich zuerst, morgen früh, über den Nordgrat auf die Wildgerlosspitze zu steigen. Der Morgen kam heran, 4 Uhr 30 etwa, als es noch etwas dämmerte, rückten wir los. Ich hatte mir den ersten Teil des Anstieges doch nicht ganz genau gemerkt, wir blieben zu lange auf der Höhe des Geröllrückens, so, als wollten wir zum Gabelkopf hinauf. Als wir uns nun nach rechts, gegen das Gerloskees wandten, fanden wir uns wider Erwarten am obern Rande einer Wand, die etwa 50 *m* hoch war. Vor uns, gegen den Gabelkopf, tauchte sie in einen wilden Eisbruch hinein, nach abwärts schien sie sich noch lang hinzuziehen, so daß ihre Umgehung recht zeitraubend schien. Wir sahen uns daher nach einer Möglichkeit um, gradezu über sie zum Kees abzusteigen. In einer Einsenkung schien dies möglich zu sein — es war aber schwerer, als es zuerst aussah, und da wir Rucksäcke und Pickel abseilen mußten, auch recht langwierig. Dabei fuhr mein Pickel aus der Seilschlinge heraus und sauste auf der steilen, vereisten Firnhalde blitzschnell hinunter gegen eine mächtige Spalte. „Der ist hin", dachte ich schon, aber mit einem Satze sprang der Pickel über die Kluft und hieb sich selber drüben in den Firn. Welch günstiger Zufall! Viel sorgfältiger ward der zweite Pickel angeknüpft und herabgelassen: er wurde so nötig gebraucht. Denn hier stand ich auf einem schmalen, vereisten Firnkamme, den eine tiefe Randkluft vom Felsen trennte, und andrerseits ging die vereiste Firnhalde so steil gegen die Spalte hinab, daß mir Stufen nötig schienen. Vorsichtig löste ich das unentbehrliche Werkzeug vom Seile — es war mir wohler zumute, als ich es in den Händen hielt. Die Rucksäcke folgten, dann seilte sich mein Kamerad ab, und dann stieg ich stufenschlagend voraus, bis der Hang weniger steil wurde und weicher Schnee uns den Weiterweg ohne Stufen erlaubte. Über eine Firnbrücke zu meinem Pickel; damit hatten wir das unvorhergesehene Hindernis überwunden. Es hatte aber über eine Stunde Zeit gekostet, mehr als vielleicht die Umgehung der Wand nach abwärts. Im Gerloskees gab es nun ein verzwicktes Lavieren. Viel Spalten müssen umgangen werden, und oft muß man ein gutes Stück gewonnener Höhe wieder aufgeben. Im allgemeinen senken sich vom Kamm Wildgerlosspitze—Schneekarspitze drei Firnterrassen bis in die Mulde, die am Gabelkopfnordgrat gegen die Reichenspitzscharte hinaufführt. Zuerst geht man in der Mulde ein großes Stück hinauf, als wollte man zum Wildgerlosspitz-Ostgrat — dieser Teil ist nicht sehr zerklüftet. Durch eine Seitenmulde in der Richtung gegen den Nordgrat gewinnt man mit einigen Zickzackgängen die zweite Terrasse, und hier gibt es im wilden Spaltengewirre ein ziemliches Lavieren, in der Hauptsache nach abwärts, bis eine Möglichkeit erscheint, die oberste Terrasse ziemlich unter dem Nordende der Schneekarspitze zu ersteigen. Hier steigt man nun, immer den Wänden der Schneekarspitze entlang gegen die Wildgerlosspitze an, gegen das Schneekar zwischen Nord- und Nordwestgrat. Dieser Teil hat nicht viel Spalten, aber der Schneemarsch ist viel länger, als es uns scheint. Unter der Einsattelung zwischen Schneekarspitze und Wildgerlosspitze kommen wir vorüber (hier ist der zurzeit leichteste Weg von der Zittauer Hütte auf die Wildgerlosspitze, ich beschreibe ihn später) und zuletzt an einem wohl 70 *m* hohen Eisabbruch, aus dem phantastische Nadeln, Türme und Quadern von Eis herausstehen, vorüber zur Firnflanke des Nordgrates. Dieser taucht von hier aus tief in den Eisabbruch hinein und wird erst über die ziemlich steile Firnflanke zugänglich. Dieser Zugang bietet schon allerhand Aufregung: immer steiler geht es über den grausigen Eisbruch hinaus, in welchen der Grat senkrecht hinabfällt — ein ziemlicher Bergschrund muß dabei überwunden werden. Endlich ist die scharfe Felsschneide erreicht — sie schwingt sich schwindelnd steil vor uns empor. Nach links starren ihre Platten und Tafeln ins Leere hinaus — es beginnt der gewaltige, zum Teil überhängende Wandabbruch der Wildgerlosspitze —, rechts wachsen die Felstafeln aus dem steilen Firn- und Eishang

heraus, der schon am Anfang in beträchtliche Tiefe geht. Hoch oben blinkt das Dreieck des charakteristischen Eisbuckels, in welchem Nordgrat und Nordwestgrat sich vereinigen. Auf diesem Nordwestgrat fällt ein schief gestellter Felszahn auf. Dieser ist ein wichtiges Wegzeichen — wir wußten das aber noch nicht, sonst hätten wir unsere Tur noch erweitern können. Der Ostgrat ist von hier aus auch in seinem ganzen Verlauf sichtbar, der charakteristische Felszacken liegt schon tiefer wie unser Standpunkt — wir betreten den Nordgrat bei fast 3000 *m* Höhe, während der Ostgrat bei etwa 2700 *m* beginnt. Dadurch ist die eigentliche Gratkletterei beim Nordgrat kürzer wie beim Ostgrat, aber noch steiler. Wir fanden sie durchaus nicht leicht. Der Fels ist brüchig und fordert große Vorsicht — oft nötigen sehr hohe, griffloſe Platten, sie an der äußerst steilen Firnflanke zur Rechten zu umgehen — das erfordert auf kurze Strecken Stufenschlagen, und der ganze Anstieg macht durch seine Ausgesetztheit einen unheimlichen Eindruck. Dabei prasseln in der Felswand zur Linken fortwährend Steinfälle herunter, und das ganze Felstafelgefüge des Grates macht einen recht lockeren, absturzdrohenden Eindruck, daß man immer erwartet, auch der Standpunkt, auf dem man sich grade befindet, könnte jeden Augenblick in die Tiefe fahren. So ist man schließlich froh, wenn endlich der Eisbuckel erreicht ist. Er war in seiner augenblicklichen Verfassung: erweichter Neuschnee auf Eis, auch nicht leicht, aber doch objektiv sicherer wie die morschen Gratfelsen. Wir querten an seinem unteren Rande gegen den Nordwestgrat hinüber und dann vollends gegen den Gipfel hinauf. Oben steigt noch ein Stück mit großen Blöcken bedeckter Felsgrat zur Höhe, auf der sich ein Steinmann befindet. Vor dem Steinmanne, gegen den Südgipfel hin, ist ein kleiner Standplatz für zwei Personen vorhanden, dann fällt eine Felswand jäh in die etwa 30 *m* tiefe Scharte zwischen Nord- und Südspitze. Der Ausblick von dieser hohen Warte übertrifft an wilder Großartigkeit noch den von der Südspitze. Wenn auch nicht in so große Tiefe reichend, übertrifft er an phantastischer Schauerlichkeit bei weitem den Blick vom Großglockner über den Grat zur Glocknerwand. Vor allem der turm- und nadelgespickte Grat zur Reichenspitze hinüber sucht seinesgleichen. Die Fernsicht möchte ich an Schönheit über die von der Reichenspitze stellen, vor allem ist der Blick auf die Glocknergruppe ganz frei, und die weißblinkende Kette in ihrem kühnen Anstieg von links nach rechts hebt sich wundervoll über die zahllosen, kulissenartig vorgeschobenen Bergkämme heraus. Freilich gibt es nicht so viel freundliche Talblicke wie von der Reichenspitze, wir haben vielmehr den Eindruck herben, abweisenden Ernstes. Bei unserer Anwesenheit lag zudem eine schwere Wolkenbank auf der Venedigergruppe und schuf damit ein besonders düsteres, wuchtiges Hochgebirgsbild. Eine ziemlich schwierige Aufgabe war eine photographische Aufnahme mit einem 10×15 Stativapparate. Das Stativ benötigte zu seiner Aufstellung schon den ganzen vorhandenen Platz, so daß für uns nur schmale Ränder übrigblieben, an denen wir mit größter Vorsicht uns bewegen mußten. Mein Kamerad leistete wirklich wertvolle Hilfe: mit einer Hand hielt er einen Fuß des Stativs, damit der heftige Südwind nicht den ganzen Apparat in unerreichbare Tiefen stürzen konnte, mit der andern reichte er mir aus dem zwischen die Knie geklemmten Rucksack das jeweilig Erforderliche zu oder verwahrte das nicht mehr Nötige — und ich selbst mußte bei meiner Hantierung peinlich sorgfältig vorgehen, damit kein Bestandteil mir entfiel — das Anschrauben des Objektives, das Anbringen der Gelbscheibe, Einstellen, Austauschen der Mattscheibe gegen die Kassette, alles waren schwierige Manöver. Dazu peinlich Obacht geben, daß ich auf dem winzigen Raum, der mir übrigblieb, nicht selbst danebentrat! Doch die Aufnahmen sind geglückt, und wir haben nicht nur eine dauernde Erinnerung an eine seltene Stunde, sondern auch Bilder, die sonst nicht mehr vorhanden sind und auch so leicht nicht erlangt werden. Braucht noch erwähnt zu werden, daß der etwas umfangreiche Apparat unsere Kletterfahrt über den Nordgrat nicht besonders begün-

stigte? Die sich verschiebenden, bald Gipfel enthüllenden, bald verbergenden Wolken stellten auch meine Geduld auf eine harte Probe. Ich wollte doch von der Aussicht gern möglichst viel erhaschen — wenigstens Venediger und Dreiherrenspitze sollten auf der Aufnahme sein — aber, boshafterweise: war der Venediger frei, dann war die Dreiherrenspitze unsichtbar, und umgekehrt. Endlich kam ein einigermaßen günstiger Augenblick, der schnell erfaßt wurde. Weniger Glück hatte ich mit der zweiten Aufnahme gegen den Südgipfel der Wildgerlosspitze; da sollte die Röthspitze mit aufs Bild, doch sie blieb andauernd verhüllt, die Aufnahme mußte schließlich ohne sie gemacht werden. Nun zum Weiterweg. Wir hatten uns eigentlich vorgenommen, über Reichenspitze und Gabelkopf zur Hütte zurückzukehren. Nun hatten wir den Nordgipfel das erstemal und führerlos erstiegen, und kannten den Weiterweg noch nicht — alles Ausspähen zeigte keinen Ausweg. Wenn wir zur Südspitze hinüber oder auf das Zillerkees hinuntergelangen könnten, dann war der Weiterweg mir bekannt und ganz leicht. Wir versuchten zunächst den Übergang zum Südgipfel — fanden ihn aber, wenn überhaupt möglich, doch so schwierig, daß wir von ihm abstanden. Ebenso erwies sich der direkte Abstieg zum Zillerkees als zu schwer. Und doch ging der Weiterweg über das Zillerkees! Wir fanden beide keine Möglichkeit, dort hinunterzukommen, und erst Führer Wanger klärte uns nach der Rückkehr in die Hütte auf, daß der gerade Übergang zur Südspitze nur mit Hilfe von Mauerhaken möglich und erst einmal gemacht worden sei, daß der normale Weiterweg auf dem Nordwestgrate dahinführt bis zu dem bereits bemerkten schiefen Felszahn, von wo aus dann der Abstieg zum Zillerkees ganz leicht sei. „Wieder dorthin zurück, wo wir hergekommen sind" — war schließlich meine Entscheidung. „Den Nordgrat hinunter — Herrschaft!" sagte mein Freund mit bedenklicher Miene. „Es hilft nichts, ganz egal, los!" In unsern Stufen stiegen wir wieder über den Eisbuckel, es sah gruselig aus, aber es ging. Und nun tauchte der zackige Grat vor uns in die grausige Tiefe! Aber auch das ging fast besser wie hinauf — stellenweise konnten wir uns abseilen, freilich ohne großes Vertrauen auf die jeweiligen Abseilzacken. Die Tafeln haben meist so scharfe Kanten, daß sie das Seil zu zerschneiden drohen, oft mußte die Kante mit dem Pickel erst abgestumpft oder Kerben geschlagen werden. Endlich war der tiefste — und eigentlich unheimlichste Punkt wieder erreicht — wir standen über dem senkrechten Abbruch des Grates, und luftig hoch über dem Eisbruch. Quer über dem Firnhang zogen sich unsere Spuren vom Vormittag zum Bergschrunde hin und dann auf sicheres Gelände. Bald hatten wir dieses erreicht und fuhren auf dem Firn zur obersten Terrasse des Gletschers hinab. Nun noch das langwierige Hin und Her auf dem Gletscher, doch unsere Spuren vom Vormittage zeigten den Weg, und die Firnbrücken erwiesen sich als verläßlich, so daß wir recht flott vom Flecke kamen. Die Mulde wurde erreicht — der hier spaltenfreie Firn erlaubte, lange Strecken abzufahren — schließlich überschritten wir den aperen Gletscher bis nahe an den Eisbruch, und stiegen dann über die Moräne und auf den Geröllrücken, endlich auf bekanntem Gelände zur Hütte.

In diesen Fahrtenberichten dürfte über die Besteigung des Berges von der Zittauer Hütte aus das Wichtigste gesagt sein, um findigen und geübten Bergsteigern als Leitfaden zu dienen. Es sei noch der zurzeit leichtesten Trasse gedacht. Über das Gerloskees wie zum Nordgrat. Die Gletschertur ist sehr verzwickt! Bis unter die Grateinsenkung zwischen Wildgerlos- und Schneekarspitze, mit unschwieriger Felskletterei über diese hinweg auf das Zillerkees, auf diesem bis dahin, wo auf dem Nordwestgrate der Wildgerlosspitze der auffallende schiefe Felszahn steht. Hier die Wand hinauf, oben auf dem Grat zum Eisbuckel und Nordgipfel. Auf gleichem Wege zurück zum Zillerkees. Will man den Südgipfel mitbesteigen, über den flachen Firnsattel zum Kuchelmooskees, und durch die Südwand unschwierig bis hoch oben, nahe der Spitze, zum Südgrat — und mit lustiger, kurzer Kletterei zur Spitze. Weiter, wie

schon beschrieben, zur Reichenspitze, diese überschreitend durch die Südwand des Gabelkopfes wieder auf das Gerloskees und zur Zittauer Hütte.

Der Gerloskamm

Weniger durch kühne Formen und blinkende Ferner zur Besteigung verlockend, wie die bereits beschriebenen Hauptgipfel der Gruppe, stellt der Gerloskamm doch dem Felsgänger eine dankbare Aufgabe und lohnt durch überraschend schöne Fernsichten. Auf seinem kirchdachartigen Rücken erscheinen die Gipfel wenig ausgeprägt, und die Benennung der einzelnen Spitzen ist noch unklar. Da sich aber die Führer die Namen der Alpenvereinskarte zu eigen gemacht haben, und die Gipfel im Volksmunde auf der Krimmler und auf der Gerlosseite verschiedene Namen haben, so ist es am besten, bei den Namen der Alpenvereinskarte zu bleiben. Eine Scharte in der Mitte der höchsten Erhebung, die von der Terrasse am obern Gerlosfee durch eine lange Schuttrinne erreicht werden kann, bietet den kürzesten und leichtesten Anstieg auf die höchsten Spitzen. Diese Scharte, Weißkarscharte genannt, bietet auch den kürzesten Übergang von der Zittauer Hütte nach Krimml — ob er freilich der Zeit nach der kürzeste ist, möge dahingestellt bleiben. Jenseits der Scharte reicht nämlich das Weißkarkees bis auf den Kamm herauf, ist leicht zu erreichen — über dieses und durch das Weißkar, und am rechten Ufer des Weißkargrabens auf einem Almsteige hinab kommt man zur Söllenalm im Krimmler Achental, 1¼ Stunden sind dann noch bis Krimml. Ich habe den ganzen Grat von der Rainbachscharte bis zur Weißkarscharte zweimal überklettert und will diese Tur jetzt beschreiben. Wir lernen dabei auch die Haupterhebungen des Kammes kennen. Es war im schönen, heißen Sommer 1921. Ich hauste als Einsiedler in der Zittauer Hütte, die, damals noch unbewirtschaftet, eine nicht grade komfortable Unterkunft bot. Als eine Entdeckungsfahrt, die man als Alleingänger grade noch machen kann, hatte ich mir die Überkletterung des Gerloskammes vorgenommen. Ich stand gegen 9 Uhr vormittag auf der Rainbachscharte und begann hier meine Fahrt ins Unbekannte. Der anfangs noch breite Rücken hat nach der Gerlosseite viele schöne Grasbänder, die auch mich verlockten, sie zu benützen — aber sie führen in die Wände in immer schwierigeres Gelände — es gab nur die Möglichkeit: zurück und höher hinauf. Diese Versuche kosteten zwei Stunden Zeit, bis ich mich entschloß, den Grat ganz über seine oberste Kante zu verfolgen. Das ist ein sehr anregender Weg — alle Zacken und Türme müssen überklettert werden, und immer sieht man vom Weiterwege nur wenige Meter, — oft scheint ein Weitervordringen unmöglich, und findet sich doch immer wieder. Gewaltig ist überall der Absturz zum Rainbachkar — meist ist die Wand überhängend. Der Südsturm fauchte und harfte sonderbar wilde Melodien durch die Grattürme, und dieses Klettern und Turnen in dieser völligen Einsamkeit, so hoch und fern über andern Menschen, weckte sonderbare Gefühle. Aber wohlig warm schien die Sonne, und herrlich in blendender Firnpracht prangte die bekannte Bergwelt ringsum. Das wagrechte Gratstück bot die verzwicktesten Aufgaben. Besonders schwer war es nirgends, doch forderte es alle möglichen Turnkünste heraus und bot absolut keine Übersicht über das Weiterkommen. Nach Überwindung des wagrechten Stückes, welches etwa eine Stunde erforderte, gelangte ich an den steilen Grataufschwung — dieser zeigte sich als schmale Felsschneide, die ziemliche Turnkünste verlangte: Klimmzüge zumeist und Reiten, für die Füße waren oft keine Haltepunkte da. Teils auf der Schneide, teils nahe ihrer Kante auf der Gerlosseite, dann später auf der Rainbachseite ging es hinauf — die Kletterei ergibt sich deutlich an Ort und Stelle. Der Grat leitete auf einen nicht allzu steilen Geröllhang, auf dem ich, immer nahe am Grate bleibend, nahe am Schnittpunkte des Rainbachgrates mit dem Hauptgrate diesen letzteren erreichte. Dieser Schnittpunkt ist mit 3060 *m* in der Karte als Hoher Schafelkopf bezeichnet. Es ist der vierthöchste Punkt im Kamme. Überhängende Wände stürzen

gegen das Krimmler Achental ab, in den Karen zu ihren Füßen liegen kleine Gletscher. Von diesem Höhepunkte über einen zwischen zwei etwas tiefer eingesenkten Scharten aufragenden, etwas niedrigeren Gipfel, etwa 3030 *m*, und dann auf einen Doppelgipfel, der höher ist, als der mit „Hoher Schafelkopf" bezeichnete Gratschnittpunkt. Dieser erfordert etwas mehr Turnkunst — er wird durch eine steile, flache Rinne, die über den Weißkargletscher hinaushängt, nicht ganz leicht und ziemlich ausgesetzt erklettert — dieses ist der dritthöchste Punkt im Kamme. Wieder in eine etwa 10 *m* tiefe, ziemlich enge Scharte hinab, und dann, nicht leicht, da für die Füße keine Tritte vorhanden sind, mit einer Zugstemme von der Gerlosseite her auf den zweithöchsten Gipfel, im Volksmunde Weißkarkopf, von den Führern „Hoher Schafelkopf" genannt. Auf diesen dürfte die Höhenangabe 3060 *m* zutreffen. Hier findet sich ein Gipfelbuch, gestiftet von der Klettergilde „Die Spitzsteiner" in Zittau. Eintragungen sind bis jetzt nur wenig vorhanden. Und doch würde es sich lohnen, diesen Gipfel häufiger zu besuchen. Einerseits ist die Klettertur von der Rainbachscharte her sehr anregend, reich an überraschenden Momenten, nicht grade schwierig (in den Scharten kann man ganze Strecken aufrecht gehen) und, da hauptsächlich auf einer 3000 *m* überall überschreitenden Grathöhe, überaus luftig und aussichtsreich. Die Tiefblicke über die glatten Wände auf das Weißkarkees, durch wilde Runsen und Eiskamine, von kecken Felszacken herab sind anregend genug, auch wenn die großartigen Fernblicke gar nicht vorhanden wären. Und der überaus schönen Fernsicht wegen müssen wir besonders auf dem eben erreichten Gipfel schon etwas verweilen. Ich selbst hatte mit der Aussicht an diesem Tage besonderes Glück — schade, daß ich keinen Photoapparat mit hatte. Aber meine Platten waren verbraucht. Man sieht hier alles ziemlich so wie von der Wildgerlosspitze. Das gilt besonders von der Entfaltung der Glocknergruppe. Ich habe mir die ganze Aussicht notiert — wen es interessiert, mag bei mir nachfragen. Hier will ich nur in groben Strichen davon berichten: Von der Marmolata zur oberbayerischen Hochebene, die durch die Inntalfurche erscheint — von den Ötztalern bis noch jenseits des Dachstein liegt eine Riesenschau vor unsern Blikken. Dazu dieses kulissenartige Sichüberschneiden der vielen Bergreihen, diese harmonische Abstufung — und vor allem der gewaltige Tiefblick nach dem 2000 *m* tiefer liegenden Krimml hinab und das ganze Salzachtal bis zum Tennengebirge entlang. Dazu gewaltige formenschöne Nahbilder, vor allem die mittelste Reichenspitzgruppe — und die reiche Abwechslung, von den eisstarrenden Tauern ins grüne, bewohnte Tal hinab, über die sanften, grünsamtnen Schieferalpen, auf denen wie ein rötlicher Klotz der Große Rettenstein hockt, zu den Mauern der Nördlichen Kalkalpen, die wie aus durchsichtigem, zartblauem Glas erscheinen mit einem gelblichen Farbenspiel, wo Wände von der Sonne grell beleuchtet sind, und tiefblauen Schatten in den Schluchten und Karen. Ich habe mehrere Stunden hier gesessen, geschaut, verglichen und notiert. Dazu der warme Sonnenschein, die herrliche Luft — es war wunderschön da oben! Von Eis und Schnee war auf der Höhe keine Spur vorhanden, dagegen selbst hier oben in den Scharten noch Blumen — wunderschöne Büschel mittelgroßer Enziane (bavarica?). So lange blieb ich, daß ich das Weiterklettern zur höchsten Erhebung, dem Wildkarkopf, 3080 *m*, aufgeben mußte, um in der Geröllrinne zum obern Gerlossee und zur Hütte abzusteigen. Dieser Abstieg ist nicht schwer: die Rinne ist nicht so steil, wie sie von unten aussieht — sie führt am Fuße des gewaltigen Berghanges auf eine Blockterrasse, durchschneidet als ziemlich enge Klamm diese Terrasse und läuft auf die spärlich begrünte, von Trümmern bedeckte Fläche aus, in welche der obere Gerlossee eingebettet ist. Hier trifft man auf den Rainbachschartenweg, auf dem man in 15—20 Minuten zur Hütte gelangt. Die Fortsetzung der Gratkletterei zum Wildkarkopf aus der Weißkarscharte scheint genau dieselben Verhältnisse zu bieten, wie die bisherige Grattur. Unterwurzacher gab den Zeitaufwand von der Scharte

aus mit 2 Stunden an. Noch etwas höher und mehr nach Norden vorgeschoben, dürfte die Aussicht von ihm noch schöner sein wie vom Weißkarkopfe. Am sichersten wird man ihn aus der Weißkarscharte erreichen, doch ist er anscheinend auch aus dem Wildkar und dem Wildkarkees ohne Schwierigkeit ersteigbar. Leider bin ich selbst noch nicht dazu gekommen, da Anstiege zu machen. Ich hatte es mir für August 1924 vorgenommen, doch hinderte mich schlechtes Wetter daran, auch war niemals Fernsicht, so daß mir die Besteigung nicht lohnend schien. Eine Entdeckungsfahrt habe ich aber doch noch gemacht: von der Zittauer Hütte über den Gerloskamm nördlich vom Wildkarkopf, über das Wildkarkees, Seegatterl, Seekarsee nach Krimml. Sie gab mir Aufschluß über vieles in der Gestaltung des Gerloskammes, über die Gipfel, die man vom Tale aus sehen kann. Sie führte mich vor wunderschöne Landschaftsbilder, aber auch vor neue Rätsel, die ich sehr gern noch erforschen möchte, und obwohl zum größten Teile weglos und etwas mühsam, war sie nirgends schwierig und voll Entdeckerreize. Für unternehmungslustige, orientierungsbegabte Bergwanderer mag sie empfohlen sein — doch muß vor allem Orientierungsgabe und eine gewisse Kenntnis des allgemeinen Gebirgsbaues vorhanden sein. Von der Zittauer Hütte aus gegen den Hang des Gerloskammes und auf der Blockterrasse, die den obern Rand des Taltroges bildet, über große Blöcke springend immer am Hange entlang nach Norden. Man steigt dabei etwas über 100 *m* tiefer, bis unter der zweiten, am tiefsten herabreichenden Gratrippe durch. Hier wäre nun schon in einer flachen, steilen Rinne etwa 800 *m* emporzusteigen bis zu einer etwa 2900 *m* hohen Scharte, über die hinweg man unmittelbar auf das Wildkarkees gelangt. Ich wollte es mir bequemer machen und überkletterte noch mehrere Gratrippen, ehe ich in einer ähnlichen Rinne emporstieg. Bei 2810 *m* erreichte ich die Höhe einer Scharte, stieg einen etwa 30 *m* tiefen Geröllhang hinab auf das Wildkarkees. Dieses senkte sich hier steil zum Geröllboden des Wildkares, es war aper, sehr glatt und unterhalb war eine breite Querspalte. Deshalb ließ es sich hier nicht gut queren, ich mußte ein Stück hinaufsteigen, wo es, weniger geneigt und mit Firn bedeckt, leichter überschritten werden konnte. Die Szenerie ringsum war wunderschön! Zur Rechten das blinkende Firnfeld, das in sanfter Wölbung zur Höhe zog, eingekeilt von zackigen Felsgraten — oben erhob sich aus ihm eine prächtige Firnpyramide, der 3080 m hohe Wildkarkopf. Nach unten, gegen die Wilde Gerlos, eine kesselartige Einsenkung, darin ein kleiner Hochsee, und eine grüne Mulde senkt sich weiter gegen die Wilde Gerlos, unten in einen finstern Waldgrund hinab. Der grüne Talboden der Wilden Gerlos mit Almhütten, der Durlasboden und ein Stück des Gerlostales erscheinen im Ausschnitt. Rechts, am Fuße des Seekarkopfes, eine weitere, höher gelegene Geröllmulde, in dieser ein größerer Hochsee mit Schneeflecken an seinen Ufern — über die felsige Umrahmung schweift der Blick hinaus auf die Berge der Kelchsau, des Alpach- und Märzengrundes — die Gruppe vom Kreuzjoch und Thorhelm, Galtenberg und Schafsiedel zeigt sich in samtig dunklen Farben — dahinter ein Teil der Nördlichen Kalkalpen — durch die Lücke des Seegatterls blickt man hinaus ins Salzachtal und hinab auf einen Teil von Krimml. Um noch einen größeren Überblick zu haben, stieg ich auf die niedrige Grathöhe jenseits des Gletschers — dahinter wieder von einem neuen Bergkamm eingefaßte Geröllbecken mit Firnfeldern und kleinen Wasserspiegeln — hier oben teilt sich der Gerloskamm in drei Äste — der östlichste endet im Arbeskarkopf — in der Tiefe noch ein größerer See — der Seekarsee, und ein riesiger Tiefblick auf das gegen 1800 *m* tiefere Krimml. Die Gegend erschien mir anregend genug, um sie noch einmal eingehender zu durchforschen. Ich stieg zum Wildkarkees zurück und fuhr an dessen östlichem Rande auf erweichtem Firn ins Geröllkar hinab zum Ufer des oberen Wildkarsees. Das ist auch ein wunderschönes Plätzchen in dieser einsamen Höhe. Dann stieg ich einige Meter empor zum Seegatterl, einer kleinen Scharte mit einer niedrigen Steinmauer, etwa 2500 *m*, — hier ein

großartiger Tiefblick auf den Seekarsee und Krimml. Auf Steigspuren, die sich oft im Geröll verloren, zum etwa 100 *m* tiefer gelegenen Seekarsee. Von hier auf markiertem Steige nach Krimml hinab. Die gewohnten Bilder: allmähliche Zunahme der Vegetation, Alpenrosen, Zirben, Krummholz — grüne Wiesenterrassen, der munter schäumende Seebach — in der Tiefe auf grünem Plan eine Alm. Dazu aber immer der Riesentiefblick grade hinunter auf Krimml, weithin das Salzachtal entlang — die ganze Reihe der Kitzbühler Schieferberge entlang — dahinter Loferer und Leoganger Berge, das Steinerne Meer, der Hochkönig. Ein wunderschönes Bild! Steil geht es in die Tiefe, bald ist die Alm erreicht. Dahinter taucht der Steig in den Wald, er wird sumpfig und trotz der Markierung oft recht undeutlich. In diesem regennassen Sommer waren alle diese Waldsteige schrecklich versumpft. Dafür bot der Wald eine unglaubliche Fülle großer Heidelbeeren. Ein Stück unter der Alm steigt der Weg nach links in der Abstiegsrichtung wieder etwas an und zieht sich dann ein großes Stück wagrecht am Nordhange des Seekarkopfes hin, um erst dann im Bogen nach Krimml hinabzuführen. Ich hatte schon durch Gradehinuntergehen einige Windungen abgeschnitten, und da ich den Weg noch nicht kannte, glaubte ich auch weiterhin damit zu profitieren — das war aber gefehlt! Im versumpften Walde, durch wüstes, dürres Fallholz, über mit dünnem Humus kaum verdecktes Blockgeröll ging es immer steiler hinab — zuletzt in Wandstufen. Seitwärts sah ich durch die Bäume das Schönangergasthaus und stellenweise den Wasserfall, dann gelangte ich auf einen Holzschlag, von dem aus ein Holzhauersteig mich schließlich zum Talgrunde führte, nahe beim Elektrizitätswerk. Mag sein, daß ich so etwas *schneller* ins Tal gelangte, wie auf dem richtigen Wege — *besser* ging es auf keinen Fall, ich habe dabei geschwitzt und geflucht. Im ganzen aber war es doch eine großartige Entdeckungsfahrt. In umgekehrter Richtung, wo man den gebahnten Weg zum größten Teil für den Anstieg hat, mag er günstiger sein — man könnte sogar die Besteigung des Wildkarkopfes mit der Wanderung verbinden.

Es ist geplant, vom Plattenkogel aus, immer an den Hängen des Gerloskammes entlang, einen Höhenweg zur Zittauer Hütte auszubauen. Für einen großen Teil dieses Weges ließe sich die obere Terrasse des Wildgerlostaltroges benutzen. In bequemer, kaum merkbarer Steigung würde der Weg vom Plattenkogel zur Zittauer Hütte führen, der Höhenverlust zum Durlasboden würde vermieden, es wäre ein sehr bequemer Aufstieg zur Hütte. Schon vor dem Kriege sollte dieser Plan zur Ausführung kommen, er scheiterte aber am Widerstande einiger Grundbesitzer. Dieses Hindernis scheint jetzt weggefallen zu sein. Teile des Weges bestehen schon jetzt, und die ganze Strecke ist begehbar — freilich noch recht mühsam, und über die glatt geschliffenen Rinnen einiger Bäche gar nicht leicht. Vom Plattenkogel gibt es auch einen Steig, der im Wildgerlostal etwas oberhalb der Trisselalm in den Talweg mündet — er ist aber schwer zu verfolgen und sehr mühsam, so daß mit ihm bis jetzt nichts gewonnen wird.

Dieses wären die gebahnten und ungebahnten Zugänge zur Hütte und die hauptsächlichsten Bergfahrten von ihr aus. Sie werden dem Leser ein genügendes Bild dieses Turengebietes schaffen, und dem Bergsteiger, der die Gruppe besuchen will, für die Hauptturen ein Leitfaden sein. Aber das Gebiet ist damit noch nicht erschöpft — auch für mich gibt es noch genug Forscherarbeit zu tun — und Bergwanderer, vom Drang nach Entdeckungsfahrten beseelt, durch meinen Aufsatz zu solchen angeregt, werden noch viel Unentdecktes vorfinden. Es mögen noch einige Worte über die Zittauer Hütte selbst und ihre nächste Umgebung gesagt sein. Der bergkundige Leser wird sich aus meinen Schilderungen und den begleitenden Bildern zwar schon eine zutreffende Vorstellung gemacht haben. Die Hütte liegt auf einem Felsriegel, unmittelbar am obern Rande des etwa 800 *m* eingesenkten Taltroges der Wilden

Gerlos. Dieser Felsriegel hat auch einen ganz ansehnlichen Hochsee, den unteren Gerlossee, aufgestaut. Der Abfluß des Sees stürzt, zum größten Teil in Wasserfällen, in den Talboden hinab und vereinigt sich dort mit dem aus der Zunge des Gerloskeeses hervorbrechenden Gletscherbach. Eine gewaltige Bergumrahmung schließt den Hochkessel ein — die Hauptgipfel der Reichenspitzgruppe: Reichenspitze, Gabelkopf, Wildgerlosspitze — Mandlkarkopf, Roßkopf, der Gerloskamm. Das Gerloskees bedeckt den größten Teil dieses Hochkessels — in weichen Wogen, in furchtbar steilen Firnhängen, in einem in wilden Brüchen von der Wildgerlosspitze abflutenden Eisstrome. Von charakteristischer Formenschönheit sind die Gipfel — besonders das Bergtrio Gabelkopf, Reichenspitze, Wildgerlosspitze geben ein unvergeßliches, auch aus der weitesten Ferne auffallendes Bild — wir mögen es von der Zugspitze, vom Wendelstein oder vom Hohen Göll sehen, wir finden es aus dem Gipfelmeere sofort heraus. Und damit dem ernsten Hochgebirgsbilde die freundliche Note nicht fehle, lenkt das Wildgerlostal unsern Blick aus Stein und Firn hinaus in grüne Almgründe, auf die grünsamtigen Kelchsauer und Alpbacher Schieferberge und die fernen, lichtblauen Kalkschrofen des Rofangebirges. So sieht der Hüttenplatz aus. Gewiß landschaftlich ein erlesen schöner Platz! Einen Hauptreiz gibt ihm der grüne See, in dem sich die Firnriesen widerspiegeln — und sogar Bootfahren kann man auf ihm. Das ist, als führe man in einem grönländischen Fjord, zumal, wenn im Frühsommer das Boot durch knirschende Eisschollen fährt. Fährt jemand im Boot weit in den See hinein, so kann man, am Ufer stehend, erst die Größe des Sees beurteilen — bald sieht das Boot wie ein winziger Punkt aus. Und nun die Hütte selbst! Es ist ganz nett und gemütlich darin. Für mich ist sie eine Art zweite Heimat. Wie oft habe ich in der Nachkriegszeit, als sie nicht bewirtschaftet und recht leer und unwohnlich war, schon recht kriegsmäßig darin gewohnt — und bei aller Rauheit der Lebensweise, beim Mangel jeder Bequemlichkeit doch köstliche Stunden der Bergeinsamkeit in ihr und bei ihr verlebt. Jetzt ist sie bewirtschaftet, recht freundlich und aufmerksam sind die Wirtschafter Herr und Frau Wanger, man ist gut bei ihnen aufgehoben. Außerdem ist Herr Wanger ein guter Führer auf allen Bergfahrten von der Hütte aus. Das ist auch sehr wertvoll, denn führerlose Turen sind von hier aus nur für Geübte und Gutorientierte zu empfehlen.

Viel könnte ich noch erzählen, doch ich rate: geht und seht selber!

Bergfahrten auf der Reiteralpe

(Kleiner Bruder, Grundübelturm — Grundübelhörner — Knittelhorn)

Von Wilhelm Lehner, Regensburg

Wie es im Leben Menschen gibt, die trotz hoher Vorzüge des Charakters und Geistes sich nicht zur Geltung bringen und in den Vordergrund rücken können, weil sie zufällig außerhalb der Kreise stehen, die ihnen zur Beachtung und Förderung zu verhelfen imstande wären, so gibt es in gleicher Weise auch vielfach Berge, ganze Gebirgsgruppen, die ungeachtet hervorragender Formen und eines der Beachtung höchst werten Aufbaues bis vor kurzer Zeit noch im Hintergrunde standen, vielleicht heute noch immer stehen, von der großen Menge der Touristen wenig gekannt werden, vernachlässigt und zurückgesetzt sind, weil sie zufällig abseits von den großen touristischen Durchzugsstraßen, abseits von den Mittel- und Zielpunkten hochalpinen Lebens liegen und infolge mannigfacher anderer Umstände dem Hochtouristen nicht schon von vornherein einen starken Anreiz zu ihrem Besuche zu geben in der Lage sind.

Eine solche Gebirgsgruppe ist unter anderen auch die Reiteralm. Zwischen dem langgestreckten Saalachtal, dem hinteren Teil der idyllischen Ramsau und dem engen, schluchtartigen Taleinschnitt des Schwarzbaches gelegen, westwärts von Bad Reichenhall und Berchtesgaden strebt der Gebirgsstock der Reiteralm allseits mit prallen Wänden und steilen Randerhebungen auf, ein „Riesensarkophag" aus Stein, eine mauerumgürtete Gigantenburg mit Randerhebungen von mehr als 2200 *m* Höhe und einer inneren Hochfläche von über 1500 *m* Höhe. Von Reichenhall aus mit senkrecht abstürzenden Wandpfeilern sichtbar, beherrschen diese Randerhebungen den Gesichtskreis Lofers mit einer dräuend langgezogenen Felsmauer, ähnlich der des Dachsteinstockes von Süden aus, und schauen in das Klaustal der hinteren Ramsau mit wuchtigen Wänden, zerborstenen Hörnern und wildzerrissenen Schluchten. Trotz dieses vielversprechenden Äußern aber bleibt die Reiteralm — wie auch das benachbarte Hochkaltergebirge und der noch mehr abseits gelegene Loferer und Leoganger Steinberg — von dem großen Touristenstrom verschont, der sich alljährlich von Berchtesgaden über den Königssee und das Steinerne Meer nach Süden in die Hohen Tauern wälzt.

So führte die Reiteralm von jeher ein zurückgezogenes Dasein, obwohl ganz Große im Reiche des Alpinismus in ihr erste Erschließungsarbeit geleistet haben: ein Peter Karl Thurwieser, der Altmeister ostalpiner Hochturistik, der durch die Ersteigung eines Hauptgipfels während der ersten zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das erste Licht in sie brachte; ein Stürmer wie Hermann von Barth, der durch verschiedene schwierigere Ersteigungen in diesen Bergen um die Wende der sechziger Jahre das erste Ruhmesmal seines von den Berchtesgadener Alpen ausgehenden hochturistischen Siegeszuges auslegte; und Ludwig Purtscheller und Franz von Schilcher, die während der achtziger Jahre in den Bergen der Reiteralm stiegen. Doch trat hierdurch die stille Berggruppe hochturistisch nicht aus ihrer Zurückgezogenheit heraus und erst an der Wende des verflossenen zum jetzigen Jahrhundert gelang es den Führerlosen, an ihrer Spitze J. Gmelch und Georg Leuchs, diese Berge langsam in die Kreise der Hochtouristen einzuführen. Langsam nur, denn immer noch erwarteten die Hochalpinisten von der Reiteralm nicht viel, bis die etwa vor einem Jahrzehnt ein-

setzende eifrige Werbearbeit von Max Zeller zeigte, daß auch in diesem Gebirgsstock dem Hochturisten äußerst lohnende Aufgaben winkten.

Reiteralm: Was konnte das anders bedeuten als saftige Almböden, mit dunklen Latschenfeldern besetzt und grüngesprenkelten Gipfeln in der Runde? Lohnte sich bei diesen Aussichten der zum Besuche nötige Zeitaufwand und war dieser in den bekannten reinen Felsgebirgen des Kaisers, des Karwendels und der Dolomiten nicht viel besser angebracht? .... So sagten sich wohl die meisten der reichsdeutschen Alpinisten und fuhren südwärts, fernen Zielen zu, ohne an die Reiteralm irgendwie nur nebenbei zu denken — bis der Krieg auch hier eine Wandlung und Umwertung der Werte brachte und den Tätigkeitsdrang der reichsdeutschen Alpinisten auf die Berggebiete innerhalb der weiß-blauen Grenzpfähle verwies. Hier aber war die Auswahl nicht gerade sehr groß. Nachdem das Allgäu und der Wetterstein während der ersten Kriegsjahre sattsam erledigt waren, der nahe Kaiser und das Karwendel andauernd unter Paßverschluß standen, wendete sich die Hochturistik auch mehr den Berchtesgadener Alpen zu und suchte in ihnen der hochturistischen Betätigung würdige Ziele zu finden.

So ähnlich erging es auch mir, nachdem der zu Anfang des Krieges vollständig erschlaffte hochturistische Drang sich im Laufe der nächsten Jahre in den Allgäuer Alpen und dem Wetterstein gesättigt hatte und ich ins Berchtesgadener Land schon flüchtig Umschau halten gegangen war. Schon früher einmal, um Ostern 1914, hatte ich die Reiteralm mit Schneeschuhen aufgesucht und war davon voll befriedigt gewesen. In hellem Glanze leuchtend stehen jene Tage mir heute noch im Gedächtnis und mein damals aus vollstem Herzen gegebenes Abschiedswort, das allerdings mehr der winterlichen Reiteralm gegolten hatte, war gewesen: Auf Wiedersehen. Nun war ich nach vier schweren Kriegsjahren jederzeit bereit, dieses Wiedersehen zu verwirklichen und es kam meinen Wünschen nur zu sehr gelegen, als ein junger Freund, alpenhungrig aus dem Felde auf Urlaub in der Heimat, mich urplötzlich eines Tages mit der Aufforderung überfiel, mit ihm eine Bergfahrt, gleichgültig wohin, zu unternehmen.

Nach kurzen, in Hast getroffenen Vorbereitungen, nach Tagen eines wirklich hundemiserablen Wetters wanderten wir selbander an einem schönen Nachmittag von Reichenhall aus das hier recht eintönige Saalachtal hinein, konnten an Jettenberg nicht vorübergehen, ohne uns in dem überaus idyllischen Brunnhaus mit seinem kühlen Wirtsgarten den letzten Schluck Kriegsbier auf die Dauer von fast einer Woche zu vergönnen, ehe wir die höchst gewichtigen Rucksäcke wieder schulterten und unter dem Nordabsturz der Reiteralm auf einem schönen Fahrweg dem Anstieg zur Traunsteiner Hütte zustrebten. Glühheiß schien uns die Sonne von einem weißfaserigen Himmel ins Gesicht, grellweiß glänzten die Geröllmuren, die die Überschwemmungswasser des neben dem Sträßchen geschwätzig einhersprudelnden Bächleins da und dort in den lichten Wald gewälzt hatten, auf den Wiesen schnitten und wendeten Landleute mit tief gebräunter Haut das duftende Heu. Im blanken Sonnenschein leuchteten die verstreut liegenden Häuschen weiß und rot und braun.

Stillschweigend begannen wir dann, der Markierung folgend, den Anstieg zur Hütte, und ich gedachte hierbei, bald links und rechts, bald rückwärts blickend und die zwischen den Stämmen und durch die Ausschnitte hereinschauenden Landschaftsbilder in mich aufnehmend, voll heimlichen Entzückens jener herrlichen Ostertage vor vier Jahren, da ich mit einem älteren Bergkameraden in schwüler Wärme, fast so wie heute, die Schneeschuhe geschultert, diesen Weg angestiegen war, da in den Talwiesen der Frühling durch das zarte Grün sprang und mit weichen Händen Himmelsschlüssel, Vergißmeinnicht und Anemonen, Blumen in allen Gestalten und Farben um sich streute, während die Berge ringsum noch bis weit über die Schultern herab in Winterhermelin gehüllt waren und verwundert dem seltsamen Treiben des jungen Fants zu

ihren Füßen zusahen. Und wie wir höher gekommen waren, den Frühling immer mehr zurückließen und dem Winter stetig näher rückten und mit einemmal auf einen großen, den Weg überdeckenden Schneefleck gestoßen waren, da hatten wir diesen mit einem Jubelruf begrüßt. War es vorerst auch noch mehr Schmutz als Schnee und nur ein großer Fleck, es war doch Schnee, wirklicher Schnee, dem nun bald mehr, bald die zusammenhängende Schneedecke folgen mußte.

War es nun die Schuld dieser nachdenklichen Betrachtungen oder trug ein an einer Wegabzweigung fehlender Wegweiser daran die Schuld, kurz und gut, wir fanden nach einer guten Stunde Steigens, als uns der bisherige, gut angelegte Holzziehweg urplötzlich ausging, daß wir einen falschen Weg eingeschlagen hatten und zu weit nach links an die Wände herangekommen waren. Wir waren uns beide darüber einig, daß der richtige Hüttenweg rechts von uns jenseits einer Hügelrippe verlief, nur über das Wie, wieder auf diesen Weg zu kommen, konnten wir nicht ganz eins werden. Schließlich entschlossen wir uns, möglichst wagrecht nach rechts zu queren, durch Wald, Unterholz, Buschwerk, bis wir, in einer breiten Rinne angelangt, gezwungen waren, gerade aufwärts über steiles Gras, durch Krummholz und Latschen zu steigen. Das machte uns aber, mit den schweren „Affen" auf dem Rücken, gehörig mürbe, so daß wir es, schweißüberronnen, mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßten, wie wir weiterquerend plötzlich auf einen Weg stolperten, der nichts anderes als der richtige Hüttenweg sein konnte. Verschiedene heilsame Versprechen und gute Lehren ergaben sich bei der anschließenden Rast naturgemäß als Folge dieses Fehlganges von selbst, bis uns ein fernes Grollen aus dem beschaulichen Ruhen aufscheuchte und weitertrieb. Die nun offen vor uns liegenden Chiemgauer Berge verschwammen im grauen Dunst, von zwei Seiten rückte das Aufzucken der Blitze und das Rollen des Donners immer näher, bis es sich in einem Schlage traf und die Wasserschnüre niederprasselten.

Nicht allzulange, dann wurden die Schnüre dünner, sie rissen und wurden zu Tropfen. Und während die letzten Wasserperlen bald versiegten, verließen wir den schützenden Unterstand unter einem breiten Blätterdach, stiegen in die weite Mulde unter dem Schreckfattel ein, brachten dort Wegzacke um Wegzacke hinter uns, auch den letzten, zum Sattel emporführenden Wegschinder. Aufatmend standen wir schließlich auf dem Sattel und hielten Rückschau. Dicht und schwer hing das Unwetter noch in den Chiemgauer Bergen und lastete auf deren Gipfeln. Nur fern im Westen hob sich eine dunkle Zackenkrone scharf von dem feurigen Hintergrund des Abendhimmels ab. War das der Kaiser oder war's die Kampenwand? fragten wir uns zweifelnd. Voll tiefen Friedens lag der Talgrund uns zu Füßen, wo mit leichtem Dämmerschein sich schon der Abend einzunisten begann. Da nahmen wir unsere Säcke wieder auf und setzten den Weg unter den Hängen der Weitschartenköpfe durch Mulden und über Höcker fort, die unseren durch den „Quergang" am Nachmittag so stark beanspruchten Kniekehlen den letzten Stoß gaben. Von Ungeduld herbeigesehnt, zeigte sich schließlich die niedliche Traunsteiner Hütte auf einem Erdkegel, still und leblos wie die noch nicht bezogenen Almkaser zu ihren Füßen, mit geschlossenen Türen und Fensterläden, — also unbewirtschaftet. Wie gut, daß wir vorsichtig genug gewesen waren, uns schon von Anfang an darauf einzurichten.

Ein dumpfer Geruch schlug uns entgegen, als wir die Innenräume der Hütte betraten, war sie doch infolge des schlechten Wetters der letzten Zeit sicherlich von niemand besucht worden. Da rissen wir Fenster und Läden auf, und während wir in unserer Kammer die Schätze unserer Rucksäcke auf Stühlen und Betten ausbreiteten, durchflutete kühle, frische Bergluft in starken Wellen die Hütte. Inniger Freude voll, daß wir hier nun völlig allein und ungestört seien, daß wir über dieses trauliche Bergsteigerheim frei verfügten und der es umgebende Bergbereich ganz uns gehöre, schürten wir im Herd das Feuer. Und während um die Hütte bleischwer die Nacht her-

niedersank, zischten und brodelten am Herde die Pfannen und Töpfe, erfüllten vielversprechende Düfte den Küchenraum. Wozu hätten wir uns sonst heute müde geschleppt? Flackernder Kerzenschein erhellte den aufgetragenen Tisch, zuckte über unsere Gesichter, huschte mit wirren Schatten durch den Raum.

Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung, doch glücklich und froh, schlüpften wir, indes die Nacht mit lichtlosen Augenhöhlen durch das Fenster sah, in die Decken.

In wundervollem fleckenlosem Blau wölbte sich der Himmel über den Bergen, als wir am nächsten Morgen die Hütte verschlossen und leichten Gepäcks und heiteren Mutes westwärts der Weitscharte zuzogen, um dem Kleinen Bruder, dem kühnsten aus der Familie der Drei Brüder ober Reit auf den Leib zu rücken. Taufeucht glänzten die Gräser und ließen mit Glitzern ihre Tropfenperlen fallen, wenn unser Fuß sie streifte. In grellem Silberweiß standen die Häuflhörner in der Sonne, als dunkle Flecken trugen der Almengrund und die ihn einrahmenden sanften Höhenzüge ihre Latschenfelder. Auf schönem und bequemem Weg stiegen wir das Alpatal hinab, das den natürlichsten und leichtesten Anstieg zur Hochfläche der Reiteralm vermittelt, daher auch schon seit ältester Zeit von den Bauern aus Reit und Anken begangen und zum Viehauftrieb benützt wurde. Allmählich, je tiefer wir kamen, traten die Drei Brüder der Reihe nach in den Gesichtskreis und desto ausdrucksvoller erhoben sie sich, bis wir, auf dem kurzwelligen Boden der Alpaalm angelangt, den Kleinen Bruder dicht vor uns hoch sich emporrecken sahen. Wie er aus bewachsenem Grund als schlanker, latschenbesetzter Steilkegel mit deutlich ausgeprägten Graten sich erhebt, als Ganzes ein Bild voll Kühnheit, ist es verständlich, daß selbst ein alpiner Draufgänger wie Barth den Berg, den er als „einen wie aus Felsmasse gegossenen Spitzkegel" bezeichnete, für unersteiglich hielt. Ebenso begreiflich ist bei dem geringen Besuch der Gruppe durch Hochturisten aber auch, daß dieser Gipfel erst 1897 erstmals erstiegen wurde und auch in der Folgezeit verhältnismäßig nur wenig Ersteiger fand.

Da standen wir nun auf grünem Wiesenplan mit gerecktem Hals und suchten an Hand der Wegbeschreibung des Führers unsere Anstiegslinie durch den wald- und latschenbestandenen Unterbau des Berges und über seinen, in der Morgensonne hell aufleuchtenden steilen Felskegel zu erkunden. Nach sorgloser Morgenwanderung durch Tann und Hag konnte der Ernst des Tages beginnen, nachdem wir auf gutem Jägersteig den Sockel des Berges hinter uns gebracht hatten und auf Gemswechseln an den Fuß des Südwestgrates geführt worden waren. Hochwald hatte uns bisher begleitet, der trotzig bis an den Fuß der Bergwände vorstürmte und in einzelnen sehnigen und verwetterten Stämmen sogar noch in sie eindrang, dort aber doch dem dürftigeren und anspruchslosen Krummholz weichen mußte.

Es hätte wenig Sinn, nun unseren Anstieg im einzelnen ausführlich zu schildern, wie wir durch einen Einriß schwierig auf ein Schärtchen zu einem sehr steilen Latschenfeld gelangten, wie wir im Kampfe lagen mit den widerstrebenden Büschen, die uns mit zähen Armen die Füße hartnäckig zu umschlingen drohten und deren ganze Gefährlichkeit uns erst gelegentlich eines Tiefblickes auf die Alpaalm und die Südwand des Berges so recht zum Bewußtsein kam, als wir das Latschenfeld bereits hinter uns hatten und, vor reinem Fels stehend, die Kletterschuhe anzogen. Da erst wich das Gefühl der Unzuverlässigkeit, das durch das bisherige ungewohnte Latschensteigen in mir erweckt worden war, dem befreienden Gefühl der Sicherheit. Kräftig umspannte die Hand nun den Felsgriff, sicher erfaßte der Kletterschuh den kleinsten Tritt.

Ein Quergang in plattigem Fels brachte uns in eine mit rötlichem Gestein erfüllte Rinne, die schließlich mit einem Schuttplatz auslief und in einem tiefeingeschnittenen breiten Kamin sich fortsetzte. Und hier nun, an der entscheidenden Stelle, wo der bisher immer neben dem Grat einherlaufende Anstieg auf diesen selbst übergehen sollte,

wo wir uns nach links hätten wenden sollen, gingen wir fehl — infolge einer mangelhaften Ausdrucksweise der Anstiegsbeschreibung. Irrtümlich stiegen wir geradeaus, bis wir schließlich, an der Richtigkeit unseres Weges verzweifelnd, einen starken Mauerring vor uns erblickten. Ungewollt waren wir, wie sich herausstellte, in die Südostwand des Berges und auf den sogenannten Führerweg gelangt. Da fiel wenigstens eine Sorge von uns, die sich meiner stets stärker bemächtigt hatte, nämlich die, uns gründlich verstiegen zu haben und schließlich in völlig ungangbares Gelände zu gelangen.

Da standen wir aber auch schon vor den schwersten und reizvollsten Stellen dieses Anstiegs: einem schwierigen Quergang, der in einen ungangbaren Kamin führt, der seinerseits über die gerade auf uns herschauende Seitenwand erklommen werden muß. Manch schwere Stelle hatte ich schon gesehen, manches schon gemacht, nun aber betrachtete ich doch zweifelnd diese Kaminwand, die in ihrer Glätte nur von zwei seichten Wasserrinnen kanneliert war und jeder Ersteigungsmöglichkeit zu trotzen schien. Es war ein äußerst eindrucksvolles Bild für mich, als mein Begleiter nach dem Quergang im Kamingrund verschwand, gleich darauf in die über der Tiefe hangende Plattenwand hinaustrat, sich so gut als möglich in die beiden Kannelierungen zwängte und sich stemmend hierin höher schob. Daß bei dem hier erforderlichen Aufseilen der beiden Rucksäcke der meinige schwer verletzt wurde, konnte meiner Freude, mit der ich meinerseits nun diese prächtige Stelle anging, keinen Abbruch tun, war es doch die alte unbändige, auch durch lange Kriegsjahre nicht völlig ertötete Kletterlust, die hier zum erstenmal nach Jahresfrist wieder so ganz auf ihre Rechnung kam.

Über gut gestuften Fels der über dem Kamin ansetzenden Schlucht und ein kurzes unschwieriges Gratstück gewannen wir bald darauf mühelos den Gipfel. Luftig, wenn auch von den übrigen Bergen der Reiteralm und den Gipfeln außerhalb rund um uns noch ein Gutteil überragt, war unser Hochsitz, dessen Steilheit wir am besten aus den Tiefblicken ringsum ermessen konnten. Entbehrte auch die Aussicht infolge der geringen Höhe des Berges naturgemäß der Größe und Weite, so war sie doch nicht ohne Reiz. Gerne schweifte der Blick das Saalachtal entlang und blieb insbesondere auf dessen schönstem Schaustück haften, dem lieblich anzuschauenden Talgrund von Lofer, über dem sich in breiter Wucht und schweren Massen rings um ein weites, gegen uns geöffnetes Hochkar die gebänderte Gipfelwelt des Loferer Steinberges aufbaute, wo ich mir vor langer Zeit als blutjunger Anfänger die ersten alpinen Sporen verdient hatte. Seitwärts von ihnen wuchtete der klobige Stock des Leoganger Steinberges. Als Schattenwand baute der Wilde Kaiser, das Land der Erfüllung ehedem, das Reich unerfüllter Sehnsucht während der Kriegszeit, sich vor den verschleierten Inntaler Bergen auf. Über die in grünen Matten und dunklen Kuppen nordwärts hingelagerten Chiemgauer Berge schweifte der Blick hinaus in die dunstige Ebene, und gegenüber schauten durch den Ausschnitt einiger Gratsenkungen firngeschmückt die Hohen Tauern herein, der königliche Venediger in Wolken gehüllt.

Voll innigen Behagens genossen wir nach all der Unrast der vergangenen Monate die köstliche Gipfelruhe. Viel zu rasch entschwanden die glücklichen Minuten und nur schwer entschlossen wir uns schließlich zum Aufbruch. Seillänge um Seillänge ließen wir dann im Abstieg an dem reizvollen Nordostgrat des Gipfels ablaufen. Zug um Zug suchten Hand und Fuß, an der scharfen Gratschneide über Tiefen schwebend, Griff und Tritt in dem prächtig festen Gestein des Grates. Es war ein schönes Klimmen, ein herrliches Fühlen freier Bewegung, das seinen Abschluß bei einer idealen Abseilstelle von etwa 12 *m* Höhe über den senkrecht zur Scharte zwischen Kleinem und Mittlerem Bruder abfallenden Gratabbruch fand. Da saßen wir dann in der Scharte getreulich vereint, wechselten gemächlich die Schuhe, zogen das Seil ein und freuten uns der eben verlebten Stunde. Und fühlten deutlich im Unterbewußtsein, wie Sorge,

Zweifel und nagender Mißmut, die der verfehlte Anstieg vom Vormittag in uns ausgelöst hatte, von der reinen Welle der Zufriedenheit hinweggespült wurden.

Über Schrofen, Geröll und Schutt des von der Scharte zur Alpaalm hinabziehenden Grabens stiegen, rutschten und fuhren wir in der drückenden Schwüle des Nachmittags zu Tal, das rauschende Geschiebe hinter uns, prasselnde und tackende Steine vor uns. Einen Abbruch umgingen wir in etwas merkwürdiger Weise — warum merkwürdig, möchte ich nicht verraten —, tauchten wieder in den Graben zurück, gelangten schließlich auf Waldboden, auf den Jägersteig von heute morgen und über eine schwellende Lichtung zur Alm selbst. Heiß brannte hier die Sonne in den Kessel, glühend stachen ihre Pfeile. Eine stark sprudelnde Quelle bot uns kühlen Trunk, die Jägerhütte wohligen Schatten. Hier lagen wir nun mit schlaffen Gliedern, ließen gedankenlos die summenden Hummel über uns hinwegziehen, sahen neugierig den durch Gras und über Steinchen eilfertig hintorkelnden Insekten zu, schauten zwischenhinein zufriedenen Blickes wieder empor zum Felsgerüst des Kleinen Bruders, in dessen Felsgewänd, in dessen Latschenfeldern wir schöne Stunden freigewählten Erlebens verbracht hatten.

Wohl über eine Stunde drückten wir faul den Almboden, ehe wir uns einen kräftigen Stoß gaben und langsam den schönen Steig zur Weitscharte, den wir heute morgens herabgekommen waren, zurückschritten. Eine drückende Schwüle brütete in dem Talschnitt, nicht das geringste Lüftchen brachte Kühlung. Graues Wolkengewebe spann immer mehr den Himmel ein, und da wir etwa halbwegs bei einem Brünnchen den Becher aus der Tasche zogen, flog das erste Murren von fern herüber. Rascher schritten wir fürbaß, doch als wir unter der Scharte anlangten, zwangen erste Tropfen, die Wettermäntel auch heute aus dem Sack zu ziehen. Im strömenden Regen und Geschwindschritt legten wir den Rest des Weges zur Hütte zurück. Rieselndes Grau spann, während wir das Essen aufzukochen begannen, den kommenden Abend ein.

Reichlich früh wollten wir morgen nach den Grundübelhörnern aufbrechen. Zwar streikte der Taschenwecker, nichtsdestoweniger wurde ich rechtzeitig wach, fuhr aus den Decken und lehnte mich ins Fenster. Lichtlos, bleigrau, doch hoch hing der Himmel über den Bergen, naß waren Wiesen, Wege und Latschen. Trotzdem wollten wir uns auf den Weg machen. Doch während wir den Kaffee brauten, begann es neuerdings herabzurieseln, immer stärker zu strömen, bis der schönste Schnürlregen fertig war. Verzichtleistend zog ich mich in die Kammer zurück und schlüpfte in die warmen Decken.

Holzgehacke des fleißigen Kameraden weckte mich nach einigen Stunden und trieb mich auf. Doch bis ich mit stets bereiten Hilfskräften in die Küche vorstieß, fand ich den Freund schon mit den Vorbereitungen für das Mittagessen beschäftigt. In treulicher Übereinstimmung beschlossen wir, da heute doch nichts Richtiges mehr anzufangen sei, der Schlemmerei und Völlerei uns sündhaft zu ergeben. Die Ärmel hochgekrempelt, den Küchenboden mit den Griffeisen der Haferlschuhe nach allen Ausmaßen zerkratzend, begann Aign das ganze Register seiner gar nicht kleinen Kochkünste spielen zu lassen. Mit hochgeröteten Wangen hantierte er als Küchenmeister am Herd. Klirrend und klappernd schob er Feuerringe und Geschirr auseinander, durcheinander, schnellte den Eierkuchen zu meinem Schrecken aus qualmender Pfanne zum Wenden in die Höhe, hob Tiegel und Töpfe ins Feuer, schob sie beiseite, löffelte und seihte, quirlte und rührte. Soll ich verraten, was auf dem Herd in Töpfen, Pfannen, Kannen brodelte und dampfte und als Ergebnis in Tellern, Schüsseln und Tassen schließlich aufgetragen wurde? Du wirst staunen, lieber Leser: Mit einer Suppe aus hausgemachten Nudeln begann es, setzte sich über eingedickten Reis mit Büchsenfleisch fort, gipfelte in einem Prachtschmarrn mit Preiselbeeren und fand einen harmonischen Ausklang in echtem schwarzen Tee mit selbstgebackenem goldgelbem Biskuit.

Doch wie so manches Schöne und Gute, hatte auch dieses Mahl einen etwas bit-

teren Nachgeschmack: die reichhaltige Sammlung an gebrauchtem Geschirr und Kochgeräten mußte auch wieder gereinigt werden. Und zwar von uns selbst. Doch unverdrossen unterzogen wir uns auch dieser weniger angenehmen Beschäftigung und scherzten dabei. Und nicht genug mit dieser Spülerei, die Reinigungswut hatte uns nun mit festen Krallen gepackt: der Herd wurde geputzt, der Tisch gewaschen, durch den ganzen Küchenraum flog der Reisigbesen und die Küchentücher wanderten ins heiße Wasser. Wohl befriedigt überblickten wir zum Schlusse unser Tun, und stellten uns voll Wohlgefallen die Überraschung und Zufriedenheit vor, mit der die Moidl, die Hüttenwirtschafterin, ihr angestammtes Königreich nun überblicken würde.

Nach dieser edlen Arbeit konnten wir mit Fug und Recht gut ruhen, trugen uns, nachdem das Wetter aufgehellt hatte, die Stühle vor die Hütte und ergaben uns dem süßen Nichtstun. Der ganze Zauber einer ruhigen, beruhigenden Landschaft, eines völlig ungestörten Hüttenlebens umfing uns da mit weichen, schmeichlerischen Armen. Ein wundersames Gefühl des Besitzens, des Entrücktseins löste diese Ruhe in mir aus. Waren wir nicht die einzigen Menschen in dieser ganzen Gebirgsgruppe, waren nicht alle diese Höhen ringsum unser unbestrittener Besitz, griffen sie nicht unserwegen in demütigem Bogen um die Hütte? Wir aber saßen hier weltverloren, weltvergessen. Draußen mochten in diesen Tagen die größten Schlachten toben, mochten Staaten vergehen und neu geschaffen werden, mochte sich das Schicksal von Völkern erfüllen! Wir ahnten nichts hiervon, keine Kunde drang zu uns.

Mit Lesen und Plaudern verging die Zeit. Und da der Nachmittag lang war, wußte ich zu erzählen, wie ich an Ostern vor vier Jahren ebenso hier gesessen war, glitzernder Schnee ringsum, warme Frühlingssonne im Gesicht, wie das kleine, noch nicht vergrößerte Hüttchen von Menschen gedrängt voll war, wie ich mit einem Gefährten das Wagendrischlhorn und den Weitschartenkopf auf Schneeschuhen befuhr. Und die Erinnerung tauchte zurück in die Einzelheiten jener wunderschönen Tage und wußte zu berichten, wie wir stundenlang auf beiden Gipfeln gelegen waren, Schnee in den flachen Schalen schmolzen und uns von der in vollster Kraft herniederbrennenden Sonne braten ließen im Übermaß. Der Himmel war in jenen Tagen ein einziges Blau, ein triumphierendes Blau gewesen, in dem sich kein Wölkchen kräuselte, das fleckenlos von Horizont zu Horizont sich spannte. Blendende Lichtfülle überströmte die Berge, widerstrahlte von den gleißenden Schneefeldern. Im Lichte flimmernd und glitzernd schienen da die Eisflächen der Hohen Tauern und des Steinernen Meeres, der weiße Spiegel des stillen Beckens des Königssees greifbar nahe vor uns zu liegen. Und Zug um Zug erstand vor dem geistigen Auge trotz der zwischenliegenden Jahre von neuem das Bild, das eine unbegrenzte Aussicht uns damals geboten hatte. Vom Dachstein bis zu den Zillertalern reihte sich Gipfel an Gipfel, firngepanzert im Winterkleid, jeder scharf und klar in seinen Linien gezogen, als Ganzes ein Meer von Gipfeln und Berghäuptern, silbern glitzernd, weiß, — weiß im Auf und Nieder, in endloser Folge. In der Tiefe schritt der Frühling schwebenden Ganges durch die sich begrünenden Täler und lachte froh und schelmisch die ihm begegnenden Menschen an. Weit hinaus in die Ebene drang der Blick, bis er sich im Fernedunst verlor, über den als dunkler Saum die Höhen des Bayerischen Waldes hereinblickten.

Unmerklich versank so Stunde um Stunde des Nachmittags und der Abend schickte sich an, mit kühlem Hauch herniederzusteigen. Da zogen wir uns fröstelnd in die warme Hütte zurück, schürten aufs neue das Feuer und begannen, ersprießliche Tätigkeit zu entfalten.

Mit dem letzten Lichtschimmer des Tages gingen auch wir schlafen.

Grau verhangen wie am Vortag war der Himmel, als wir früh um 5 Uhr an den Reitertrettalmen vorbeimarschierten und der Steinberggasse zuzogen. Nur im Osten zeigte sich ein lichter Streifen zwischen dunklem Gewölk, der Widerschein des aus

tiefer Nacht zu neuem Leben aufsteigenden Lichtballs. Unfreundlich blickte die Landschaft: grau und eintönig die Almen, düster und schwarz die Krummholzfelder. Die Häuslhörner hatten sich in lichte Nebelschleier gehüllt, der sanft hinschleichende Bergrücken der dunkel bewachsenen Steinbergköpfe trug ein verschlafenes, mürrisches Gesicht zur Schau. Seltsam lau, kein gutes Wetterzeichen, war die Luft trotz der frühen Morgenstunde, die wir zu unserem Aufbruch ausersehen hatten, denn der Anmarsch zu dem Grundübelturm und den Grundübelhörnern war gar weit und erforderte immerhin an die 3—4 Stunden Zeit. Galt es doch zunächst, den Höhenrücken des Steinberges zu ersteigen, dann tief in das Wagendrischlkar hinabzutauchen und auf seiner Südseite die gleiche Höhe mit dem Steinberg wieder zu gewinnen.

Schweigsam stiegen wir die Steinberggasse empor, mißgestimmt durch die Ungunst des Wetters, die uns die schönste Bergfahrt der Reiteralm überhaupt vereiteln konnte, denn morgen mußten wir die Gruppe unbedingt wieder verlassen und heimwärts ziehen, in das Feld, zur Arbeit. Je höher wir kamen, je freier in der Rückschau der Ausblick über den Weitschartenkopf und die schon beträchtlich unter unseren Standpunkt hinabgesunkenen Drei Brüder wurde, desto lichter zeigte sich das über der Ebene gelegene Firmament. Ein heller rosiger Schein lief dort über den leicht weißgestreiften Himmel. Wie Tau auf dürstende Blüten nach schwüler Sommernacht fiel dieser Anblick hoffnungsfroh in unsere verzagten Gemüter. Doch wenn wir weiterstiegen und das Gewölk südwärts tief und unbeweglich, schwer und grau den Himmel überhangen sahen, überwältigte uns aufs neue die Hoffnungslosigkeit. So pendelte unser Denken und Fühlen in leichtgeschwungenem Bogen, dessen Endpunkte kleinmütiges Verzagen und hoffnungsfreudige Zuversicht bildeten, wechselweise hin und her.

Wir schwankten und beschäftigten uns mit Wettergewölk und Nebeldunst, mit Sonnenstreifen und Blauhimmel, bis unsere Gedanken zwangsläufig eine andere Richtung erhielten, als wir nach Durchsteigen der Steinberggasse, ihrer Schrofen und Schneeflecke, auf dem langgezogenen Steinbergrücken anlangten und urplötzlich der Hauptkamm der Reiteralm machtvoll und überwältigend in Erscheinung trat. Da lag zu unseren Füßen, tief in die Runde eingewölbt, ein weites Kar, an dessen Rändern sich Horn an Horn aufbaute. Als breite Mauer, in Gipfelhöhe unserem jetzigen Standpunkt gleich, erhob sich gegenüber die Gruppe der Grundübelhörner, das Glanzstück des südlichen Hauptkammes. Im fahlen Lichte des schwer verhängten Morgenhimmels düster abweisend und unnahbar scheinend, bricht die Gruppe links mit dem Steilgrat des Knittelhorns zum Kar ab, wird rechts von der Ziergestalt des schlanken Grundübelturmes flankiert, — als Ganzes ein Anblick, von dem die schon vor 50 Jahren geschriebenen Worte Barths heute noch unverändert Geltung haben: „Drohend dem, der sich ihnen naht, herzerhebend für jenen, der auf ihrem Scheitel gestanden.“ Als mächtiger Schutt- und Schrofenkegel von steilem Aufbau beherrscht das Stadelhorn mit dem Dreikant des von ihm durch die Mairbergscharte getrennten Wagendrischlhorns den Scheitelpunkt der zu ihnen aufziehenden Karmulde.

So gut wir unser nächstes Wegziel, die Grundübelscharte, nun auch schon vor Augen hatten, so nah wir sie mit dem Zeißglas auch heranziehen konnten, so weit war doch der Weg da hinüber noch. Unsere Aufgabe war zunächst, das obere Wagendrischlkar mit möglichst kleinem Höhenverlust zu queren. Und da frage ich nun: Begingst du schon ein richtiges Karrenfeld der Nördlichen Kalkalpen einmal pfadlos? Dann weißt du, daß es so ähnlich ist, als überschritte man ein vielzerschründetes, in Stein verwandeltes Gletscherfeld. Rinnen und Kannelierungen furchen den flachen Plattenkalk, tiefe Spalten reißen ihn weithin auf, Trichterlöcher, im Grunde mit Schutt oder Schnee bedeckt und von Eisbrücken ausgebaut, höhlen sich tief in das Gestein. Willst du wissen, was Ausdauer und Beharrung ist? Dann trete vor einen dieser Karrentrichter, der sich, nur einige Meter in der Runde, so tief in den Fels bohrt,

Knittelhorn, Grundübelhörner, Grundübelturm und Mühlsturzhorn vom Steinbergrücken.
(Im Hintergrund die Hintereisspitzen.)

Traunsteiner Hütte. Blick auf Häuslhörner und Wagendrischlhorn.

Reiteralpe vom Hintersee.

daß du seinen Grund manchmal nicht zu erschauen vermagst und ein hinabgeworfener Block erst nach verhaltenem Zögern dumpf in den schweren Schneemassen des Grundes aufschlägt. Tritt an seinen scharfen Rand und stelle dir nun vor, wie das Wasser hier Tag um Tag, Jahr um Jahr unermüdlich daran arbeitete, den weichen Kalk des Gesteins aus der umgebenden härteren Masse auszulaugen, wie es zuerst Rinnchen und Spältchen fraß, in die dann Frost und Eis sich setzten, sie zermürbend und zersprengend, wie das Wasser, von seinem Helfer Kälte getreulich unterstützt, in dieser Weise weiterarbeitete, Millimeter um Millimeter abtrug, bis sich Meter an Meter reihte, bis Jahrhunderte darüber verflossen und so einer dieser Trichter entstand. Überdenke diesen Wirkungsgang und achte nicht nur darauf, wie gut der Nagelschuh auf den gerauhten Flächen der Karrenplatten haftet, wie die scharfen Kanten der abgesprengten Schneiden dir Hand und Schuh zerschneiden, und du wirst dann eine Ahnung erhalten von dem Erfolge andauernd fortgesetzter, wenn auch augenblicklich unscheinbarer Arbeit, von den zerstörenden Kräften, die das Gebirge abtragen, von dem Wirken der Zeit.

Weit über 3 Stunden waren wir schon unterwegs, ein Horn um das andere hatte sich dabei allmählich hinter dem Stadelhorn hervorgeschoben, der verkrüppelte Dreikant des Großen Mühlsturzhornes und die liegende Sphinxfigur des Kleinen Mühlsturzhornes hatten sich auf diese Weise zugesellt, als wir in den Schrofen, die zur Grundübelscharte hinanleiteten, anstiegen und, nachdem wir uns eine Zeitlang an dem Spiele einer in den Schuttreißen unter uns stehenden Gemse erfreut hatten, binnen kurzem die Scharte selbst erreichten. Wildernst ist ihre Umgebung. Doch kaum daß uns ein richtiger Einblick in sie gegönnt war, denn die Nebel brauten, wie wir mit gelindem Unbehagen bemerkten, vom Südwind angetrieben schon unterhalb der Scharte, zogen während dem Schuhwechsel rasch höher und strichen in dünnen Schwaden über die Scharte in das Kar hinein. Mit kühlem Hauch und licht wehenden Gewändern hüllten sie zwei in der Wildnis dieser Felsenwelt verlorene Menschen ein, strichen mit sachten Fingern über die Wände hin, umfingen mit weichen Gliedern die Zacken. Drückende Wettersorge fiel fiebernd ins Gemüt, fraß prickelnd an den Nerven. Mit hartem Zwange trieb sie uns weiter. Ohne uns auch nur einen kargen Imbiß zu gönnen, ohne die nach dem langen mühsamen Anmarsch so wünschenswerte Rast zu halten, entrollten wir das Seil und legten, kommender ernster und schwerer Stunden uns bewußt, die Hände an den kühlen Fels.

Die nun beginnende Kletterei über einen großen Gratzacken gab einen angenehmen Vorgeschmack für die Bezwingung des hinter ihm befindlichen, durch ihn verdeckten Grundübelturmes. Auf der Spitze des Zackens angelangt, trat der Turm blank und frei vor unseren Blick. Die Nebel hatten sich inzwischen etwas zurückgezogen und gaben seine ganze Gestalt frei. Wir standen gebannt und schauten. Fürwahr, das war ein Geselle, der sich sehen lassen konnte, der sich mit seinen besten Brüdern in den übrigen Felsgebirgen zu messen vermochte und den sicher niemand auf der Reiteralm zu vermuten Grund hatte. Schlank und blitzblank, mit straffen Sehnen und kühn geschnittenem Gesicht bot sich der wilde Bursche dem prüfenden Auge dar. Nach beiden Seiten fast lotrecht abbrechend, nach rechts in die wilde Schauerlichkeit der Grundübelau, nach links in die öde Felsenmulde des Wagendrischlkars, stand er schlank und rank, glatten Angesichtes vor uns auf mit mächtiger, weit ausladender Felsennase, ober der ein breiter Plattengürtel die strenge, faltenlose Stirne bildet, darüber sich als spitze Kopfbedeckung der zierliche Gipfelaufsatz erhebt.

Nun konnte das Spiel beginnen. Doch die herrliche Freude, auf steilstem Fels und schmalen Vorsprüngen zur Höhe zu streben, zur Seite auszuweichen, mit der unbändigen Gebirgsnatur die menschliche Kraft zu messen, an ihren Bildungen den Maßstab des eigenen Könnens zu erproben, konnte heute, unterdrückt durch die lähmende Sorge um die weitere Entwicklung des Wetters, nicht zur sonstigen Entfaltung kom-

men. Unser einziger Wunsch war nur noch, daß der Regen aushalte, bis wir den Gipfel des Turmes oder noch besser den des Grundübelhornes erreicht hatten, von wo aus wir auf leichteren Wegen nach Wahl in das Kar zurücksteigen konnten. Dann mochte es regnen, so viel es wollte. Und sollten wir auf dem Rückmarsch zur Hütte dabei auch naß bis auf die Haut werden, wir würden es in der Freude über eine stolze, wohlgelungene Bergfahrt mit Geduld ertragen.

Hastig zogen wir den Führer aus der Tasche und studierten eifrigst die Beschreibung des Anstiegs, deuteten mit den Fingern auf die hervorstechendsten Richtpunkte: gerade empor zur kleinen Schulter mit dem Latschensträuchlein an der rechten Turmkante, den Quergang in den Platten ober der Felsnase, den Zacken darüber an der linken Turmkante schon hoch droben, den Gipfelaufsatz zum Schluß.

Prächtige Kletterei in dem festen Gestein leitete uns in ziemlich gerader Linie empor zum ersten Richtpunkt, wo wir uns in eindrucksvoller Ausgesetztheit wieder zusammenfanden. Steilste Platten, glatt und ungegliedert, stellt hier der Turm dem weiteren Vordringen entgegen. Zum erstenmal zeigte er uns damit seine Zähne. Bandartige, kaum fußbreite Stufen leiten zunächst nach links in die Turmwand hinaus, werden rasch schmäler und verlieren sich bald ganz in den Platten. In seichter, trittarmer Verschneidung der linken Turmkante rang mein Gefährte, zu weit gequert, sich zur Höhe auf leichteres Gelände. Auf buckligen Rauhungen der Platten, auf kleinsten, scharfrandigen Vorsprüngen und Einhöhlungen, die nur den Fuß- und Fingerspitzen Raum gewährten, strebte ich schon früher über die Platten selbst dem gleichen Ziele zu, einem großen Zacken an der Turmkante. Mitten im Quergang begriffen, konnte ich der Lust nicht widerstehen, Ausschau in die Wand hinaus zu halten: haltlos schleifte der neugierige Blick über die Platten des Turmes, sprang über die Nase hinaus und stürzte in das Kar, aufprallend in grauen Schutt- und Geröllfeldern. Wahrlich, an Ausgesetztheit ließ diese Kletterstelle nichts zu wünschen.

In Rede und Gegenrede tauschten wir, am Zacken lehnend und verschnaufend, unsere Meinungen über die eben zurückgelegte Felsstrecke aus, ehe wir uns anschickten, den zweiten und noch stärkeren Widerstand des Turmes zu brechen, den über einem Schuttband ansetzenden senkrechten Gipfelaufbau zu erklettern. Nur schmale Einkerbungen, zwei durch eine Felsecke getrennte dünne Risse bieten die Möglichkeit zur Überwindung dieser letzten Steilstufe, jeder kaum so weit, um Arm und Bein der einen Körperhälfte in ihn zu zwängen. Ohne Besinnen packten wir den ober dem Zacken an der Turmkante schräg eingeschnittenen seichten Einriß an. Keuchend schob mein Kamerad, einen Arm und Fuß im Riß verklemmt und an den Rauheiten seiner Außenwand herumschabend, sich zur Höhe, während ich als zweiter mir die Sache dadurch erleichtern konnte, daß ich aufrecht stehend die schräggeneigte Rißkante selbst zum Anstieg benutzte und, von der sich vorbauchenden Wand gegen den Abgrund gedrückt, zur ganzen Länge mich ausstreckend mit Hilfe mehr oder minder guter, hoch über mir unsichtbar liegender Griffe ein ziemlich labiles Gleichgewicht herstellte, — ein Scherz also, der für den Erstkletternden als zu gefährlich sich von selbst verbot.

Nach diesem starken Widerstand ergab der Turm sich zunächst und über gut gestuften Fels erreichten wir mit wenigen Schritten den westlichen Punkt des in der Mitte gespaltenen Gipfelmassivs. Einen kräftigen Steinwurf weit stieg der östliche Gipfelteil auf, von uns durch eine unschwierig zu erreichende Einschartung getrennt, die aber am Körper des mit einem ziemlich glatten Wandstück zur Scharte abbrechenden Ostgipfels einen breiten Spalt mit beiderseitig jähen Abstürzen bildete. Das ist die Stelle des berühmten „maximalen Schrittes", bei dem man grätschend von der Schartenplatte mit den Beinen zur gegenüberliegenden Turmwand hinüberspreizt, den Oberkörper an die Wand nachfallen läßt und, sich dem Fels zudrehend, hoch oben zwei feste Griffe packt, daran schnell nachgreifend den Körper über das trittlose Wandstück

emporreißt. Es war der letzte eigenartige Versuch des Turmes, unserem Vordringen Einhalt zu gebieten, und wir stimmten darin überein, daß es eine wirklich seltene, köstliche Kletterstelle sei. Unmittelbar darauf standen wir am Ostgipfel des Turmes.

Ein schöner Bergsieg war errungen und mit festem Händedruck beglückwünschte ich meinen Freund zu seinem hier abgelegten Meisterstück. Noch unter dem frischen Eindruck der rasch aufeinander gefolgten großen Schwierigkeiten stehend, fanden wir es vollkommen in Ordnung, daß diese Tur der Ersteigung des Winklerturmes im Rosengarten angeglichen und als schönste Bergfahrt der Reiteralm und „für alpine Feinschmecker" bestimmt, dem Hochturisten so recht lockend und mundgerecht hingestellt wurde. Unsere hohe Bewunderung für den ersten Ersteiger dieses Turmes, den unvergleichlichen Georg Leuchs, der diesen Gipfel im Jahre 1900 als Alleingänger erreicht hatte, löste sich nun in der Rückerinnerung an die Plattenwand, den Gipfelriß und die Spreizstelle in Kraftausdrücken aus, die wohl für Bergsteigerohren annehmbar, nicht aber zum Abdruck geeignet sind. Auch das vergaßen wir nicht, daß Max Zeller bei der zweiten Ersteigung, ebenfalls als Alleingeher, 7 Jahre später an der Spreizstelle gestürzt und nur infolge einer vorzüglich gelegten Selbstsicherung einem verhängnisvollen Schicksal entgangen war.

Ohne länger als eine Schnaufpause zu verweilen, verließen wir den luftigen Stand und kletterten auf einem schrägen Band und durch mehrere Einrisse in die eine gute Seillänge tiefer befindliche Einschartung zwischen Turm und Horn hinab. Mit einer plattigen steilen Wand baut sich der Gipfel des Großen Grundübelhornes nun unmittelbar vor uns auf, von weiten, tief eingerissenen Schluchten und scharf vorspringenden Pfeilern beiderseits begrenzt. In prächtigem Klimmen gerade aufwärts über die plattigen Stufen und schönen Schrofen der ursprünglich so abschreckend uns entgegenblickenden Wand klang der letzte Anstieg auf den Gipfel des Hornes aus.

Mittag war es geworden, als wir am Steinmann die Rucksäcke niederlegten und eine Büchse Ölsardinen als dürftiges gemeinsames Mahl aus der Tasche zogen. Fast hatten wir, von den wechselreichen Schwierigkeiten, Windungen und Hindernissen des ganzen Anstiegs über den Westgrat des Horns voll in Anspruch genommen, auf das Wetter zu achten vergessen und wurden uns erst jetzt wieder mit Unmut und Bedauern der immer noch unverändert um den Gipfel brauenden Nebel bewußt. In langsamem Wogen schwankten sie einher, auf und nieder, trugen uns weltverloren wie auf einem Wolkensitz. Wenn sie den Ausblick freizugeben schienen, dann sprang ich immer wieder auf, oftmals vergeblich, um nach dem Weiterweg über den Grat zum Kleinen Grundübelhorn und dem Knittelhorn auszuschauen. In Nachdenken versank ich, wenn sie sich wieder schlossen und uns ganz auf uns selbst verwiesen.

Da waren wir nun über einen steilen Turm geklettert, hatten zwei Leben, durch das Seil verbunden, den Felsen anvertraut, hatten mit einer schreckhaften Bildung der Natur in zähem Trotz gerungen. Nun lagen wir befriedigt an einem Steinmann, die einzigen menschlichen Lebewesen in einer ganzen Gebirgsgruppe, untergegangen in dieser weiten Felsenödnis, in der niemand uns suchen würde, von deren Begehung durch uns niemand wußte. Ganz auf unsere eigenen Kräfte waren wir hier gestellt, hatten keine Hilfe zu erhoffen, wenn uns etwas zustieß, nichts von der Außenwelt zu erwarten. Und waren trotzdem glücklich in dem Ergebnis einer Tätigkeit, die wir unter Gefahren und Schwierigkeiten nur für uns selbst ausgeübt hatten, ohne an anderes als die Befriedigung des uns beseelenden Willens zum Erfolg, des Durchsetzens der eigenen Persönlichkeit fremden Widerständen gegenüber zu denken.

Der Befriedigung eines übermächtigen inneren Antriebs war unser Tun geweiht, nicht leerem Ehrgeiz oder blasser Ruhmsucht, denn schließlich: wer sah unser einsames Tun, wer wußte von unserem verborgenen Wagen, lohnte es sich der Wenigen wegen, die davon erfahren würden, das wechselvolle Spiel einer solchen Bergfahrt auf sich zu

nehmen, wenn nicht eines tieferen Antriebs, eines höheren Zieles wegen? Konnte ich im vorhinein ahnen, daß ich, dem überstarken Eindruck dieser Tage erliegend, zu ihrer Schilderung später die Feder ergreifen und damit unsere Erlebnisse einem größeren Kreise bekanntmachen würde? — Gewiß nicht! Niemand zu Lust, Niemand zu Leid, auf Niemands Anerkennung und Bewunderung rechnend, hatten wir unseren Weg auf diesen Gipfel gelegt. Eine neue Blume voll herber Schönheit und berauschenden Duftes hatten wir in diesem Felsgewänd gepflückt, Glücksgefühl schwellte nun unsere Brust, die stolze Befriedigung eines Eroberers. In dem erhebenden Bewußtsein der durch diese Bergfahrt in uns neu erweckten Werte überwältigte uns nach Stunden der Spannung und Mühsal das erquickende Gefühl der Befreiung. Wußten wir nun doch einen leichteren Weg vor uns, der uns mühe- und gefahrloser als der zurückgelegte wieder in das Kar zurückbringen würde.

Angesichts der Unsicherheit, wie das Wetter sich auswachsen wollte, machten wir uns bald auf den Weiterweg, der uns immer am Grat abwechselnd über grasdurchsetzte Felsen, Schrofen und Geröll unschwierig zunächst auf das Kleine Grundübelhorn führte. Hier schien es, als wollten die treibenden Nebelballen, die unseren Weg am Grat überfluteten, dünner und der Schleier, den sie vor die Landschaft hingen, lichter werden. Und wirklich, mit einem Male rissen sie, klafften und weiteten sich und gaben — ich zeigte es dem Freund mit einem lauten Rufe des Entzückens — den Blick in das von heller Sonne erfüllte Tal der Ramsau frei, auf das smaragdgrün, mit hellen Rändern lieblich zu uns emporschauende Auge des Hintersees. Den Blick immer wieder forschend auf die sich ändernden und wechselnden Öffnungen der wallenden Wolken gerichtet, die immer neue Ausschnitte des Landschaftsbildes freigaben, verfolgten wir unseren Weiterweg auf und neben dem Grat zum Knittelhorn.

Als wir an seinem riesengroß aufgetürmten Steinmann anlangten, da hatte sich das Wolkengezücht von unseren Bergen ganz zurückgezogen, die grüne Idylle der Ramsau lag nun frei, schon tauchte auch mit waldreichen Hängen der Hochkalter als eine Prachtgestalt von Berg uns greifbar nahe gegenüber aus dem Gewölk auf, das sich ihm nun als lichter, wehender Kragen um Schultern und Brust anschmiegte. Und wie wir uns hier nun, von jeglicher Sorge befreit, zu längerer Rast gemütlich eingerichtet hatten, die Blicke immer wieder hinauslaufen ließen in das anmutige Berchtesgadener Land, hinüber zur gewaltigen Breitseite des Hochkalters, hinunter zum wonnig erglänzenden Hintersee, da tauchten mählich auch die senkrechten Südabstürze des Untersbergs aus dem Wolkentreiben, der Watzmannstock trat gewaltig in Erscheinung und nur der den Hintergrund der Ramsau machtvoll abschließende Gebirgsstock des Hohen Göll wollte seine Wolkenhaube nicht fahren lassen.

Heiß stach die Sonne durch die Wolkenlücken, ein leichter Wind erhob sich und fegte die letzten Nebelballen aus dem unter uns sich weitenden Kar, die es umrahmenden Hörner tauchten eines um das andere aus dem weißlichen Grau auf, der Steinbergrücken zog seine flache Linie, und was wir uns während der ganzen Gratwanderung so lebhaft gewünscht, das ging nun in Erfüllung: frei lag das Wagendrischlkar mit seiner Gipfelumrandung zu unseren Füßen, ein gewaltiges Hochgebirgsbild, wie ich es gleich eindrucksvoll nicht allzu oft erblickt habe. Einem zu Stein gewordenen Gletscher vergleichbar, mit Spalten, Rinnen, Runsen und Abbrüchen senkt sich das Karrenfeld in flachen Tafeln vom Wagendrischl- und Stadelhorn zu den Geröll- und Latschenmulden des unteren Kars hinab. Wilde Zerstörung ist das beherrschende Leitmotiv. Aus gelben Abbrüchen und roten Rinnen speist hier der Gipfelfels das die Bergleiber überdeckende Geröll, die von den Scharten tief sich absenkenden Steinmuren, die die Sockel einsäumenden Griesfelder. Verwitterung, die im geheimen hier ewig schaffende Kraft, arbeitet Nacht und Tag, bei Sonnenschein und Regen, bei Hitze und Frost. Aus tausend offenen Wunden bluten die Berge, weint das Kar.

Was Barth in seinen „Bergfahrten in den Nördlichen Kalkalpen" mit gewandter Feder bei der Schilderung der Grundübelau ausspricht, in deren Wildheit wir während der Gratwanderung einen Blick hatten tun dürfen, kann ohne weiteres auch für die Felsszenerie des Wagendrischlkars gelten: „Die starre, steile Felswand hoch zu seinen Häupten sieht der Wanderer hier sich teilen, spalten und formen. Kühne Nadelspitzen, unbegreiflich schlank und schmal, schauen phantastisch aus lichtem Blau herein in den Kessel, erfüllt vom Greuel der Verwüstung; durchklüftete Felsen, stürzende Mauern, zerfressene Grate erfüllen den Umkreis der Höhe und den Boden bedecken die Scherben eines zerfallenen Gebirgsteils." Ergreifende Wildheit beherrscht so dieses, nicht einmal tausend Meter über der sanften Idylle der Ramsau gelegene Kar, — ein seltsamer Gegensatz, den wir von unserem Standpunkt, dem östlichen Eckpfeiler des Hauptkammes, so recht ermessen konnten.

Allzuschnell verflog uns Glücklichen die Zeit auf unserer Spitze, immer wieder verschoben wir den Aufbruch, bis ich ernstlich dazu drängen mußte, hatten wir doch den immerhin noch Zeit erfordernden Abstieg vom Knittelhorn über den Nordpfeiler und vor allem den weiten Rückweg durch das Kar und zur Hütte zurück vor uns. Noch einen letzten Blick auf das freundliche, sonnenvolle Landschaftsbild, ehe wir uns drehten und den Abstieg über den nach Nordosten streichenden Grat antraten. Vielleicht daß wir uns, verlockt durch das leichtere Gelände, zu tief unterhalb des Grates hielten, jedenfalls standen wir plötzlich vor einem breiten Abbruch. Mit nutzlosem Versuchen und Probieren vertrödelten wir die Zeit, bis wir, um endlich weiterzukommen, uns durch einen Kamin abseilten und über Schrofen zum Grat zurückgelangten, in dessen Verfolgung wir bald ein gutes Stück unter uns das in der Wegbeschreibung viel erwähnte „Postament" sahen, von dem aus auf den Kopf des großen nördlichen Stützpfeilers des Berges abzuseilen sei. Unschwieriges Gelände führte uns rasch tiefer, aber nochmals kamen wir in die Brüche und in Widerspruch mit der Wegbeschreibung, denn vergebens suchten wir ein zu überwindendes schwieriges Wandl von zehn Meter Höhe, forschten ebenso vergebens nach einem ausgesetzten Kriechband, das als „originelle Stelle" in der Beschreibung besonders hervorgehoben war, suchten wieder hin und her, bis wir kurz entschlossen über eine schwierige Anfangsstelle ein rasch sich verbreiterndes Band gewannen und auf diesem zu dem großen, von einem einzelnen starken Latschenbusch bezeichneten Postament gelangten. Mit Hilfe einer neuen, an der Vorderkante des Postamentes gelegten Abseilvorrichtung schwebten wir am gedoppelten Seil frank und frei den unten weit zurücktretenden Abbruch hinab auf den schmalen Kopf des Stützpfeilers. Steiles Geschröfe führte uns in die Verschneidung des Stützpfeilers mit der Bergflanke, die als gut gangbare Steilrinne mit einer Reihe schöner Kamine in das untere Kar hinableitete. Nur schade, daß wir bereits zu lange unterwegs waren, um die an sich sehr nette Kletterei durch die Steilschlucht noch mit rechtem Genuß empfinden zu können.

Ein fahles, streifiges Weiß hatte den Himmel während der Zeit unseres Abstiegs überzogen und lästige Schwüle lagerte nun im Kar. Schritt vor Schritt, wie in der Erfüllung einer lästigen Pflicht, stapften wir, beginnende Müdigkeit in den Füßen, die Schutthänge und Schneefelder unter den Grundübelhörnern hinan, querten, jeden Tritt in dem nachgiebigen Geröllgeschiebe sorgsam ermessend, die von der Grundübelscharte herabsinkenden Steinfelder schräg aufwärts, um über weiche Schneeinlagerungen das Karrenfeld zu gewinnen. Ein erstes Grollen traf hier unser Ohr und beschleunigte unwillkürlich das Zeitmaß unseres Anstiegs durch das Kar. Es sollte also auch heute nicht ohne das alltägliche Gewitter abgehen. Rasch umdüsterte sich der Himmel, in dunkler Rüstung kam graues Gewölk mit dem Winde angeritten, schwarze Wolkenballen jagten in geschlossenen Geschwadern stürmisch hinterdrein, indes wir in Hast über die Schneiden, Kanten und Tafeln des Karrenfeldes weitereilten. Da fie-

len auch schon die ersten Tropfen, als dunkle Ringe saugte sie der sonst gleichmäßig helle Kalkfels sofort auf. Da plötzlich, während wir die Wettermäntel um uns schlugen, entfaltete sich im Osten ein fesselnder Ausblick, der mich in seiner Eigenart und Seltenheit das nahende Unwetter für Augenblicke ganz vergessen ließ. Über dem Einschnitt der Ramsau hatte sich weit draußen im Osten das dunkle Gewölk gehoben, rot lohte darunter der Abendhimmel auf, und, unwahrscheinlich schimmernd, von der niedergehenden Sonne wundersam überstrahlt, trat ein fernes Gebirge in traumhafte Erscheinung. Was mochte es wohl sein? Ich versuchte umsonst, es länger zu betrachten, denn schon stürmte mein Gefährte weiter, warum, wozu, darüber gaben wir uns beide in diesem Augenblicke keine klare Rechenschaft, waren wir doch hier im Kar wie auch am Steinberg, da und dort, schutzlos den Elementen preisgegeben.

Und wieder eilten wir über eine große Karrentafel, als urplötzlich, ohne es im geringsten ahnen zu können, ein Blitzstrahl vor uns auflohte, dem im gleichen Augenblick ein markerschütterndes Krachen folgte. Ein grellweißes Glutmeer war unsere Umgebung geworden, ein flammendes Ungetüm der Berg unweit von uns. Geblendet fuhr ich zurück, Schrecken in allen Gliedern riß es mich nach dem Gefährten herum. In dem unmittelbar nach dem Blitzschlag nun mit aller Gewalt einsetzenden Toben des Unwetters standen wir einander gegenüber, unberührt von allen Vorgängen um uns, ich sah mit einer fremden Verwunderung den fragenden Blick des Freundes, las darin sein Erschrecken über mein zuckendes Gesicht. Und wollte zu ihm sprechen, doch — Entsetzen! — die Sprache versagte den Dienst, kein Laut kam über die im Zwange sich bewegenden Lippen, bis einige beruhigende Worte des an alle Schrecken und Entsetzen des Krieges gewohnten Freundes an mein Ohr schlugen. Die wurden zur Erlösung aus fürchterlicher Not. Und wie es gekommen, löste sich die grauenvolle Fessel des Nervenschocks mit einem Male in einem erschütternden Aufruf.

In eine Felsbuchtung hingeworfen, ließen wir nun ergeben das wütende Toben des so jählings aufgezogenen Unwetters über uns ergehen. Wie mit Kübeln goß es, nachdem der erste Blitzstrahl alle Hähne und Schleusen des Himmels weit geöffnet zu haben schien. Hagelkörner mischten sich allmählich in die stürzende Flut, Eiskörner in allen Größen trommelten auf unsere Köpfe und sprangen von den Karplatten wider. In breiten Rinnsalen strömte das Wasser über die Felsen, an die wir hingeschmiegt lagen. In einem Sumpf, aus Wasser, Eis und Hagelkörnern kniete der Freund, dessen Wettermantel den Feldzug nicht vertragen hatte und der daher nach kurzer Zeit schon zähneklappernd die Nässe und Kälte bis auf die Haut durchkriechen fühlte. Doch schnell wie es hereingebrochen, verzog sich das Unwetter nach rasendem Toben auch wieder. Das Gießen ging in ein sanfteres Regnen über, mit einem hellen, eigenartig metallischen Klang kam das Dröhnen des Donners aus dem Hochkaltergebiet herüber, über dessen Bergen das Wetter nunmehr wie ein schwarzes, drückendes Untier lastete. Frierend zog Freund Aign im Windschatten eines Felsklotzes das patschnaß gewordene Hemd aus und nahm dafür die im Rucksack glücklicherweise trocken gebliebene Joppe über den nassen Leib, schlug aber dann, unter dem kühlen Wind fröstelnd und erschauernd, ein so scharfes Zeitmaß im Gehen an, daß ich ihm kaum zu folgen vermochte.

Tief ergriffen wanderte ich hinter ihm drein. Noch immer bebte die Seele in Erschütterung und spürte, im Innersten aufgewühlt, noch jetzt den kühlen Hauch des starken Erlebens. Wie hatte mich das Grauen hart gestreift, wie waren die Sekunden, da meine Gedanken sich überstürzend jagten und mein Geist das Ringen um die klingende Sprache und den versagenden Laut mit klarem Sinn verfolgt hatte, doch voll Entsetzen gewesen. Welch unsägliches Glück hatte mich durchströmt, als mir der Klang der Stimme wieder geschenkt war, wie unendlich gleichgültig war da alles Toben und Wüten des Unwetters geworden. Heißer Dankbarkeit voll wurde ich mir nun der Sprache als eines göttlichen Geschenkes von göttlichem Werte bewußt.

Wenn ich mich nun heute eindringlich bemühe, ein Bild der dem Gewitter folgenden Geschehnisse und der landschaftlichen Eindrücke vor mir aufzubauen, so ergeben sich dabei trotz allen Bemühens nur unklare und verschwommene Umrisse. War doch mein Blick in der Rückwirkung der eben durchlebten Stunde vorwiegend nach innen gerichtet, sah ich daher doch nur mit halbem Auge, wie die Bänder des Stadelhorns, von dem Hagel und den Eiskörnern weiß belegt, sich von dem nassen, dunklen Felskörper als helle Streifen und Flächen scharf abzeichneten, wogegen Wagendrischlhorn und Häuslhörner diese Fleckung nicht trugen, also bereits außerhalb des schmalen Hagelstreifens gelegen waren. Wie ein Traum ist es mir auch, daß ich im Hinschreiten auf dem flachen Steinbergrücken über der Ebene weit draußen ein helles, im Abendschein allmählich rot aufglühendes Firmament erblickte, die Drei Brüder unter uns den dunklen, schwarzen Waldsockeln entsteigen sah, den freien Hang des Weitschartenkopfes als große stumpfe Fläche dem schimmernden Rot der Ebene vorgelagert. Abendgrau, grauer Fels und Regengrau der Wolken spann uns ein, als wir in die Steinberggasse niedertauchten und mit schwerfedernden Knien den Steig über Geschröf und Schnee abwärts verfolgten, bis uns beim Übergang in das Gebiet des Krummholzes und der Zirbe eine dicht hinter uns über den Weg wechselnde Prachtgemse mit Läufen wie aus Federstahl entzückte. Schwere Tropfen hingen noch immer an Busch und Strauch, von den sich schüttelnden Ästen rieselte ein schwerer Tropfensegen. Am grellrot flammenden Strauch brachen wir uns einige in voller Pracht erblühte Alpenrosen, ehe wir die Leiterrinne zum Schlusse der Gasse hinabstolperten und auf den unter unseren Tritten laut aufschmatzenden Wiesenplan der Almen hinaustraten.

Rauch kräuselte sich in zierlichen Wölkchen aus dem Schornstein der Hütte in die mit trüben Schatten heranschleichende Dämmerung, die Hüttentür stand weit offen, — wir hatten also offensichtlich Besuch erhalten. Die Hüttenwirtschafterin Moidl hatte mit Mann und Bub das ihrer Obhut anvertraute Bergsteigerheim wieder einmal aufgesucht. Freudig begrüßten wir sie, waren wir doch durch sie für heute der Besorgung des Abendessens enthoben, was uns, nachdem wir 15 Stunden unterwegs und davon 12 auf den Beinen gewesen waren, durchnäßt und abgemüdet, durchaus wohltuend berührte. „Trocken gelegt" und die Füße längelang unter dem Tische ausgestreckt, konnten wir nun in Muße der Moidl wirtschaften zusehen, konnten nach Herzenslust auftragen und uns in Ruhe Speise und Trank schmecken lassen.

Tiefschwarz und kühl, glanzlos und schwer hatte die Nacht wie ein böser Feind die Hütte umschlungen. In die Decken gehüllt, sann ich dann — immer wieder der Nachwirkung der Erlebnisse des Tages erliegend —, sann und sann, bis mein Sinnen und Erinnern unmerklich in einen tiefen Schlaf hinüberglitt.

Die Sonne hatte schon ein schönes Stück ihres morgendlichen Laufes hinter sich, als wir uns endlich aus unseren kunstvoll aus den Decken zurechtgemachten Schlafsäcken schälten, eine der Decken als Ersatz für die in der warmen Küche abends aufgehängten Unterkleider und Hosen um uns legten, die Lenden mit einer Schnur als Büßerstrick gürteten und uns daran machten, in Ermangelung der immer noch nicht aus den Federn gekrochenen Familie Moidl den Morgenkaffee selbst zu kochen. Viele Scheite Holz opferte der Freund dabei dem Herdrachen, um unsere Kleidung noch vollends in trockenen Zustand zu versetzen.

Dann aber ging es an das Zusammenpacken unserer Siebensachen. Schön waren die auf der Reiteralm verlebten Tage gewesen. Nun gingen sie zu Ende und die Zeit des Abschieds war gekommen. Noch einmal ließen wir uns aufkochen, was die Reste unserer Vorräte Schönes und Gutes hergaben, ehe wir der Hütte ein Lebewohl sagten und den Weg zum Schreckfattel aufnahmen.

Ein angenehm kühlender Lufthauch umwehte uns, als wir uns dort, wie auf dem Anstieg, zu kurzem Verweilen auf das Bänkchen setzten und in die Runde schauten. Frohgestimmt zogen wir dann talwärts, pflückten Alpenrosen, die seitwärts des Weges taufeucht und vollerblüht an niederen Büschen brannten, ich für die Gattin, der Freund für die Schwester. Wie ein schöner Spaziergang durch Laub- und Nadelwald auf gut gepflegtem Wege mutete uns stellenweise der weitere Abstieg an. Und als wir im unteren Wegteil oftmals Erdbeeren zwischen Blätter- und Grasgewirr verführerisch und verstohlen als rote Perlen aufleuchten sahen, da bückten wir uns mit vollen Rucksäcken wohl mehr als einmal, die saftigen Früchte zu naschen, falls es nicht vorkam, daß wir im Gewaltschritt daran vorbeieilten, wenn der aus dem plötzlichen Anblick der Früchte erwachsende Gedanke, sie zu pflücken, nicht mehr die Zeit hatte, sich rechtzeitig in die Tat umzusetzen, — wie mein Gefährte sich philosophisch ausdrückte. Wir brachten es auch nicht über uns, an jener Wegtafel im untersten Teil des Hüttenweges vorüberzugehen, die bei einer Abzweigung lediglich an einem Baumstamm lehnte und, in zweifelhafter Richtung weisend, die stille Ursache unseres verflixten Quergangs beim Anstieg zur Hütte geworden war. Mit kräftigen Hammerstreichen — ein großer Stein ersetzte den Hammer — schlug mein Begleiter die Tafel wieder richtig an den Stamm.

Die bisherigen Zeitversäumnisse wettzumachen, eilten wir dann ungeachtet der immer wieder verlockend aufleuchtenden Beeren das mittagschwüle Tälchen entlang, fast im Gleichschritt mit dem neben unserem Weg eilfertig einhersprudelnden Bach, und hinaus zum Brunnhaus Jettenberg, nach langen Tagen des Entbehrens gierig nach einem Schlucke kühlen, annehmbaren Bieres. Das war ein schönes Viertelstündchen Ruhen in dem so schattenfrischen Gärtchen. War das nicht alles ebenso wie in jenen glanzvollen Ostertagen 1914, da ich mit einem anderen Berggefährten ebenfalls um diese Stunde hier gesessen hatte und uns der Frühling in leibhaftiger Verkörperung entgegengetreten war? Ein junges Mädchen mit schön geschnittenem Gesicht, in landesüblicher Tracht, den Menschenfrühling in schlanken Gliedern und sprossenden, knospenden Formen voll Liebreiz, das Spiegelbild des helleuchtenden Ostertages in den braunen Augen. Wie mußte ich meinen damaligen Gefährten beneiden, der diese Mädchenblüte mit scherzenden Worten lachen und sich bewegen machen konnte, während ich, die dunkle Brille vor den verschwollenen Augen und das Gesicht vom Gletscherbrand aufgedunsen, mich in den schützenden Hintergrund verbergen mußte.

Die sengende Sonne im Rücken, brachten uns schnell ausgreifende Schritte das Saalachtal hinaus gen Reichenhall. Zu ragender Höhe wuchsen Zwiesel und Hohenstaufen mächtig über dem Ort auf. Und als wir uns, die elegante Hauptstraße beschreitend, noch einmal umwendeten und zurücksahen, da grüßten wir zum letztenmal die von Dunst und Wettergewölk grau verschleierten Abbrüche der Reiteralm.

Winter im Toten Gebirge

Von Robert Hüttig, Graz

„Durch winterstille Wälder
Und blaue Schneeunendlichkeiten
Hat mich heut' mein Schi
Zum sonnigen Gipfel getragen."
E. J. Luther.

Erster Teil

Wenn das melodische Herdengeläute auf den reichbesiedelten Almen des steirischen Salzkammergutes längst verstummt ist und die Natur nach einem kurzen Farbenbacchanal zu langem Winterschlaf sich rüstet, schreiten All und Skade sachte durch das Land, streuen weißen Segen über die Berge und betten die verlassenen Matten am Salzsteig, die öden Steinwüsten der Hochfläche in linde, weiche Hüllen. Über Nacht verwandeln sich die endlosen Karrenfelder, die riesigen Einsturztrichter des Toten Gebirges in weißwogende Wellenberge und werden zu einem einzigen Eden für die zahlreiche Gilde der Schneeschuhläufer.

Doch nur wenige wagen sich in die furchtbare Schneewildnis der eigentlichen Hochfläche, deren Durchquerung auf flinkem Gleitholz wohl zu den großartigsten Eindrücken gerechnet werden darf, die dem Bergsteiger beschieden sein können. Für die meisten Winterbesucher ist das ungeheure Gebiet — es mißt etwa 400 km^2 an Ausdehnung und ist in den gesamten Ostalpen ohnegleichen — gewöhnlich mit einer Fahrt auf die berühmten Schiberge der Mitterndorfer Seenplatte abgetan. In das Innere des Gebirges einzudringen, wird immer nur ein Vorrecht des erfahrenen und geübten Alpinisten bleiben, der die Gefahren, die bei Wetternot dort drohen, richtig einzuschätzen und ihnen mutig zu begegnen weiß. Die Kunst des Zurechtfindens ist vielleicht nirgends schwieriger, als in dieser unübersehbaren Schneewüstenei, die von keinem Baum und Strauch unterbrochen, in ihrer fast trostlosen Gleichförmigkeit an arktische Landschaften gemahnt.

Es wird behauptet, daß die Bewohner des Salzkammergutes bereits in Gummischuhen und Regenmänteln zur Welt kämen; das mag immerhin eine arge Übertreibung sein, doch der berühmte „Schnürlregen" — sei er nun salzburgischer oder steirischer Herkunft — der so manchem Kurgast in Ischl oder Aussee das bißchen Sommerdasein verleidet, wird in kristallisierter Form dem Wintersportler zum Segen. Denn nirgdens — den Arlberg vielleicht ausgenommen — ist der Himmel mit diesem für den Schneeschuhläufer so unentbehrlichen Betriebsstoff freigiebiger wie in den Bergen zwischen Enns und Traun. Dieser klimatische Vorzug mag wohl auch die Ursache sein, daß keine Gebirgsgruppe so reich mit Schihütten bedacht ist, als die dem Hauptstock vorgelagerte Seenplatte unter dem Salzsteigjoch, deren ideales Gelände den Ruf Mitterndorfs als Wintersportplatz begründet hat. — Außer dem im Jahre 1925 erbauten großen Karl-Theodor-Holl-Haus der Sektion Austria, besitzt hier deren Schivereinigung die Roßalm-, Gras-, Leistalm- und Hierzegger-Hütte; dazu kommen noch die Tauplitz- und Steyrersee-Hütten der Sektion Linz und eine Reihe von Privathütten, jede von der anderen kaum 10 Minuten entfernt. Im übrigen Teil des Toten Gebirges sind die Unterkünfte für den Schiläufer wohl spärlicher verteilt, doch entsprechen sie völlig dem Bedürfnis. Da ist vor allem die neue Pühringer-Hütte

der Sektion Wels, am Elmsee gelegen, ein vorzüglicher Stützpunkt für den zentralen Teil der Hochfläche und unentbehrlich bei einer Durchquerung. Weiter im Westen bieten die Wildensee- und die Loserhütte der Sektion Bad-Aussee und die Schwarzenbergalm bei Ischl willkommene Herberge. Östlich, am Fuß des Großen Priel steht das Krahl-Haus des Ö. T. K., im Warscheneckstock je eine Schihütte unserer Sektionen Liezen und Linz, sowie die Mölbing-, Dümler- und Zellerhütte des Ö. T. K.

Wenn ich noch erwähne, daß die Haupteintrittsorte: Aussee, Hinterstoder, Ischl, Mitterndorf und Liezen, durchwegs an günstigen Zufahrtslinien liegen, die sowohl von der deutschen Grenze (über Salzburg oder Linz) als auch aus den österreichischen Bundesländern leicht erreichbar sind, daß ferner die Unterkunftsverhältnisse in den genannten Talorten auch hochgeschraubten Ansprüchen voll genügen, glaube ich kurz das Notwendigste gestreift zu haben. Wer noch mehr wissen will, dem wird Hans Reinls ausgezeichneter „Schiführer durch das Salzkammergut" (Verlag Artaria, Wien, 1925) erschöpfende Auskunft geben. Näheres über Gliederung und Aufbau des Gebirges, seine Geschichte und bergsteigerische Würdigung ist in den prächtigen Zeitschriftaufsätzen „Aus dem Toten Gebirge" von Dr. Fritz Benesch (Jahrg. 1912, S. 184) und „Der Warscheneckstock" von Hermann v. Wißmann (Jahrg. 1924, S. 190) nachzulesen. Als Karten empfehle ich die Schiroutenkarte von Freytag & Berndt, Wien 1 : 100 000, Blatt 4, die Wanderkarte des Kartogr. Instituts in Wien 1 : 75 000, Blatt 4952 und 4951, und die Karte des Mitterndorfer Schigebietes 1 : 50 000, herausgegeben von der Schivereinigung der S. Austria.

Und nun mögen bunte Blätter, wie sie mir gerade in die Hand fielen, von einigen der schönsten Fahrten in diesen unerschöpflichen Schigründen erzählen.

Auf der Brunnalm

Tiefeingebettet in eine der zahlreichen Dolinen am Südfuße des Hochmölbings, duckt sich ein bescheidenes Hüttlein, das uns als Ausgangspunkt für einige Schneeschuhfahrten in der Warscheneckgruppe dienen sollte. Eigentlich stand der Hochkönig auf der Tagesordnung, aber wenn es das Schicksal will, kommt es immer anders als man denkt. Der lebhafte Pfingstverkehr hatte zur Folge, daß uns in Selztal der Anschlußzug nach Bischofshofen vor der Nase wegfuhr und uns damit vor die bange Frage stellte: was nun? Da wir nicht weit von Liezen waren, fiel mir das kleine Heim unserer dortigen Schwestersektion ein und rasch wurden unsere Turenpläne umgruppiert, der Schlüssel besorgt und losgezogen. Die Maiensonne meinte es allzugut mit uns und brannte unbarmherzig auf die schwerbelasteten Rücken, als wir von Liezen — die Brettel geschultert — auf der staubigen, von blühenden Obstbäumen umsäumten Landstraße gegen Weißenbach wanderten.

Im grüngoldenen Frühlingsbuchenwald ging's rasch empor und als wir, den Langpoltenbach verlassend, die schneerosenübersäten Hänge in einigen steilen Kehren überwunden hatten, konnten die Schneeschuhe bereits in Tätigkeit treten. Wer jemals nach ermüdender Wanderung, wenn Rucksack und Brettel schwer auf den Schultern lasten, den Augenblick herbeigesehnt hat, wo er die flüchtigen Renner besteigen darf, wird die Erleichterung verstehen, mit der wir nun antauchten, um nach fünfstündigem Anstieg vor der Brunnalmhütte haltzumachen. Für drei glückliche Tage waren wir unbeschränkte Alleinherrscher — eine Seltenheit zu hohen Feiertagen — und es sollte urgemütlich werden, wie es nur im Kreise gleichgestimmter Bergfreunde sein kann. Lawinendruck hat seither das Hüttlein unbrauchbar gemacht und die S. Liezen genötigt, weiter südlich, am Nordhang des Raidlings einen Ersatzbau aufzuführen, der seiner Vorgängerin in nichts nachsteht.

Ein Pfingstmorgen von seltener Klarheit zog herauf. Südlicher Himmel blaute über den Bergen und trieb zu tatenfroher Fahrt. Gegenüber lockte mit seiner eigenartigen Bänderung des Angerkogels prächtige Nordflanke. Es war ein merkwürdiges Wandern; als das unübersichtliche Gewirr des vielfach zerklüfteten Karstbodens glücklich überwunden war, begann der Anstieg über die breiten Bänder, welche den ganzen Berg durchziehen und die auch auf der Spezialkarte deutlich zum Ausdruck kommen. Von unten gesehen, hält man es nicht für möglich, so glatt durchzukommen, wie es tatsächlich der Fall war; wenn eine Stufe hinter uns lag, ging es höchst bequem auf die nächste und so fort mit Genuß, bis die freien Hänge unter der Gipfelhöhe erreicht waren und kurz darauf der Angerkogel (2113 *m*) betreten wurde. Eine kleine Abfahrt nach Süden brachte uns auf die vorgeschobene, etwas niedrigere Angerhöhe (2055 *m*), von der sich ein herrlicher Blick auf die in voller Blütenpracht schimmernden Gefilde des Ennstales erschloß, das sich zu unseren Füßen weitete.

Gibt es reizvollere Gegensätze, als von hoher Firnwarte in blühende, lachende Täler zu schauen und dann hinabzusausen: erst über pulverige Schattenhänge, dann glitschnassen Firn, um schließlich — die letzten Fleckchen Schnee ausnützend — auf aperen Almwiesen zu landen, wo als erste Boten des Frühlings Schneerosen, Krokus und Soldanellen sprießen? Und dann geht's, je tiefer man kommt, der Herrschaft des Sommers entgegen, bis endlich zwischen sensenreifen Glockenblumenwiesen und üppigstehendem Winterkorn, zum Gespötte nichtsahnender Menschlein die Brettel heimwärts geschultert werden. So erlebt der Schiläufer das Werden der Natur, den Übergang vom Winter zum Frühling, vom Lenz zum Sommer, in einem Zuge und empfindet das Werk vieler Monate gleichsam als Schöpfung eines einzigen göttlichen Maientages.

Noch aber wollten wir nicht hinunter von unserem prächtigen Ausguck. Erst galt unsere Bewunderung den Ennstaler Kalkriesen, den ernsten Urgesteinsgipfeln der Bösensteingruppe gegenüber, dem mächtigen Koloß des Grimmings und nicht zuletzt dem im Norden kühn aufstrebenden Felsbau vom Hochmölbing bis zum Warscheneck. Weit unten, tief im Schnee vergraben, grüßt unser trautes Heim herauf, dem wir nun in froher Lust entgegenschwingen. Die Wonnen einer hindernislosen Abfahrt bei idealem Schnee zu schildern, haben schon Berufenere unternommen. Genug! Wie alles Schöne war auch diese Freude von viel zu kurzer Dauer, um nicht den Wunsch nach Wiederholung aufkeimen zu lassen — wenn der Aufstieg nicht wäre!

Der Hochmölbing, mit seinen 2331 Metern der zweithöchste Gipfel der Warscheneckgruppe, war unser nächstes Ziel. Er liegt ja förmlich vor der Hüttentüre und wir brauchten nur über seinen nach Süden streichenden Seitenkamm anzusteigen, um sofort an Höhe zu gewinnen und bald neben, bald auf der Schneide, dem immer schmäler werdenden Gipfelgrat an den Leib zu rücken. Schließlich steckten wir die überflüssig gewordenen Hölzer in den Schnee und stapften über den scharfen Firnkamm zur Spitze, deren Rundschau jene vom Vortag bei weitem übertrifft, wenn der Blick in die Ferne als Wertmesser der Schönheit bestimmend ist. Doch hier wirkt vor allem die unmittelbare Nähe der durch das waldgrüne Stodertal von uns getrennten Prielgruppe; ihr schönster Gipfel, die Spitzmauer, und anschließend der gegen Osten in gewaltigen Wänden abstürzende Hochkasten mit der Dietlhölle, bilden wunderbare Gegensätze zu den sanfteren Formen der übrigen Berge, die sich allenthalben um uns gruppieren. Alles überragend blinken im Westen die weiten Firnfelder der Dachsteingruppe, einige Spitzen der Hohen Tauern und weit gegen Osten — im Dunst verschwindend — die Höhenzüge der niederösterr. Voralpen. Daß man auch unseren Grazer Hausberg, den Schöckel erblickt, erfüllte mich mit besonderer Freude, und ich grüßte dankbar den alten Nothelfer, der mir schon manche trübe Stunde verschönt hat. — Be-

seligt von all dem Geschauten, stiegen wir zu den Schiern zurück, um bald das Vergnügen der Talfahrt auszukosten. Es gibt Leute, die behaupten, vom Kleinmölbing zum Kirchfeld im „Schuß" hinabzufahren; nun — wir wollten ihnen das Vergnügen lassen und gondelten gemächlich einmal mit Schwung, dann ohne diesen, in schaukelnder Schwebefahrt zur Tiefe. Unser kleiner „Alter Herr", der sich erst seit kurzem mit der Hohen Schule des Schneelaufs befreundete, wollte sogar in „Spiralen" gefahren sein; doch was kümmerten uns heute Namen — wir fühlten nur eines: seliges Gleiten und Fliegen, bis alle lachenden Auges vor der Hütte sich versammelten.

Noch war es früh am Tage, also genügend Zeit zu einer sogenannten „Jausentur", die nach der Ansicht meiner Freunde, gewöhnlich im Mondschein oder mit Freilager enden. Trotz alledem gelang uns noch die Besteigung des im Süden gelegenen Schafberges (1928 *m*) und des Raidlings (1905 *m*), beide wenig hervorragende Randerhebungen, die sich durch hübsche Talblicke und genußvolle, aber kurze Abfahrten auszeichnen. Entgegen den kühnen Vorhersagen erreichten wir noch vor dem Nachtmahl unsere Alm, gerade als die letzten Strahlen eines farbenprächtigen Sonnenunterganges verlöschten und verbrachten einen heiteren Hüttenabend, bei dem der Eisenlack, den ein Gefährte zwecks Erhöhung der Gleitfähigkeit statt Schellack auf die Brettel strich, eine hervorragende Rolle spielte.

Am nächsten Morgen war jedoch weder das eine noch das andere mehr nötig, denn klirrender Harscht verdarb die Schibahn und zwang uns, über beinharte Hänge schrägseitwärts hinabzurasseln. Einige Kameraden bedauerten schon, daß noch kein Harschtanker erfunden war, der die tolle Fahrt ein wenig unterbrochen hätte. Im Tale gab es Staub und Sonnenhitze, die uns verlangend nach der in den klaren Äther ragenden Angerhöhe zurückblicken ließen.

Die Mitterndorfer Seenplatte

Fahles Mondlicht breitete sich über die verschneite Dorfstraße und verwandelte die Schneekristalle in tausend glitzernde Demanten, wenn sie flüssigem Silber gleich, über den Bug der gleitenden Schier rieselten. In gleichmäßigem Takt spurte unser Tausendfüßler durch die nachtstillen Gassen von Tauplitz — Schi vor — Stock vor — Schi — Stock — Schi —, wie Musik klang das leise Zischen des sich sachte teilenden Pulvers. Nur hie und da ein kurzes Wort, ein staunender Ausruf, wenn die märchenhafte Pracht des tiefvermummelten Winterwaldes zu unwillkürlicher Bewunderung hinriß. Erst die Steilstufe der „Brentenmöser" brachte den geschlossenen Zug in Auflösung und jeder strebte so gut es ging bergan. Um 2½ Uhr früh legten wir vor dem gastlichen Heim des Grazer Akad. Turnvereines, in das Freund Greenitz und ich geladen waren, die Brettel ab. Ein Dutzend fleißiger Hände griffen zu und im Nu war die Hütte instandgesetzt und geheizt; nach dem ersten Frühstück wurde zu kurzem Schlummer in die molligen Schlafsäcke gekrochen.

Goldene Sonnenflut lag über der Tauplitzalm, als wir beide um 8 Uhr morgens unsere Schier in die Richtung Steyrerseehütte lenkten, während die anderen noch überlegten, ob sie das unterbrochene Morgenschläfchen auf dem rechten oder linken Ohr fortsetzen sollten. Eben erglänzten die fast greifbar gegenüberliegenden Kalkriffe des Dachsteinstockes im ersten Frührot, darunter alles überragend der Koppenkarstein, und östlich von ihm die wellige Hochfläche „Am Stein", in endlosen Weiten sich verlierend.

Mit kurz gerissenen Schwüngen schlängelten wir uns durch die schmale Schneegasse hinab zur Mulde, die das Kleinod von Tauplitz, den herrlich gelegenen Steyrersee birgt, der jetzt unter flaumigweicher Decke begraben liegt. Ein ermüdender Anstieg

über teilweisem Bruchharscht brachte uns jenseits auf die steilen Hänge, die vom kühnen Turm des Sturzhahns abgeschlossen werden, und schließlich an den Rand der eigentlichen Hochfläche. — Mit einem Schlage änderte sich das Bild, als wir in feinstem Pulverschnee durch das vom Leckkogel und den Tragln flankierte Sigistal emporspurten. Wundervolle Eisdraperien gleißten im Morgensonnengold an den Steilwänden, die unseren Weiterweg umsäumten. Vor uns erschloß sich der Blick auf die unermeßlichen Hochböden, die sich vom Grubstein im Osten bis zu den fernen Kuppen des Hebenkas hinziehen. Und immer neue Schneedünen schoben sich heran, je höher wir kamen — hier ist des Schiläufers Märchenland. Vom flachen Sattel, den wir nun betraten und der zu kurzer Rast einlud, sahen wir zum erstenmal unser Ziel: Hochweiß und Weiße Wand, die sonnenüberflutet mit verlockenden Schneehängen herüberblenden. Die Fortsetzung des Weges glich einer wahren Vergnügungsfahrt; über Buckel und Mulden ging's im Flug und rasch kamen wir vorwärts.

Vor der Tauplitz-Hochalm schwenkten wir links ab und fuhren, ohne die Rickmers-Scharte zu betreten, dem Nordkamm zu, der über den Vorgipfel und einen schmalen Firngrat zur Hochweiß (2162 *m*) hinüberleitet. Dieser Berg steht so recht mitten drin, in all der Pracht und Herrlichkeit, die uns umgab. Wohin das Auge schweift, reihen sich Gipfel an Gipfel, schneeige Täler dazwischen und wieder Kämme im ewigen Wechsel. Und dies alles nennt sich „Totes(!) Gebirge", als ob solch ein Paradies nicht höchstes Leben für den Schneeschuhmann bedeutet.

Den Rückzug nahmen wir nicht über den Grat, sondern fuhren in steilem Schuß an den Hängen des Vorgipfels zur Scharte vor der Weißen Wand, die nur teilweise mit Schneeschuhen zu befahren ist, so daß wir bei zunehmender Steilheit die Brettel verließen und den Gipfel zu Fuß in Angriff nahmen. Die 2189 *m* hohe Weiße Wand bildet mit ihren auffallenden, nach Norden und Osten abbrechenden, gelblichen Felsflanken einen wichtigen Richtungspunkt bei Hochflächenwanderungen von der Elmgrube zum Steyrersee und dürfte etwa im Mittelpunkt des ganzen Weges stehen. Man überblickt von hier die ganze nordöstliche Prielgruppe und kann die um den Hetzkogel östlich herumführende Fahrstrecke zur Pühringer-Hütte genau verfolgen.

Wir aber wollten diesmal wieder zu unserer Hütte zurück. Die Fahrt wurde zum reinen, ungetrübten Genuß; es war eine Lust, hinter der stäubenden Schneefahne des Gefährten bald links, bald rechts durch die Mulden zu schweben, einmal vorauszuschießen oder in großen Bögen die weiten Schneebecken auszuwischen. Zum Schluß trat Harscht auf, der den Weiterweg zum Steyrersee zu einem unfröhlichen Unternehmen gestaltete. Erst der Endbummel zur Hütte löste sich in ein beschauliches Schlendern über die sanften Weideböden der Tauplitzalm auf. Als das letzte Schneewasser in Tee verwandelt, Lautenspiel und Volksgesang verklungen war, schwangen wir uns mit einem „Bauchaufzug" in den Oberstock, um einen langen Schlaf zu tun.

Eine der leichtesten und schönsten Fahrten weit und breit ist der Roßkogel (1884 *m*); unser Wahlspruch hieß daher für den kommenden Tag „Zeitlassen", zumal das Wetter nicht gerade viel versprach. Als aber der Himmel gegen 9 Uhr trotzdem freundliche Miene machte und die Sonne hinter dem wilden Zackenwall des Grimmings auf unsere verschlafenen Gesichter herüberzwinkerte, machten wir uns doch auf die Socken, bzw. Schier und legten gleich ein zünftiges Zeitmaß vor. Ideale Schuß- und Bogenfahrten brachten uns bald über das Hügelgelände zwischen Steyrer- und Schwarzsee und ein förmlicher Schi-Spaziergang auf die Höhe des Roßkogels, allwo wir uns einige Viertelstunden dem Studium der einzigschönen Rundschau und den Innereien unserer Rucksäcke widmeten. — Nördlich, uns gegenüber steht breit hingelagert der 2122 *m* hohe Almkogel, dessen verlockende Flanken neue Freuden verhießen. In herrlicher Sausefahrt, die uns das Wasser in die Augen trieb, zischten wir hinab zur Leistalm und querten hinüber zum Salzsteigjoch. Lange Kehren zeich-

neten wir in den unentweihten Hang, der von der Mittagsonne beschienen, besten Firnschnee aufwies; die abgewehten Gipfelschrofen wurden auf Schusters Rappen bezwungen. Dann blickten wir hinab in den großartigen Talschluß von Hinterstoder, zu dem die gewaltigen Abstürze des Plateaurandes absinken; sehr gut übersieht man auch die ganze Warscheneckgruppe, wohin man über die „Schlursen" und die Sumperalm in nicht ganz lawinensicherer, anstrengender Querung gelangen kann.

Hinab ließen wir die Hölzer laufen, was das Zeug hielt; ab und zu nur mußte ein flüchtiger Querschwung die atemraubende Fahrt hemmen, um dann neuerlich im Schnelligkeitsrausch zu schwelgen. Auf dem aperen Dach der Leistalm gab's ein köstliches Sonnenbad; am Rücken liegend, blinzelten wir vergnügt in die wärmende Feberſonne und genossen noch einmal die unvergleichlichen Wonnen des „Hinabteufelns". Erst das Anrücken einer neidischen Wolkenbank riß uns aus stillem Träumen. — In den schattigen Kesseln des Schwarz- und Steyrersees lag meterhoher Staubschnee, durch den wir nun die Schier lenkten; der Schuß hinab zu den Seen, über die wir uns noch ein gutes Stück hinaustragen ließen, ward uns zu neuer Freude, die nur durch den letzten Anstiegschinder zur Hütte gedämpft wurde. Spät abends, als Liederklang und Schilatein im vollsten Gange war, kam Besuch von einer der benachbarten Hütten — ein bekanntes Aussеer Ehepaar, das die schöne Mondnacht zu einer Abendpromenade auf Schneeschuhen benützte.

Wenn der Lawinenstein (1961 *m*), als Damenberg bezeichnet wird, darf man wohl den Schneiderkogel einen Schimugel für Säuglinge nennen. Und doch wurde ein gemeinsamer Angriff am kommenden Morgen durch niederträchtigen Harscht abgeschlagen, d. h. die geschätzten Besucher verzichteten auf diesen „stolzen" Gipfel und zogen talwärts, während ich mich den Aussеern anschloß, die dem Lawinenstein an den Leib rücken wollten. Der einstündige Anstieg über den breiten Rücken dieses Berges — dessen Name abschreckender klingt als er ist — bietet nirgends Schwierigkeiten und vergeblich suchte ich jene vertrackte Stelle, an der ich vor zwanzig Jahren bewundernd stehenblieb, als ein Tollkühner — tollkühn nach den Ansichten der damaligen Zeit — in kurzen Telemarkbögen über den Steilhang herunterschwang. Nun sind diese Kinderkrankheiten überwunden und man hat heute seine liebe Not, sich den Telemark wieder abzugewöhnen, will man den Anforderungen der neuen Arlbergschule gerecht werden. Aber der vermeintliche Steilhang fand sich nicht mehr und ich mußte auf das königliche Gefühl verzichten, ihn heute ebenfalls in schneidigen Schwüngen zu „bögeln".

Am Gipfel pfiff ein eisiges Lüfterl, das uns bald wieder vertrieb, weshalb wir in einer windgeschützten Wächtenmulde ein beschauliches Rastplätzchen für die Mittagstunde suchten. Uns zu Füßen schimmerten die freundlichen Siedlungen des Trauntales, darüber die Schiberge des östlichen Dachsteinstockes: Hochmühleck, Hirzberg und dazwischen das wellige Gelände, welches mit Recht den vielverheißenden Namen „Königreich" führt. Ungemein anziehend aber war der Blick auf die Nachbargipfel der Seenplatte: Traweng, Sturzhahn, Tragln (siehe Bild Seite 266) und über die am dunsterfüllten Himmelsrand in blendendem Weiß sich abhebenden Schigründe der nordwestlichen Hochfläche: Woising, Rinnerkogel, Wildenkogel und wie sie alle heißen, diese himmlischen, nur selten von einer Schispur durchfurchten Schneewunderberge des Toten Gebirges.

Während wir uns durch die idealen Pulvermassen der schattseitigen Hänge hinuntertummelten, murkste unser Ehepaar über den verharschten Kamm zu Tal und kam erst lange nach uns zur Hütte. Dieweil hausfraulicher Eifer an der Entstehung eines wohlgelungenen Kaiserschmarrns sich übte, machten wir uns an die Bändigung des Schneiderkogels, der mittlerweile aufgetaut war, sonst aber zur Gattung der „gemeinen Klapfe" gerechnet wird, denn er zählt ja kaum 1800 *m*. Noch ehe das gol-

digknusperige Leibgericht auf der Tafel stand, waren wir zurück und schauten begeistert hinauf zu den feinen Linien, die unsere Schier in den glänzenden Firn zeichneten. Bis zum Einbruch der Dämmerung übten wir dann an den pulverigen Schattenhängen, die in prickelnder Steilheit zum Großsee abfallen; die Knie zusammengepreßt, rasten wir in tiefer Hocke hinab, schossen über den ebenen Seeboden und eilten zurück, um das nervenkitzelnde Spiel von neuem zu wiederholen, bis Müdigkeit und Hunger ihm ein Ziel setzten.

Wildensee-Alm

Obwohl unsere Gilde im Rausche der ersten Begeisterung den Schwur tat, über diesen herrlichen Erdenwinkel unverbrüchliches Schweigen zu bewahren und weder in Bildern, Worten oder Werken jemals die Wildenseehütte zu erwähnen, bin ich nach reiflicher Überlegung doch zur Überzeugung gelangt, daß sich ein Schigebiet von dieser Bedeutung, mit einer Alpenvereinshütte als Stützpunkt, auf die Dauer ja doch nicht totschweigen läßt. Das scheint auch unser Kamerad Fritz Kräftner eingesehen zu haben, als er den Bann des Schweigens brach und, allerdings unter Hinweglassung des Hüttennamens, von jenen unvergeßlichen Schitagen im westlichen Toten Gebirge erzählte. Die Niederschrift dieser Schilderung, die nur einen kurzen Ausschnitt unserer damaligen Fahrten wiedergibt, möge hier mit seiner Zustimmung Platz finden:

„Wenn in unseren Gegenden längst schon frisches Grün die naturhungrigen Ausflügler ins Freie lockt, brütet der zünftige Schneeschuhläufer noch immer ungesättigt über seinen Plänen. Wer kein Freund von Massenbetrieben ist, tut gut, die hohen Feiertage auf dem Dekorationsdiwan zuzubringen. Anderfalls ist er genötigt, immer wieder Neuland aufzusuchen. Dies wollten wir tun. Irgendwo steht eine Hütte — eine einfache Almhütte — fernab jedweden halsbrecherischen Gedränges. Und die dazu gehörige Sektion hatte uns eingeladen, dort unser Standlager aufzuschlagen.

Glückselig, dem Alltag wieder einmal auf zehn Tage entfliehen zu können, fuhren wir nach Aussee. Des Grimmings mächtige Flanken waren noch reichlich mit Schnee bedeckt, im Tale aber hatte bereits der obersteirische Frühling stillen Einzug gehalten. Weder der Gegend, noch der Jahreszeit konnte ein Vorwurf gemacht werden, daß wir außer den schweren Binkeln, auch noch die langen Bretter schleppen mußten. Triefenden Antlitzes zogen wir das sonnige Ufer des Altaussee Sees entlang. Bald ging es steil und andauernd bergan; dann konnten wir die Schier anziehen und kamen spät am Abend endlich zur Hütte. Nur einem Zufall hatten wir es zu danken, daß die beiden Hüttenwarte mit uns waren; ansonsten hätten wir von den dreizehn Hütten, so dort herumstehen, die richtige gewiß erst als letzte erwischt. In primitiver Unberührtheit fanden wir das Innere vor und nur dem altbewährten Grundsatz der Arbeitsteilung folgend, konnten wir den Kampf mit der Materie aufnehmen.

Der nächste Tag brachte schlechtes Wetter; arbeitsfrohe Zerstreuung bot sowohl das Hütteninnere, als auch deren Umgebung. Noch ein schlimmer Tag mit Sturm, Nebel und Schneetreiben folgte; doch so schlecht das Wetter auch war, eines kam uns zum Bewußtsein, daß wir uns in einem ganz herrlichen Schigebiet befinden mußten.

Der wundervolle Morgen, der am kommenden Tag uns begrüßte, konnte uns nun nicht mehr halten. Freund Hüttig wäre am liebsten von der Pritsche weg, mit den Bretteln an den Füßen, in seinem Alpen-Pyjama davongestürzt, was bei meiner Frau berechtigte Scheu vor Schindungsprojekten auslöste. — Was würde nun die Aufzählung all der Namen von Bergen bedeuten, die wir von unserer einsamen Hütte aus besuchten? Gipfel, auf welchen wir standen, vom Sonnenglanz der Ferne geblendet, Gipfel, von denen wir in jubelnden Bögen talwärts fuhren, um unsere Schritte

der nächsten Höhe zuzuwenden. Diese schönen Gipfelrasten, wo sich lustige Scherzreden mit erlebendem Schauen ablösten!

Gleich am ersten schönen Tag standen wir in später Mittagstunde auf dem Woising (2060 *m*). Wir waren ganz dem Genusse des Schauens ergeben und mit Hilfe eines Trieders zogen die Prachtberge an uns vorbei: Grimming, Dachstein, Gosaukamm, Hochkönig, Glockner, Wiesbachhorn, Venediger, Hochalmspitze, Watzmann u. v. a. — Im Geiste durchlebten wir wieder längst vergangene Zeiten und dachten der Berge, und der Menschen, die unsere Gefährten waren. Viele von ihnen, die uns wert waren, sind nicht mehr; nur die ehernen Gestalten der Berge ragen noch in den Himmel, unveränderlich und trostbereit.

Eine Fahrt in den westlichen Teil des Hüttenbereiches brachte uns auf den 2093 *m* hohen Wildenkogel, auch Schönberg genannt. Im blendenden Schimmer standen die Gipfel um uns, vom Großen Priel bis zum Loser. (Siehe Bild Seite 265.) Im Norden tief unter uns lag Gmunden am frühlingshaft grünen Seegestade. Segelboote zogen silberne Fäden durch die Fluten und weit draußen verschwamm der blasse Himmel mit den Bergen des Böhmerwaldes. Stille lag um uns und Sonnenschein. Wir wußten wohl, daß solche Stunden zu den seltenen gehören und leerten den Becher des Erlebnis bis zur Neige. — Und wieder fuhren wir im letzten Sonnenstrahl über den Rücken der Augstkogeln. In satten Farben lagen die vielen Gipfel in der Runde, während uns wohlgelungene Schwünge an weiten Hängen talwärts trugen. — Traulicher Kerzenschein auf unserem Tische, am Feuer ein großer Topf mit Tee, lustige Rede und Widerrede — wer kennt sie nicht, die freundliche Hüttenstimmung im Kreise gleichgesinnter Kameraden? — Draußen stand der Mond am Himmel, bleiches Licht lag über den weißen Kuppen der Berge — fernab im Walde schrie ein Käuzchen; das war die letzte Nacht auf der lieben Hütte.

Der nächste Tag führte uns über weite, schimmernde Flächen westwärts. Vom Loser (1836 *m*), unserem letzten Gipfel, blickten wir hinab zu den dunklen Fluten des Altaussee Sees. Und in den schmalen Gassen des behaglichen Nestchens sahen wir winzige Punkte hin- und widereilen. Es war Ostersonntag und die Menschen, zu denen wir hinabschauten, schickten sich an, den Frühling und das Wiedererwachen der Natur auf ihre Art festlich zu begehen. Eine lange Fahrt, an der Loserhütte vorbei, brachte uns hinunter ins Tal. Auf den letzten Schneeresten einer krokusbestandenen Wiese fand unsere Osterfahrt ihr Ende."

Von blanken Höhen lockt der Firn; und kaum im Tale, erfaßt das Herz schon wieder neues Sehnen nach oben. Wie sagt doch Henry Hoek in seinen „Wanderbriefen an eine Frau"?

„In sanfter Steilheit dann Bogen an Bogen, aus Gleiten und Schwingen ein wiegender Tanz. Ein Hang, von keiner Spur noch durchzogen, liegt lockend in Demut, gehört dir ganz. Ich stürze hinein und mach mich zum Herrn! Er nimmt mich auf — und es ist wie ein Schweben als seliger Schrei, als trunkener Stern, hoch über dem Leid und der Erde fern, der Sonne verschworen! Das nenne ich — Leben!"

Im zweiten Teil (Zeitschrift 1927) soll das Gebiet der Elmgrube, sowie die Überquerungen von dort zum Wildensee einerseits, zum Großen Priel und zur Tauplitzalm anderseits geschildert werden.

Ausblick vom Wildenkogel (Schönberg) gegen Loser und Dachstein.

Taupliţalm mit der Dachſteingruppe (links Koppenkarſtein).

Ausblick vom Lawinenſtein auf Tragln und Traweng.

Vom Leoganger Steinberg

Von Hermann Einsele, München

I. Erschließungsgeschichte

An der Westgrenze des Landes Salzburg erhebt sich über dem lieblichen, schönen Pinzgau, einer Festung gleich, ein wenig bekannter Gebirgsstock, der Leoganger Steinberg. Die benachbarten berühmteren Gruppen haben bisher den Fremdenstrom an sich gezogen und so kommt es, daß bis auf die heutige Zeit in dieser Gruppe sich die Ursprünglichkeit und Vergeinsamkeit erhalten konnte, die der wahre Bergfreund so sehr ersehnt; die Sektion Passau hat sich bisher immun gezeigt gegen den Erschließungsbazillus, der so manchen Gebieten Berghotels und im überreichen Maße Wegebauten brachte.

Mit Unrecht wurde der Leoganger Steinberg von den Bergsteigern stets vernachlässigt; gerade die neuen Bergfahrten der letzten Jahre beweisen es, daß neben dem Alpenwanderer auch der Feinschmecker allermodernster Richtung auf seine Rechnung kommen kann; besonders für die Übergangszeit, für die Trainingszeit dürfte wohl kein Gebiet so geschaffen sein wie die Leoganger. Die nachfolgenden Zeilen sollen und wollen nun nicht den Fremdenstrom mit seinem lästigen Drum und Dran in diese stille Gruppe lenken, sondern möchten nur dem Bergsteiger einige Aufschlüsse geben, die ihm vielleicht nützlich sein können, wenn er einmal seine Schritte diesem Gebiete zulenkt; die vom Alpenverein herausgegebene Karte wird diesen Bergen so manchen Besucher in den kommenden Jahren zuführen.

Im Schrifttum wurden die Leoganger bis zur heutigen Zeit ziemlich stiefmütterlich behandelt; außer den in den alpinen Fachzeitungen zeitweise erscheinenden Berichten über Erstbegehungen ist als grundlegende Arbeit in der Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. eine Abhandlung von H. Cranz im Jahre 1901 erschienen; einen Birnhornführer von Josef Gmelch, Traunstein, brachte 1909 die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart heraus, 1924 erschien der vom Verfasser[1]) bearbeitete „Führer durch die Leoganger Steinberge", der besonders in den bisher unberücksichtigten westlichen Teil des Steinberges Klarheit bringt.

Die Ersteigungsgeschichte der Leoganger Steinberge bewegt sich in bescheidenen Grenzen; es ist darüber nicht viel zu sagen, weil die Pinzgauer Dolomiten, wie die Leoganger auch benannt wurden, die ihnen zukommende Beachtung nicht gefunden haben. Das Birnhorn hat infolge seiner wuchtigen Südabstürze und seiner Höhe von jeher die Blicke der Alpenwanderer auf sich gelenkt. Sicher wurde es von einheimischen Jägern auch schon in früheren Zeiten betreten, wenngleich Näheres hierüber nicht zu erfahren ist; doch ist bekannt, daß 1825 Mappierungsgehilfen auf dem Birnhorngipfel ein Triangulierungssignal errichteten. Als erster Bergsteiger besuchte der berühmte Salzburger Professor Karl Thurwieser das Birnhorn, begleitet vom Wegmacher Stachelsberger. Am 2. September 1831 stiegen die beiden von Diesbach zur Niedergrubalm, wo sie die Nacht verbrachten. Am folgenden Tage ging's hinauf zur Hochgrub, über die Kuchelnieder wurde der Gipfel erreicht. Wunderlich mutet uns der Bericht der Ersteigung an, welche Thurwieser folgendermaßen schildert:

„Mutig stiegen wir dem Gipfel zu. Wir kamen rechts neben dem Birnloch, einer

[1]) Zu beziehen durch die Sektion Bayerland, München, Bayerstraße 65/0.

Klafter hohen und vier Klafter langen Öffnung unter einem in der Mitte gespaltenen Felsbogen vorbei und mußten dann 10—12 Fuß tief beinahe senkrecht in die Birnspalte niedersteigen, wo wir uns auf einem kaum zwei Fuß breiten, links und rechts nahezu senkrecht herabfallenden Boden befanden. Weiter gelangten wir auf einem stark gegen uns und rechts in eine fürchterliche Tiefe geneigten rolligen Streifen, an die zur Linken befindliche Wand uns haltend und weniger stark als vor dem Loch ansteigend, endlich um 12 Uhr 50 Min. auf die Spitze der Pyramide."

Am 17. September 1834 besuchte auf gleichem Weg Fürst Friedrich von Schwarzenberg, angeregt durch Thurwiesers begeisterte Schilderung, den schönen Gipfel in des letzteren Begleitung. Waren diese Besteigungen von Norden her durch das Ebersbergkar erfolgt, so setzte 1861 der Werksverwalter Mich. Hofer von Leogang seinen Angriff von Süden her an. In diesem Jahre stieg er allein von Leogang zur Mittagsscharte und über die obere Birnhorn-Südwand zum Gipfel. Während der jetzige obere Südwandanstieg nördlich des Melkerloches verläuft, ging Hofer damals durch das Melkerloch auf die Südseite über und querte hier an Bändern in die steile Birnhornsüdwand hinein. Er war durch diese Besteigung so begeistert von der Schönheit dieses Berges, daß er oft diese herrliche Aussichtswarte besuchte und auch eine leider nie veröffentlichte Rundschau zeichnete. Hofer war es, welcher auf eigene Kosten einen sehr einfachen Steig von Leogang zur Mittagsscharte herrichten ließ, welcher später die Grundlage für den Weg zur Passauer Hütte bildete. Ihm gelang Ende der sechziger Jahre die Erstbegehung des Kuchelhorns und zwar von Norden aus, wobei ihm schmale Grasbänder und plattige Felsen große Schwierigkeiten brachten. Das Große Rothorn, dessen edler Aufbau dem Matterhorn ähnlich ist, erhielt im September 1871 den ersten Besuch durch Hermann Fünkh, Josef Pöschl und Professor Richter, welche mit dem bekannten Führer Kederbacher zuerst das Birnhorn bestiegen hatten und dabei noch das Große Rothorn überquerten.

Dann kam in den achtziger Jahren Purtscheller ziemlich oft in diese Gruppe und betrat als erster die stolzen Gipfel der Dreizinthörner, ferner das Große Marchandhorn und Griesener Hochbrett, Tierkarhorn, die Hundshörndl, wie auch das Mitterhorn vom Hainfeld her. Mit der Ersteigung des 4. und 5. Sauhorns durch die Gebr. Hilzensauer mit A. Mayrhofer 1893 und der Begehung des Vorderen und Hinteren Schoßhorns durch J. Grüß, Berlin 1894, war die Erschließung der Leoganger im allgemeinen Sinne beendet. Dennoch harrten noch viele Probleme, ja wohl die schönsten Bergfahrten des Ersteigers. Den Wendepunkt von der allgemeinen in die genauere Erschließung bildete die große Bergfahrt, welche Karl Mayrhofer, dem langjährigen Hüttenwart mit Oberlader am 1. Oktober 1900 gelang, nämlich die Ersteigung der Birnhornsüdwand aus dem Birnbachloch durch den Hochbrettgraben. Auch heute noch ist diese Bergfahrt eine schwere, große Anforderungen an Orientierungssinn und Ausdauer stellende Klettertur, welche selten wiederholt wurde. Ebenfalls mit Oberlader erreichte Erich König 1901 durch die Rinnen östlich des Schafelzackens und Wildzackens den Birnhorngipfel. Als Alleingänger fand Albin Rössel, Wien, 1907 einen Weg durch die wuchtige Birnhornsüdwand aus dem Birnbachkees, welcher wegen seiner Großartigkeit mit der Watzmannostwand in Wettbewerb treten kann und verdient weiter bekannt zu werden. Rössel schildert den Weg in seinem Buch: „Unbekanntes Berggelände" wie folgt:

„Die Birnhornsüdwand ist etwa 1500 *m* hoch. Ein großes terrassenförmiges Band mit Schneefeldern teilt sie. Ihr unterer Teil wird östlich von einer mächtigen, eiserfüllten, schluchtartigen Rinne begrenzt. Durch diese Schlucht stiegen die Erstersteiger (Mayrhofer mit Oberlader) empor, welche sich auch weiterhin stark rechts gehalten haben, da nach Aussage einer zurückgeschlagenen Partie ein direktes Aussteigen gegen den Gipfel unmöglich ist.

Vom unteren Ende der erwähnten, eiserfüllten Rinne nach links, zu einem lotrecht ins Kar abfallenden Felskegel, an welchem ein Band links aufwärts führt. Vom Gipfel des Felskegels über eine Scharte in die Wand des nächsthöheren Felskegels. Man nähert sich dann aufsteigend der links des Felskegels gelegenen Schlucht, bis man sie auf einem Band erreichen kann. Vom oberen Ende der Schlucht nach rechts in eine roterdige, kleine Scharte des die Wand östlich begrenzenden Grates, über den man das große Band mit den Schneefeldern erreicht. Im oberen Teile der Wand, nämlich über dem Ansatz dieses letzterwähnten Grates an das große Band, befindet sich ein plattiger Kessel, der rechts von einem mächtigen Pfeiler, links von einer breiten, vom Südwestgrat des Berges herabziehenden Kante begrenzt wird. Von der kleinen Scharte zwischen letzterer und einem kleinen östlichen Vorbau dringt man, die Bänder durch Kamine und Einrisse erklimmend und auf ihnen jeweils nach rechts absteigend, in den Kessel vor. Das höchsterreichbare Band verfolgt man nach links (Unterbrechungsstelle), überschreitet auf dem nächsthöheren die Kante und steigt in ihrer Westflanke in die erste Rinne empor. Unter einer unerkletterbaren Felsschichte führt ein Band wieder in die Ostflanke zurück, über welche der Südwestgrat erreicht wird. Über den Grat zum Birnhorngipfel. (Insgesamt 10—12 Stunden, teilweise sehr schwierig.)"

Die Wände westlich des Wildzackens, die Jauzkopfsüdwand begingen im September 1911 H. Neff, H. Kiermayr und Verfasser im Abstieg. Über den Südwestgrat des Birnhorns ging die Fahrt damals zum Jauzkopf und Daubenkopf, dann durch die steile Südwand ungefähr zum Sattel nördlich des Wildzackens. Ein schwerer Quergang führte zur Schlucht, welche die Verschneidung des Wildzackens mit dem westlichen Teil der Südwand bildet. Diese Schlucht wurde in teilweise schwerer Kletterei verfolgt bis zum Latschen- und Waldgürtel, durch welchen wir direkt beim Bad Leogang herauskamen. Will man vom Birnhorn nicht wieder zurück zur Kuchelnieder und zur Passauer Hütte, so kann man durch die Jauzkopf-Südwand einen abwechslungsreichen, landschaftlich ungemein schönen Weg ins Tal machen, welcher allerdings gleich den anderen Südwandanstiegen große Ausdauer und große Orientierungsgabe verlangt und deshalb nur wirklich geübten Bergsteigern empfohlen werden kann. Um die Besteigungsgeschichte des Birnhorns zu vervollständigen, muß noch erwähnt werden, daß der unbedeutende Nordgrat 1910 von Stubenrauch und die steinschlaggefährliche Ostwand von Finsterwalder, Rosenheim 1921 begangen wurden. Sehr schöne Kletterei bietet der von Paul Hübel und Genossen 1904 erstmals begangene Ostgrat. Das Birnhorn entsendet nach Süden einen mit schneidigen Türmen, dem Schafelzacken und Wildzacken, besetzten Gratrücken, welcher im sog. Hochtölzer endet. In schwerer Kletterei eroberten Gerin und Genossen, Wien, 1908 diese beiden Gipfel.

Das vom Birnhorn durch die Kuchelnieder getrennte Kuchelhorn ist nunmehr von allen Seiten bestiegen worden. 1902 fiel der Ostgrat durch Gujer vom Metzhörndl her, die Schutterrassen aus dem Tierkar begingen 1911 Karl Mayrhofer jun. und Neff, Passau, während die Ersteigung der Südostflanke Gerin und seinen Freunden aus Wien 1907 gelang. Zu empfehlen ist keiner dieser Anstiege, weil sie wenig schöne Kletterei bieten und außerdem sehr brüchiges Gestein aufweisen.

Die Dreizinthörner vergleicht Purtscheller mit den Drei Zinnen bei Schluderbach und bei der Erstbegehung des Südostgrates des Großen Dreizinthorns erinnert ihn ein etwa 5 *m* hoher Überhang lebhaft an die brüchige Plattenpartie unterhalb des höchsten Marmarolegipfels. Die Südwand des Kleinen Dreizinthorns gelang im September 1910 dem Verfasser mit dem schon erwähnten Hüttenwart Karl Mayrhofer, Passau, wobei ein weitausbauchender Überhang uns schwer zu schaffen machte; Oberlader aus Leogang ging bei dieser Bergfahrt als Träger mit.

Den schwersten Gipfel der ganzen Gruppe, nämlich das Große Dreizinthorn, erstiegen durch den sockelartigen Vorbau an der Westkante des ersten Stockwerkes von Norden aus der bekannte Wiener Bergsteiger Maischberger mit Biendl durch den jetzt nach ihm benannten Maischberger Kamin. H. Cranz fand mit Alois Ruech einen Anstieg in der Südwestecke, während die Kamine der Nordostseite, welche durch ein Kriechband erreicht werden können, 1908 von Goß mit Genossen und 1921 von Allwein mit Genossen erstiegen wurden. Das von allen Seiten schwer erreichbare Kleine Marchandhorn erreichte als erster Karl Mayrhofer, Passau, mit Oberlader, welcher auch die Ostwand des Großen Marchandhorns zum Abstieg in die Große Saugrube benützte. Den kürzesten Weg von den Dreizinthörnern ins Ebersbergkar fand Gerin mit seinen Freunden 1908 durch die Begehung des schönen Südgrates der Hundshörndl. Damit sind die Fahrten im westlichen Teil aufgezählt, naturgemäß sind die Berge bei der Passauer Hütte mehr erschlossen. Vom Tal aus gut erkennbar, zieht durch den Gipfelbau des Hochzint ein schöner Kamin, ihn bezwang 1906 Josef Hein, Iglau. Zunächst der Passauer Hütte liegt das Fahnenköpfl; dieser Gratzacken des Mitterhorns besitzt in seiner kühnen Südwand eine der schönsten Klettereien des ganzen Gebietes; eine scheinbar unmögliche Platte muß dabei mit Benützung der kleinsten Vertiefungen als Griff mit darauffolgendem freien Klimmzug sehr ausgesetzt erklettert werden. Gerin und Genossen aus Wien gebührt der Ruhm der Erstbegehung. Ebenso bezwangen diese Herren die Südostwand, Südwestwand und Nordwand der Mitterspitzen in den Jahren 1906/07. Die brüchige Nordwand und der schöne turmbesetzte Westgrat des Brandhörndls erstiegen Kiermayr und Verfasser 1911. An dieser Stelle möchte ich darauf aufmerksam machen, daß der schönste Aussichtspunkt im Gebiete der Passauer Hütte, also im Kargebiet der Grub, das Brandhorn ist, welches vom Hainfeld aus unschwer erstiegen werden kann; wuchtig baut sich von dieser Seite aus das Mitterhorn auf, eingerahmt von den prallen Abstürzen der Birnhorn-Südwand und der Pyramide des Kuchelhorns. 1908 überschritten Gerin und Genossen das Mittlere Schoßhorn, wobei sie aber an der schwersten Stelle des Westgrates Seilhilfe von oben benutzten und der Ansicht waren, daß diese Stelle ohne Seilhilfe unmöglich sei. Otto Leixl, welcher später am Watzmann so tragisch verunglückte, bezwang dieses 5 *m* hohe Stück in freier Kletterei wie auch die sehr schwere etwa 80 *m* hohe Südwand und am gleichen Tage auch noch die Südostflanke des Tierkarhorns, welche allerdings nur Gehgelände bietet. Die Überschreitung des Mittleren Schoßhorns ist sehr erleichtert durch den von Stubenrauch gefundenen Kamin im Westgrat, während Färber den schneidig aussehenden, aber unschwierigen Nordgrat des Mittleren Schoßhorns erstieg. Damit sind die Ersteigungen des 2. Erschließungsabschnittes aufgezählt.

Es kam der Weltkrieg und damit ein neuer Dornröschenschlaf für die Leoganger Steinberge. Schwer hatte in diesen Kriegszeiten die Passauer Hütte zu leiden, das ehemals so schmucke Heim war durch die oftmaligen Beraubungen in eine unwirtliche Stätte verwandelt worden. In den Kriegs- und Nachkriegszeiten war unterdessen eine Jugend herangewachsen, welche in den Fußstapfen eines Dülfer, eines Herzog wandelte und deren fabelhaftes technisches Können im Klettern noch übertraf. Für die Leoganger kam nun die 3., die letzte Erschließungsperiode, die Zeit der Eroberung der schwersten Wände und Grate, an deren Bezwingung die Kletterkunst vor dem Kriege sich nicht heranwagen durfte.

Als erste nahten nach dem Kriege als Eroberer Fritz und Olga Rigele mit V. Seerainer, welche die Südwand des Mitterhorns, die meine Freunde und ich 1913 zweimal vergeblich angegangen hatten, in neuzeitlich sehr schwerer Kletterei am 28.11.1920 bezwangen. Da gerade diese Wand durch die nahe Lage der Passauer Hütte besonderes Interesse finden wird, sei nachfolgend die Beschreibung des begangenen Weges angeführt:

Der fast horizontale Gipfelgrat des Mitterhorns entsendet von seinem westlichen Endpunkte nach Süden eine schwach ausgeprägte Rippe, von seinem östlichen Endpunkt eine oben durch riesige Überhänge gesperrte Schlucht, die nach unten in glatten, rötlichen Wänden abbricht. Die erwähnte Rippe fußt auf einem aus dem untersten Teil der Wand kanzelartig heraustretenden Vorbau. Der Weg geht über diesen Vorbau nach rechts in die Schlucht, aus ihr schief links empor zur Rippe und über diese zum Gipfel.

Von der Hainfeld-Scharte (1800 *m*), zwischen Mitterhorn und Brandhorn entlang der Südabstürze in westl. Richtung abwärts bis an den Ostfuß des erwähnten Vorbaues. Über sich sieht man eine auffallende Felshöhle. Über steile, rinnenartige, zum Teil grasige Wandstufen und eine schwierig, schief links hin zu erkletternde Platte und abermals begrünte Stufen auf die Höhe des Vorbaues und ganz an die senkrechten Steilwände heran. Nun rechts (östl.) wenige Meter durch einen Kamin und über Rasenpolster abwärts auf die in östlicher Richtung schwach aufwärts ziehende Rampe. Diese besteht teils aus abgespaltenen Platten, teils aus Rasenbändern. Bald kommt man zur völlig glatten Platte, die sie unterbricht. Rechts abwärts zieht eine kurze Steilrinne. In ihr hinab auf ihren rechten und mit weitem Spreizschritt (Gesicht talwärts) auf ihren linken Rand und wenige Meter senkrecht empor. Nun sehr heikler Quergang in die Mitte der rechts befindlichen, steilen Platte. Den dort eingetriebenen Mauerhaken erfassend, schwingt man sich so weit nach rechts (sehr schwer), bis der rechte Fuß einen Spalt erreicht, zu welchem hin man dann den Körper nachschiebt. Nun durch Risse steil auf die Fortsetzung der Rampe und in die eingangs erwähnte Schlucht. Aus ihr auf steil ansteigenden Bändern nach Westen hinaus, bis der Blick zum Westgrat frei ist. Dann über sehr steile Wandstufen gerade empor zum westl. Eckpunkt des Gipfelgrats und mit wenigen Schritten zum Gipfel. Zum Teil sehr schwierig. Schon im Jahre 1921 fanden von Schwerin und Sartorius einen zweiten völlig neuen Weg durch diese herrliche Wand.

1922 gelang von Schwerin und Dr. Hoferer der schneidige Südgrat des Barbarahorns, wie auch der erste Abstieg über den Nordwestgrat dieses dolomitähnlichen Gipfels. Das Barbarahorn ist der nördliche Ausläufer des Marchandhornkammes und ist von dem Kleinen Marchandhorn durch die Barbarascharte getrennt. Nach Südwesten stürzt dieser der Grohmannspitze ähnelnde Berg in einer fast senkrechten Wandflucht ab; in ausgesetzter schwerer Kletterarbeit gelang auf nachfolgend beschriebenem Wege den Jung-Bayerländern Münch und Winkler am 10. Juli 1924 die Ersteigung. „Der Einstieg befindet sich in der Fallinie des Gipfels, am Beginn der 3 Risse, welche die Wand von links nach rechts schräg durchziehen und schon von weitem auffallen. Der unterste 8 *m* hohe Riß wird über den 3—4 *m* rechts befindlichen gelben Überhang umgangen. In diesem ungefähr 12 *m* äußerst schwierig empor zu einer Felsnische, von hier 4 *m* schräg links aufwärtssteigend um eine Kanzel. Nach dieser etwa 15 *m* auf einem Grasband rechts schräg absteigend, erreicht man den 2. Teil des Risses. Nun in herrlicher Rißkletterei an guten Griffen 20 *m* empor zum Beginn des 3. Teiles. Das untere Drittel ist sehr anstrengend, das mittlere verhältnismäßig leicht, bis sich der Riß zu einem Loch erweitert. Von hier nach links auf einer schmalen Leiste zum Ausstieg, dann über Schrofen leicht zum Gipfel."

Die größten Erfolge hatten aber die bekannten Bergsteiger Otto Herzog, Gustav Lettenbauer und Georg Kugelstatter (alle Mitglieder der Sektion Bayerland). Die Bergfahrten meiner Freunde beweisen es, daß in den Leoganger Steinbergen auch der Kletterer modernster Richtung auf seine Rechnung kommen kann und daß er in dieser Gruppe Bergfahrten ausführen kann, welche durch ihre Eigenart und Schönheit sich mit den oft viel gerühmten benachbarter, bekannterer Gebiete messen können. Allein schon der Umstand, daß sich mit Ausnahme auf das Birnhorn in der ganzen

Gruppe keine Markierung und kein Weg vorfindet, daß die Anmärsche, die Zugänge zu den eigentlichen Kletterfahrten erst in weg- und pfadlosem Gelände gesucht werden müssen, hebt die Bergfahrten in den Leogangern hoch über den Maßstab sonstiger Klettereien hinaus und läßt die Zeiten Hermann von Barths dem Besucher neu erstehen; und da im alpinen Schrifttum[1]) bisher gerade über diese neuen, modernen Turen noch nichts veröffentlicht wurde, werden nachfolgend etwaigen Liebhabern die Wege geschildert. Das Kleine Marchandhorn, 2060 *m*, war von Mayrhofer mit Oberlader 1897 von der Saugrube aus und zwar über die Nordschulter und Westwand erreicht worden. Herzog mit Lettenbauer und Kugelstatter stieg am 7. Juni 1924 von der Barbarascharte links neben einem auffallenden Felsköpfl durch eine schwach ausgeprägte Rinne senkrecht empor bis unter den überhängenden ersten Gratturm. Von hier aus querten sie über ein abschüssiges, im Frühjahr stark vereistes Band nach links auf eine Verbreiterung desselben und kamen dann über eine Wandstufe auf den Kopf des Gratturmes. Der nun folgende Aufschwung wurde ungefähr 8 *m* rechts der Kante über einem Überhang und eine aufwärtsführende Verschneidung mit darauffolgendem, glattem Seilzugquergang nach links erklommen. Durch ein kaminartiges Stück kamen sie wieder links auf den Grat, der sie bald zum Gipfel brachte. Am selben Tage stiegen sie durch die Ostwand des Kleinen Marchandhornes ab, auf folgendem Wege: Der Gipfel wird durch eine Verschneidung auf der Ostseite gespalten. In dieser Verschneidung stiegen sie etwa 15 *m* abwärts und kamen dann auf den Südgrat zu einem Gratturm, der überhängend abbricht. Von seiner Einschartung kletterten sie nach rechts; ein gelbes abschüssiges Band, das die ganze Ostwand durchzieht, führte sie mit kurzen Unterbrechungsstellen auf die Nordschulter des Berges. Das Große Marchandhorn, 2320 *m*, ist nun auch mit einer Reihe von Anstiegswegen überzogen. Aus der Großen Saugrube über den Nordgrat erreichten v. Schwerin und Dr. Hoferer 1922 den Gipfelgrat mit seinen 4 Gipfelerhebungen. Im Verbindungsgrat zwischen Großem und Kleinem Marchandhorn ist etwa in der Höhe der ersten Barre der Großen Saugrube eine Scharte, welche nördlich von einem Turm begrenzt ist, der mit drei mächtigen Überhängen zu der erwähnten Scharte abfällt. In der Fallinie dieser Scharte, von welcher eine gelbe Rinne herabzieht, steigt man über Geröll gerade empor bis zum Fuß der Rinne. Von hier zieht ein rampenartiges Band schräg nach links aufwärts, über eine schwierige Unterbrechungsstelle des Bandes hinweg erreichte man, diesem folgend, den Grat bei einer Scharte, 2170 *m* (1¼ Stunden von der Barbarascharte). Über den Grat kamen die Beiden, kleinere Abstürze bald östlich, bald westlich umgehend, auf den höchsten Gipfel. Den Abstieg nahmen Dr. Hoferer und v. Schwerin über den Südgrat und zwar folgten sie diesem bis zu dem großen Steilabbruch, querten ober diesem auf schrofigem Gelände in der Ostwand absteigend bis zu einer gerade abwärts ziehenden Rinne, welcher sie ein kurzes Stück folgten, bis ein ansteigendes Band die Rückkehr zum Grat ermöglichte. Über einen weiteren Abbruch gerade hinunterkletternd, kamen sie zum Griesener Rotschartl. Der Nordgipfel des Großen Marchandhornes stürzt mit mächtigen Plattenbänken nach Nordwesten ab und zeigt sich dem Beschauer, der diese Wand etwa vom Gipfel des Barbarahornes aus besieht, als kleine Wiedergabe der so wunderbaren Nordwestwand der Kleinen Halt. Unheimlich glatt zeigt sich von diesem Standpunkt aus die wuchtige Wand, nur wenige Kannelierungen und karrenartige Erosionen lassen die Möglichkeit der Ersteigung zu. Lettenbauer und Kugelstatter stiegen am 28. Juni 1924 etwa 100 *m* rechts einer auffallenden Höhle im Kleinen Marchandhorn an der auffallenden Rippe, die bis ins Kar zieht und ungefähr in der Fallinie des Gipfels liegt, ein, und arbeiteten sich ungefähr 25 *m* in äußerst brüchigem Fels zu einer Rinne empor. Die Rinne

[1]) Siehe Hochturist 1926 II.

wird verfolgt bis an die oberen breiten Platten, die einen Kopf bilden. An der rechten Seite unter dem Kopf brachte sie eine etwa 20 *m* hohe Wandstelle in eine plattige Rinne. In dieser Rinne stiegen sie empor, kamen nach 30 *m* zum ersten Plattenschuß, hielten sich von da an links über breite Platten bis zum letzten Absatz in der Fallinie des Gipfels und erreichten dann, nach links an einem Wulst etwa 5 *m* emporkletternd, die Gipfelplatte. Nach Westen entsendet der Nordgipfel des Großen Marchandhorns einen mächtigen Grat, welcher von der Marchandalm erreicht wird, wenn man über die unteren Grashänge bis an die dicht rechts des Grates führende Rinne ansteigt. Lettenbauer und Kugelstatter kamen am 29. Juni 1924 von hier nach links über eine 30 *m* hohe plattige Wandstelle auf ein breites Band. Der nächste Wulst wurde durch einen 6 *m* hohen Riß erzwungen und brachte sie auf ein weiteres Band. Ein 10 *m* hoher Riß führte in sehr schwerer Kletterei auf den nächsten Wulst, von wo aus über schöngestuften Fels am Grat der Gipfel erreicht wurde. Ebenso entsendet der Hauptgipfel des Großen Marchandhornes nach Westen eine gratartige Rippe, welche über viele Wulstabsätze zum Gipfel führt. Die Letztgenannten erstiegen den Westgrat auf folgendem Wege. Der erste Riß auf dem Wulst ist 6 *m* hoch. Von einem Band aus führt ein aufwärtsgehender Doppelriß auf ein weiteres Band. Die Wandstelle, die nun folgt, ist etwa 8 *m* hoch, führt über Schrofen zu einem weiteren Doppelriß, zu einem Band mit darauffolgendem 8 *m* hohen Riß. Leichtes Gelände leitete zum Gipfel. Die Ostwand des Großen Marchandhorns, welche seinerzeit Karl Mayrhofer im Abstieg beging, erlaubt verschiedene Durchstiege; einen Weg fanden Lettenbauer und Kugelstatter am 2. Juli 1924; in Kaminen arbeiteten sich G. Brandt und Neigert (beide Mitglieder der Sektion Bergland) durch die Wand (26. September 1924). Die Ostwand des Kleinen Marchandhornes wie auch der Südgrat des Großen Marchandhornes wurden im Juni 1924 von Lettenbauer und Kugelstatter im Aufstieg begangen. Auch am Sauhornkamm, dessen Westflanke in steilen Wänden zur Großen Saugrube abstürzt, wurden zwei Flanken neu begangen. Auf das 4. Sauhorn leitete durch die Westwand O. Herzog, G. Lettenbauer, G. Kugelstatter am 7. Juni 1924 die linke Begrenzungsrippe einer Felsschlucht, welche ungefähr in der Fallinie des Gipfels liegt und unmittelbar zu ihm leitet. Das 3. Sauhorn erstiegen über die Westrippe, bzw. Westwand G. Brandt und W. Neigert am 23. September 1924.

Über das Metzhörndl grüßen die wundervollen Südwände der Schoßhörner zur Passauer Hütte herüber, und es ist verwunderlich, daß diese schönen Abstürze nicht längst schon durchstiegen wurden. Die wuchtigen Plattenwände des Hinteren Schoßhornes bezwang die Kletterkunst Lettenbauers, welcher mit W. Neigert und G. Haber die Wand anging. Im linken unteren Teil der Wand, links der Gipfelfallinie, zieht ein gelber Riß herab, der am Wandfuß mit schwarzer Höhle endet. Rechts davon befindet sich der Einstieg. Mit teilweiser Benützung einer rißartigen Verschneidung kamen die Erstbegeher auf eine Zone schwachgeneigter Platten, welche nach rechts die Wand durchziehen. Diese verfolgten sie zu einem kurzen wagrechten, überdachten Band. Von seinem Ende ging's nach links in einen überdachten Winkel, dann kam ein Quergang auf glatter Platte nach rechts; von hier hat man Einblick in die den rechten oberen Teil der Wand durchziehende Schlucht. Nun ging es im allgemeinen gerade aufwärts, bis zwei gleichlaufende, wagrechte Risse nach links in eine kurze, rißartige Verschneidung führen. Diese wurde erstiegen, worauf ein wagrecht nach links ziehendes Band erreicht wurde. Man folgte nun diesem nicht, sondern hielt sich gerade aufwärts bis zu der Stelle, wo besser gestufter Fels zum Grat hinaufführt. Über diesen besser gestuften Fels stieg man bis zum obersten, nach links ziehenden Band, welches nach links verfolgt wurde; dann kletterten die Ersteiger etwas höher unter die Überhänge des Gipfels, querten unter denselben nach links in ein Loch und kamen durch eine Verschneidung gerade zum Gipfel. Die Ersteiger bezeichnen diese Bergfahrt als

eine ungewöhnlich schwierige. Auch die Südwand des Vorderen Schoßhorns mußte sich der Kletterkunst Lettenbauers beugen, welcher am 16. August 1924 mit Kugelstatter, Haber und Neigert die Wand anging. Von der Passauer Hütte stiegen die vier auf dem Weg nach Diesbach ab, bis sie wagrecht unter den letzten Ausläufern des Metzhörndl auf Steigspuren in das Tierkar queren konnten. Vom Kar stiegen sie dann an auf ein wagrecht nach rechts östlich ziehendes Grasband, das eine gelbrote Unterbrechung aufweist, von der eine grasdurchsetzte Schlucht in die Höhe zieht. Das Band wurde verfolgt, an der Unterbrechung vorbeigequert, bis nach links ein Grasband kam, das zu der oben erwähnten Grasrinne führt. Auf deren rechter Seite aufwärts zu den unter den eigentlichen Südabstürzen von rechts nach links hinaufziehenden Geröllrinnen. Vom Gipfel zieht nach Süden eine nur wenig ausgeprägte Rippe, die unten mit einer links von Felsen und schwarzen Flecken bedeckten Kante abbricht. Links dieser Kante befindet sich der Einstieg. Etwa 50 *m* kletterten sie die oben erwähnte Geröllrinne hinauf, dann über Schrofen auf eine oberhalb gelegene kleine Plattform (Steinmann). Über eine steil ansteigende Platte querte man nach rechts zu einer Ecke, dann auf einem etwas höher gelegenen kurzen Band zu einem Reitriß. Dieser wurde erstiegen, dann ein brüchiger Kamin erklettert, der oben wieder in einen Reitriß überging. Man befand sich nun oberhalb der erwähnten Kante. Nun ging es schwach nach rechts, dann wieder nach links in einem Winkel; ein rauher Riß, hernach Geschröf führten auf ein von rechts heraufkommendes breites Band. Nun wurde nach rechts über grasdurchsetzte Felsen angestiegen bis zu einem Überhang. Hier ist die Durchstiegsmöglichkeit nicht rechts, sondern links über eine Platte, dann wieder links auf Geschröf, bis sich wieder eine Rinne öffnet, welche auf den obersten Grasfleck leitet. Etwas rechts eines seichten Risses zu einem kleinen Köpferl, dann rechts um die Ecke zu einem Grasfleck. Man stieg wenige Meter rechts ab in einen Kamin und erreichte durch diesen den Gipfel.

Steht man vor der Passauer Hütte und bewundert die nächste Umgebung derselben, so lenkt das trotzige Fahnenköpfl immer wieder den Blick des Bergfreundes auf sich. Mit bauchigen Überhängen fällt das Fahnenköpfl nach Norden ab; nach Westen jedoch stürzt der Berg in einer gelben Mauer in furchtbarer Glätte zum Hochtor ab, einen Ersteigungsgedanken im Keime erstickend. Und doch wird die Wildheit dieser Wand noch übertroffen von der Südkante des Fahnenköpfls, welche sich gotischen Pfeilern gleich, geschmückt mit grotesken Felsnasen vom Hochtor weg aufbaut. Ein kühner Gedanke fürwahr, diese Kante anzugreifen. Ein unglaubliches Wagestück, welches in ungewöhnlich schwieriger zehnstündiger Kletterei von G. Lettenbauer in Begleitung von Kugelstatter und Haber ausgeführt wurde. Nur der außergewöhnlichen Kletterkunst Lettenbauers gepaart mit Ausdauer und seltener Kraft konnte diese Erstersteigung glücken, welche die schwersten Klettereien des Kaisers wie Fleischbank-Ostwand, Dülferriß an der Fleischbank noch weit übertrifft und wohl mit Recht zu den schwersten Klettereien, welche in den letzten Jahren ausgeführt wurden, gezählt werden darf. Es darf hier wohl erwähnt werden, daß Lettenbauer die Fahrt vollständig als erster führte. Die Schilderung der Durchkletterung lautet folgendermaßen:

Der Südgrat steigt vom Hochtor weg im wesentlichen mit sieben Aufschwüngen zum Gipfel an. Der Weg Gerin und Genossen 1908 bewegt sich erst vom siebten Aufschwung ab am Grat und ist deshalb nur als Südanstieg zu bezeichnen. Während der Neudurchstieg über sämtliche Absätze, fast unmittelbar an der Kante zum Gipfel leitet.

Zum ersten Abbruch vom Hochtor weg durch eine Einbuchtung einige Meter hoch, bis ein grasdurchsetztes Gesimse nach rechts an eine kleine Kante führt. An dieser etwa 3 *m* hoch, dann links in einer verschneidungsähnlichen Einbuchtung auf den ersten Absatz. Dieser kann auch rechts und links des obengenannten Weges erreicht

Großes Dreizinthorn von der Reißensandscharte.

Hochzint vom Melkerloch.

Blick vom Nördl. Hundshörndl auf die Berchtesgadner Berge.

werden, wie bei Versuchen bereits geschehen. Am zweiten Abbruch aufwärts unter eine Höhle. Aus dieser links heraus und durch einen feinen, nach links aufwärts ziehenden, etwa 10 *m* langen Riß zu einem kleinen Stand, dann über rasendurchsetzten Fels senkrecht aufwärts bis unter den oberhalb befindlichen Überhang. Unter demselben kurzer Quergang nach rechts in eine kleine Nische. Dann durch eine Verschneidung auf einen Standplatz und leichter zum Fuß des dritten Absatzes, der bereits von unten durch eine scharfe Kante auffällt. Etwa 3 *m* an der Kante hoch, dann nach links in den 2 *m* links der Kante hochziehenden feinen Riß und durch diesen, bis er endet. Gerade hoch über die glatte Platte bis unter einen kleinen Überhang. Hier ungewöhnlich schwieriger wagrechter Plattenquergang 5 *m* nach links, dann wieder nach rechts aufwärts in einen kurzen Kamin, der auf die Höhe des dritten, latschenbedeckten Aufschwunges führt. Von diesem knapp rechts an der Kante über einen Überhang, der von einem Riß durchzogen wird. Dann die Risse selbst hoch zu einem zweiten Latschenfleck. Am Fuße des fünften Aufschwunges befindet sich ein Block. Die hier ansetzende Platte wird von einem feinen seichten Spalt durchzogen, der zu einem Band führt. Von diesem gerade an der Kante hoch zu einem Wulst. Ein von diesen Wulsten überdachtes Grasband zieht nach rechts abwärts. Auf diesem Band etwa 12 *m* rechts. Von hier über einen Überhang in eine Nische und dann nach rechts in einen Riß. Durch diesen bis wieder ein Band nach links führt. In dem nächsten gleichlaufenden Riß hoch, dann über Geschröf auf den fünften Aufschwung. Über ein kurzes, links von einem Riß durchzogenes Wandl auf einen weiteren Latschenfleck. Über eine rinnenartige Wandstelle auf ein Band, das einige Meter nach links verfolgt wird, worauf man über einen der hier hochziehenden Risse eine Geröllstufe erreicht. Etwa 2 *m* hoch auf ein von abgesprengten Blöcken gebildetes Band. Auf diesem nach links in eine Verschneidung, die unter einen von einer Verschneidung durchzogenen Überhang führt. Rechts dieser Verschneidung über Geschröf zum siebenten Aufschwung. Jenseits der Scharte kommt der Weg Gerin herauf, welcher in kürzester Zeit zum Gipfel führt.

Am 20. Oktober 1924 glückte Dr. Fritz Rigele in Begleitung von Viktor Seerainer und Dr. Otto Zimmeter die Ersteigung der Südwand des Mittleren Dreizinthorns, 2480 *m*. Verschiedene namhafte Bergsteiger hatten diese Wand schon angegangen, kamen aber nicht zum Ziel; der Bericht der drei Herren lautet wie folgt:

Die schmale Südwand bricht im untersten Drittel überhängend ab; dieser Abbruch ist von Bändern durchzogen, die im westlichen Wandteil von Westen nach Osten ansteigend verlaufen; den mittleren Teil der Wand durchreißt eine weniger steile Schlucht, woran sich der senkrechte, wie aus übereinandergetürmten Riesenklötzen erbaute Gipfelklotz anschließt.

Vom Hasenhals, dem südlichen Ausläufer des Westlichen Zinthorns, über Geröll und Schrofen rechts abwärts zum Beginn der Schlucht zwischen Mittlerem und Westlichem Dreizinthorn. In ihr etwa 40 *m* empor bis durch einen überhängenden Riß der Beginn des untersten, ausgesprochenen und gut gangbaren Bandes, das zur rechten Kante zieht, erreicht wird. Hier nicht zur Kante, sondern wiederum durch einen Überhang und einen sehr schwierigen Riß gerade hinauf. An der folgenden Wandstufe befindet sich ein auffallender gelber Fleck. Knapp rechts hievon in eine, mit einem Überhang ansetzende, enge Rinne, weiter auf ein kurzes Band und gleich darauf über zerspaltene, steile Felsleisten auf einen Absatz. Nun wieder nicht auf dem breiten Bande nach rechts zur Kante, sondern neuerlich über einen schweren Überhang zum Beginne eines nach rechts ziehenden, einmal unterbrochenen Bandes. Auf ihm nach rechts an die Kante und mit wenigen Schritten in die den mittleren Teil der Wand durchreißende, schwächer geneigte Schlucht; durch sie zum Teil leicht, zum Teil schwierig zum Beginn der Gipfelwand. Vorerst an ihrem linken Teile durch eine plattige

Rinne und eine Wandstufe auf ein Band unter senkrechten Abbrüchen, das nach rechts zieht und das man bis zu einer gelben, mit roten Flecken besprenkelten und mit einem ganz feinen Riß durchzogenen senkrechten Wandstelle verfolgt. Hier schwerstes Stück (Mauerhaken). Die gelbe Wandstufe wird unter ungewöhnlichen Schwierigkeiten erst gerade, dann nach rechts hin zum Beginn eines plattigen Risses erklettert; durch ihn, immer noch sehr schwierig, dann über eine steile Platte auf das nächst höhere Band. Hier nach rechts wenige Schritte absteigend zum Beginne eines prächtigen Stemmkamines, durch den man die Gipfelplatte und über sie den Gipfel selbst erreicht. (4 Stunden, teilweise äußerst schwierig.) Damit sind nun alle Südabstürze der formenschönen Dreizinthörner durchklettert.

Kommt man von der Barbarascharte in der Großen Saugrube auf die Höhe der ersten Barre, dann fesselt die Ostwand des Griesener Hochbretts den Blick. Am 24. September 1924 durchstiegen G. Brandt und W. Neigert diesen Absturz auf nachfolgendem Wege:

Ein breites, teilweise mit Geröll bedecktes Band führt in südlicher Richtung zu einer kleinen Höhle; links derselben vermittelt eine Rinne den Zugang zu einem Riß, welcher zu einem Geröllfleck leitet. Eine Verschneidung führt zu einem großen Kessel. An dessen rechter Seite durch einen etwa 4 *m* hohen Kamin, dann durch eine steile Wand zu einem Überhang, dessen rechte Seite ein großer gelber Fleck kennzeichnet. Ein 10 *m* langer luftiger Quergang nach links leitet über eine Kante in eine Rinne, welche nach rechts aufwärts bis oberhalb des gelben Fleckens führt. Steile Wandstellen vermitteln den Zugang auf ein nach rechts ziehendes Band, auf ihm 8 *m* nach rechts zu einem mächtigen Block. Links davon aufwärts zu einem Überhang; nach dessen Überkletterung kommt man über senkrechte Wandstufen auf leichte Schrofen und in südwestlicher Richtung zum Gipfel (teilweise äußerst schwierig, 3 Stunden).

Das fünfte Sauhorn entsendet nach Norden einen langen schönen Felsgrat mit eigenartigen, für die Leoganger Steinberge typischen stufenförmigen Absätzen. Wandert man von Hochfilzen über den Ramernsattel nach Oberweißbach, dann zeigt sich bei der Dalsenalpe das fünfte Sauhorn als schlanker Felsturm und erinnert an den Predigtstuhl mit seiner Nordkante, in steilem wuchtigem Aufbau strebt der Nordgrat zum Himmel hinauf. Die Ersteigung dieses formenschönen Absturzes gelang am 31. Mai 1925 den Bayerländern Fritz Bechtold, Franz Edmeier, Willy Merkl und Peter Mühlritter. Die Beschreibung dieser großartigen Bergfahrt, welche die Erstbegeher als eine der schönsten des ganzen Gebietes bezeichnen, lautet wie folgt:

Der untere Teil des Grates stürzt in jähem Steilabbruch in die Schuttgräben nieder. Das mittlere Gratstück ist mäßig geneigt, während der obere Teil in idealer Linienführung als scharfe, steile Gratschneide zum Gipfel emporleitet.

Der Einstieg erfolgt aus dem unteren Teil der großen Saugrube (man befindet sich dabei horizontal) etwa auf der Höhe einer Scharte nördlich des Barbarahorns). Nach links über breite Schuttbänder und Schutterrassen leicht auf- und absteigend, quert man am Fuße der Westwand solange, bis man unter eine mächtige, markante Höhle kommt. Einstieg.

Von hier links sehr schwierig aufwärts auf das obere, von zwei übereinanderliegenden Bändern. Über dasselbe etwa 50 *m* nach links, etwas gerade empor und nach rechts in Richtung eines kurzen Kamines. Vor seinem unteren Ende über eine Wandstufe nach links zu einer Terrasse. Über diese aufwärts in eine Gufel. Aus ihr schwer über die rechte Begrenzungswand empor und weiter aufwärts über zwei hintereinanderfolgende Risse, auf ein Schuttband.

Nach links um die Kante (Steinmann) herum und etwas absteigend auf schmäler werdendem luftigem Band nach links in einen Winkel, in dem ein Kamin, rechts davon durch einen feinen, stark abdrängenden Einriß, etwa 15 *m* — äußerst schwer — auf-

wärts auf ein kurzes, überdachtes Band. Nun, nach links in eine kaminartige Rinne, durch sie empor auf einen horizontalen Gratabsatz. Weiter über einige kleine Erhebungen hinweg bis zum nächsten, größeren Grataufschwung. Knapp links seiner Kante durch einen glatten, engen Kamin und weiter links über ein Band und durch einen kurzen rauhen, äußerst schweren Riß zurück auf die Gratschneide.

Über den hier ansetzenden, scharfen Steilaufschwung in hervorragend schöner Kletterei aufwärts. Der feste gutgriffige Fels ermöglicht ein Emporkommen direkt an der überaus luftigen schmalen Gratschneide.

Unter dem etwa 15 *m* hohen glatten Gipfelabbruch auf einem Band nach links und durch eine kurze Steilrinne direkt zum Steinmann des Gipfels (normale Kletterei etwa 4 Std. — äußerst schwierig).

Steht man auf dem Grat, welcher über das zweite Sauhorn zum Hundshörndl führt und blickt man in nordwestlicher Richtung zum Rothornkamm hinüber, dann fesselt die Nordwestwand des Passauerkopfes sogleich den Blick. Die Bayerländer Kugelstatter, Hartmann und Grünwald durchstiegen diese Wand am 9. August 1925 auf folgendem Wege:

Der Einstieg befindet sich an einem markanten Felsköpfel, etwas rechts der Gipfelfallinie. An dessen westlicher Seite zu einer kleinen Scharte. Quergang nach links zu einem 5 *m* hohen Riß. Über diesem empor, dann Quergang nach links in den großen Geröllkessel. An dessen rechter Begrenzung 5 Seillängen über Platten gerade empor zu einer steilen, überhängenden Rinne. In dieser gerade aufwärts und nach ihrem Ende nach rechts zu einem Sattel. Einige Meter links einsteigen, dann gerade empor (Mauerhaken) und etwa 15 *m* links haltend zu einem Stand über eine gerade Wandstelle (Haken) zu einer schon von unten sichtbaren Höhle. Über eine Rippe nach rechts in die Wand (Mauerhaken) gerade empor, dann links auf das letzte Band. Etwas rechts durch eine Rinne zum Gipfel. (Kletterzeit 1½—2½ Std. — äußerst schwierig.)

Da bisher noch nichts zusammenfassend veröffentlicht wurde über die Ersteigungsgeschichte meiner Lieblingsgruppe, glaubte ich für den Bergsteiger einmal eine Übersicht schaffen zu müssen.

„Warum ist jedem seine Heimat der schönste Winkel der Welt? Nicht bloß der wertefte, nein, objektiv der schönste! Weil er Zeit und Anlässe hatte, seinen Blick in all die Millionen ihrer reizvollen Falten hineinzuschmiegen, über die bei flüchtiger Schau auch das geübteste Malerauge hinweggleitet, weil seine Seele die feinsten Wurzelfasern der Liebe in das Erdreich der Heimat zutiefst hinuntergesenkt hat."

Diese Worte von Eugen Guido Lammer wird besonders der Bergsteiger verstehen und mitempfinden, welcher einer bestimmten Gruppe seine Liebe zugewandt hat. Auch in meinem Innern lebt eine Seelenverwandtschaft zu dieser Naturauffassung; durch vielmaligen Besuch im Winter und Sommer, im Herbst und Frühling ist mir diese Gruppe meine Bergheimat geworden und deshalb gilt ihr mein volles Sehnen. Welch' köstliche Erinnerungen tauchen beim Bearbeiten der Ersteigungsgeschichte aus dem Meere der Vergessenheit auf, Bilder vergangener Zeiten werden zu wiedererlebender Gegenwart: Wie plagten wir uns seinerzeit am Westgrat des Brandhörndl's und welche Freude hatten wir als der Gipfel erreicht war. Zur Rast sollte dieser Tag dienen, nur ein Bummel für's Gemüt war geplant gewesen und dennoch beim Anblick dieses schneidigen Grates war alles vergessen, sowohl die Pläne und Vorsätze wie auch die Müdigkeit. Doch die Gipfelfreude war verfrüht, es gab erst noch harten Kampf mit der brüchigen Nordwand, die Nacht hatte sich mit dem Berg verbündet und beinahe wäre der Berg Sieger gewesen. Ein anderes Bild:

Im Winter 1913 zogen wir aus zum Birnhorn; wir wollten den Berg, welcher uns schon soviel Schönes gegeben hatte, im Winterkleide schauen. Von Diesbach hatten wir uns zur Niedergrubalm hinaufgeschunden, dann aber zu allem Überfluß die

nun folgende Waldregion falsch angepackt, anstatt nördlich hinaufzuspuren, versuchten wir es südlich an der Mitterhornseite, doch Lawinengefahr und Felsabbrüche zwangen uns zur Rückkehr zur Niedergrubalm. Hier wird mein Begleiter plötzlich krank und kann nicht mehr weiter. Die Alm selbst ist größtenteils verfallen, nur über dem ehemaligen Herd ist noch ein Stück Dach und glücklicherweise noch etwas Heu. Holz muß erst aus dem Schnee herausgegraben werden, gibt aber mit Spiritus ein rettendes Feuer. Der Kranke wird in einen Trog mit Heu eingepackt und bekommt alle entbehrliche Kleidung. Ich aber ziehe allein hinaus in die klare Nacht, um den Weg durch den Wald zur Jagdhütte zu finden, von wo aus dann der Anstieg ins Kar nicht mehr zu verfehlen ist. Ein gütiger Engel läßt mich den Weg finden und heil zu meinem Freunde zurückkehren. Bei Tagesanbruch geht es weiter hinauf zur Hütte, das Befinden des Freundes hatte sich gebessert und so wollten wir wenigstens die Passauer Hütte erreichen, um dort die volle Genesung des Gefährten abzuwarten. Des Kranken Rucksack kommt auf den meinen und nach 6 Stunden drückten wir uns in der bald warmen Hütte die Hand. Die Hauptschwierigkeit sollte aber erst noch kommen. Wir wußten, daß die Kuchelnieder, der Schlüssel der Wintererersteigung, uns noch schwer zu schaffen machen werde. Und wir hatten uns nicht getäuscht, als wir tags darauf mit frischer Kraft hinauszogen in den klaren Wintertag. Bald ist das gefährliche Stück erreicht, die Neigung beträgt etwa 45°, der Hang ist lawinengefährlich und oben dräut zu allem Überfluß eine Wächte. Zur Linken aber bieten Felsen festen Stand und gute Sicherung, deshalb darf der Gang gewagt werden. Ich komme ein gutes Stück hoch, da geht mit scharfem Knall der ganze Hang los und nimmt mich mit in die Tiefe. Doch das Seil hält und der reingefegte Hang ist jetzt ohne Gefahr zu begehen. Die Wächte am Grat erfordert noch ziemliche Arbeit, aber nach 3½ Stunden stehen wir auf der Kuchelnieder und wissen, daß der Berg nun unser sei. Leicht bringen uns apere Bänder, welche der Nordwestwind reingefegt hatte, zum Birnhorngipfel; eine unbeschreiblich schöne Fernsicht vom Dachstein bis zum Ortler belohnte die aufgewandte Mühe.

Vom Birnhorn fliegen die Gedanken hinüber zur Südwand des Kleinen Dreizinthornes. Am Herdfeuer der Griesener Schafelalm hatten wir die Nacht verbracht und dann beim Morgengrauen uns 3 Stunden lang über griesbedeckte Platten hinübergeplagt zum Hasenhals. Mit mauergleichem Aufbau stand vor uns der Turm des Kleinen Dreizinthorns, ein Kamin führt vom gespaltenen Gipfel zu uns herab, doch was wir sehen, erfüllt uns mit Bangen, sind diese Überhänge wohl gangbar? Ein sehr schwerer Riß bringt uns zu einem Band und hier will der Sturm auf das Bollwerk schon erlahmen, denn wie ein Dach hängt der Fels über uns hinaus. Mit meinem Begleiter, dem Hüttenwart Mayrhofer, und Oberlader, welchen wir als Träger mitgenommen hatten, wird Kriegsrat gehalten, nach langer Beratung siegt der Angriffswille. An einem möglichst hoch angebrachten, soliden Mauerhaken binde ich Oberlader an, damit er die Hände frei bekommt, dann klettere ich auf seine Schultern, noch aber reicht meine Größe nicht aus. Nun steige ich noch auf Oberladers Kopf und jetzt bringe ich den rechten Arm bis zum Ellenbogen in den sich öffnenden Kamin hinein. Was ich vor mir sehe, ist gangbares Gelände, nun also los. Rücklings weit hinübergebeugt stemmen sich die Füße ab von Oberladers Kopf, baumeln hinaus in die Luft — die Zugstemme gelingt und mit Keuchen liege ich in der unteren Öffnung des Kamins, lange muß ich verschnaufen, bis ich weiter kann. Die beiden Begleiter ersteigen am doppelten Seil den Überhang, von mir mit einem zweiten Seil gesichert. Was nun folgte, war wunderbarer schwerer Fels, rauh und fest, so schön wie in den Dolomiten. Ein weiterer plattiger Überhang konnte uns nicht mehr lange aufhalten, nach wenigen Seillängen hatten wir den Gipfel erreicht. Die Freude am Gelingen der herrlichen Bergfahrt zeigte mir so recht der feste Händedruck der Freunde. Als wir dann über

Griesener Hochbrett, Hochdurchkopf und Jungfrau zur Griesener Schafelalm zurückgekehrt waren, taufte mich mein Bergvater Mayrhofer, welcher uns, damals junge Burschen in den Zauber und die Herrlichkeit der Berge eingeweiht hatte, nach guter alter Sitte mit einem Glas Moosbeerschnaps zum Hochturisten.

Dann nahte der Abend, — die Schatten wurden länger, des Tages letzter Glutenbrand lag als Abschiedsgruß auf den Firnen im Süden. Da kam dann in das Innere der Lohn für die Tagesarbeit: Es war ein tiefes Gefühl von Zufriedenheit!

II. Eine Durchquerung des Leoganger Steinberges auf Schneeschuhen

Der Frühling hatte seinen Einzug in die Lande gehalten und mit Blütenbäumen ward dem heißersehnten Bezwinger des Winters von den Auen und Fluren ein Willkomm geboten; nur die Berge am Markende, die Marchandhörner, trugen noch des Winters Kleid, doch fast bis 1600 *m* hinauf hatte die warme Frühlingssonne die Berghänge ausgeapert. Da war just die richtige Zeit gekommen, einen alten, lange Jahre im Innern gehegten Plan zur Ausführung zu bringen und aus Lenzespracht und blumenbesäten, buntfrohen Fluren hinaufzusteigen in die winterlichen Gefilde, um uns noch einmal am Frühlingsbeginn zum Abschied auf den geliebten Brettln zu tummeln. Im Jahre 1913, gelegentlich einer Schitur auf das Birnhorn, hatten wir das herrliche Schigelände des Ebersbergkares entdeckt und auf Grund weiterer Bergfahrten war dann in uns der Plan entstanden, die Leoganger Steinberge mit Schneeschuhen zu durchqueren. Wohl verschob der Krieg mit seinen Folgen die Ausführung dieses Gedankens, aber alte Liebe rostete nicht und so blieb dieses Unternehmen in unserm Innern wach und ward in Mußestunden immer mehr ausgesponnen und durchdacht, endlich dann, Pfingsten 1923, wurde der Versuch gemacht, diese Bergfahrt auszuführen und der Versuch gelang.

Wie eine Festung[1]), umflossen von Wassergräben, ragt der Leoganger Steinberg aus den ihn umgebenden Tälern hervor; die Wälle, dargestellt durch die steil abstürzenden Wände der Plattenkalke, sind besetzt mit riesigen Türmen, den Spitzen des Gebirges, an deren Fuß von bayrischen Saalforsten bedeckte Höhen die Stelle der vorgeschobenen Bastionen vertreten.

Diese bayrischen Saalforste sind große Waldungen auf beiden Ufern der Saalach im österreichischen Gebiete und wurden seinerzeit nach der Schilderung des Herrn Lukas[1]) aus Passau im Vollzuge des Rieder Vertrages und seiner Ergänzungen von der österreichischen Regierung dem Staate Bayern dafür überlassen, daß Bayern die Benützung der Straße von der bayrischen Ostgrenze von Reichenhall nach Melleck an der Tiroler Grenze als Nachschubstraße für die österreichische Armee gestattete.

Diese Straße war im österreichisch-italienischen Feldzuge von 1848/49 einer der bedeutendsten Verbindungswege zwischen Innsbruck und Wien und Tausende von österreichischen Soldaten zogen auf ihr dahin. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung über diese österreichischen Regimenter war bayrischerseits eine Kompagnie des Jägerbataillons von Burghausen auf die alte Feste bei Reichenhall abgestellt, vollständig genügend, da man niemals etwas von Ausschreitungen hörte. Reichenhall wurde meistens gegen die Mittagsstunde von den freundnachbarlichen Truppen passiert, so daß ein Übernachten auf bayrischem Gebiete vermieden wurde. Es waren bunte Bilder, welche die Durchzüge der damals so siegesgewissen Krieger aller Art gewährten. Jetzt, seit Bestehen der Giselabahn und der anderen Verkehrsmittel wird wohl nicht leicht mehr eine derartige Invasion vorkommen.

[1]) Siehe Festgabe der Sektion Passau des D. u. Ö. A.-V. 1899, S. 16.

Josef Gmelch gibt in seinem Birnhornführer (S. 55) eine andere Erklärung für die bayrischen Saalforste. Er schreibt, daß dieses eigentümliche Verhältnis auf die im Jahre 1829 zwischen Österreich und Bayern abgeschlossene Salinenkonvention zurückzuführen sei. Damals wurden nämlich dem bayrischen Staate zum Betriebe der Reichenhaller Saline die im Bereiche des Leoganger- und Saalachtales liegenden Forste zum ewigen und steuerfreien Eigentum überlassen, jedoch mit Vorbehalt des österreichischen Hoheitsrechtes. Dies ist auch der Grund, warum in Leogang, Frohnwies, St. Martin, Unken bayrische Forstleute amtieren.

Der Geologe von Gümbel erwähnt von unserer Gruppe die interessante Verbindung der Kettenformationen der westlichen mit dem Plateaucharakter der östlich derselben gelegenen Kalkalpen; beide Formen vereinigen sich hier zu anderswo nicht wiederzufindenden Bildern. Trotzig und mauergleich fällt der von Osten nach Westen verlaufende Hauptkamm mit seinen Südabstürzen in das Tal der Leoganger Ache ab, während zwischen den, gleich Fingern einer Hand nach Norden abzweigenden Seitenkämmen weite plateauartige Kare eingebettet sind, welche wunderbares Schigelände aufweisen; besonders trifft dies zu beim Ebersbergkar und der Grub, in welch letzterem Kar die Passauer Hütte steht. Die Hauptschwierigkeiten bei einer Durchquerung mußten wir also beim Überschreiten der Kämme finden, deren vier sich uns entgegenstellten, nämlich der Marchand-, Sauhorn-, Rothorn- und Birnhornkamm. Dementsprechend wurden außer der vollständigen Schiausrüstung mitgenommen Pickel, Steigeisen und Seil, ferner noch Schlafsäcke, welche sich sehr bewährten; die Unterkunftsmöglichkeiten lagen voneinander weit entfernt, es mußte deshalb gegebenenfalls mit einer Beiwacht gerechnet werden; außerdem war uns bekannt, daß auf der Passauer Hütte sämtliche Decken zu Tal gebracht worden waren.

Polternd und keuchend hatte uns der Zug nach Hochfilzen hinaufgebracht; endlich um 3 Uhr morgens war der Ausgangspunkt der Bergfahrt erreicht; die Vorhut, bestehend aus Pöllmann und mir, setzte sich in Bewegung. Noch war es Nacht und pflichtgemäß brauchten wir natürlich einige Zeit, bis der richtige Weg gefunden war, der aus der Ortschaft hinausführte und so stapften wir los mit unseren schweren Rucksäcken in der Richtung Außerschüttachalm. Die Nacht war der Dämmerung gewichen, als wir über den ebenen Talgrund, welcher bis vor 15 Jahren als Schießplatz der k. u. k. österreichisch-ungarischen Gebirgsartillerie gedient hatte, die einsam gelegenen Almen erreichten. Die Sennen hatten, brummend ob der frühen Störung, ihr Heulager verlassen, wurden aber recht handsam und gaben uns freundlich gewünschte Auskunft; eine Hand voll Tabak ist in so einem Falle oft das beste Anfreundungsmittel, besser wäre es gewesen, wenn uns die Sennen nicht gesehen hätten — doch davon später. Bis[1]) hierher konnten die Nachkommenden nicht fehlgehen, von der Außerschüttachalm weg wurde nun mit etwa 60 Blättern der schwer erkenntliche steile Pfad ausgiebig gekennzeichnet, so daß nach unserer Ansicht die Nachhut ohne jede Schwierigkeit hinauffinden mußte zur schön gelegenen Marchandalm, welche wir am Pfingstsamstag früh 8 Uhr erreichten. Die Wege sind die schönsten, die erst gesucht werden müssen, wo man den Steig nur ahnen kann und das erreichte Ziel als des Rätsels Lösung die Befriedigung über eine gelungene Tat wachwerden läßt; unwillkürlich kommen in solchen Stunden O. E. Meyers Worte ins Gedächtnis, welche er uns in seinem Buch „Tat und Traum" übermittelte:

„Alle Freuden, die unsere Sinne von außen bestürmen, sind ein Nichts im Vergleich mit der großen kindlichen Freude am Dasein selbst, die rein in der Stille der Berge erwacht.

---

[1]) Der Weg verteilt und verliert sich schon bald nach Hochfilzen im teilweise vermurten Talboden; man hält sich am linken nördlichen Teil des Talbodens.

Geh' in eine Gruppe der Alpen — nicht in die vielen, in die der Mensch seine Nöte und Armseligkeiten getragen hat; wo dir Reklameschilder entgegenschreien, Eisenbahnen fauchen, wo die Schlingen der Wege sich fesselgleich über die Zinnen legen; wo Gasthaus und Hütte das gleiche Leben versprechen und preisen wie drunten, woher du kommst; wo die vielen sich tummeln, die längst die Sprache der Natur verlernten, daß sie Ziel und Schönheit der Wanderung auf Schildern lesen müssen.

Geh' in eine Gruppe der Alpen, die einsam sind; wo Sonne und Sturm, knirschendes Eis und stäubendes Wasser am Werke sind, wo du allein auf dich gestellt bist, daß du die Sprache der Berge lernst, die dich führen werden, besser als alle Weiser der Menschen. Bis du wirst wie ein Baum im Walde, ein Gras auf der Alm oder ein lebender Fels auf dem lichten Grat; kein fremder Zuschauer mehr, der in fremden Zungen redet, sondern ein Glied der großen Natur, wie Baum und Fels und Gras ..."

Beim Aufstieg zur Marchandalm war unterdessen der Tag heraufgekommen, die ersten Sonnenstrahlen vergoldeten die weißen Zinnen der in den tiefblauen Morgenhimmel hinaufragenden Loferer Steinberge. In der Alm fanden wir Heu und einen winddichten Stall, also konnten wir mit einfacher Unterkunft rechnen, nach kurzer Rast und Stärkung trieb es uns wieder weiter. Hinter der Alpe bauen sich kulissenartig die Westabstürze der Leoganger Steinberge auf; die selten besuchten, formenschönen Zinnen des Barbarahorns, des Großen und Kleinen Marchandhorns bilden die Umrahmung der Marchandalm und zaubern hier eine Dolomitenlandschaft in nördliche Gefilde. Im Spätwinter kommt als Übergang in die Große Saugrube nur die steile Rinne zur Barbarascharte in Betracht; diese Scharte war unser heutiges Ziel. Wenn es möglich war, diese Grateinschartung mit voller Bepackung zu erreichen, dann war die Möglichkeit der Durchquerung bedeutend näher gerückt.

Von der Grathöhe des Großen Marchandhorns zieht ein mächtiger Felssporn nach Westen, diesen umfuhren wir, querten eine nicht zu kleine Lahn und arbeiteten uns in steilen Kehren hinauf zur Rinne zwischen Barbarahorn und Kleinem Marchandhorn. An ihr angekommen sehen wir, daß hier mit Schneeschuhen nichts zu machen ist — erst wird noch gerastet und Umschau gehalten; wieder sind es die Loferer Steinberge, welche auch hier besonders wuchtig sich aufbauen und in der Morgensonne wie verklärt überirdisch schön in den tiefblauen Himmel ragen. Doch dann gilt unser ganzes Sinnen dem steilen, teilweise vereisten Anstieg. Das Barbarahorn, welches die Gebirgsartilleristen seinerzeit so getauft hatten und in dessen Westwand damals die Artillerieziele eingebaut waren, fällt gegen Süden mit mauergleichen Wänden ab und da gerade das Barbarahorn recht brüchigen Fels aufweist, ist die Rinne nicht steinschlagsicher. Mit dem Pickel hackten wir uns langsam, aber sicher zur Höhe und nach zweistündiger Arbeit, die uns richtig warm gemacht hatte, war die Barbarascharte erreicht, wir hatten die Stufen groß und bequem hergerichtet, damit wir am nächsten Tag ohne Mühe und Aufenthalt dieses Stück bewältigen konnten. Da hören wir auf einmal Stimmen von der Marchandalm zu uns heraufdringen, wir bemerken bei der Alm vier Leute. Erst ist die Freude groß, denn im ersten Augenblicke glaubten wir, es seien unsere Freunde, die ja heute nachkommen sollten, aber vier Leute — nein, das waren nicht die unsrigen, das mußten Jäger sein; schnell darum zurück zur Alm, damit wir diesen Aufklärung geben konnten. In schöner Abfahrt waren wir bald zurück — aber niemand war mehr da — unsere Sachen aber waren unversehrt — wir waren jetzt ganz im unklaren und kannten uns nicht mehr aus.

Die durchwachte Nacht sowie die Schlepperei hatten uns doch angestrengt, die Müdigkeit kam nun heraus und so legten wir uns in die warme Sonne, ruhten uns inmitten der herrlichen Landschaft aus und erwarteten die Freunde, die ja heute eintreffen sollten, aber nicht kamen. Dank unserer Schlafsäcke verbrachten wir eine gute Nacht.

Die zweite Staffel aber, nämlich Rummel und Braß, hatte an unserem Aufstiegstag in unermüdlicher Emsigkeit die Strecke Kufstein-Hochfilzen trotz der drückend schweren Rucksäcke und der Schi mit dem Rade zurückgelegt; beide hatten auf den teilweise schlechten Straßen einige Male Raddefekt, so daß sie erst abends in Hochfilzen ankamen und nur mehr die Außerschüttachalmen erreichen konnten, wo sie übernachteten. Früh morgens brachen sie von hier auf und folgten anfangs unserer Markierung; da trafen sie im Walde Fußspuren und da ihnen glaubhafter schien, diesen statt der Markierung nachzugehen, stiegen sie entlang der Spuren den Hang an. Das war aber ihr Verhängnis. Die Sennen, welche von uns im Schlafe gestört worden waren, hatten angeregt durch unsere Tur, einen Ausflug zur Marchandalm unternommen und wollten uns besuchen, konnten uns aber nicht finden, da Pöllmann und ich eben die Rinne zur Barbarascharte uns hinaufarbeiteten, das waren also die vier Leute, die wir gesehen; die Sennen stiegen von der Marchandalm zum nächsten Höhenrücken nach Süden hinüber und auf ihm wieder ab zur Außerschüttachalm. Rummel und Braß folgten nun den Abstiegsspuren der Sennen und sahen auf der Höhe der Marchandalm angelangt, die Alm weit entfernt im Norden auf dem nächsten Höhenrücken. Darob natürlich große Enttäuschung und zur Strafe einen langen mühsamen Quergang mit Sack und Pack an einem sehr steilen, beinhartgefrorenen Hang. Doch nun am Pfingstsonntag vormittags waren wir alle glücklich vereint, wenngleich durch das verspätete Eintreffen der beiden wertvolle Morgenstunden verloren waren — die Rätsel waren nun glücklich alle gelöst.

Um bald wieder weiterzukommen, hatten Pöllmann und ich schon für die beiden gekocht, nach kurzer Ruhepause ging es in den von gestern noch guterhaltenen Spuren hinauf zur Barbarascharte. Weiße, flaumige Wölkchen segelten im Blau des Äthers, richtig warm war es heute, so daß wir froh waren, als wir die Scharte erreicht hatten. Der Weiterweg zur Saugrube war recht unangenehm, an steilem Hang mußte zur ersten Barre hinübergequert werden, welche die Saugrube nach Norden abschließt. Glücklicherweise gab es einige Ruhepunkte an der teilweise breitrandigen Randkluft, so daß die gefährlichen Stellen in Absätzen überwältigt werden konnten. Von der 1. Barre weg fanden wir nun herrlichstes Schigelände, spurten sogleich weiter zur 2. Barre und zur Schneegrube hinauf, dem südlichen auch im Sommer verfirnten Teil der Saugrube. Wuchtig stand vor uns das plattige Dreizinthorn mit seinem stockwerkartigen Aufbau. Schwierigkeiten stellten sich uns nicht entgegen, wir erreichten bald die Gipfelplatte des Kleinen Dreizinthorns und stiegen die letzten 20 *m* ohne Brettl vollends zum kühnen Gipfel. Das hatten wir uns nicht so leicht vorgestellt, wir waren alle ehrlich erstaunt, daß dieser, nach Süden mauergleich abstürzende Gipfel an seiner Nordseite so herrliches Schigelände aufwies. Nicht lange verweilten wir oben, eine Wolke brachte ein kleines Schneetreiben und trübte die anfänglich gute Fernsicht. Außerdem war der Tag schon ziemlich vorgeschritten, morgen sollte ja die Durchquerung angegangen werden, da mußten wir bald von der Alm aufbrechen. Die Mühe des Aufstieges ward durch eine schöne Abfahrt belohnt, ungemein schnell waren wir bei der Barbarascharte und bald darauf bei der Marchandalm. Ein wunderbarer Abend war unterdessen über das Land gekommen, drüben im Westen stand im Abendsonnenglanz das Massiv des Kaisers — der Dunst der Tiefe umwob die Niederungen mit bläulichem Schleier und auf roten Wolkenbändern glitt der Glutenball der Sonne zur Tiefe, um ferne Welten mit seiner Wärme zu beglücken.

Der Morgen des Pfingstmontags fand uns schon bald unterwegs, die Barbarascharte ward schnell erreicht, nach $1^3/_4$ Stunden rasteten wir schon auf der zweiten Barre in der Großen Saugrube. Nun kam unbekanntes Gelände und gerade die nächsten zwei Kämme waren noch völliges Schineuland; was im Sommer leicht begehbar ist, stellt im Winter manchmal unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Der uns

Kuchelnieder.

Fahnenköpfl.

Großvenediger und Wildzacken vom Hochzint.

zugekehrte Westabhang des Sauhornkammes zeigte uns seine verwundbare Stelle: das 1. Sauhorn bildet mit dem ihm benachbarten Schneegrubenhörndl ein Kar; dieses wählten wir zunächst zum Anstieg, bogen aber bald scharf nördlich ab, über steile, schneebedeckte, breite Bänder erreichten wir in $^3/_4$ Stunden die Scharte zwischen dem 2. und 1. Sauhorn[1]), ein wunderbarer Firnhang brachte uns auf den Gipfel des 2. Sauhorns. Das war ein köstlicher Rastplatz, warme Sonne lag auf den Bergen und drüben über den Dreizinthörnern, wo wir gestern so schönen Erfolg gehabt hatten, bauten sich phantastische Wolkengebilde auf. Leider mußten wir bald wieder weiter, der nächste Weg war klar vorgezeichnet und führte über das 1. Sauhorn zum Sattel zwischen Hundshörndl und den Sauhörnern. Diese Einsattelung war bald erreicht, jetzt kam aber ein schweres Stück, die Abfahrt in die Kleine Saugrube. Lange berieten wir über die beste Möglichkeit, wir entschlossen uns, eine Mulde zu benützen, die zwar lawinös, heute aber nach unserer Ansicht sicher war[2]). Mit großer Vorsicht fuhren wir in großen Abständen mit Spitzkehren ab, erreichten ohne jeden Unfall den Karboden und sammelten uns auf einem großen aperen Block mitten in der Kleinen Saugrube. Da der Aufstieg zur Rotnieder uns ziemlich schwer schien, ward eine größere Rast eingeschaltet und dabei Kriegsrat gehalten. Was vor uns lag und wir überblicken konnten, war nicht gerade einladend; plattige Wandstellen waren bedacht von steilen Bändern und zu diesen führte eine kaminartige Einstiegsschlucht; dabei war die Sache verdammt steil gelagert und zu allem Überfluß waren gerade über die Stellen, über die wir hinaufwollten, seit unserem Hiersein auf dem Block zwei ganz respektable Schneerutsche heruntergegangen. Doch zum Schlusse schien uns jede Theorie grau, wir packten zusammen und begannen den Aufstieg. Über Lawinenbrocken brachte uns der Schi zur kaminartigen Schlucht; da waren selbst beim besten Willen die Brettl nicht verwendbar; wir banden sie zusammen und reichten uns gegenseitig die Hölzer den leicht erkletterbaren Kamin hinauf. Die nun folgenden steilen Absätze überwanden wir in der Art, daß wir etwa in Schulterhöhe quer zum Hang die Brettl in den Schnee legten und die Schi als Griffe benützten; so kamen wir langsam aber sicher zur Höhe und schließlich hat alles einmal ein Ende und so auch der Anstieg zur Rotnieder. Zwei volle Stunden haben wir zu diesem Stück gebraucht, welches im Sommer in 10 Minuten ohne jede Schwierigkeit begehbar ist. Weit reichte der Blick von der Rotnieder nach Osten hinüber zu den Berchtesgadener Bergen. Von Westen her kamen unterdessen dicke schwarzbäuchige Wolkenfische herangeschwommen, die Berge vor uns lagen schon im Schatten, während draußen im Osten die Mühlsturzhörner in hellstem Sonnenschein zu uns herübergrüßten. Ein kurzer Hagelschauer folgte, aber bald war der Segen von oben beendet, wir mußten an den Abstieg ins Ebersbergkar denken. Der Hang, den wir hinuntermußten, war ekelhaft steil, so daß wir berieten, ob wir hinunterstapfen oder mit den Schiern abfahren sollten; mir dauerte die Sache zu lange und so fuhr ich los; bald hatte mich das Geschick erreicht, der ganze Hang ging als Schneerutsch los, nahm mich mit und ich konnte mir recht schön die Gefühle ausmalen, die man bei dergleichen unfreiwilligen Sachen seelisch erlebt; in meinem Falle konnte nicht viel passieren, denn der Hang ging ins Ebersbergkar ohne Abstürze hinaus und mir gelang es durch energisches Stockeinsetzen meine Rutscherei zu hemmen und schließlich ganz abzustoppen; annähernd 200 *m*

[1]) Unter Umständen empfiehlt es sich, von der Höhe der zweiten Barre weg genau östlich die Hänge anzusteigen, man kommt dann am Sattel zwischen 1. und 2. Sauhorn heraus.

[2]) Bei der zweiten Durchquerung, die Trostberger Herren Ostern 1925 gelang, wurde nicht in die Kleine Saugrube abgefahren und über die Rotnieder das Ebersbergkar erreicht, sondern vom 1. Sauhorn weg das Nördliche Hundshörndl erstiegen und vom Gipfel des Nördlichen Hundshörndl in steiler Abfahrt das Ebersbergkar bzw. die Reißensandscharte erreicht. Unter Umständen ist dieser Weg ungefährlicher.

Höhenunterschied hatte ich auf diese unschöne Weise zurückgelegt und schnell das steile Stück überwunden. Die Anderen oben auf der Scharte nahmen nach diesem Vorfall nun die Brettl auf die Schultern und es dauerte geraume Zeit, bis wir alle beisammen waren und uns an der Reißensandscharte sammelten. Jetzt waren wir im Ebersbergkar und damit in wohlbekanntem Gelände, vor uns stand mit breiter Front das Birnhorn mit seinen nach Osten geneigten Bändern. In leichtem Anstieg steuerten wir auf das Westliche Rothörndel zu, dessen Gipfel wir bald erreicht hatten; jäh stürzen die Randerhebungen des Ebersbergkares nach Süden ab, geben den Blick frei auf die Tauern und die Dreizinthörner. Wuchtig baut sich vor uns das Große Dreizinthorn mit seinem schneidigen Südostgrat auf. Eine kurze aber schöne Abfahrt in Firnschnee brachte uns bald auf das Östliche Rothörndl. Da konnten wir nun alle Dreizinthörner überblicken, besonders das Kleine Dreizinthorn, auf dem wir gestern gestanden, war der Inhalt unseres Gespräches. Eine schneidige Schußabfahrt führte zum Leoganger Rotschartl, von wo wir dann in leichtem Anstieg das Ebersbergkar querten und unter der Nordwestwand des Birnhorns ansteigend bald die Kuchelnieder erreichten. Es war nun 6 Uhr nachmittags geworden, am Abendhimmel schwammen große Wolkenballen, welche von der untergehenden Sonne kupfergolden leuchteten; der Schnee nahm ebenfalls den goldenen Schein an, tiefblauviolette Schatten malten die Bergkonturen auf das weite Kar, das war eine Farbensymphonie, wie wir sie noch nie erlebt hatten.

Gewitzigt durch das Erlebnis an der Rotnieder, nahmen wir zum Abstieg in die Grub das Seil. Im Sommer ist der Weg zur Kuchelnieder mit Ringen und einigen Seilen gesichert, es war also zum Schluß noch eine harte Nuß zu knacken, bis zum letzten Augenblick wollten sich die Berge der frechen Eindringlinge wehren. Ein sehr steiles Schneefeld brachte uns auf grasige Schrofen, welche noch schlechter zu begehen waren, als der Schnee selbst. Dann kam ein Stück aperen Weges, hernach noch leichte Kletterei — endlich standen wir beim letzten Schneefeld, das zwar sehr steil, aber anscheinend ohne Hindernis in den Karboden führte. Aber auch da machten uns zwei randkluftartige, etwa 10 *m* voneinander verlaufende Spalten zu schaffen — endlich standen wir unten am Grunde des Kars. Wir zogen die Brettl an die Füße und glaubten nun bald bei der Passauer Hütte zu sein, konnte doch unter normalen Verhältnissen die Abfahrt zur Hütte nicht länger als 10 Minuten dauern. Während wir den Abstieg von der Kuchelnieder bewerkstelligt hatten, waren die Wolken des Abendhimmels, die wir so sehr bewundert hatten, über uns hereingezogen und brachten fast plötzlich die Nacht. Außerdem grollte in den benachbarten Berggruppen der Donner und der Lage nach mußte auch bei uns bald ein Gewitter kommen. Über Lawinenbrocken quälten wir uns weiter zum Birnhornostsporn, froh waren wir, als wir diesen wichtigen Orientierungspunkt erreicht hatten. Ein kleines Stück nur können wir vor uns übersehen und erkennen, immer dunkler wurde es um uns, der Wind hob an, die Sturmmelodei auf den Graten zu heulen, leichtes Schneetreiben setzte ein. Nur jetzt den Kopf nicht verlieren, nur nicht im weiten Kar abkommen von der Richtung. Der Kompaß mußte uns nun seine Hilfe leihen, im Treppenschritt ging es langsam Schritt für Schritt weiter. Im Sommer ist die Obere Grub ein wildverkarstetes Karrenfeld, große kreisrunde, manchmal bis 20 *m* tiefe Dolinenlöcher sind keine Seltenheit. Da hieß es alle Vorsicht anwenden, um nicht in so ein Loch hineinzufallen. Kam man in Fahrt, so war diese Möglichkeit sehr groß, einer von uns kam einmal ins Rutschen und konnte sich nicht mehr halten, endlich klang aus schwarzer Tiefe seine Stimme zu uns herauf, glücklicherweise war er nur einen etwa 30 *m* hohen steilen Hang hinuntergerutscht und gefallen; als wir dann in der Hütte waren, fehlten dem Betreffenden seine beiden Augengläser, das Brillengestell war aber noch am Gesicht — der Unfall war gut abgelaufen. Nun blieben wir ganz nahe beisammen, einer gab

auf den anderen acht und so sahen wir auf einmal kleine bläuliche Flämmchen an den Fingern, an den Stöcken und Schispitzen, das Elmsfeuer sagte uns, daß wir mitten im Gewitter waren, zu fürchten hatten wir vom Elmsfeuer nichts, weil dabei nur ein ungefährlicher Ausgleich elektrischer Spannungen erfolgt. Stumpfsinnig stapften wir die Hänge im Treppenschritt hinunter, um ja nicht in Fahrt zu kommen; da wird es ebener, wir wenden uns scharf nach Süden, auf einmal taucht vor uns etwas Hohes, Schwarzes auf — die Hütte. Der Sturm hatte in der letzten Stunde an Stärke zugenommen, gerade auf der Mittagsscharte orgelte der Wind seine heulenden Melodien an den Westwänden des Fahnenköpfls, nun aber waren wir nach 16 Stunden am Ruheport, in Sicherheit, einer Beiwacht entronnen. Bald stand dampfender Tee und kräftige Leibesatzung auf dem Tische und stillte den Hunger und Durst — aber nicht zu lange mehr blieben wir beisammen sitzen, die Müdigkeit übermannte uns und im Schlafsack schlummerten wir schnell hinüber ins Land der Träume. Kurz nur währte die Ruhezeit, denn bald brach der Tag an; Nebelschwaden wogten um die Hütte, ließen manchmal den Blick frei auf das Fahnenköpfl und auf die Berchtesgadener Berge im Osten. Ursprünglich wollten wir dem Hochzint an diesem Vormittag einen Besuch abstatten, doch die Westabstürze des Fahnenköpfls, in denen der Weg zum Hochtor eingesprengt ist, zeigten steile Schneefelder, die wir im Abstieg queren mußten und die voraussichtlich schwierig zu begehen waren. Wir nahmen zunächst ein kräftiges Frühstück ein und packten dann diese steilen Hänge an. Mauergleich bauen sich die gelben überhängenden Westwände des Fahnenköpfls über der Mittagsscharte auf, im Sommer quert man an guten Versicherungen zum Hochtor hinüber, jetzt waren die Verhältnisse aber wesentlich erschwert. Wieder half uns die schon einmal angewendete Technik, wir legten die zusammengebundenen Brettl quer vor uns fest in den Schnee und benützten sie als Griff und Geländer, und leichter, als wir erwartet hatten, kamen wir hinüber zum Hochtor, wo die Schwierigkeiten zu Ende waren; die Sonne war aus den Nebelwolken herausgekommen und gerade als wollten uns die Berge den Abschied recht schwer machen, standen auf einmal die Tauern vor uns, eingerahmt vom trotzigen Wildzackengrat. Ein letzter grüßender Blick zur Passauer Hütte hinauf, und hinunter ging's auf teils aperem Weg zur Niederung und zum Alltag. Krokus, Enzian und Plateniggl, die in etwa 1600 *m* Höhe als erste Frühlingsboten unser Herz erfreuten, verlockten zu kurzem Aufenthalt, wieder war es der Wildzacken, der uns aufschauen ließ. Dann aber nahm uns der Hochwald auf, die Firnenfelder der Tauern verschwanden, weiche Waldwege brachten uns zu Tal. Lachende Frühlingssonne verklärte die winterlichen Berge, von denen wir gekommen, pausbäckige Wolkenballen segelten im Blau des Äthers — da fiel uns das Scheiden furchtbar schwer.

Bau und Formenschatz des Loferer und des Leoganger Steinbergs

Begleitwort zu den Karten des Steinberggebietes

Von Dr. Norbert Lichtenecker, S. Ostmark-Wien

Vor einem Vierteljahrhundert hat H. Cranz in der gleichen Zeitschrift über die Steinberge eine für die damalige Zeit mustergültige Monographie geschrieben. Nach seinen eigenen Worten tat er das in der Erwartung, dadurch das bergsteigerische Interesse für diese Gebirgsgruppen zu beleben. Freilich konnte er auch mit seinen vielseitigen Ausführungen nicht die vom großen Verkehr abseitige Lage dieser Berge wettmachen, die nach wie vor einem stärkeren Besuch hindernd im Wege steht. Dazu kommt noch etwas anderes: Der Kletterer kann hier zwar ungewöhnlich schöne Turen machen, doch ermüden die langen, nicht immer leicht zu findenden Anstiege, bis man an den Fels kommt. Die Lage der Passauer Hütte ist eine weitere Ursache, daß zumindest die Westhälfte des Leoganger Steinbergs nur sehr selten besucht wird. Das bedeutendste Hindernis aber hat der D. u. Ö. Alpenverein jetzt durch die Herausgabe seiner neuesten Karten aus dem Wege geräumt. Mit Freuden begrüßen sie die Freunde dieser Gruppe, die sich durch keinen widrigen Umstand abhalten lassen, die prachtvollen Gratwanderungen in den Steinbergen zu unternehmen.

Überaus reizvoll ist dieses Gebiet und seine stille Abgeschiedenheit kann heute nur als Vorzug gewertet werden. Doch bloß dem ausdauernden Bergsteiger, der sich mit Vorliebe seinen Weg selbst sucht, erschließt sich die herbe, aber reiche Schönheit dieser Berge vollends. Ungehemmte Fernsicht bieten die höchsten Gipfel der Gruppe, wie etwa das Hinterhorn oder das Große Ochsenhorn, besonders aber das Birnhorn oberhalb Leogang. Von ihnen aus ermißt man am besten die eigenartige Lage der Steinberge.

Im Westen dehnt sich bis zur Kitzbüheler Ache die leicht gewellte Hochfläche der Kirchberggruppe, die rund 1000 *m* tiefer liegt als die Gipfelregion der Steinberge; auch gegen Norden überragen die Loferer um etwa 7—800 *m* die freundlichen mattenüberkleideten Kuppen der Kammerköhr und der Loferer Alm. Im Osten erscheint der Saalach entlang zwischen dem Westabfall des Steinernen Meeres und der Steinberge eine Tiefenzone eingeschaltet, der die Gipfel des Hochkranz, Gerhardstein und Hundshorn angehören (1550—1950). Und um abermals rund 600 *m* werden die im Süden vorgelagerten Kitzbüheler Schieferalpen von den Leogangern überhöht.

Macht der Umstand, daß die Steinberge rings von weit niedrigeren Berggruppen umgeben sind, ihre Lage zu einer auffälligen, so wird der Eindruck ihrer Geschlossenheit gefördert durch die tiefen Täler, die sie allseitig umziehen. Im Osten durch das Saalachtal von den Vorbergen des Steinernen Meeres, im Süden durch das Leoganger Achental von den Schieferalpen geschieden, werden die Steinberge gegen Westen durch die Pillerseetalung von der Kirchberggruppe, nordwärts durch das Strubtal von den Kammerköhr- und Loferer Almen getrennt. Der tiefste Punkt dieser Talumrahmung liegt bei Lofer in etwa 620 *m* Höhe, der höchste am Hochfilzener Sattel bei 968 *m*. Rund 1500—1800 *m* ragt die Gipfelregion über die begrenzenden Tiefenlinien empor. So erhebt sich bei wagrechter Entfernung von 4 *km* das Birnhorn 1830 *m* über die Leoganger Ache, das Hinterhorn im Loferer Steinberg 1750 *m* über die Sohle des Strubtals, das Große Ochsenhorn bei gleicher Entfernung ebensohoch über den nördlichen Schüttachgraben, ja das Breithorn steigt bei nur 3 *km* wagrechter

Entfernung 1700 *m* hoch über dem Paß Strub auf. Hält man sich gleichzeitig vor Augen, daß die Gipfelregion, die in den inneren Teilen der beiden Gruppen durchschnittlich zwischen 2300 und 2500, bzw. 2600 *m* Höhe schwankt, an den Rändern nur selten bis 2100 *m* herabsinkt, so wird die massige Wucht dieser beiden Gebirgsstöcke so recht begreiflich. Betont wird sie durch den Gegensatz der steilen Flanken zu den breiten, freundlich grünen Sohlen der umgebenden Täler, die durch flache Talwasserscheiden untereinander verbunden werden. Umwandert man die Steinberge durch die obengenannten Täler, so trifft man nur zweimal auf der ganzen, über 60 *km* langen Strecke festes anstehendes Gestein im Talgrund: wenn man die Leoganger Ache aufwärts verfolgt, unmittelbar bevor man den Sattel von Hochfilzen erreicht, und ein zweites Mal nördlich des Pillersees in der Schlucht der Ulricher Öfen; östlich von ihr ist das eigentliche Tal hoch hinauf von Gletscherablagerungen aus der Eiszeit erfüllt (vgl. S. 299). Von diesen beiden Ausnahmen abgesehen, wandert man stets auf einer Schotterfohle.

Nur am Paß Luftenstein im Saalachtal südlich von Lofer und am Strubpaß im gleichnamigen Tale treten an ihre Stelle von Bergsturztrümmern erfüllte Engen, in denen das Flußgefälle zunimmt.

Die Gliederung der Steinberge

Durch eine tiefe Furche werden die Steinberge voneinander geschieden. Vom Hochfilzener Sattel zieht der Südliche Schüttachgraben nach Nordosten zum Ramernsattel[1]) empor (1208 *m*), dem tiefsten Einschnitt zwischen den beiden Gruppen. In der gleichen Richtung führt jenseits des Passes der Nördliche Schüttachgraben zum Saalachtal hinab. Der Verbindungskamm zwischen den beiden Gebirgsstöcken erfährt im Norden des Ramernpasses eine zweite Einsattelung: Aus dem Rotschüttgraben, einem Ast des Nördlichen Schüttachgrabens, gelangt man gegen Westen über den Sattel beim Hochkaser, 1499 *m*, in den Schmidtgraben, ein Seitental des Grieseltales, das in das Becken von St. Ulrich entwässert wird. Die beiden genannten Pässe und die durch sie verbundenen Täler gliedern einen schmalen Bergzug ab, dessen Gipfel nahezu felslos sind und nur wenig über 1700 *m* emporragen (Kirchel 1700, Hochsäul 1756 *m*).

Zu den umgebenden Haupttälern und der Talung des Ramernsattels führen von den Steinbergen nur kurze, steile Gräben herab, die wie die Speichen eines Rades angeordnet sind. Besonders gilt das vom Leoganger Steinberg. An der Südseite ziehen solche enge Gräben wie der Birnlochgraben, Badhausgraben oder andere empor, gabeln sich gar bald in steile Runsen, die schließlich hoch oben in den Wänden als Steinschlagrinnen enden. An der Nord- und Ostseite steigen gleichfalls nur wenig zerschnittene Steilhänge zu den Graten und den dazwischen eingebetteten Karen an.

Die höchsten Gipfel liegen am Südrand der Gruppe in dem vom Grießener Hochbrett, 2467 *m*, über die Dreizinthörner, 2484 *m*, und das Birnhorn, 2634 *m*, ostwärts führenden Grat, der im Plattenkopf, 1910 *m*, nahe dem Saalachtal endet. Vier Grate zweigen nordwärts ab: der westlichste leitet über die Marchandhörner, 2370, 2302 *m*, und das Heueck, 1757 *m*, zum Ramernsattel und schließt mit dem östlich benachbarten Sauhörnergrat, 2360—2190 *m*, das langgestreckte Kar der Großen Saugrube ein. Der bedeutendste Grat zweigt im Nördlichen Hundshörndl vom Hauptgrat ab und führt über das Kleine, 2455 *m*, zum Großen Rothorn, 2466 *m*; unmittelbar nördlich davon sinkt er zur Heitsmannscharte, 1853 *m*, ab und setzt sich jenseits im Kamm des Lahnerhorns, 2025 *m*, fort, der bis an die Mündung des Nördlichen Schüttachgrabens in das Saalachtal vorspringt; dadurch erscheint das Lahnerhorn wie losgelöst von dem geschlossenen Stock der Leoganger.

Der Rothörnergrat schließt im Westen mit dem der Sauhörner die Kleine Saugrube ein, während sich nach Osten die weite Fläche des Nebelsbergkares dehnt; sie wird durch den Grat, der vom Birnhorn in nördlicher Richtung zum Kuchelhorn, 2500 *m*, und weiterhin über die Schoßhörner, 2287 *m*, gegen das Saalachtal zieht, von dem östlichsten großen Kar, der sogenannten Grub, geschieden. Diese breiten und langgestreckten Kare senken sich allmählich nord-, bzw. nordostwärts und werden von den begleitenden Graten bloß um etwa 200—400 *m* überhöht. Die angeführten Kämme, von denen nur wenige kurze Seitengrate abzweigen, weisen zahlreiche Einschartungen auf, über die sich die Gipfel, deren Form meist der einer Pyramide ähnelt, selten um mehr als 200 *m* erheben. Aus größerer Entfernung sehen darum die Grate der Leoganger Steinberge verhältnismäßig einförmig aus (s. Bild 1 u. 3).

Anders in den Loferern. Aber ehe wir uns auch über sie einen kurzen Überblick verschaffen, sei einer Erscheinung Erwähnung getan, die, trotzdem sie auffallend genug ist, bis heute nicht Beachtung fand: der Ähnlichkeit zwischen dem Leoganger Steinberg und der um rund 400 *m* höheren zentralen Dachsteingruppe. Abgesehen davon, daß ihre Areale fast dieselben sind, stimmt die Anordnung der Kämme geradezu seltsam überein; vergleicht man die Firnmulde des Karlseisfeldes mit dem Nebelsbergkar, die des Schladminger Gletschers mit der Grub und die Kare der Gosaugletscher mit den beiden Saugruben, so ist es nur die Eiserfüllung der Firnmulden im einen, ihre Gletscherleere im anderen Fall, die den landschaftlichen Unterschied zwischen beiden Gruppen ausmacht. In der Tat haben die Leoganger, wie wir noch hören werden, auch hinsichtlich der Vergletscherung am Ausgang des Eiszeitalters *so* ausgesehen, wie wir den zentralen Dachstein *heute* kennen.

Etwas reicher als sein Nachbar ist der *Loferer Steinberg* gegliedert. Von Nordosten steigt gegen die Mitte der Gruppe das Loferer Tal an; es mündet mit einer kleinen Stufe über dem Strubtal, oberhalb der eine breite Sohle zwischen steilen Talflanken den Wanderer bergwärts begleitet, bis sich im Talhintergrund ganz unvermittelt ein Steilhang zu den darüberbefindlichen Karen aufschwingt. Von der entgegengesetzten Seite, vom Ulricher Becken her, greift das Lastal zurück. Der Weißbachgraben im Norden, der Steinberggraben im Westen und die Äste des Grieseltales im Süden haben immerhin eine stärkere Auflösung der Gipfelregion bewirkt. Während man beim Leoganger Steinberg sofort den Eindruck einer Nord-, bzw. Nordost-geneigten Scholle hat, läßt sich die Tatsache, daß auch bei den Loferern die Hauptabdachung nach Nordosten schaut, schwer aus einer andern als aus dieser Richtung erkennen. Der Hauptgrat führt von dem ob dem Tal des Pillersees gelegenen Rothörndl, 2394 *m*, ostwärts zum Hinterhorn, 2504 *m*, von hier in einem nach Süden gekrümmten Bogen über die Reifhörner, 2487 *m*, zum Großen Ochsenhorn, 2513 *m*, und weiterhin zum Vorderhorn, 2110—2040 *m*. Von ihm steigt man über die niedrige Kuppe des Dürrenecks, 1370 *m*, zum Saalachtal hinab. Vom Rothörndl zweigt nordwärts ein Grat ab, der in den Wurzköpfen gegen das Strubtal vorspringt, während ein zweiter Ast zwischen dem Steinberggraben und dem Lastal nach Südwesten zum Seehorn (Ulrichshorn, 2152 *m*) zieht. Am Kleinen Reifhorn löst sich vom Hauptkamm der Geiselhorngrat, 2297 *m*, ab, westlich des Großen Ochsenhorns der Ast der Traunspitze, der sich rasch zu dem gegen den Ramernpaß führenden Verbindungskamm erniedrigt. Vom Hauptkamm steigt man in zwei große Kare nieder, die sich gegen Nordosten über dem Loferer Tal öffnen und durch die vom Großen Reifhorn vorspringende „Nase" voneinander getrennt werden: gegen Norden wird die westlich gelegene Große Wehrgrube durch den Grat Hinterhorn—Breithorn, 2413 *m*, abgeschlossen, während sich im Osten der Kleinen Wehrgrube ein Grat vom Großen Ochsenhorn loslöst, der nordwärts in der Prax, weiterhin in der Schwarzwand seine Fortsetzung findet. In der Nordostecke der Gruppe wird der nied-

rige Rauchenberg, 1300 *m*, durch das Loferer Tal im Westen, im Süden durch den Wechselsattel, 1057 *m*, und das kurze Kirchental in auffallender Weise von dem ganzen Gebirgsstock abgetrennt.

Die stärkere Auflösung der Grate in den Loferern hat zur Folge, daß hier eigenartigere Gipfelformen zu finden sind als im Leoganger Steinberg: die massigen und regelmäßigen Pyramiden des Hinterhorns und des Breithorns, das schlanke Rothörndl, die kühngeschwungenen Reifhörner und der wuchtige Klotz der Geiselhörner wetteifern um den Preis der Schönheit (s. Bild 2 u. 4).

Der innere Bau der Steinberge

ist überaus einfach[2]). Aus dem Tal der Leoganger Ache steigt man gegen die Südwände des Steinbergs bis zu einer Höhe von durchschnittlich 1100 *m* über rote, bisweilen auch grün und violett gefärbte Schiefer empor, die sog. Werfener Schiefer, die der untersten Trias angehören. Darüber lagert zunächst Rauhwacke und hier und da eine Schicht von Gutensteiner Kalk, dann folgt lichter, oft ganz weißer Ramsaudolomit, in dessen Hangendem ein schmales, nur wenige Meter mächtiges Band von schwarzen Mergeln und Kalken, Oolithen sowie schwarzen Schiefern auftritt. Diese sog. Raibler Schichten vertreten die Karnische Stufe, also die mittlere Trias, und sind nicht überall entwickelt. Steil nordfallend ziehen sie oberhalb des Badhausgrabens (westlich von Leogang) in einer Höhe von etwa 1500 *m* dahin; ebenso hoch liegen sie am Ostende des Hauptgrates zwischen Plattenkopf und Saliterköpfl, von wo sie rasch gegen das Saalachtal sinken: unter der Brandlalm stehen sie nur mehr in einer Höhe von etwa 1300 *m* an; an der Westseite der Gebirgsgruppe tritt diese Schichtserie flach nordfallend an der fast 1700 *m* hoch gelegenen Marchandalm auf.

Über den Raibler Schichten lastet Dolomit, dessen mitunter dunkler, unterster Teil noch der Karnischen Stufe zugerechnet wird. Nach oben zu wird er hellgrau, sein Kalkgehalt nimmt zu, bis er in einer Höhe von etwa 2000 *m* allmählich in gutgeschichteten Dachsteinkalk übergeht; für den Dolomit im Liegenden der Kalke hat H a h n den Ausdruck Dachsteindolomit vorgeschlagen; seine Mächtigkeit beträgt im Durchschnitt etwa 500 *m*, die des gleichfalls obertriadischen Dachsteinkalkes ist ungefähr die gleiche. Die Schichten dieser ganzen Sedimentreihe fallen im allgemeinen regelmäßig nach Norden ein, unter einem Winkel, der im Mittel etwa 20—30° beträgt.

Als das Liegende der kalkalpinen Schichtserie sind die Gesteine der Schieferalpen im Süden anzusehen. Meist sind das wenig metamorphe Schiefer, deren genauere Altersstellung unsicher ist, südlich des Oberlaufs der Leoganger Ache taucht unmittelbar unter dem Werfener Schiefer eine steil nordfallende Breccie — Verrucano — auf; sie trennt ihn von dem braungrauen, rötlich verwitternden Schwazer Dolomit, der dem Silur und Devon angehört und die Gipfel zwischen Kitzbüheler Horn und Spielberghorn aufbaut; dieser Streifen paläozoischen Dolomits endet im Osten an dem Vorsprung des Burgsteinpalfens südlich von Hütten.

Es ist interessant, am Südhang der Leoganger die Höhenlage der Grenze zwischen den Werfener Schiefern und dem Ramsaudolomit zu verfolgen. Nördlich des Hochfilzener Sattels steht nur Dolomit an; in der Nähe der Häuser von Berg, 950 *m*, tauchen die roten Schiefer empor; im Weißleograben stehen sie schon bei 1100 *m*, im Vorderrettengraben bei 1256 *m* an, ebenso hoch im Badhausgraben; im Sonnberg östlich davon liegt die Grenze bei 1300 *m*, dann sinkt sie rasch gegen Osten, bis die Werfener in der Nähe von Euring, 721 *m*, am Ausgang des Leoganger Tales wieder in die Tiefe tauchen. Gerade unter dem höchsten Gipfel, dem Birnhorn, liegt also diese Grenze am höchsten, von dort sinkt sie gegen Westen und noch mehr gegen Osten. Halten wir uns gleichzeitig vor Augen, daß die Schichten in der Gipfelregion — sie

liegt zur Gänze in Dachsteinkalk — im westlichen Teil im allgemeinen nach Nordnordwest, im östlichen nach Nordost fallen, so werden wir uns darüber klar, daß der innere Bau des Leoganger Steinbergs ein flaches, Nordnordost-gekipptes Gewölbe darstellt, dessen Neigungsachse man sich gleichlaufend dem Rothörner—Lahnerhornkamm, etwas östlich von ihm gelegen, vorzustellen hat.

Dementsprechend reicht der Dachsteinkalk vornehmlich an der Nord- und Ostflanke der ganzen Gruppe tiefer hinab als im Süden und Westen. Ja, im Lahnerhorn zieht er so weit hinab, daß er bis an die Mündung des Schüttachgrabens in das Saalachtal reicht. Allerdings ist hier an der Nordostecke außerdem die Mächtigkeit des Kalkes auf Kosten des liegenden Dachsteindolomits größer geworden, eine Erscheinung, die sich am ganzen Ostrand der Gruppe verfolgen läßt. — Jüngere als triadische Gesteine fehlen bis auf rötliche und weiße Hierlatzkalke (unterster Jura), die zwischen dem Brandlhörndl und der Tischlergrub auf der Nordseite des Hauptkammes dem Dachsteinkalk aufliegen. Das Band der Raibler Schichten ist von der Nordseite der Leoganger nicht bekannt geworden, an der Ostseite ist es zweifellos tief versenkt. Am Westhang des Lahnerhorns hat F. Hahn[3]) in 1150 *m* Höhe „ganz dünne, unzusammenhängende Bänder von roten und bräunlichen Letten" gefunden, in denen er die Karnische Stufe vermuten möchte. Aber solche dünne Lettenlagen erscheinen in den Dolomitkomplexen der Steinberge zu häufig, als daß man sie stratigraphisch verwenden könnte.

Wenn auch der Dachsteinkalk häufig von Verwerfungen durchsetzt wird, an denen die dort rascher fortschreitende Verwitterung dem Kletterer manchen Kamin geschaffen hat, so sind diese Brüche doch untergeordneter Natur und stören den Schichtverband nur auf kurze Strecken. Der bedeutendste unter ihnen verläuft in der Richtung West—Ost zwischen dem Großen Rothorn und dem Kamm des Lahnerhorns; er erhält in der Einsattlung der Heitzmannscharte sinnfälligen Ausdruck.

Erst westlich von Hochfilzen taucht der Werfener Schiefer unter der Buchensteinwand, 1455 *m*, wieder empor und bildet weiterhin die Unterlage des Südabfalls der Kalkstein-Kirchberggruppe. Der eingangs erwähnte niedrige Zug Kirchel—Hochsäul im Norden des Sattels setzt sich zur Gänze aus Ramsaudolomit zusammen, der hier zum Teil als Kalk entwickelt ist und häufig ziemlich gut gebankt ist. Er fällt nahe von Hochfilzen nur wenig, weiter nördlich stärker, etwa 30° nach Norden ein. Wenn auch die hohe Lage der Raibler Schichten an der Marchandalm und das gleichzeitige Hinabtauchen der Werfener Schiefer an der Südwestecke der Leoganger beweist, daß die Mächtigkeit der ladinischen Stufe, welche eben als Ramsaudolomit entwickelt ist, westwärts zunimmt, so macht doch die Tatsache, daß die Raibler Schichten im Loferer Steinberg erst nördlich des Grieselstals knapp unter den Südwänden erscheinen, die Annahme notwendig, daß hier mehrere Verwerfungen die Dolomitmasse mächtiger erscheinen lassen, als sie in Wirklichkeit ist. Die Verhältnisse in der benachbarten Kirchberggruppe sprechen ebenfalls für diese Auffassung.

So wie im Leoganger Steinberg die obere Grenze des Werfener Schiefers die Gewölbeform der Gruppe schon ahnen läßt, so ergibt sich Ähnliches aus der Verfolgung der Raibler Schichten am Südrand der Loferer. In gleicher Entwicklung und ebenfalls fossilführend wie in der Nachbargruppe hat sie Hahn an der Hochschüttachalm südlich des Großen Ochsenhorns in einer Höhe von 1500 *m* gefunden[3]). Auch hier tragen sie dunkle, schwärzliche Dolomite. Gegen Osten lassen sie sich in geringeren Höhen nur stellenweise verfolgen.

Nahe dem Saalachtal fallen die Schichten der oberen Trias nach Nordosten, so daß wir uns so wie in der südlichen Gruppe auch am Ostrand der Loferer die Raibler Schichten tief versenkt vorstellen müssen. Fossilführend sind sie im westlichen Tal der Südhänge bisher nur aus der Nähe der Schißlingalm unter den Geiselhörnern be-

kanntgeworden, wo sie der Verfasser im Vorjahr an dem von der genannten Hütte in das Hafenloch führenden Jagdsteig in 1300 *m* Höhe gefunden hat. Auch hier stehen wieder nur wenige Meter mächtige schwarze Kalke und ebensolche Schiefer an, schwach bergwärts einfallend und überlagert von dunklem Dolomit. Gleich hoch liegen westlich davon am Weißleitberg feingrusige, schwärzliche Dolomite, mit lettigen rötlichbraunen Lagen gemengt, die möglicherweise ebenfalls den Raiblern angehören. Es steht zu erwarten, daß die schwarzen Raibler Kalke noch an anderen Stellen nördlich des Grieselbaches auftreten, da ihre fossilführenden Schotter sehr häufig in dem Schuttkegel zu finden sind, den der Bach ins Ulricher Becken hinausbaut. Ampferer[4]) zeichnet in einem Profil die Raibler Schichten hier durch Nord—Süd ziehende Staffelbrüche gegeneinander verworfen, wofür sich keine Anhaltspunkte finden lassen. Von der Westseite der Gruppe sind typische Vertreter der Karnischen Stufe nicht bekanntgeworden: der die tieferen Teile aufbauende Ramsaudolomit geht nach oben ohne wahrnehmbare Grenze in den Dachsteindolomit über. Das Gleiche gilt von der Nordseite der Loferer.

Die Mächtigkeit des Dachsteindolomits über den Raibler Schichten bzw. dem Ramsaudolomit im Liegenden entspricht der im Leoganger Steinberg. Wie dort geht er auch hier, zunehmend an Kalkgehalt und Bankung, in den Dachsteinkalk der Gipfelregion über. Die obere Trias ist hier stellenweise bis ins Rhät vertreten: Hahn hat es aus den fossilreichen Dachsteinkalkbänken am Vorderen Ochsenhorn, aber auch am Paß Luftenstein nachgewiesen. Der Schichtverband der ganzen Gruppe fällt sehr regelmäßig nach Nordnordost, besonders steil an der Nordseite des Vorderhornzuges[5]), wo die breiten Kalkplatten mit 60—70° hinunterschießen gegen das Kirchental. Im allgemeinen beträgt der Neigungswinkel etwa 20°. Eine Ausnahme macht der westlichste Teil, wo der Dachsteinkalk in der Gegend des Wehrgrubenjoches, 2216 *m*, südlich vom Hinterhorn nahezu schwebende Lagerung aufweist, während die Schichten am Seehorn etwa 30°, etwas flacher an den Geisehörnern nach Südost geneigt sind. Der Grat Rothörndl—Wurzköpfe läßt Nordfallen unter einem Winkel von 5—10° erkennen.

In der Gegend des Strubpasses und gegen die Saalach reicht der Dachsteinkalk bis ins Tal hinab. Wie sich aus dem Gesagten ergibt, gleichen sich die beiden Steinberge nahezu, soweit ihr innerer Bau in Frage kommt. In den Loferern läßt sich entlang einer Linie, die aus dem Steinberggraben südlich des Rothörndls und des Wehrgrubenjoches nach Ostsüdost zieht, eine Sattelzone erkennen; fast die ganze Gruppe gehört demnach der Nordflanke dieser Schichtwölbung an. Wie in den Leogangern gibt es auch hier nur unbedeutende Störungszonen mit Ausnahme der Verwerfung, die aus der Kleinen Wehrgrube der Schwarzwand entlang ins Loferer Tal zieht (vgl. S. 296). Eine zweite, weit kleinere quert, zu ihr gleichlaufend, den Sattel westlich von dem gegen den Strubpaß vorspringenden Anderlkopf, 1464 *m*; hier liegen in die Dachsteinkalke eingemuldet Hierlatzkalk, Radiolarit (Jura) und Aptychenschichten (Kreide). Ein dritter nur kurz verfolgbarer Bruch verläuft nördlich des benachbarten Eiblhorns in nordöstlicher Richtung. Um die tektonische Stellung des Rauchenberges zu verstehen, müssen wir die weitere Umgebung der Steinberge betrachten.

In der Kalkstein—Kirchberggruppe beobachten wir eine steile Schrägstellung der Schichten nach Norden. Die Hochfläche im Süden liegt in untertriadischen Kalken und Dolomiten; ihr Hangendes, die Raibler Schichten und weiterhin Dachsteindolomit, quert man, wenn man nordwärts gegen das Innerwaldtal absteigt, das von Waidring zur Großache führt. Nördlich davon wird die Fellhorngruppe von Dolomiten und darüber von flach nordfallendem Dachsteinkalk aufgebaut. Weiter im Osten unter der Kammerköhrplatte ergibt sich das gleiche Profil; doch erhebt sich über dem hier bloß 250 *m* mächtigen Dachsteinkalk, von ihm durch eine schmale Zone von Kössener Schichten getrennt, in einer langgezogenen Felsmauer der oberrhätische Riffkalk der Sonn-

wendwand. Vom Strubtal bis zum Sonntagshorn an der bayerischen Grenze spannt sich nördlich der Loferer eine große Mulde, in welcher die Trias des geschilderten Querschnitts von mehreren 100 *m* mächtigen Jura- und Kreideschichten überlagert wird. Diese sehr einfachen und wenig gestörten tektonischen Verhältnisse im Westen und Norden der Steinberge stehen in scharfem Gegensatz zu deren Nachbarschaft im Osten.

Jenseits des Saalachtales erhebt sich das Steinerne Meer, dessen Südrand stratigraphisch als die Fortsetzung der Leoganger anzusehen ist. Die Schichten fallen in der Nähe der Hohlwege, wie das enge Saalachtal im Gegensatz zum breiten Mitterpinzgau genannt wird, nach Nordwesten. Nördlich der finsteren Diesbachschlucht wird der Dachsteinkalk von weichen Jura- und Kreidegesteinen überlagert, deren guter Boden ausgedehnten Almbetrieb ermöglicht. Darüber bauen weißgraue massige Kalke den Gipfel des Hochkranz auf. Auch die Kalkplatte der Gerhardsteinhochfläche ruht auf Kreideschichten. Im Osten des Loferer Beckens tauchen diese nur mehr tief unten an der Talsohle auf; darüber liegt Ramsaudolomit und in dessen Hangendem am Kienberg und Hundshorn Dachsteinkalk, der in seinem Aussehen etwas anders geartet ist als der der Steinberge. Abgesehen von seiner Fossilarmut ist er meist etwas dolomitisch entwickelt. Da er auch die Hochfläche der Reiteralm aufbaut, hat man ihn als Reiteralmkalk bezeichnet. Im Wildental, das die Erhebungen des Hundshorns und des Gerhardsteins trennt, ist zwischen der nordwestwärts untertauchenden Kreide und dem Ramsaudolomit Werfener Schiefer aufgeschlossen. Die Gipfelkalke des Hochkranz und Gerhardsteins hat Hahn[6]), nachdem sie auch den Lerchkogel nordöstlich von Lofer zusammensetzen, Lerchkoglkalk genannt. Seine stratigraphische Stellung ist mangels gut bestimmbarer Fossilien nicht geklärt; während Hahn in ihm einen Vertreter der oberen Trias vermutet, hält Ampferer[7]) es für möglich, daß es sich um Wettersteinkalk (untere Trias) handle. Wie dem immer sei, jedenfalls liegen, wie schon die vom Hundshorn geschilderten Verhältnisse beweisen, über einem Profil, das aus der Trias bis in die Kreide geht, wieder Triasgestein: wir stehen am Westrand einer großartigen Deckenüberschiebung; es gibt nur wenige Gebiete in den Ostalpen, wo man diese Erscheinung so gut wie hier, am besten etwa vom Gipfel des Lahnerhorns, beobachten kann. Die sogenannte „juvavische" Decke, der die obengenannten niedrigen Gruppen östlich der Saalach, aber auch weiterhin Reiteralm, Lattengebirge und Untersberg zuzurechnen sind, liegt auf der „tirolischen Basis", die hier zwischen den Steinbergen und dem Steinernen Meer, die ihr beide angehören, an einem der Saalach entlanglaufenden Streifen mitsamt der Deckenlast tief versenkt erscheint.

Westlich der Saalach sind Teile der juvavischen Decke erst in der Nähe von Lofer zu finden: Der Rauchenberg wird von Lerchkoglkalk aufgebaut, der mit einer steilen Verwerfung über dem Kirchental gegen die „tirolischen" Dachsteinkalke im Süden absetzt. Am Sattel des Wechsels tauchen dazwischen Fetzen von Jura und Kreide auf. Im Westen müssen wir uns die Verwerfung, die die Schwarzwand begleitet (vgl. S. 310), unter dem Boden des Lofertales fortgesetzt denken. Sie gibt uns hier den Westrand der Decke an; seine nördliche Fortsetzung findet er jenseits des Strubtales in der „Steingasse" zwischen dem Lerchkogel und dem Lachfeldkogel. Am Ostabfall der Loferer Almen wird weiterhin die tirolische Basis von den Schubmassen bedeckt. Hier hat am Ende des Quartärs unter dem Grubhörndl, 1750 *m*, jener ungeheure Bergsturz[8]) stattgefunden, bei dem sich ein Rest der juvavischen Decke von der schrägen Oberfläche des tirolischen Untergrundes löste und berstend zu Tal stürzte. In der Abrißnische des Bergsturzes liegt die Bräugföllalm, seine Aufschüttungsmassen setzen die Scheffsnother Au nördlich von Lofer zusammen.

Hahn hat die tektonischen Verhältnisse entlang der Saalach durch seine vorzüglichen Aufnahmen geklärt; vor kurzem konnte Ampferer[9]) im Liegenden der Schubbahn an mehreren Stellen Gosauablagerungen (Obere Kreide) feststellen. Damit rückt

die Zeit dieser Überschiebung in das Tertiär. Da weiter im Westen im Bereich des Inntales auch Alttertiär noch von Schubmassen überfahren wurde, kommt als Schubzeit vor allem die Wende zwischen Alt- und Jungtertiär in Betracht. Wir müssen uns vorstellen, daß die juvavische Decke ursprünglich südlich der tirolischen Basis so wie diese auf paläozoischem Untergrund ruhte, also deren Fortsetzung bildete. Daß ihre Gesteine von etwas abweichender Ausbildung (Fazies) sind als die tirolischen, nimmt nicht wunder, wenn man bedenkt, daß ja auch die Ablagerungsbedingungen auf größere Strecken hin stets etwas verschieden sind. Am Ausgang des Alttertiärs führte ein nordwärts gerichteter Druck eine weitgehende Faltung, Schuppung im Alpenkörper herbei; damals wurde auch der südliche Teil der tirolischen Basis von der paläozoischen Unterlage losgelöst und auf den nördlichen aufgeschoben.

Wir müssen uns vorstellen, daß die gewaltigen Bewegungen, die damals in jenem Raum stattfanden, den heute das Hochgebirge der Alpen einnimmt, hauptsächlich in die Tiefe zu wirksam waren. Erst als die Deckenüberschiebungen und Verfaltungen ihr Ende fanden, tauchte diese gesamte, ihrer inneren Struktur nach so komplizierte Masse über das Alpenvorland auf. Im großen und ganzen stieg sie verhältnismäßig langsam und nicht überall gleichmäßig empor. Auf die Entwicklung der Landschaft jener Zeit kommen wir später zurück (vgl. S. 308).

Es erübrigt sich, die Gesteine, die am Aufbau der Steinberge beteiligt sind, hinsichtlich ihrer Widerstandsfähigkeit gegenüber den zerstörenden Wirkungen der Witterungseinflüsse zu betrachten. Am Südabfall der Leoganger erheischen die Werfener Schiefer unsere Aufmerksamkeit: ihre Undurchlässigkeit und ihre Weichheit sind schuld an zahlreichen Rutschungen und Muren, die dort fehlen, wo an die Stelle des Schiefers der festere Buntsandstein tritt.

Den größten Teil der Gehänge nimmt der Dolomit ein. Dieses brüchige, häufig in kantigen Grus zerfallende Gestein ist wenig wetterbeständig und darum sehen wir in seinem Bereich Verwitterung und Erosion die raschesten Fortschritte erzielen. Steile wilde Täler durchfurchen die Berghänge, sich in zahllose Gräben auflösend, zu denen lange Schuttreißen niederziehen. In größeren Höhen werden die Flanken dieser Runsen von Latschendickichten bedeckt, während grobes Blockwerk und von Lahnen mitgerissene Holztrümmer ihren Grund einnehmen. Häufig ist dieser Schuttbelag so mächtig, daß das Wasser darin versickert und nur dort, wo härtere Bänke des Dolomits kleine Stufen bilden, in Miniaturfällen zutage tritt. Je höher der Wanderer steigt, desto seltener hört er Wasser rauschen. Mit der Zunahme des Kalkgehalts wird das Gestein fester und durchlässiger. Die hohen, in der Sonne blendend weiß leuchtenden Felswände der Steinberge werden fast durchwegs von Kalk aufgebaut, dessen Bankung in breiten Bändern, den sogenannten „Kreisen", zum Ausdruck kommt. Hie und da erscheinen schmale Zwischenlagen von gelben und rötlichen Mergeln, die manchmal noch in bedeutender Höhe einen spärlichen Wasseraustritt ermöglichen. Die große Klüftigkeit des Dachsteinkalks bedingt nicht nur weitgehende Verkarstung, sondern ist auch die Ursache zahlreicher Bergstürze. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Kalk streckenweise stark dolomitisch wird, wie das z. B. am Westhang des Lahnerhorns zu beobachten ist.

Die Steinberge im Eiszeitalter

Die Fernvergletscherung

Einen eigenartigen Anblick müssen die Steinberge während der Hocheisstände im Diluvium gewährt haben. Aus den Zentralalpen stammende Granit- und Gneisblöcke, die wir in ihrem Bereich antreffen, verraten uns, wie hoch das Eis damals hier emporreichte. Schlosser[10]) hat zentralalpine Geschiebe in den Leogangern noch

über 1700 *m* angetroffen; im Grieselbachtal lassen sie sich bis 1600 *m* verfolgen. Im allgemeinen sind sie nur an den tieferen Gehängen häufiger; dafür findet man sie auf den umgebenden Hochflächen in um so größerer Zahl, so z. B. in der Kirchberggruppe bis wenige Meter unter dem Kirchberggipfel. Diese ganze Gruppe war also zu Zeiten des höchsten Eisstandes noch überflossen. Zwischen Fellhorn und der Waidringer Steinplatte lag die Eisoberfläche bei etwa 1600 *m*; von dort senkte sie sich ostwärts gegen das Saalachtal; auf der Loferer Alm gehen die Erratika nur bis 1440 *m* empor, so daß wir hier einen höchsten Stand von 1450 bis 1500 *m* anzunehmen haben. Am Südabfall der Leoganger reichte das Eis bis etwa 1800 *m*. Aus den Karen der Steinberge schoben sich Lokalgletscher auf die Ferneismasse, die die Täler unter sich begrub. Es ragten also nur die Grate als schmale Streifen über die Eisoberfläche empor.

Die Pillerseetalung im Westen der Steinberge birgt aus der Würmeiszeit, der letzten großen Vereisung in den Alpen, ausgedehnte Ablagerungen, die uns gestatten, das Ausklingen des Eiszeitalters hier genau zu verfolgen.

Der langgestreckte Pillersee liegt in einem flachen, nur wenige Meter tiefen Becken, das von Moränenmassen gebildet wird. Seine Ausdehnung war einst viel größer: von der Gegend der Beutinghöfe reichte er bis gegen den Sattel von Flecken, über den man das Tal von Fieberbrunn erreicht. Das „Fleckner Ried" ist vom See durch den großen Schuttkegel, den der Lasbach in das Becken von St. Ulrich vorbaut, abgeschnürt worden und erfährt durch die Geröllmassen des Grieselbaches, der darein mündet, rasche Zuschüttung, die besonders in den letzten niederschlagsreichen Jahren große Fortschritte gemacht hat. Aber auch in den See selbst schieben sich große Schuttkegel vor, die vornehmlich von den steilen Gräben am Seehornwesthang mit Geröll beliefert werden.

St. Adolari steht auf zentralalpiner Moräne, die am Westhang des Tales gegen die Rechensauer Alm bis über 1000 *m* hoch emporreicht. Nördlich davon ist der flache Sattel der Rechensau ganz mit Moränen überkleidet; der Griesbach, der dem Pillersee entströmt, hat den Osthang des Rechersberges, 1020 *m*, in der wilden Schlucht der Ulricher Öfen tief zerschnitten, während unmittelbar daneben das alte Tal von mächtigen Moränenmassen verstopft ist, auf denen die Beutinghöfe stehen. Bei Waidring biegt der Griesbach ostwärts um und fließt auf einer breiten Sohle durch das Strubtal, das sich gegen die Enge des Strubpasses immer mehr verengert; schäumend eilt der Bach hier über Bergsturzblöcke hinweg dem Saalachtal zu.

Die geräumige Talwasserscheide von Waidring erhebt sich kaum 20 *m* über dem Knie der Haselache[11]) und wird von Gletscherschutt aufgebaut; das unruhige Gelände von Waidring weist schon darauf hin, daß wir es hier mit Endmoränen zu tun haben. Weiter im Westen reichen diese Ablagerungen bis gegen 900 *m* an den Hängen des Innerwaldtales empor. Dort, wo das Moratal von Norden her in dieses mündet, gehen die Moränen in eine Schotterterrasse über, die beiderseits mit scharfen Rändern 10 *m*, weiter westlich noch tiefer zum Bach abfällt; sie reicht auch in das Moratal aufwärts.

Leider sind, abgesehen von dieser Schotterterrasse, nur wenige Aufschlüsse in dem besprochenen Gebiet anzutreffen. Doch an den Hängen eines kleinen Tälchens, das südlich der Straße in die Lockermassen bis zu der an der Mündung des Moratals gelegenen Brücke eingesenkt ist, kann man verfolgen, daß das lettige Moränenmaterial westwärts immer mehr in Schotter übergeht.

Während F. Hahn[12]) die Waidringer Moränen als Grundmoränen ansieht, hält Levy[13]) die Schotterterrasse, die bis zur Mündung ins Großachental reicht, ebenso wie die Sattelregion von Waidring für Endmoräne, abgelagert von einem Ast des Großachengletschers, der von Erpfendorf in das Innerwaldtal hereinreichte. Ampferer[14]) spricht von zwei Schotterterrassen, die ineinander eingeschachtelt seien. Auch

die Lockermassen, die das alte Tal bei Beuting verstopft haben, trennt er in einen tieferen Horizont mit bunten konglomerierten Schottern und einen höheren mit gröberem Material. Tatsächlich steht unmittelbar vor dem oberen Eingang der Ulricher Öfen ein hartes Konglomerat von feinen bunten Schottern an, doch ist es lediglich beschränkt auf die tiefsten Hangteile, wo es dem Dolomit anlagert[15]). Gegen die Rechensau ist es nur in einzelnen, sehr kleinen, bis in eine Höhe von 900 *m* verfolgbaren Fetzen an der Talflanke erhalten geblieben. Dieses Konglomerat ist nichts anderes als der Rest einer ehemaligen Schotterausfüllung des Grieselbachtales, das vermutlich durch den Gletscher nahezu völlig davon ausgeräumt und später wieder durch seine Moränen ausgefüllt wurde.

Südlich des Rechensauer Sattels finden sich in einer Höhe von rund 1000 *m* grobe Gneisblöcke am Gehänge. Einen weiteren Anhaltspunkt gibt die Moräne, die weiter im Süden im Lindtal, das von der Kirchberggruppe zum Ulricher Becken herabzieht, in einer Höhe von 1020 *m* aufgeschlossen ist.

Ein Ast des Saalachgletschers reichte am Ende der Würmeiszeit über Hochfilzen und Gschwendt bis ins Ulricher Becken und weiterhin bis in die Gegend von Waidring. Hier baute er bei längerem Stillstand seine Endmoränen auf, die nicht nur einen See abdämmten, sondern auch den Sattel der Rechensau überkleideten, das alte Tal hoch hinauf verstopften und die Waidringer Talwasserscheide schufen; die Schmelzwässer dieses Gletschers bauten das Schotterfeld im Innerwaldtal auf, das erst später zerschnitten und in Terrassen aufgelöst wurde. Die glazialen Ablagerungen im Lindtal sind als Ufermoräne anzusehen; berücksichtigen wir die Konvexität des Gletscherzungenquerschnittes, so läßt sich die Höhe ihrer Oberfläche im Ulricher Becken mit etwa 1150 *m* angeben. Sie senkte sich nordwärts nur wenig, rasch vermutlich beim Austritt in die breite Quertalung von Waidring.

Es ist möglich, daß hier dieser Gletscher mit einem zweiten, von Lofer über den Strubpaß kommenden Ast des Saalachgletschers zusammentraf und gemeinsam endete; doch läßt sich dafür kein Beweis erbringen; die Schotterfohle des Strubtales endet mit einer scharfen Kante an den Moränenmassen von Waidring. Für den Fall, daß das Strubtal damals eisfrei war, muß man wohl annehmen, daß jener Teil der Moränen, welche der durch das Ulricher Becken kommende Gletscher in das Strubtal vorbaute, später durch den Griesbach teils zerstört, teils von ihren Schottermassen bedeckt wurde.

Jedenfalls ist es sehr wahrscheinlich, daß erst durch diesen Gletscherstand die niedrige Talwasserscheide von Waidring geschaffen wurde. Bis dahin dürfte der Strubpaß als wirklicher Paß das Einzugsgebiet der Saalach und der Großache getrennt haben[16]). Dafür spricht außer anderen Gründen, die sich aus der Verfolgung der benachbarten Hochflächen ergeben, hier aber nicht besprochen werden können, vor allem das allmähliche Breiterwerden der Talfurche gegen die Großache hin.

Als sich der Gletscher infolge fortschreitenden Sinkens der Schneegrenze weiter zurückzog, zerschnitt sein Abfluß die eisfrei gewordene Moränenlandschaft nördlich des Sees, traf aber nicht auf den Grund des alten Tales, sondern auf dessen Westhang, wo er schließlich den Dolomit zersägte. Die Ulricher Öfen sind also epigenetischer Natur[17]). Ihre Entstehung behütete die Moränen von Beuting — sie reichen bis in den Sattel, 873 *m*, der den Mühlberg, 1050 *m*, vom Loferer Steinberg abtrennt — vor rascher Zerstörung.

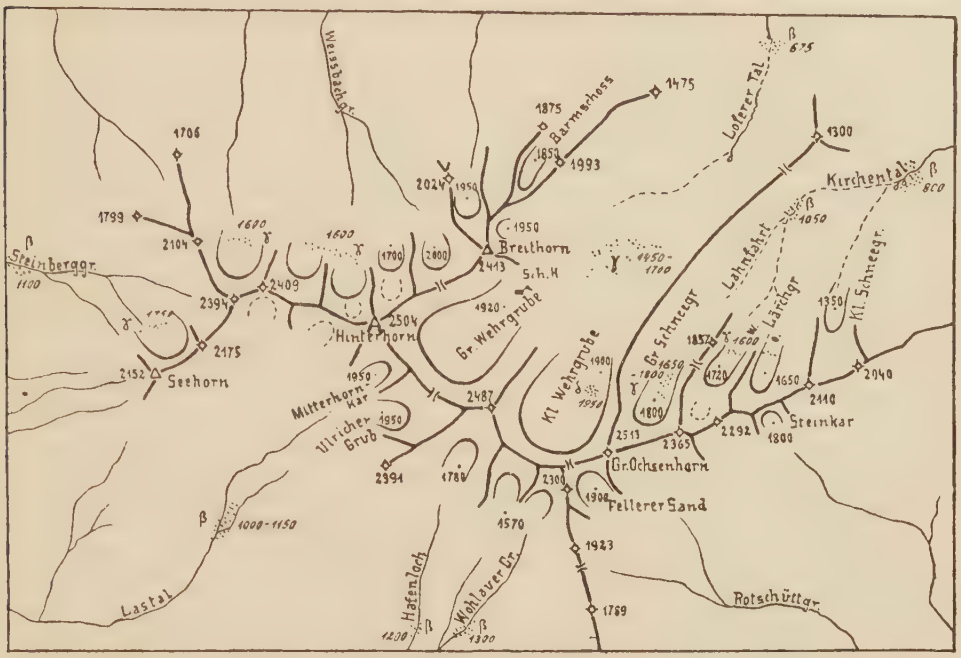
Im Süden des Sees wird das Ulricher Becken von den ausgedehnten Schuttkegeln des Lasbaches und des Grieselbaches eingenommen. Die Schottermassen, die der zweitgenannte hier ausgebreitet hat, werden südlich von Schwendt von weichgeformten Hügeln 20 bis 30 *m* hoch überragt. Über sie führt der Weg nach Hochfilzen. Mehrere tiefe Trichter, sogenannte Sölle, lassen im Verein mit den zentralalpinen Findlingen und gekritzten Geschieben erkennen, daß wir es auch hier mit Moränen zu tun haben.

Sonderbar genug mutet hier das Entwässerungsnetz an. Folgt man dem Grieseltal bergwärts, so umgeht man in einem Bogen den Unterberg, 1200 *m*, der durch den flachen „Hals" vom Loferer Steinberg losgelöst erscheint. Jenseits dieses Sattels erreicht man das Tal, durch welches der Katzlbach, der Abfluß des weiter südlich gelegenen Wiesensees, dem Ulricher Becken zueilt. An der Südostecke der Schwendter Moränen gabelt sich dieses Tal; eine regelrechte Bifurkation liegt hier vor: der südliche gegen Flecken gerichtete Talast birgt ein wasserloses Bachbett, das nur bei Hochwasser benetzt wird, der zweite führt zwischen dem Unterberg und den Hügeln nach Schwendt; durch dieses Tälchen ist der Katzlbach an einer Sägemühle vorbeigeleitet worden. Am Tannenkogl, 1301 *m*, ist jenseits des südlichen Talastes noch Moräne angelagert; dagegen steht an der Südostseite der Schwendter Hügel Dolomit an, so daß die nördliche Furche zur Gänze in festes Gestein eingeschnitten erscheint. Auch sie ist epigenetischer Entstehung: der Gletscher unterbrach seinen Rückzug durch einen längeren Stillstand, als seine Zunge gerade noch in das Ulricher Becken hineinreichte; an ihren Rändern flossen die Schmelzwässer dahin und nagten den Untergrund an; dabei schnitt das nördliche Rinnsal in den anstehenden Dolomit ein. Die Gabelung des Katzlbachtales ist ein sicherer Beweis dafür, daß dieser Gletscherast vom Hochfilzner Sattel herkam.

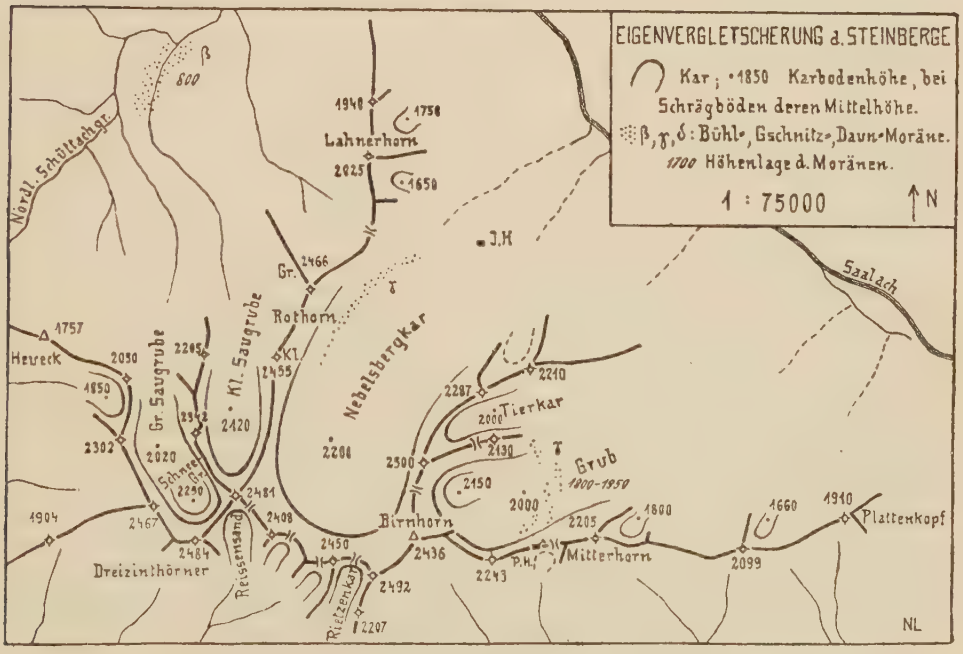
Auch im Bereich dieses Sattels finden sich Ablagerungen, die einen weiteren Gletscherhalt kenntlich machen. Im Südosten des Ortes ragt ein langgestreckter niedriger Rücken auf, der von Moränenmaterial zusammengesetzt wird. Von der Kirche zieht nordwärts gegen die Kurve der Bahn eine flache Bodenschwelle, die im Westen durch den Graben der Rotache aufgeschlossen und dort als Moräne erkennbar wird. Dem Hang angelagert, findet sich weiterhin Gletscherschutt oberhalb der Häuser von Warming und, gut aufgeschlossen, an der linken Seite der Mündung des Schüttachgrabens. An dem Gletscher, der bis an die Ostflanke der Buchensteinwand, 1455 *m*, heranreichte, stauten sich die Schottermassen dieses Seitentales auf; es fällt durch seine breite und nur wenig gegen den Sattel geneigte Sohle auf, die fast bis unmittelbar an den Ramernpaß heranreicht und dadurch ihre bei den Einheimischen gebräuchliche Bezeichnung begreiflich macht: man nennt diese Schotterflur hier den „Tanzboden". — Als der Gletscher schwand, ward die Ufermoräne durchbrochen und ein Teil der Geröllmassen fortgeräumt. Der Grießensee am Hochfilzener Sattel ist durch Schuttkegel abgedämmt worden. Seine Zuschüttung ist nahezu vollendet; nur wenige schilfbestandene Tümpel erinnern noch an ihn.

Nach dem Hochfilzener Gletscherhalt muß sich die Schneegrenze um ein bedeutendes gehoben haben, denn erst im Mitterpinzgau sind wieder Gletscherablagerungen anzutreffen: im Bühlstadium baute der Saalachgletscher die Moränenwälle von Saalfelden auf. Die Hohlwege und das Leoganger Achental waren um diese Zeit schon frei von Eismassen. Im Saalachtal sucht man vergeblich nach Moränen, die denen von Waidring—Beuting, bzw. Schwendt und Hochfilzen gleichgestellt werden könnten. Nördlich von Lofer ist nur wenig Gletscherschutt im Bereich der Scheffsnother Au aufgeschlossen, die sich, wie schon erwähnt, fast zur Gänze aus Bergsturztrümmern zusammensetzt. Vermutlich hat die Saalach die glazialen Ablagerungen zerstört oder mit ihren Schottern überdeckt.

Es ist begreiflich, daß der Gletscherast, der durch das Leoganger Achental bis in die Pillerseefurche reichte, auch in das Fieberbrunner Tal übergeflossen sein muß. Tatsächlich sind in ihm Moränen anzutreffen, doch ohne daß sie besonders charakteristisch in Erscheinung treten würden. Zur Zeit des Waidringer Haltes war naturgemäß auch der breite Sattel von Flecken vom Eis überflossen, das sich westlich von Fieberbrunn mit dem oben erwähnten Gletscher vereinigte; diese Eismassen erreichten noch den Fuß des Obingkogels (Endmoränen von Enterpfarr). Die glazialen Ablage-



Der Loferer Steinberg



Der Leoganger Steinberg

rungen unterhalb Faistenau (westlich von Hochfilzen) lassen sich denen von Schwendt gleichstellen[18]).

Wie in der Quertalfurche von Waidring, so sind auch in der Talung des Pillersees die Entwässerungsverhältnisse sehr eigenartig. Über die offene Talwasserscheide von Flecken, 880 *m*, gelangt man aus dem für den Bach, der es durchzieht, viel zu geräumigen Moosbachtal in das Ulricher Becken, das sich nordwärts immer mehr verengt. Auch hier scheint es zu einer Umkehrung der Entwässerungsrichtung gekommen zu sein; die ehemalige Wasserscheide dürfte einst nördlich des Pillersees verlaufen sein, wofür u. a. die hohe Lage der Mündungsstufe des Steinberggrabens, 1060 *m*, spricht. Von Hochfilzen, genauer von der Rotache her, erreicht man mit einem Anstieg von nur 6 *m* den Sattel von Warming, 852 *m*, der vom Schuttkegel des Lammbaches gebildet wird; er staut den Wiesensee auf, dessen Abfluß nordwärts durch eine Talenge ins Ulricher Becken geht. Hier scheint erst das Ferneis die Verlegung der Wasserscheide bewirkt zu haben. — Wenn man aus dem Grieselbachgraben talaus sieht, so schweift der Blick über den „Hals" hinweg nach Flecken. Die Breite dieses Sattels wie der Umstand, daß am benachbarten Knie des Grieselbachgrabens der Bach nur wenige Meter unter der Sattelhöhe dahinfließt, dann aber in einem Wasserfall zu seiner nordgerichteten Fortsetzung niederstürzt, legt den Gedanken einer vor nicht allzulanger Zeit von Norden her erfolgten Anzapfung des ursprünglich südlich des Unterbergs ins Ulricher Becken führenden Grieselbachgrabens nahe. Leider fehlen Terrassen, deren Verfolgung diese an sich berechtigten Vermutungen zu sicheren Erkenntnissen umwandeln könnte.

Eine auffallende Erscheinung ist die rund 5 *km* lange Sattelzone von Hochfilzen, zu der im Fieberbrunner wie im Leoganger Achental Terrassen emporziehen. Nur wenig durch Gletscherschurf erniedrigt, stellt der Sattel eine Restform dar, die darüber Aufschluß gibt, daß das Gefälle der durch ihn verbundenen Täler einst viel geringer war als heute.

Die Eigenvergletscherung

Im Bühlstadium ist das Gebiet der Steinberge frei von Ferngletschern. Schon zur ausgehenden Würmeiszeit — ihr allmähliches Ausklingen haben wir eben verfolgt — ziehen aus den Karen der Steinberge Lokalgletscher herab, deren Zungen sich dem Ferneis der umrahmenden Haupttäler aufschoben. Im Bühlstadium enden sie meist an den Mündungen der Seitentäler (vgl. die Kärtchen S. 301).

Der Gletscher, der aus den beiden Wehrgruben (Große 1920, Kleine 1900 *m*) gespeist wurde, zog sich in gewaltigen Eisbrüchen über die „Tretter" in das Loferer Tal hinab, wo seine Zunge unmittelbar an der niedrigen Stufe über dem Strubtal ihr Ende fand. Das bezeugt die Blockmoräne, die an der Talmündung die Fernmoränenmassen überlagert. In dem wirren Blockwerk verschwindet der Exenbach, um weiter unten wieder zutage zu treten. Über das Wehrgrubenjoch hinweg stand dieser Gletscher in Verbindung mit dem Lastalferner, der hauptsächlich aus den Karen der Ulricher Grube, 1950 *m*, und dem Mitterhornkar[19]), 1950 *m*, beliefert wurde, aber auch von den nur wenig entwickelten Firnmulden zwischen Rothörndl und Hinterhorn Zufluß erhielt. Der Aufstieg zum Hinterhorn führt im Lastal in einer Höhe von 1000 bis 1150 *m* über die mächtige Endmoräne, die vor der steilen Gletscherzunge hier abgelagert wurde. Große, gut zugerundete und geschrammte Blöcke von Dachsteinkalk werden durch die Hochwässer aus diesen Lockermassen ausgeräumt. Auch im nördlich benachbarten Steinberggraben zog ein Eisstrom talwärts, der, wie seine Ablagerungen beweisen, erst kurz vor dem Beginn der Teufelsklamm endete. Das Kar, in dem er seinen Ursprung nahm, liegt unter den Nordwänden des Seehorns, etwa 1750 *m* hoch,

1. Der Leoganger Steinberg von Nordost.

2. Oberes Lastal und Reifhörner vom Seehorn aus.

3. Der Leoganger Steinberg von Westen.

4. Der Loferer Steinberg von Südwesten.

und ist durch einen jüngeren Moränenwall abgeschlossen. Steile Schuttkegel senken sich von den umrahmenden Felswänden in das Kar.

Einen eindrucksvollen Anblick muß zu jener Zeit die Nordflanke des Loferer Steinbergs geboten haben: Von den Wänden des Rothörndls und der Rothörner ziehen mächtige Schuttkegel in zwei Kare hinab, die in 1600 *m* von Moränenwällen abgeschlossen werden. Weiter östlich tritt in einer Höhe von etwas über 2000 *m* eine auffallende Leiste auf, über der schwach ausgeprägte Firnmulden liegen, während unter ihr steile Wände absinken zu 400 *m* tiefer ansetzenden Karböden. Diese Stufe wird westlich der Gjaidstatt unterbrochen durch eine von den Eismassen ausgekolkte Schlucht, die aus dem 2000 *m* hoch gelegenen Kar nördlich der Waidringer Nieder, 2302 *m*, herabzieht. Durch sie führt der Anstieg aus dem Strubtal empor. Im Osten der Gjaidstatt ist in die erwähnte Leiste, die sich hier stark verbreitert, ein weiteres Kar eingesenkt. Auch am Osthang des Breithorns trifft man in Verfolgung dieses Gehängeknickes auf eine allerdings nur mäßig entwickelte ehemalige Firnmulde; die Mittelhöhe ihres schrägen Bodens beträgt 1950 *m*. Nördlich davon öffnet sich in einer Höhe von 1850 *m* das schmale, längliche Kar der Barmschoß über dem Strubtal.

Der Eispanzer der Nordabstürze der Loferer reichte im Bühlstadium bis ins Haupttal hinab. Einen ähnlichen Anblick bot die Nordseite des Ochsenhorn—Vorderhornzuges. Die Stufe, mit der das Kirchental über dem Becken von Lofer—St. Martin mündet, ist von groben Blockwerkmassen verhüllt. Hier endete zu jener Zeit ein Gletscher, der aus vier Karen gespeist wurde: Durch die als Lawinenbahn berüchtigte „Lahnfahrt" steigt man steil empor zu der Großen Schneegrube, 1800 *m*, deren Eismassen über den Lärchsattel hinweg mit den in der westlichen Lärchgrube, 1720 *m*, gesammelten in Verbindung standen; das Lärchhörndl ragte als Torsäule über den Gletscher empor. Aus einem steilen kleinen Kar, das in die Wände zwischen dem Mittleren und Vorderen Ochsenhorn eingebettet ist, brachen Eislawinen auf jene tieferen Firnfelder nieder. Ein Grat, der sich vom Vorderen Ochsenhorn loslöst und in einer Höhe von 1550 *m* endet, trennt die westliche von der östlichen Lärchgrube, 1650 *m*. Einen weiteren Zustrom erhielt der Kirchentaler Gletscher aus dem Kar der Kleinen Schneegrube; der steile Boden dieses tief unter den plattigen Nordabstürzen des Vorderhornzuges gelegenen Kares hat eine Mittelhöhe von nur 1350 *m*.

Von der Südseite des Ochsenhorn—Vorderhorn-Grates sind nur das kleine Steinkar, 1800 *m*, und die ehemalige, heute stark verschüttete Firnmulde des „Fellerer Sandes", 1900 *m*, zu erwähnen. Durch sie führt der Weg zum Rotschartl empor, dem Übergang in die Kleine Wehrgrube. Weiter im Westen liegt unter dem Hörndl ein Doppelkar, 1570 *m*; zur Zeit des Bühlstadiums reichte hier, wie mächtige Moränen erweisen, ein Gletscher im Wohlauergraben bis in eine Höhe von 1300 *m* herab. Noch um 100 *m* tiefer endete im benachbarten Hafenloch ein Ferner, der in einem durch seine Wildheit eindrucksvollen Kar unter den Reifhornwänden seinen Ursprung hatte. Der Schrägboden dieser Firnmulde, im Mittel 1780 *m* hoch, ist gegen die Geiselhörner zu durch eine berüchtigte Lawinengasse zerstört.

Auf der Nord-, bzw. Ostseite der Leoganger zogen in jener Periode des Eiszeitalters vier mächtige Gletscher zu Tal. Die Ferner der beiden Saugruben (Große 2020, Kleine 2120 *m*) vereinigten sich dort, wo der trennende Grat im Saurüssel unvermittelt endet, und schoben ihre gemeinsame Zunge bis an die Roßruckklamm vor, durch die der Rotschüttbach in den Schüttachgraben herunterstürzt. Zwischen dem Hinterkaser Jagdhaus und der Dalsenalm sind die dazugehörigen, von Racheln zerrissenen Moränenmassen ausgezeichnet aufgeschlossen. Hahn[20]) hat sie irrtümlich als Fernmoräne kartiert. Die tiefe Endlage dieses Saugrubengletschers berechtigt zu der Annahme, daß die Ferner, die aus dem Nebelsbergkar, 2200 *m*, und der Grub, 2000 *m*, gespeist wurden, bis ins Saalachtal herabreichten; ihre Endmoränen hat

die Saalach zerstört. Überaus scharf geben unterhalb des Nebelsbergkares unterschnittene Felswände zu beiden Seiten die Ränder des Gletschers an, der hier in schimmernden Eiskaskaden zum Haupttal abstürzte. Ähnliches ist am Nordosthang des Lahnerhorns zu sehen, wo aus einem Kar, 1750 *m*, das in die breite, dem Kamm vorgelagerte Plattform eingesenkt ist, eine schmale Eiszunge herabhing. Weiter im Süden, östlich der Kote 1936, belieferte ein zweites Kar, 1650 *m*, durch seine Eislawinen den unter ihm wegziehenden Nebelsberggletscher.

Den zentral gelegenen vier großen Firnmulden der Leoganger gesellen sich im Gegensatz zum Loferer Steinberg nur wenige kleine Kare zu. An der Westflanke öffnet sich südlich des Heuecks ein steiles verschüttetes Kar, 1850 *m*, über einem Seitental des südlichen Schüttachgrabens.

Der Gletscher der Grub erhielt Zufluß aus einem Kar, das östlich vom Mitterhorn, 2205 *m*, in 1800 *m* Höhe gelegen ist. Steile Dolomitrunsen ziehen in diese alte Firnmulde herab, unter der eine vom Eis ausgekolkte Schlucht ansetzt. Auch östlich des Säulgangs, 2099 *m*, öffnet sich ein kleines Kar, 1660 *m*, über der Niedergrub.

Die Rückwand des Nebelsbergkares ist infolge der Untergrabung durch den Firn und der Rückwitterung derartig zerstört worden, daß das Eis zwischen dem Nördlichen Hundshörndl und dem Birnhorn unmittelbar an die Südflanke heranreichte und dadurch mit den überaus steilen Eiszungen in Verbindung trat, die im Rietzenkar, im Schorleitenkar, weiters im Reisensand und einer zwischen den beiden letztgenannten gelegenen Rinne gegen das Leoganger Achental jählings herabsanken[21]).

Im Bühlstadium lag die Schneegrenze rund 900 *m* tiefer als heute, in unserem Gebiet also etwa 1600 *m* hoch[22]). Später hob sie sich weiterhin um 300 *m* und aus dieser Zeit, dem sogenannten Gschnitzstadium, sind uns abermals zahlreiche Moränen erhalten geblieben: Wenn man im Loferer Steinberg über die Tretter gegen die beiden Wehrgruben ansteigt, so findet man in einer Höhe zwischen 1450 und 1700 *m* undeutliche Moränenhügel, die am Weg manchmal aufgeschlossen sind und zahlreiche gekritzte Geschiebe führen. Wohlentwickelte Gschnitzmoränen schließen die benachbarte Große Schneegrube in einer Höhe von 1650—1800 *m* ab. Das Gleiche gilt für die Lärchgruben. Am Ausgang des Bühlstadiums erreichte übrigens der aus diesen Karen gespeiste Gletscher nicht mehr die Stufenmündung des Kirchentales, sondern endete, wie grobe Blockmassen erkennen lassen, am unteren Ende des Lärchzipfes, 1050 *m*, der die Lahnfahrt und den östlich benachbarten Graben trennt.

Weitere Endlagen aus der Gschnitzzeit bezeugen die Moränenwälle, welche die Kare nördlich des Rothörner-Hinterhorngrates in einer Höhe von 1600 *m* abschließen. Etwas höher liegt der Moränenkranz unter dem Steinberggrabenkar. Mit Ausnahme des Gletschers, der aus den Wehrgruben bis zu den Trettern herabzog, waren damals die Eismassen auf die Kare allein beschränkt.

Das Gleiche gilt für die Leoganger. Hier umspannen mehrere nicht ununterbrochen verfolgbare Moränenzüge den Ausgang der Grub von der Mittagsscharte bis unter das Tierkar, das durch das Metzhörndl von der Grub geschieden wird. Der Grat zwischen Kuchelhorn und Metzhörndl wurde teilweise durch das Eis zerstört, so daß die letztgenannte Erhebung als „Torsäule" über den Gletscher aufragte. An ihrem Fuße sind die Gschnitzmoränen, 1800 *m*, am besten erhalten. Im Nebelsbergkar[23]) tritt östlich der Rothörner eine alte Ufermoräne auf; damals erreichte der Gletscherrand offenbar nicht mehr den Fuß der benachbarten Wände; der Gschnitzgletscher dürfte hier immerhin bis in die Gegend des Nebelsbergjagdhauses, 1450 *m*, gereicht haben. Östlich davon ist in der „Hinteren Schoß" ein treffliches Beispiel dafür zu sehen, wie ein steiler Lawinengraben durch einen Gehängegletscher verändert wird.

Aber auch im letzten Stadium des ausgehenden Eiszeitalters, im sogenannten Daunstadium — die Schneegrenze lag damals in einer Höhe von etwa 2100 bis

2200 *m* — waren die Grub und das Nebelsbergkar, die beiden Saugruben und im Loferer Steinberg die Große und Kleine Wehrgrube in ihren höchsten inneren Teilen von kleinen Gletschern bedeckt. Der Weg, der im Loferer Steinberg aus der Großen Schneegrube am Sattelhorn vorbei zur Schmidthütte führt, quert in der Kleinen Wehrgrube in einer Höhe von 1950 *m* eine Moräne, welche die Endlage eines Daungletschers bezeichnet. Die kümmerlichen Ferner, die zu jener Zeit in den Steinbergen vorhanden waren, vermochten immerhin in den Karhintergründen kleine Mulden auszuschürfen, so z. B. die Schneegrub, 2250 *m*, im obersten Teil der Großen Saugrube.

Auch heute verschwinden im Sommer in diesen höchsten Regionen nur selten zur Gänze die Schneemassen, die während der kalten Jahreszeit hier aufgehäuft werden. Aber auch in tieferen Teilen finden sich perennierende Schneereste, wie z. B. im Birngraben unter dem Birnhorn, wo Lawinenfirn noch in einer Höhe von etwa 1150 *m* den Sommer überdauert[24]). Auch im Hafenloch liegt, trotzdem es wie der vorgenannte Graben gegen Süden offen ist, jahraus jahrein Schnee, der stark verfirnt ist und in einer Höhe von 1700 *m* von bedeutenden Querspalten durchsetzt wird.

Noch einer eigenartigen, mit dem Eiszeitalter zusammenhängenden Erscheinung muß Erwähnung getan werden. Häufig fällt schon von weitem an den Abhängen der Steinberge, besonders an der Südseite der Leoganger und an der Westseite der Loferer, gelblich gefärbter Schutt auf, der in großen Mengen in die steilen Gräben eingelagert ist. Die Bäche sind im Begriff, die losen, mitunter gut geschichteten Geröllmassen, die sich aus mäßig abgerollten, der Umgebung entstammenden Dolomit- und Kalkbrocken zusammensetzen, auszuräumen. Diese Ablagerungen haben den Charakter von Massen, die durch Wasser verfrachtet und abgelagert worden sind. Vermutlich handelt es sich um Schuttkegel, die, als gegen Ende der Würmeiszeit die Ferneisströme zu schrumpfen begannen, aus den obersten Teilen der freiwerdenden Gräben auf die Gletscher hinausgebaut wurden. Infolge des Sinkens der Eisoberfläche erfuhren die Geröllmassen eine Anstückelung nach unten zu, während sie von oben her durch die Bäche bereits zerschnitten wurden. An einem solchen aufgeschlossenen Schuttkegel führt in einer Höhe von 1200—1400 *m* der Aufstieg von Leogang zur Mittagsscharte vorbei.

Am Westhang des Seehorns erscheinen an den von diesem Schutt teilweise schon wieder freigelegten Hängen des engen Schaflgrabens harte, steil talaus fallende Bänke einer Geröllbreccie; ihre Gesteinszusammensetzung ist dieselbe wie die des jüngeren losen Schuttes. Es muß sich der Vorgang der Zuschüttung und Ausräumung also wiederholt haben. Vielleicht ist die Bildung dieser Breccie, die auch von der Nordflanke der Steinberge oberhalb des Strubpasses bekannt ist, an das Ende der vorletzten Eiszeit, der Rißzeit zu stellen.

Es ist begreiflich, daß die Ferneismassen die Haupttäler erweitern und vertiefen mußten, wenngleich das Ausmaß dieser Veränderung nicht überschätzt werden darf. Die Verlegung von Wasserscheiden an der Westseite der Steinberge wurde schon erwähnt. Sichere Angaben über die Höhenlage der präglazialen Talgründe lassen sich vorläufig nicht machen. Im Saalachtal sind zahlreiche Stufen und Terrassen an das Auftreten harter Gesteine gebunden. Andererseits lassen sich manche Mündungsstufen wie z. B. die des Kirchentales deshalb nicht zur Rekonstruktion eines voreiszeitlichen Saalachtalbodens verwenden, da die Hängetäler darüber verkarstet sind und infolgedessen ihre Tieferlegung gegenüber jener der Haupttalsohle — gleichgültig ob diese durch Wasser oder Eis erfolgte — zurückbleiben mußte.

Die Übertiefung der Haupttäler fand weniger während der Hocheisstände statt, da zu diesen Zeiten wohl nur die oberen Teile der Eismassen sich langsam in der Richtung gegen das Vorland bewegten, während die tieferen als tote Massen die Talgründe erfüllten; aber in den Perioden des An- und Abflauens der einzelnen Eis-

zeiten mußten die nur wenige hundert Meter mächtigen Ferneisströme die Haupttäler ohne Zweifel gegenüber manchen von Lokalgletschern freien Seitengräben vertiefen und erweitern. Zu den auf diese Weise entstandenen Mündungsstufen gehören die des Ödenbaches, die später durch die prächtige Vorderkaserklamm zerschnitten wurde, ferner die benachbarte Stufe des Rotschüttgrabens, die der Bach durch die Anlage der Roßruckschlucht schon weitgehend zerstört hat. Auch die schöne, nur wenig bekannte Teufelsklamm an der Mündungsstufe des Steinberggrabens im Norden des Pillersees ist an dieser Stelle zu erwähnen.

Die voreiszeitliche Entwicklung der Steinberge

Aus der Ungleichartigkeit der Karformen in den beiden Steinbergen ergibt sich die Lösung der Frage, wie hier die Hochregion vor dem Diluvium ausgesehen haben mag. Überaus auffallend stehen den kleinen randlichen Karen die großen flachen Firnmulden in den Leogangern und die beiden Wehrgruben in der Nachbargruppe gegenüber. Hoch über den Tälern öffnen sie sich, nur wenige hundert Meter von scharfen Graten überragt (s. Bild 1). Ich habe schon auf die Ähnlichkeit des Leoganger Steinbergs mit dem zentralen Dachsteinmassiv hingewiesen. Aber dort finden wir beiderseits des Karlseisfeldes im nördlichen Teil der umrahmenden Kämme, an den Ochsenkogeln und dem Niedergjaidstein, nicht Grate wie weiter im Süden, sondern über den Karseitenwänden dehnt sich eine Landschaft aus, die durch ein flaches felsloses Relief gekennzeichnet ist. Hier läßt sich also unmittelbar erkennen, daß sich im Eiszeitalter der Firn in breiten offenen Tälern gesammelt hat, die aber lange vorher schon verkarstet waren und deshalb hoch über den der Erosion durch fließendes Wasser weiterhin ausgesetzten Haupttälern lagen. Durch das Eis wurden diese Hochtäler in Kare verwandelt, die trennenden flachen Rücken untergraben und teilweise vernichtet, so daß bis auf geringe Ausnahmen scharfe Grate an ihre Stelle traten.

Wenn wir auch in den Steinbergen nirgends mehr Reste solcher Flachformen finden, so ermöglicht u. a. die Parallele mit dem Dachstein und ähnlichen Vorkommnissen in der unmittelbaren Nachbarschaft — im Steinernen Meer und auf der Reiteralm — die Annahme, daß die Anlage der breiten Kare im zentralen Teil der Steinberge auf das einstige Vorhandensein flacher offener Hochtäler zurückgeht. Ich habe schon eingangs erwähnt, daß die Kalkstöcke in der Umgebung der Steinberge eine kuppige Landschaft tragen, die Höhenunterschiede von etwa 200—400 *m* aufweist und in den einzelnen Gruppen verschieden hoch liegt. Auch in der Gipfelregion der südlich vorgelagerten Schieferberge finden sich solche Flachformen erhalten. Die nähere Untersuchung der morphologischen Verhältnisse stellt etwa folgenden Entwicklungsgang in unserem Gebiet vor Augen:

Der oligozäne Deckenschub türmte mächtige Massen übereinander, die zunächst den Untergrund einwalmten, so daß die komplizierte Verfaltung dieser ganzen Massen in die Tiefe zu wirksam wurde. Darum entwickelte sich in der folgenden Zeit im Bereich der Alpen eine nur wenig über das Vorland aufragende Landschaft[25]). Die Flüsse zogen damals aus der Gegend der heutigen Alpen-Hauptwasserscheide nordwärts, ohne den Umweg durch Längsfurchen zu nehmen. Später stiegen die hinabgepreßten wirren Falten- und Deckenmassen in ihrer Gesamtheit langsam wieder empor. Dadurch, daß das nicht überall gleichmäßig rasch geschah, bildeten sich lokale Aufwölbungen, die das ursprüngliche Entwässerungsnetz zerstörten und der Anlaß zur Entstehung jener Kuppenlandschaft wurden, die wir auf den Berggruppen rings um die Steinberge noch erhalten sehen. Das Saalachtal und die anderen umrahmenden Täler, auch die Schüttachgräben wurden bereits damals angelegt. Die Hochtäler, die in den Steinbergen erst viel später zu den großen Karen umgewandelt wurden, gehörten

in das Relief der damaligen Mittelgebirgslandschaft. Sie wurde weiterhin gehoben, wobei die Steinberge rascher anstiegen, während andere Gebirgsteile wie die Kirchberggruppe, Kammerköhr- und Lofereralmen, die westlichen Ausläufer des Steinernen Meeres und die Schieferalpen an Höhe zurückblieben. Es ist klar, daß durch die ungleichmäßige Hebung der einzelnen Berggruppen der Schichtverband gestört werden mußte. In der Tat fällt das Saalachtal mit einer Bruchzone zusammen, während das Strubtal an einer Niederbeugung (Flexur) gelegen ist; auch aus dem Ulricher Becken läßt sich eine Verwerfung bis Waidring verfolgen[26]). In dieser zweiten Hebungsphase wurde also die ursprünglich zusammenhängende Kuppenlandschaft in einzelne verschieden hoch gelegene Teile zerlegt. Die innere Zerklüftung der Kalkstöcke wurde infolge der mitgemachten Bewegungen immer größer, so daß die Lösungskraft des Wassers in dem kalkigen Gestein immer mehr zur Geltung kommen konnte. Mit anderen Worten: Die flachen Formen in der Gipfelregion fielen einer stets stärker werdenden Verkarstung anheim, während die Erosion des fließenden Wassers auf die großen Haupttäler und deren unmittelbare Nachbarschaft beschränkt blieb. Infolgedessen wuchs der Höhenunterschied zwischen den Talgründen und den verkarsteten Hochflächen unaufhörlich, ein Vorgang, der auch heute noch fortdauert. In den tiefen Tälern stehen Gesteine an, die wenig oder gar nicht durchlässig und außerdem im Vergleich zu den hangenden Kalkpartien lange nicht so widerstandsfähig sind. Darum weichen die Talhänge rasch zurück; das Gleiche gilt von den steilen Seitengräben, in denen die Erosion, wie eingangs erwähnt, sehr lebhaft am Werke ist. Die Ränder der wasserlosen und darum wenig veränderlichen Karstlandschaft in der Gipfelregion werden deshalb geradezu untergraben und zurückgedrängt. Bergstürze und die Bildung immer höher über die Gräben aufragender Außenwände sind die Folge. Es ist das übrigens eine für die ganzen Kalkalpen charakteristische Erscheinung.

Lange vor dem Beginn des Eiszeitalters waren die Steinberge schon ein Hochgebirge; denn von den tieferen Hangteilen leiteten schon vorher Felswände zu dem in seiner Ausdehnung stark eingeschränkten Rest der Kuppenlandschaft in der Gipfelregion empor. Diese selbst wurde aber erst durch die Vergletscherung zerstört, die an die Stelle von flachen Rücken und Tälern Grate und breite Kare treten ließ[27]). Die randlich gelegenen Kare sind dagegen nichts anderes als die durch die Ansammlung von Firn und Eis umgebildeten steilen Quelltrichter der die Gebirgsflanken gliedernden Gräben.

Karstformen

Vornehmlich im Bereich des Dachsteinkalks, also in der Gipfelregion und tief herunter an den Nordostflanken sind die Steinberge verkarstet. Die Kare werden meist von schwer begehbaren Karrenfeldern eingenommen. Tiefe Dolinen sind dort, wo sich Gesteinsklüfte kreuzen, in den Boden der alten Firnfelder eingesenkt. Die Form dieser Karsttrichter wechselt unaufhörlich. In den Wehrgruben sind sie langgestreckt und ihre Anlage an Verwerfungen ist leicht erkennbar. Quert man das wilde Karrenfeld, das nördlich des Kreuzreifhorns gelegen ist, dann gewinnt man Einblick in große Karstbrunnen von meist kreisrundem Querschnitt. Fast senkrecht sinken diese Schlote ab und nahezu stets verhüllt ein Schneepfropf auch noch im Herbst die Schlucklöcher an ihrem Grunde. Es ist klar, daß auch die ausgezeichnete Bankung des Dachsteinkalks die Anlage von Hohlräumen begünstigt, da die Schichtfugen vom Sickerwasser verweitert werden können. Die wenigen kleinen Quellen, die in größerer Höhe austreten, gehen meist darauf zurück, daß zwischen die Kalkbänder eine tonig-mergelige Zwischenlage eingeschaltet ist, die schon von weitem durch ihre gelbe, manchmal rötliche Farbe auffällt und wasserundurchlässig ist. Ständige Kluftquellen sind nicht nur

in der Gipfelregion, sondern auch an den Gehängen selten; anders nach schweren Regengüssen oder Neuschnee: da wird der ganze Berg lebendig, aber das Wasser, das dann allerorten aus Klüften austritt, versiegt schon nach kurzem Laufe wieder.

Die wenigen während des ganzen Sommers fließenden Quellen in der Hochregion haben Cranz und Einsele beschrieben[28]). Dem erstgenannten verdanken wir auch eine Übersicht über die Höhlen in den Steinbergen[29]). Seit langem ist das Lamprechtsofenloch, 653 *m*, bekannt, das sich nördlich von Weißenbach wenige Meter über der Sohle des Saalachtales öffnet. Der Höhlengang hat sich längst zu einer Kluft entwickelt, welche die dolomitischen Kalkbänke am Fuß des Lahnerhorns durchsetzt. Zur Zeit der Schneeschmelze entströmen dem Felsentor gewaltige Wassermassen. Aber auch im Dolomit kommt es gelegentlich zur Bildung von Hohlräumen, wie die starke Seifenbachquelle, 800 *m*, beweist, die unter den Nordhängen der Wurzköpfe im Strubtale zutage tritt. Nicht unerwähnt darf eine Karstform bleiben, die in den Steinbergen so häufig entwickelt ist, daß ihr die Bevölkerung einen eigenen Namen beigelegt hat: Es sind das die Tretter. Unter einem Tretts[30]), manchmal auch Grub genannt, versteht man eine Hohlform, die an drei Seiten von steilen Wänden umschlossen wird, einen ebenen oder wenig geneigten Boden hat, der an der vierten Seite häufig mit einem Steilabfall gegen das tiefere Gelände abbricht. Es sieht also ein solches Trett einem Kar ähnlich. Am besten ausgeprägt erscheint diese Form in der Niedergrub, 1200 *m*, durch die man aus dem Saalachtal zur Passauer Hütte aufsteigt. Der Boden dieses Tretts ist von Blockwerk erfüllt, das teils von den umrahmenden Steil- und Felshängen herrührt, teils von Lawinen, die vom südlich benachbarten Hauptgrat herabstürzen. Aber auch Gletscherschutt liegt darin, denn der Ferner der Grub zog hier einst herab. Die Rückwand des Tretts ist von dem Wasserfall, der im Frühjahr über sie herabstürzt, abgescheuert. In etwa halber Höhe dieses senkrechten hellen Streifens öffnet sich eine Höhle. Unmittelbar vor der Schwelle der Niedergrub sind zwei weitere Klüfte an der sie im Süden begleitenden Felswand erkennbar. Darunter tritt am Wege eine Quelle aus[31]).

Stets sind an der Felsumrahmung der Tretter größere oder kleinere Höhlenöffnungen zu beobachten; sie geben uns einen Anhaltspunkt dafür, wie man sich die Entstehung dieser Karstformen vorzustellen hat: Jeder Hang weicht infolge der allmählichen Abfuhr der durch die Verwitterung aus dem festen Gesteinsverband losgelösten Teile zurück. Dabei kann es vorkommen, daß eine oder mehrere wasserführende Klüfte angerissen werden. Die starke Wasserader, die dann aus dem Berg austritt, leitet eine kräftige Erosion ein, deren Ergebnis zunächst eine steilwandig begrenzte Quellnische ist. Die Täler, die auf solche Weise entstehen, haben infolge ihrer Steilhänge eine gewisse Ähnlichkeit mit glazialen Trögen; der steile unvermittelte Talschluß dieser Karstsacktäler[32]) wurde früher für einen Trogschluß gehalten. Das Loferer Tal gehört unter diese Formen; wie schon erwähnt, mündet es mit einer Stufe ins Strubtal, die aus glazialen Ablagerungen besteht. Die Blockmoräne, welche die Stufe krönt, schließt eine Schotterfläche ab, die von einem mäandrierenden, nur nach starken Regengüssen benetzten Bachbett durchzogen wird. Verfolgt man es talauf, so gelangt man zu zwei starken Quellen, die unterhalb des „Wechsels" am Fuß des rechten Talhanges austreten; der Bach versiegt bei trockener Witterung bald nachher in den Schottern und erscheint erst wieder unterhalb der Blockmoräne. Das ganze Rinnsal verdient den Namen Exenbach[33]). Es ist charakteristisch, daß die Kluftquellen, die ihn speisen, gerade dort liegen, wo die Verwerfung des Wechsels sich mit der der Schwarzwand nahezu rechtwinkelig verschneidet. Etwas oberhalb des Quellenpaares schließen sich die beiden Steilflanken des Loferer Tales zu einem Felshalbkreis zusammen, der von einem steilen Graben durchrissen wird. Der Schuttkegel an seinem untern Ende beweist, daß hier zeitweilig auch oberflächlich Wasser fließt.

Vom Aufstieg zur Schmidt-Hütte sieht man an der linken Seite dieses Grabens eine große Höhlenwindung aufgeschlossen. Auch auf seinem rechten Hang treten zwei große Klüfte zutage. Die Ausgänge weiterer Höhlengänge sind oberhalb der Steinbergbütte und am Fuß der Eiblhorn-Ostwand zu beobachten[34]). Bei der Tieferlegung des Loferer Tales wurde einst diese kluftreiche Region aufgeschlossen; die Wassermassen, die hier den Berg verließen, bedingten eine lebhafte Erosion unterhalb ihres Austrittes, während die Entwicklung des Talhintergrundes zurückblieb; darum mußte hier allmählich eine Steilstufe im Tallängsschnitt entstehen. Heute entströmt den angeführten Höhlen für gewöhnlich kein Wasser, der Exenbach erscheint, wie erwähnt, erst unterhalb von ihnen.

Es ist zweifellos, daß der Wehrgrubengletscher das Loferer Tal noch etwas vertieft und verbreitert hat, aber die Talform als Ganzes ist voreiszeitlich. Eine Auskolkung durch den Grubgletscher hat auch das Trett des Niedergrub erfahren. Ein ausgesprochenes Karsttal ist weiters das Kirchental. Völlig wasserlos, öffnet es sich 200 *m* über dem Saalachtal. Die Stufe selbst wird heute durch einen starken Bach zerschnitten; er wird aus zahlreichen Quellen gespeist, die unter der Stufenkante an dem mit Moränenblöcken übersäten Hang austreten. Am benachbarten Südrand der Sohle des Haupttales selbst sind Kluftquellen überaus häufig. Es ist klar, daß die fortschreitende Hebung des Gebirgs dazuführt, daß allmählich auch die tieferen Regionen kluftreicher werden; dadurch fallen immer tiefere Gehängeteile der Verkarstung anheim, ohne daß dies darum überall der Fall zu sein braucht. Denn die wenigen Kluftquellen in der Hochregion beweisen, daß es hier immerhin noch ab und zu spaltenarme Räume gibt, sonst könnte über ihnen kein Wasser austreten. Im allgemeinen aber sind heute die Tretter wasserlos und zum großen Teil auch die Karsttäler. Starke Wasseradern treten nur in unmittelbarer Nähe der Haupttalsohlen auf[35]). —

Es ist mir eine angenehme Pflicht, dem Alpenverein dafür zu danken, daß er es mir durch eine Unterstützung ermöglicht hat, die Studien, deren Ergebnisse hier in großen Umrissen[36]) niedergelegt wurden, zu vollenden.

Anmerkungen:

[1]) „Römer-" oder „Romersattel" ist eine Verballhornung. Es heißt richtig: „Ramernsattel" oder „Auf den Ramern." Rams-Schutt. — [2]) Vgl. S. V. (-Schriftenverzeichnis) 1, 6, 7, 11, 13. In 7 eine geol. Karte, die u. a. die Osthälfte der Loferer und das Lahnerhorn umfaßt. — [3]) S. V. 7, S. 6. — [4]) S. V. 1, S. 39. [5]) Hahn (V. S. 7, S. 44—46) spricht von einer „Sattelzone der Schüttachgräben." Die Schichten fallen am Vorderhorn Nord bis Nordnordost, am Lahnerhorn Nordnordost und nicht Ostsüdost, wie Hahn irrtümlich angibt und in einem Profil zu erläutern versucht. Die Streichungsrichtung der Schichten ist also nahezu senkrecht zur Talmündung des Nördlichen Schüttachgrabens. Weiter im Westen ist der Schichtverband zwischen den Steinbergen derart unterbrochen, daß die Südseite des Loferer gegenüber der Nordflanke der Leoganger herausgehoben erscheint. Die unrichtige Auffassung, daß die Loferer als Nord-, die Leoganger als Südflügel einer im Bereich der Schüttachgräben zu denkenden Sattelzone angehören, hat leider auch in den Hochturisten (Bd. II) Eingang gefunden. — [6]) S. V. 7, S. 13. — [7]) S. V. 1, S. 32. — [8]) S. V. 2, S. 127. — [9]) S. V. 1, S. 19 und 32. — [10]) S. V. 13, S. 361. — [11]) Cranz (S. V. 3, S. 212) erwähnt, daß der Bach, der den Pillersee durchfließt, bis zum See Grieselbach, von dort bis Waidring Griesbach, weiterhin bis zum Strubpaß Haselache, noch weiter talab Strubache heißt. Unter dem „Strubtal" versteht man die Längstalstrecke zwischen Waidring und dem Becken von Loser. Die Bezeichnung „Inner-Strubbachtal" für die Pillerseefurche ist nicht gebräuchlich. — [12]) Geologie der Kammerker-Sonntagshorngruppe. Jahrb. Geol. R. A. Wien, 1910, Bd. 60. S. 398. — [13]) Quartärstudien i. d. Chiemgauer Bergen. Ostalp. Formenstudien, Abt. 1, H. 3, S. 27. — [14]) S. V. 1, S. 29. — [15]) Das von Ampferer gezeichnete Profil (S. V. 1, S. 28) ist in diesem Sinne zu berichtigen. — [16]) Vgl. [12]), S. 58. — [17]) Vgl. [13]), S. 28. — [18]) Brückner (S. V. 2, S. 88) hat an den fluvioglazialen Schottern im Fieberbrunner Tal nachgewiesen, daß in dieses das Ferneis über den Hochfilzener Sattel her eindrang, ehe es noch vom Großachental, also von Westen her, überflutet werden konnte. Es zeigt sich demnach, daß sowohl während des An-

wachsens der zentralalpinen Gletscherströme als auch zur Zeit ihres Abflauens der Salzach-Saalachgletscher den Vorrang vor dem Inn-Großachengletscher hatte. Es wird das auch begreiflich, wenn man bedenkt, daß der Paß Thurn die Mitterpinzgauschwelle um rund 500 m an Höhe übertrifft und daß das unterste Inntal nur aus dem Zillertal Eiszufluß erhielt. — [19]) In der Literatur bisher als „oberste Lastalschlucht" bezeichnet; dieses landschaftlich schönste Kar der Loferer wird dermaßen vom Mitterhorn (-Hinterhorn) beherrscht, daß ich dafür den Namen Mitterhornkar vorschlage; er ist auch in die neue A. V.-Karte aufgenommen worden. „Ulricher Grube" heißt das südlich benachbarte Kar unterhalb des Wehrgrubenjoches. — [20]) Vgl. S. V. 7, Kartenbeilage. — [21]) Auch bei der Passauer Hütte reichte ein schmaler kurzer Eislappen von der Grub über die Südflanke hinab. — [22]) Zur Zeit des Würmhocheisstandes lag die Schneegrenze in den Steinbergen bei etwa 1200 m. Im Gegensatz zu den großen Quertälern der Saalach und der Großache sind in der weiteren Umgebung der Pillerseefurche zahlreiche glaziale Ablagerungen aus dem Ende der Würmeiszeit erhalten geblieben. Das Vorhandensein flacher niedriger Talwasserscheiden und die relative Wasserarmut der Gerinne hat ihre Zerstörung verhindert und damit die Möglichkeit gegeben, das Ausklingen der letzten Haupteiszeit genau zu verfolgen. — [23]) Nach alten Karten ist diese Schreibweise und nicht „Ebersbergkar" die richtige. — [24]) Vgl. S. V. 6. — [25]) Vgl. hiezu S. V. 9. — [26]) Ich kann Ampferer keineswegs beistimmen, wenn er behauptet (S. V. 1, S. 38), daß sich große randliche Verwerfungen nicht verfolgen lassen. — [27]) Es ist klar, daß die Hochtäler schon vor der Eiszeit durch die Verkarstung in gewisser Weise verändert werden mußten. Vgl. dazu das über die Karstformen Gesagte. — [28]) S. V. 3, 4, 5. Raummangel verbietet hier eine neuerliche Zusammenstellung. — [29]) S. V. 3, 4. Mit Ausnahme des Lamprechtsofenloches und der Öffnung, der die Seisenbachquelle entströmt, werden hier nur Höhlenausgänge erwähnt, die Cranz unbekannt waren. Ergänzend sei das „Birnloch" angeführt, eine geräumige Höhle, die sich im östlichen Teil des Birnlochgrabens am Fuß der Steilwände öffnet; ihr entströmt eine starke Quelle. Vgl. S. V. 6. Das Felstor des Melkerloches westlich der Passauer Hütte ist der Rest eines Höhlenganges. — [30]) – Tritt. — [31]) Auch bei den Niedergrubhütten am Fuß der Nordwände des Tretts ist eine Quelle gefaßt worden. — [32]) Zu diesen und den folgenden Ausführungen vgl. Lichtenecker, Die Nat. Geogr. Jahresbericht aus Österreich, Bd. XIII, 1926, S. 165. — [33]) Als „Exenbachquelle" wird gewöhnlich der Wiederaustritt des Baches unter der Blockmoräne am Talausgang bezeichnet. — [34]) Die angeführten Höhlenöffnungen wurden in die neue A.V.-Karte aufgenommen. [35]) Ein Karstsack ist auch der untere Teil des Weißbachgrabens an der Nordflanke des Loferer Steinbergs. — [36]) Die eingehende kritische Besprechung einiger morphologischer Fragen, die Steinberge betreffend, wird im Rahmen einer größeren Arbeit an anderer Stelle veröffentlicht werden.

Schriftenverzeichnis

1. Ampferer, O. Beiträge zur Morphologie und Tektonik der Kalkalpen zwischen Inn und Saalach. Jahrb. d. Geol. Bundesanstalt Wien, 75. Bd., 1925.
2. Brückner, E. Die Vergletscherung des Saalachgebietes nebst Beobachtungen über die Eiszeit in der Schweiz. Geogr. Abhandl., I/1., 1886.
3. Cranz, H. Der Loferer Steinberg. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1900.
4. Cranz, H. Der Leoganger Steinberg. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901.
5. Einsele, H. Führer durch die Leoganger Steinberge. München, 1924.
6. Fugger, E., und Kastner, C. Aus den Salzburger Kalkalpen. Mitteil. Ges. f. Salzb. Landeskunde, Bd. 23, 1883, S. 155.
7. Hahn, F. Geologie des oberen Saalachgebietes zwischen Loser und Diesbachtal. Jahrb. Geol. R. A. Wien, 1913, Bd. 63 (mit einer Karte).
8. Hahn, F. Grundzüge des Baues der nördlichen Kalkalpen zwischen Inn und Enns. Mitteil. Geol. Ges. Wien, 1913, Bd. 6.
9. Lichtenecker, N. Das Bewegungsbild der Ostalpen. Die Naturwissenschaften, 13. Jahrg., Heft 35, 1925.
10. Lichtenecker, N. Die Loferer und Leoganger Steinberge. Ihr Formenschatz. Festschrift z. 50jähr. Bestand d. A. V. Sektion Passau. 1925. S. 81.
11. Mojsisovics, E. v. Faunengebiete und Faciesgebilde der Triasperiode in den Ostalpen. Jahrb. d. Geol. R. A. Wien, 1874, S. 113.
12. Penck, A., und Brückner, E. Die Alpen im Eiszeitalter. I. Band, Leipzig, 1902.
13. Schlosser, M. Zur Geologie von Nordtirol. Verhandl. Geol. R. A. Wien, 1895, S. 340.